

The image shows the front cover of a book. The cover is dark, possibly black or dark green, with a fine, woven texture. A decorative border in a lighter shade, likely gold or a light brown, runs along the edges. This border features intricate, swirling, and interlaced patterns, characteristic of Art Deco or similar early 20th-century decorative styles. The patterns are most prominent in the corners and along the right edge. In the bottom-left corner, the text "UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY" is printed in a clean, sans-serif font. The text is arranged in four lines: "UNIVERSITY", "OF", "TORONTO", and "LIBRARY".

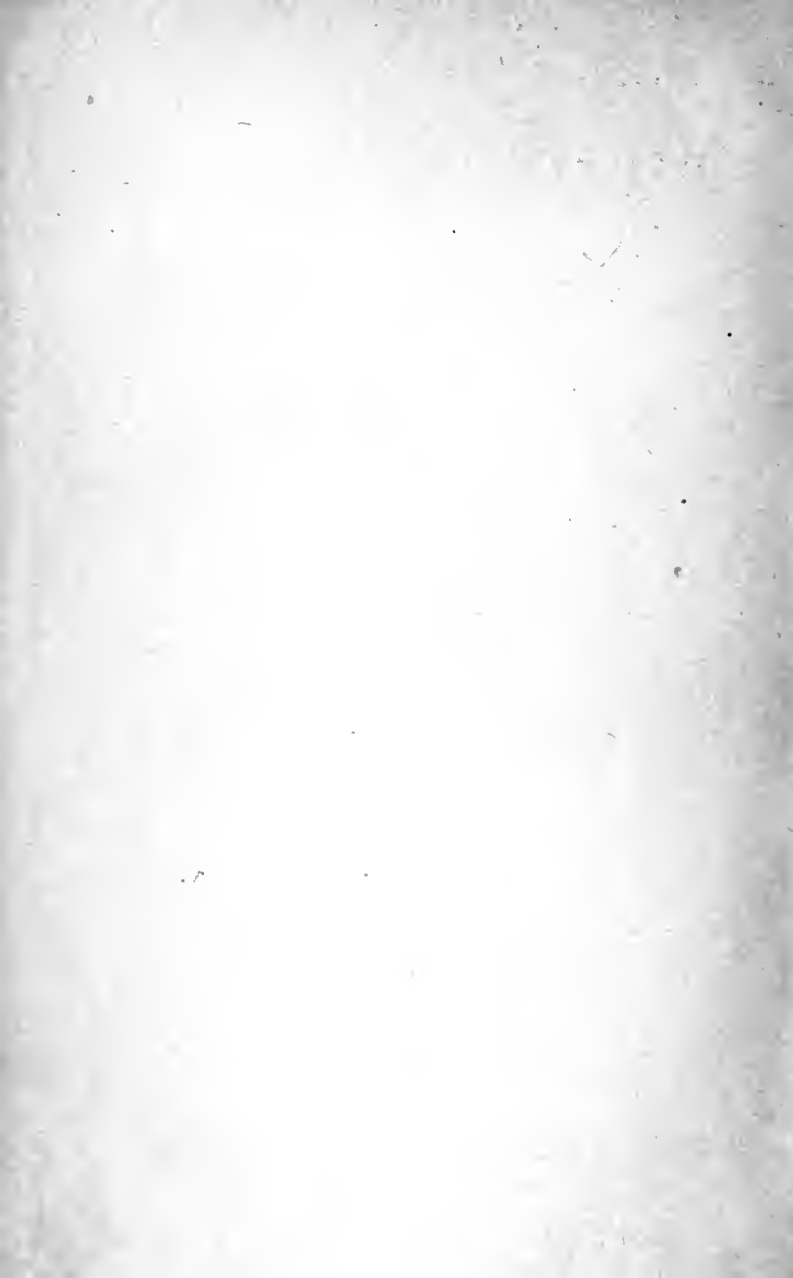
UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Ontario Council of University Libraries



Meyers Klassiker-Ausgaben

Goethes Werke



TIG
5529H

Goethes Werke

Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter

herausgegeben von

Prof. Dr. Karl Heinemann

Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe

Zwölfter Band

Bearbeitet von Dr. Karl Heinemann



170024.
20.3.22



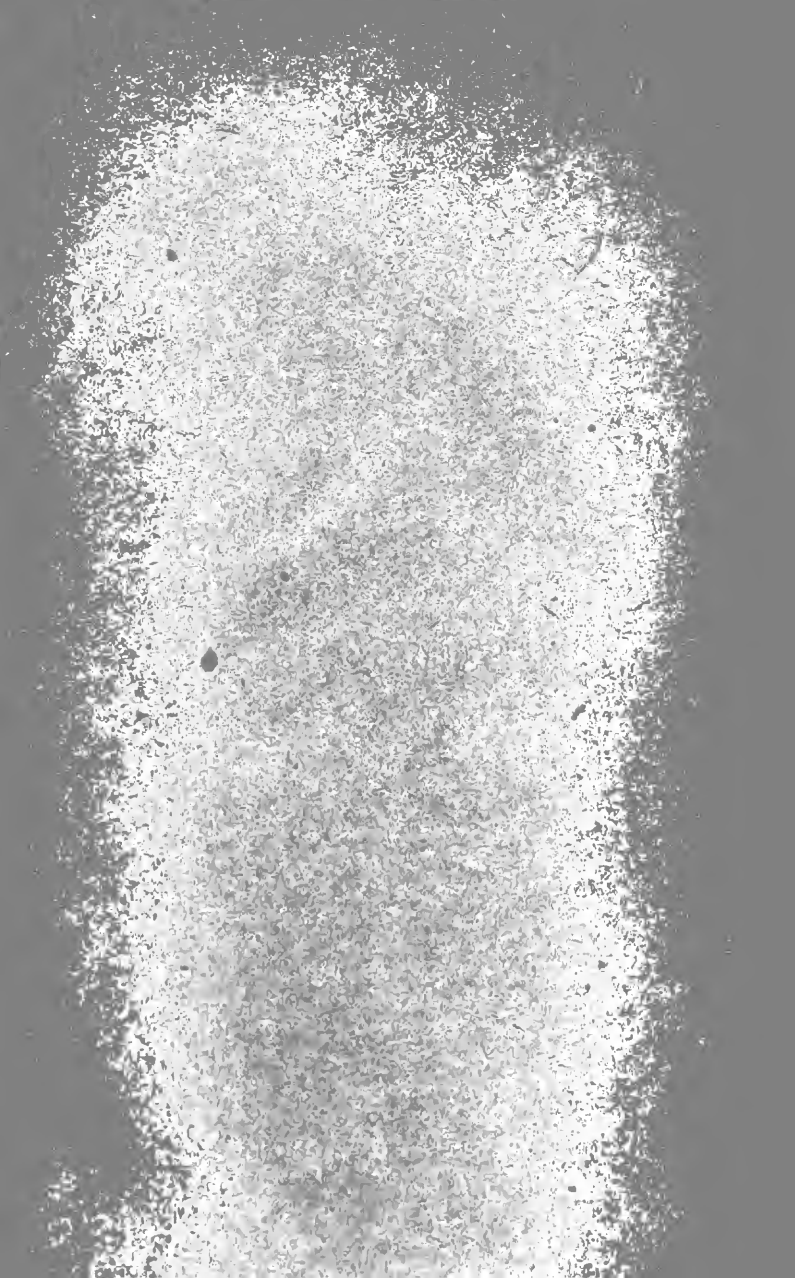
PT
1891
C00
Bd. 12.

Aus meinem Leben.
Dichtung und Wahrheit.

Erster Teil.

Ὁ μὴ δαρεῖς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται.¹

¹ Der Mensch, der nicht gezüchtigt wird, wird nicht erzogen.



Einleitung des Herausgebers.

... Soll aber und muß Geschichte sein, so kann der Biograph sich um sie ein großes Verdienst erwerben, daß er ihr das Lebendige, das sich ihren Augen entzieht, aufbewahren und mittheilen mag.

(Aus einem Entwurf zur Vorrede zum dritten Teil von „Dichtung und Wahrheit“.)

Aristoteles hat wohl zuerst Dichter und Geschichtschreiber gegenübergestellt und in seinem Ausspruch, daß die Poesie philosophischer und bedeutender als die Geschichte sei, dem Dichter die Palme zuerkannt. Goethe stand ganz auf seiner Seite: „Der Dichter schafft seine Welt frei“, so lautet ein uns durch Heinrich Luden überlieferter Ausspruch Goethes, „nach seiner eigenen Idee, und darum kann er sie vollkommen und vollendet hinstellen, der Historiker ist gebunden; denn er muß seine Welt so aufbauen, daß die sämtlichen Bruchstücke hineinpassen, welche die Geschichte auf uns gebracht hat. Deswegen wird er niemals ein vollkommenes Werk liefern können, sondern immer wird die Mühe des Suchens, des Sammelns, des Flickens und Leimens sichtbar bleiben.“

Der Dichter Goethe will hier nicht etwa pro domo sprechen. Seine Abneigung gegen die Geschichtswissenschaft, die Geringschätzung ihrer Ergebnisse, die Verachtung der historischen Kritik verrät sich aus einer großen Anzahl Aussprüche in poetischer oder prosaischer Form von den spöttischen Worten Fausts über „Den Geist der Zeiten“ und von dem „Buch mit sieben Siegeln“ bis zu der unmutigen Äußerung „von der Geschichte könne niemand etwas lernen, denn sie enthalte eine Masse von Thorheiten und Schlechtigkeiten“, und der Kritik von Joh. Müllers „Allgemeiner Geschichte“: „es schneidet sich jeder Historiker die Welt ziemlich nach seiner Taille“. Wenn irgend jemand Begabung für plastische Darstellung besaß, so war es Goethe, und wo er in seinen Werken zu geschichtlicher Darstellung geführt wurde, wie in der „Farbenlehre“ und den „Noten zum Divan“, ist ihm die allgemeine Aner-

kennung nicht versagt worden, aber trotzdem hat er, der sich auf so vielen Gebieten der Wissenschaft fruchtbar erwiesen hat, es verschmäht, seine Kraft einer geschichtlichen Aufgabe zu widmen. Nur einmal entschloß er sich, Karl August zuliebe (1780) ein größeres historisches Werk zu schreiben. Aber er gab trotz großer Vorarbeiten den Plan bald wieder auf, und sein „Leben Bernhards des Großen von Weimar“ blieb ungeschrieben. Goethe war gleichwohl in der geschichtlichen Überlieferung der Völker wohl bewandert, seine schlagfertige Kenntniss der Geschichte fast aller Völker, seine große Belesenheit erweckte oft das Staunen seiner Umgebung, und der Dichter des „Götz“ und des „Egmont“ hat eingehendere Studien nicht verschmäht. Aber gerade diese Studien hatten ihn davon überzeugt, daß es um die sogenannte geschichtliche Wahrheit übel bestellt ist.

Was Goethe an der geschichtlichen Darstellung vernüßte, das fand er erfüllt in der Autobiographie. Wer sein eigenes Leben darstellt, den binden nicht die Fesseln der Überlieferung. Es wird zwar nicht immer das Wirkliche sein, was er darstellt, aber es nähert sich am meisten dem Wirklichen, weil er seine eigene Zeit schildert. Wenn der Historiker aus den Resten der Überlieferung ein kümmerliches Bild der geschilderten Zeit zusammenfügt, der Biograph seiner selbst trägt dieses Bild in sich. Der Historiker ist, um ein Goethisches Bild zu gebrauchen, gleich dem Gärtner, der sein Jahr nach dem beurteilt, was ihm Kelter und Kamern füllt. „Aber wollte man die Herrlichkeit des Frühlings und seiner Blüten nach dem wenigen Obst bezeichnen, das zuletzt noch von den Bäumen genommen wird, so würde man eine sehr unvollkommene Vorstellung jener lieblichen Jahreszeit haben.“ Der Biograph stellt uns ein ganzes blühendes Leben als gegenwärtig dar. Wir leben mit dem Lebendigen. Wir fühlen und empfinden, wir trauern und freuen uns mit ihm. Die Charaktere und den ursächlichen Zusammenhang des Geschilderten, alles, was der Historiker sich erst künstlich aufbaut, bringt der Biograph als empfunden und geschaut mit sich. Ein Hauch von dem Geiste seiner Zeit weht durch seine Darstellung, und ein Bild dieser Zeit leuchtet uns klar auch dort, wo er allzu subjektiv urteilt, aus den Wirkungen, die er ausübt, und die seine Zeitgenossen auf ihn ausgeübt haben, entgegen. „Das Wichtigste bleibt das Gleichzeitige, weil es sich in uns am reinsten abspiegelt, wir in ihm.“

Diese Vorzüge der Selbstbiographie, diesen großen Wert der Memoiren und Briefe, „die das Unmittelbare des Daseins darstellen“,

wird Goethe nicht müde, zu preisen. Seine Vorliebe für Selbstbiographien leuchtet schon aus der Erzählung der Mutter über den Fund der Geschichte des Ritters Götz von Berlichingen entgegen. „In aufgeregter Stimmung“, so berichtet sie, „kam er eines Abends nach Hause und erzählte mir: Mutter, ich habe ein prächtiges Buch in der Bibliothek gefunden ... Das ist etwas Herrliches ...“

Jung-Stillings Lebensbeschreibung, die Goethe 1774 in Elberfeld las, nahm er mit sich und gab sie unter dem Titel „Heinrich Stillings Jugend“, ohne daß der Autor etwas davon wußte, heraus. Sein großes Interesse an Karl Philipp Moritz' autobiographischem Roman „Anton Reiser“ ist aus der „Italienischen Reise“ bekannt.

Die Anziehung, die Benvenuto Cellinis Selbstbiographie auf ihn ausübte, veranlaßte ihn zu der schweren und großen Arbeit der Übertragung ins Deutsche. Die Briefe Windelmanns an Verendis gaben die Veranlassung zu dem Werke: „Windelmann und sein Jahrhundert“. Als ihm Philipp Hackerts Selbstbiographie nach dessen Tode zugesendet wurde, übernahm er gern nach dem Wunsche des alten Freundes die Mühe der Herausgabe.

Mit der zuletztgenannten Arbeit bringt Goethe die Entstehung von „Dichtung und Wahrheit“ in Verbindung. „Ich hatte Ursache“, sagt er in den „Tag- und Jahreshesten“ zum Jahre 1811, „mich zu fragen, warum ich dasjenige, was ich für einen andern thue, nicht für mich selbst zu leisten unternehme. Ich wandte mich daher noch vor Vollendung jenes Bandes an meine eigene früheste Lebensgeschichte.“ Aber der eigentliche Grund lag tiefer. Bei seiner Vorliebe für autobiographische Schriften und bei der hohen Meinung von ihrem Wert und ihrer Bedeutung war es doch selbstverständlich, daß er, der das reichste Leben gelebt hatte, der die Kraft in sich fühlte, diesen herrlichen Inhalt zu einem Kunstwerk darstellend zu gestalten, es der Mit- und Nachwelt nicht vorenthielt. So entstanden eine ganze Reihe autobiographischer Schriften, die den größten Teil des Lebens des Dichters umfassen. Außer „Dichtung und Wahrheit“, die Schilderung der Reisen nach Italien, in die Schweiz und an den Rhein, die „Campagne in Frankreich“ und „Die Tag- und Jahresheste“ nebst den „Biographischen Einzelheiten“.

Dieses Bestreben Goethes, der Nachwelt ein möglichst genaues Bild seiner selbst und seines Wirkens zu geben, scheint im Widerspruch mit manchen seiner Aussprüche und Handlungen zu stehen. Seine

Werke waren für ihn abgethan, wenn sie geschrieben waren. Verdrießlich waren ihm alle Fragen nach der Entstehung seiner Schriften, ihren Beziehungen, ihren Ideen. „Ich habe“, sagt er einmal, „weder Vorwort noch Nachwort, auch gegen die Kritik keine Entschuldigung geliebt.“ Das Urtheil des Publikums war ihm völlig gleichgültig. Seine Werke sollten „auf sich selbst ruhen und aus sich selbst wirken“.

Aber mit dem Eintritt in das Greisenalter vollzieht sich eine Wandlung in dieser Anschauung. Im Jahre 1809 lagen sechzig Jahre seines Lebens hinter ihm und ebenso gleichsam abgeschlossen der Ertrag dieses Lebens: die Cottasche Ausgabe der Werke in 12 Bänden. Goethe beginnt, sich selber historisch zu betrachten. Wie in seinem Gedicht „Mimenau“, tritt der ältere Goethe dem jungen als ein anderes Wesen gegenüber und fordert Aufklärung und Rechenschaft. Der Naturforscher Goethe hatte sein Interesse und seine Forschung dem Werden, nicht dem Gewordenen gewidmet. Nun betrachtet er sich selbst wissenschaftlich als den Werden: „In dem ersten Bande von ‚Dichtung und Wahrheit‘ sollte das Kind nach allen Seiten zarte Wurzeln treiben und ein wenig Keimblätter entwickeln. Im zweiten der Knabe mit lebhafterem Grün stufenweis mannigfaltiger gebildete Zweige treiben, und dieser belebte Stengel sollte nun im dritten Beete ähren- und rispenweis zur Blüte hineinleiten und den hoffnungsvollen Jüngling darstellen.“

Was der fingierte Brief, den Goethe als Vorwort von „Dichtung und Wahrheit“ voraussendet, als Wunsch der Freunde der Goethischen Dichtung erscheinen läßt, das war in Wirklichkeit dem innersten Bedürfnis des Dichters entsprungen. Auch „Dichtung und Wahrheit“ ist ein Werk, „mehr der Nothwendigkeit als der Wahl“. Es beschäftigte ihn, wie er in den „Tag- und Jahreshäften“ erzählt, wo er ging und stand, zu Hause wie auswärts dergestalt, daß sein wirklicher Zustand den Charakter einer Nebensache annahm.

Wann Goethe den Entschluß faßte, sein Leben darzustellen, erhellt aus dem Gesagten. Zum Überflus hat Niemer uns Jahr und Tag, den 59. Geburtstag Goethes, den 28. August 1808 überliefert. Am 11. Oktober 1809 finden wir in den „Tagebüchern“ das erste Zeichen der Arbeit an der Autobiographie: „Schema einer Biographie“. Dieses Schema, das sich erhalten hat und zuletzt in der Weimarschen Ausgabe (Bd. 26, S. 349—364) abgedruckt ist, ist ein größtenteils von Goethes Hand geschriebenes Oktavbändchen. Jedes der 76 Blätter

ist mit einer Jahreszahl von 1742—1809 überschrieben und enthält die wichtigsten Ereignisse des Jahres. Goethes erste Arbeit war also die chronologische Ordnung des Materials.

Über die Ausarbeitung des Werkes liegen uns in den „Tagebüchern“ zahlreiche Nachrichten von Goethe selbst vor. Wir müssen darauf verzichten, die Arbeit nach diesen Notizen im einzelnen zu verfolgen. Es genüge, aus dem Thatsächlichen und klar Überlieferten das Wesentliche hervorzuheben und an den Angaben über die ersten Bücher die Arbeitsweise zu veranschaulichen.

Es ergibt sich aus den Tagebuchnotizen und den erhaltenen Schematen, daß der Dichter nicht in chronologischer Reihenfolge sein Werk ausgearbeitet hat, sondern sich Kapitel auswählte, diese niederschrieb, dann sich genauere Übersichten über einen großen Teil des Werkes machte, das schon Bearbeitete einfügte, die Lücken ausfüllte, Umstellungen, Erweiterungen, Kürzungen vornahm, die endgültige Verteilung in die Bücher bestimmte, bis der einzelne Teil die Form hatte, die dem Verfasser genügte.

In den letzten Tagen des Januar 1811 begann die Ausarbeitung. Am 12. Februar wird bereits im häuslichen Kreise das Biographische vorgelesen. Vom 25. Februar hören wir auch Genaueres über die Kapitel, die Goethe sich ausgewählt. Zuerst Behrißch, Öser, Breitkopf und Stod, dann im März 1811 Krankheitszustand, Rückkehr nach Frankfurt, bis zur Abreise nach Straßburg; Straßburg, Jung, Lersé, Tanzmeister, Übung gegen Schwindel, Münsterturm. Im April 1811 meldet das Tagebuch: „Herder, Friederike Brion, ‚The Vicar of Wakefield‘, Lavater“. Damit endet wahrscheinlich die erste Bearbeitung der ausgewählten Themata. Am 16. April lehrt Goethe zur Geschichte Frankfurts zurück, um nun den ersten Band ausführlich und vollständig darzustellen. Als neu tritt uns entgegen: „Die Wahl und Krönungsgeschichte. Erdbeben von Lissabon. Vorwurf wegen des Großvaters. Bleichen der Kupferstiche. Dann wiederum „Wahl und Krönung“. Am 20. Mai lesen wir: „Einteilung in Bücher“, während bis dahin nur an die Trennung in zwei große Abteilungen gedacht war, „Überlegung der noch beizubringenden Hauptmotive“. Darauf wird wieder das erste Buch in Angriff genommen. Am 24. hören wir: „Revision des ersten Buchs. Aufmerksamkeit auf Motive, welche vergessen worden, sowie Translokation derselben.“ Am 26. folgt eine Übersicht über die drei ersten Bücher. Am 27. Überlegung verschiedener einzu-

fügender Stellen. Dann im Juni die weitere Revision des ersten, daneben die des zweiten und dritten Buches. Am 3. Juli wird das Anabenmärchen diktiert und jüdische Antiquitäten notiert. Am 14. Juli „Betrachtung über das vierte Buch“. Am 17. Juli endlich wird das erste Buch in den Druck gegeben; am 25. Juli das zweite und dritte, am 10. August das vierte; am 7. September das fünfte, das den ersten Teil abschließt. Das Vorwort zum ersten Teil, der fingierte Brief, wurde am 8. September geschrieben.

Noch an demselben Tage wird das „Manuskript des zweiten Teils im allgemeinen durchgegangen und überlegt“. Manches davon war, wie wir gesehen haben, schon bearbeitet. Am 8. April 1811 hatte Goethe bereits ein neues Schema für diesen Teil, der angeblich ursprünglich bis zur Abreise nach Weimar führen sollte, entworfen. Nach längerer Pause beginnt eingehendere Arbeit an dem zweiten Teile Mitte März 1812. Am 4. Oktober 1812 wird der Schluß des zehnten Buches und damit des zweiten Teils in die Druckerei gegeben. Schon den Tag darauf lesen wir im Tagebuch: „Anfang des elften Buches.“ Am 27. Juli 1813 war nach einem Briefe Goethes an Nie-mer der dritte Teil geschrieben mit Ausnahme der ersten beiden Drittheile des 15. Buches. Am 16. Januar 1814 notiert das Tagebuch: „Der letzte Bogen des dritten Bandes“.

Auch aus dem zum vierten Bande gehörigen Stoffe war damals bereits einiges geschrieben oder in Angriff genommen, wie der Abschnitt über das Dämonische und über Spinoza. Doch faßte Goethe spätestens am 8. April 1813 den Entschluß, die Arbeit vorläufig ruhen zu lassen. Denn in der an diesem Tage geschriebenen, später unterdrückten Vorrede zum dritten Bande „beurlaubt er sich für eine Zeitlang von seinen Lesern“. In einem Brief an Eichstädt vom 29. Januar 1815 und in einem Gespräch mit Voisserée vom 3. Oktober 1815 hat Goethe angegeben, was ihn dazu bestimmte. Es war die naheliegende Gefahr, noch lebende Personen durch die Offenheit seiner Darstellung oder vielleicht auch schon durch die Erwähnung selbst zu verlegen. Nachrichten über seine Thätigkeit an dem vierten Bande finden sich in den Jahren 1816, 1817, 1821, 1824 und 1825. Aber zu einer energischen Arbeit und zu endgültiger Redaktion kam er erst am 9. November 1830. Am 12. Oktober 1831 findet sich der letzte Eintrag im Tagebuch. Gedruckt erschien der vierte Band erst nach Goethes Tod, im Jahre 1833.

In der Anzeige von Goethes sämtlichen Werken (Ausgabe letzter Hand) vom 1. März 1826 finden sich hinter der Anzeige des vierten Bandes von „Dichtung und Wahrheit“ (fragmentisch bis in den November 1775) noch ein fünfter angekündigt mit der Bemerkung: „Bis in den September 1786. Darauf folgt die ‚Italienische Reise‘, ‚Campagne in Schlessien von 1790‘, ‚Campagne von 1792‘ und ‚Belagerung von Mainz‘ und die ‚Annalen meines Lebens‘.“ Er hatte also auch 1826 noch ebenso wie bei Beginn der Arbeit an „Dichtung und Wahrheit“ (im Jahre 1809) die Absicht, eine Darstellung seines ganzen Lebens der Nachwelt zu überliefern.

Neben dem Haupttitel „Aus meinem Leben“ erhielt die Autobiographie den Nebentitel „Dichtung und Wahrheit“. Niemand hatte „Wahrheit und Dichtung“ vorgeschlagen, Goethe aber aus euphonischen Gründen, um das Zusammenstoßen zweier, d' zu vermeiden, die Bezeichnung „Dichtung und Wahrheit“ vorgezogen. So lautet der Nebentitel aller zu Goethes Lebzeiten veranstalteten Ausgaben und auch der Ausgabe des vierten Teiles vom Jahre 1833. An dieser Form muß festgehalten werden, wenn auch Goethe dort, wo er sein Werk citiert, sich häufig der Form „Wahrheit und Dichtung“ bedient, und Niemand und Eckermann in der Ausgabe vom Jahre 1837 diese Form eingesetzt haben.

Daß Goethe Wahrheit zu sagen sich bemüht hat, ist selbstverständlich. Auch bezeugt er diese Absicht ausdrücklich in den „Tag- und Jahreshäften“ von 1809, wo er von dem Entschluß spricht, „gegen sich und andere aufrichtig zu sein und sich der Wahrheit möglichst zu nähern, insoweit die Erinnerung nur immer dazu behülflich sein wollte“. Was nun aber der „einigermaßen paradoxe Titel“ bedeuten sollte, das hat er in dem Brief an Zelter vom 15. Februar 1830 eingehend erläutert. „Es war mein ernstestes Bestreben, das eigentlich Grundwahre, das, insofern ich es einsah, in meinem Leben obgewaltet hatte, möglichst darzustellen und auszudrücken. Wenn aber ein solches in späteren Jahren nicht möglich ist, ohne die Rück Erinnerung und also die Einbildungskraft wirken zu lassen, und man also immer in den Fall kommt, gewissermaßen das dichterische Vermögen auszuüben, so ist es klar, daß man mehr die Resultate und wie wir uns das Vergangene jetzt denken, als die Einzelheiten, wie sie sich damals ereigneten, aufstellen und hervorheben werde.“ Goethe macht also keinen Anspruch darauf, in den Einzelheiten immer die Wirklichkeit wiederzugeben. Wo

er im einzelnen sich geirrt oder die „Einbildungskraft“ hat wirken lassen, das wird unser Commentar hervorheben. Was er mit dem Bestreben, das eigentlich Grundwahre darzustellen, gemeint hat, das findet sich noch deutlicher ausgesprochen in einem Gespräch mit Eckermann: „Ich dachte, es stecken in dem Werke einige Symbole des Menschenlebens. Ich nannte das Buch ‚Wahrheit und Dichtung‘, weil es sich durch höhere Tendenzen aus der Region einer niederen Realität erhebt . . . Ein Factum unseres Lebens gilt nicht, insofern es wahr ist, sondern insofern es etwas zu bedeuten hatte.“ Nicht um das Wirkliche, sondern um die Hervorhebung des Typischen war es ihm zu thun und um die Darstellung der Entwicklung des Dichters und des Menschen. Aus den tausend Einzelheiten des Lebens erspäht der Künstler das Bedeutende, das für die Entwicklung Wesentliche, „dem Geier gleich, der, auf schweren Morgenwolken mit sanftem Fittich ruhend, nach Bente schaut“. Sein scharfes Auge zieht den ursächlichen Zusammenhang aller der Wirkungen und Einflüsse von den ersten Regungen des Geistes bis zur Entfaltung des Genius. Was uns in der Wirklichkeit auseinander zu fallen scheint, darin erkennt er Harmonie und Zusammenhang. Wo wir Ursache und Wirkung zu sehen vermeinen, das erkennt er als zufällig und nebensächlich. „Die Reime, die unentwickelt geblieben waren, alle die Blühtenträume, die nicht reiften, mußten übergangen und auf die äußerliche Treue im einzelnen und kleinen verzichtet werden, wo sie den großen Zusammenhang mehr zu verdunkeln als aufzuhellen schien, bis denn endlich die kausale Verbindung gefunden war, die Stetigkeit der Entwicklung, die dem im Leben stehenden Menschen, dem trüben Gast auf der dunkeln Erde, verborgen bleibt und sich nur dem Dichter und Seher offenbart.“

Und nicht nur sich selbst wollte er darstellen. „Es sind lauter Resultate meines Lebens, und die erzählten einzelnen Facta dienen bloß, um eine allgemeine Beobachtung, eine höhere Wahrheit zu bestätigen.“ Uns erscheint das Leben eines jeden verschieden und das Leben Goethes als einzig in seiner Art. Aber der Dichter sieht hinter dem Verschiedenen, Augenblicklichen, Vergänglichem das Grundwahre, das allgemein Gültige, Ewige und Typische. Das darzustellen, war ebenso die Tendenz des Goethischen „Faust“ wie der Goethischen Lebensbeschreibung.



Als Vorwort zu der gegenwärtigen Arbeit, welche desselben vielleicht mehr als eine andere bedürfen möchte, stehe hier der Brief eines Freundes¹, durch den ein solches, immer bedenkliches Unternehmen veranlaßt worden.

5 „Wir haben, teurer Freund, nunmehr die zwölf Teile Ihrer dichterischen Werke² beisammen und finden, indem wir sie durchlesen, manches Bekannte, manches Unbekannte; ja manches Vergeßene wird durch diese Sammlung wieder angefrischt. Man kann sich nicht enthalten, diese zwölf Bände, welche in einem
10 Format vor uns stehen, als ein Ganzes zu betrachten, und man möchte sich daraus gern ein Bild des Autors und seines Talents entwerfen. Nun ist nicht zu leugnen, daß für die Lebhaftigkeit, womit derselbe seine schriftstellerische Laufbahn begonnen, für die lange Zeit, die seitdem verflossen, ein Duzend Bändchen zu
15 wenig scheinen müssen. Ebenso kann man sich bei den einzelnen Arbeiten nicht verhehlen, daß meistens besondere Veranlassungen dieselben hervorgebracht und sowohl äußere bestimmte Gegenstände als innere entschiedene Bildungsstufen daraus hervor-
20 scheinen, nicht minder auch gewisse temporäre moralische und ästhetische Maximen und Überzeugungen darin obwalten. Im ganzen aber bleiben diese Produktionen immer unzusammenhängend; ja oft sollte man kaum glauben, daß sie von demselben Schriftsteller entsprungen seien.

„Ihre Freunde haben indessen die Nachforschung nicht auf-
25 gegeben und suchen, als näher bekannt mit Ihrer Lebens- und Denkweise, manches Rätsel zu erraten, manches Problem aufzulösen; ja sie finden, da eine alte Neigung und ein verjährtes³

¹ Der Freund ist fingiert. — ² Die erste bei Cotta erschienene Ausgabe (1806—1808); ein 13. Band kam 1810 hinzu. — ³ Langjähriges.

Verhältnis ihnen beisteht, selbst in den vorkommenden Schwierigkeiten einigen Reiz. Doch würde uns hie und da eine Nachhülfe nicht unangenehm sein, welche Sie unsern freundschaftlichen Gesinnungen nicht wohl versagen dürfen.

„Das erste also, warum wir Sie ersuchen, ist, daß Sie uns Ihre bei der neuen Ausgabe nach gewissen innern Beziehungen geordneten Dichtwerke in einer chronologischen Folge aufführen und sowohl die Lebens- und Gemüthszustände, die den Stoff dazu hergegeben, als auch die Beispiele, welche auf Sie gewirkt, nicht weniger die theoretischen Grundsätze, denen Sie gefolgt, in einem gewissen Zusammenhange vertrauen möchten. Widmen Sie diese Bemühung einem engerm Kreise, vielleicht entspringt daraus etwas, was auch einem größern angenehm und nützlich werden kann. Der Schriftsteller soll bis in sein höchstes Alter den Vortheil nicht aufgeben, sich mit denen, die eine Neigung zu ihm gefaßt, auch in die Ferne zu unterhalten; und wenn es nicht einem jeden verliehen sein möchte, in gewissen Jahren mit unerwarteten, mächtig wirksamen Erzeugnissen von neuem aufzutreten, so sollte doch gerade zu der Zeit, wo die Erkenntnis vollständiger, das Bewußtsein deutlicher wird, das Geschäft sehr unterhaltend und neubelebend sein, jenes Hervorgebrachte wieder als Stoff zu behandeln und zu einem Lekten zu bearbeiten, welches denen abermals zur Bildung gereiche, die sich früher mit und an dem Künstler gebildet haben.“

Dieses so freundlich geäußerte Verlangen erweckte bei mir unmittelbar die Lust, es zu befolgen. Denn wenn wir in früherer Zeit leidenschaftlich unsern eigenen Weg gehen und, um nicht irre zu werden, die Anforderungen anderer ungeduldig ablehnen, so ist es uns in spätern Tagen höchst erwünscht, wenn irgend eine Theilnahme uns aufregen und zu einer neuen Thätigkeit liebevoll bestimmen mag. Ich unterzog mich daher sogleich der vorläufigen Arbeit, die größeren und kleineren Dichtwerke meiner zwölf Bände auszuzeichnen¹ und den Jahren nach zu ordnen. Ich suchte mir Zeit und Umstände zu vergegenwärtigen, unter

¹ Durch Zeichen hervorzuheben. Goethe hat wohl die Titel herausschnellen lassen.

welchen ich sie hervorgebracht. Allein, das Geschäft ward bald beschwerlicher, weil ausführliche Anzeigen und Erklärungen nötig wurden, um die Lücken zwischen dem bereits Bekanntgemachten auszufüllen. Denn zuvörderst fehlt alles, woran
 5 ich mich zuerst geübt, es fehlt manches Angefangene und nicht Vollendete; ja sogar ist die äußere Gestalt manches Vollendeten völlig verschwunden, indem es in der Folge gänzlich umgearbeitet und in eine andere Form gegossen worden. Außer diesem blieb mir auch noch zu gedenken, wie ich mich in Wissen-
 10 schaften und andern Künsten bemüht, und was ich in solchen fremd scheinenden Fächern, sowohl einzeln als in Verbindung mit Freunden, theils in stillen geübt, theils öffentlich bekannt gemacht.

Alles dieses wünschte ich nach und nach zu Befriedigung
 15 meiner Wohlwollenden einzuschalten; allein diese Bemühungen und Betrachtungen führten mich immer weiter, denn indem ich jener sehr wohl überdachten Forderung zu entsprechen wünschte und mich bemühte, die innern Regungen, die äußern Einflüsse, die theoretisch und praktisch von mir betretenen Stufen der Reihe
 20 nach darzustellen, so ward ich aus meinem engen Privatleben in die weite Welt gerückt, die Gestalten von hundert bedeutenden Menschen, welche näher oder entfernter auf mich eingewirkt, traten hervor; ja die ungeheuren Bewegungen des allgemeinen politischen Weltlaufs, die auf mich, wie auf die ganze Masse
 25 der Gleichzeitigen, den größten Einfluß gehabt, mußten vorzüglich beachtet werden. Denn dieses scheint die Hauptaufgabe der Biographie zu sein, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und
 30 Menschenansicht daraus gebildet und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abgespiegelt. Hierzu wird aber ein kaum Erreichbares gefordert, daß nämlich das Individuum sich und sein Jahrhundert kenne, sich, inwiefern es unter allen Umständen dasselbe geblieben, das Jahr-
 35 hundert, als welches sowohl den Willigen als Unwilligen mit sich fortreißt, bestimmt und bildet, dergestalt, daß man wohl sagen kann, ein jeder, nur zehn Jahre früher oder später ge-

boren, dürste, was seine eigene Bildung und die Wirkung nach außen betrifft, ein ganz anderer geworden sein.

Auf diesem Wege, aus dergleichen Betrachtungen und Versuchen, aus solchen Erinnerungen und Überlegungen entsprang die gegenwärtige Schilderung, und aus diesem Gesichtspunkt ihres Entstehens wird sie am besten genossen, genutzt und am billigsten beurteilt werden können. Was aber sonst noch, besonders über die halb poetische, halb historische Behandlung etwa zu sagen sein möchte, dazu findet sich wohl im Laufe der Erzählung mehrmals Gelegenheit. 5 10



Erstes Buch.

Am 28ten August 1749, mittags mit dem Glockenschlage zwölf, kam ich in Frankfurt am Main auf die Welt. Die Konstellation war glücklich; die Sonne stand im Zeichen der Jungfrau und kulminierte für den Tag; Jupiter und Venus blickten sie freundlich an, Merkur nicht widerwärtig; Saturn und Mars verhielten sich gleichgültig: nur der Mond, der soeben voll ward, übte die Kraft seines Gegenscheins um so mehr, als zugleich seine Planetenstunde eingetreten war. Er widersezte sich daher meiner Geburt, die nicht eher erfolgen konnte, als bis diese Stunde vorübergegangen.¹

Diese guten Aspekten, welche mir die Astrologen in der Folgezeit sehr hoch anzurechnen wußten, mögen wohl Ursache an meiner Erhaltung gewesen sein, denn durch Ungeschicklichkeit der Hebeamme kam ich für tot auf die Welt, und nur durch vielfache Bemühungen brachte man es dahin, daß ich das Licht erblickte. Dieser Umstand, welcher die Meinigen in große Noth versetzt hatte, gereichte jedoch meinen Mitbürgern zum Vorteil, indem mein Großvater, der Schultheiß Johann Wolfgang Textor, daher Anlaß nahm, daß ein Geburtshelfer angestellt und der Hebammenunterricht eingeführt oder erneuert wurde, welches denn manchem der Nachgeborenen mag zu gute gekommen sein.

Wenn man sich erinnern will, was uns in der frühesten Zeit der Jugend begegnet ist, so kommt man oft in den Fall, das-

¹ Bei der Stellung der Nativität sucht der Astrolog zuerst die zwölf Häuser des Himmels (Haus des Lebens, des Glückes, der Brüder u. s. w.) auf. Diese werden durch die zwölf Positionskreise bestimmt, die den Aequator in zwölf gleiche Theile teilen. Dann wird der Ort der Planeten in jedem Hause gesucht und aus ihrer Stellung und Lage die Weissagung bestimmt. Jede Stunde jedes Tages hat ihren herrschenden Planeten, diese folgen, mit dem Saturn am Sonnabend früh 6 Uhr beginnend, in der Reihe: Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur und Mond aufeinander als Stundenbeherrscher. Die Stunde von 11—12 am Donnerstag, dem Wochentage, an dem Goethe geboren wurde, steht also unter der Herrschaft des Mondes.

jenige, was wir von andern gehört, mit dem zu verwechseln, was wir wirklich aus eigener anschauender Erfahrung besitzen. Ohne also hierüber eine genaue Untersuchung anzustellen, welche ohnehin zu nichts führen kann, bin ich mir bewußt, daß wir in einem alten Hause wohnten, welches eigentlich aus zwei durch- 5 gebrochenen Häusern bestand. Eine turmartige Treppe führte zu unzusammenhängenden Zimmern, und die Ungleichheit der Stockwerke war durch Stufen ausgeglichen. Für uns Kinder, eine jüngere Schwester¹ und mich, war die untere weitläufige Hausflur der liebste Raum, welche neben der Thüre ein großes 10 hölzernes Gitterwerk hatte, wodurch man unmittelbar mit der Straße und der freien Luft in Verbindung kam. Einen solchen Vogelbauer, mit dem viele Häuser versehen waren, nannte man ein Geräms. Die Frauen saßen darin, um zu nähen und zu stricken, die Köchin las ihren Salat, die Nachbarinnen besprachen 15 sich von daher miteinander, und die Straßen gewannen dadurch in der guten Jahreszeit ein südliches Ansehen. Man fühlte sich frei, indem man mit dem Öffentlichen vertraut war. So kamen auch durch diese Geräms die Kinder mit den Nachbarn in Ver- 20 bindung, und mich gewannen drei gegenüber wohnende Brüder von Ochsenstein, hinterlassene Söhne des verstorbenen Schultheißen, gar lieb und beschäftigten und neckten sich mit mir auf mancherlei Weise.

Die Meinigen erzählten gern allerlei Eulenspiegelereien, zu denen mich jene sonst ernst und einsamen Männer angereizt. 25 Ich führe nur einen von diesen Streichen an. Es war eben Topfmarkt gewesen, und man hatte nicht allein die Küche für die nächste Zeit mit solchen Waren versorgt, sondern auch uns Kindern dergleichen Geschirr im Kleinen zu spielender Beschäf- 30 tigung eingekauft. An einem schönen Nachmittag, da alles ruhig im Hause war, trieb ich im Geräms mit meinen Schüsseln und Töpfen mein Wesen, und da weiter nichts dabei herauskommen wollte, warf ich ein Geschirr auf die Straße und freute mich, daß es so lustig zerbrach. Die von Ochsenstein, welche sahen, wie ich mich daran ergözte, daß ich so gar fröhlich in 33

¹ Cornelia Friederike Christiane, geb. 7. Dec. 1750. Außerdem hatte Goethe noch vier Geschwister, die aber alle vor 1760 starben (s. S. 50).

die Händchen patzte, riefen: „Noch mehr!“ Ich säumte nicht, sogleich einen Topf und, auf immer fortwährendes Rufen: „Noch mehr!“ nach und nach sämtliche Schüsselchen, Tiegelchen, Kännchen gegen das Pflaster zu schleudern. Meine Nachbarn fuhren fort, ihren Beifall zu bezeigen, und ich war höchlich froh, ihnen Vergnügen zu machen. Mein Vorrat aber war aufgezehrt, und sie riefen immer: „Noch mehr!“ Ich eilte daher stracks in die Küche und holte die irdenen Teller, welche nun freilich im Zerbrecchen noch ein lustigeres Schauspiel gaben; und so lief ich hin und wieder, brachte einen Teller nach dem andern, wie ich sie auf dem Topfbrett der Reihe nach erreichen konnte, und weil sich jene gar nicht zufrieden gaben, so stürzte ich alles, was ich von Geschirr erschleppen konnte, in gleiches Verderben. Nur später erschien jemand, zu hindern und zu wehren. Das Unglück war geschehen, und man hatte für so viel zerbrochne Töpferware wenigstens eine lustige Geschichte, an der sich besonders die schalkischen Urheber bis an ihr Lebensende ergötzen.

Meines Vaters Mutter¹, bei der wir eigentlich im Hause wohnten, lebte in einem großen Zimmer hinten hinaus, unmittelbar an der Hausflur, und wir pflegten unsere Spiele bis an ihren Sessel, ja wenn sie krank war, bis an ihr Bett hin auszudehnen. Ich erinnere mich ihrer gleichsam als eines Geistes, als einer schönen, hagern, immer weiß und reinlich gekleideten Frau. Sanft, freundlich, wohlthollend ist sie mir im Gedächtnis geblieben.

Wir hatten die Straße, in welcher unser Haus lag, den Hirschgraben² nennen hören; da wir aber weder Graben noch Hirsche sahen, so wollten wir diesen Ausdruck erklärt wissen. Man erzählte sodann, unser Haus stehe auf einem Raum, der sonst außerhalb der Stadt gelegen, und da, wo jetzt die Straße

¹ Cornelia Goethe, geb. Walter, geb. 1668, in erster Ehe mit dem Besitzer des Weidenhofs Schellhorn verheiratet, vermählte sich 1705 mit dem Schneidemeister Friedrich Georg Goethe, aus welcher Ehe des Dichters Vater Johann Kaspar Goethe entsproß. Friedrich Georg Goethe starb 2. Febr. 1730. Darauf gab Cornelia Goethe den Gasthof zum Weidenhof auf und kaufte das Haus auf dem Hirschgraben. Sie starb 1754. — ² Auf dem Merianschen Plan Frankfurt's von 1552 ist der Hirschgraben als solcher durch Hirsche bezeichnet. Ende des 16. Jahrhunderts wurde der Graben zugeworfen.

sich befinde, sei ehemals ein Graben gewesen, in welchem eine Anzahl Hirsche unterhalten worden. Man habe diese Tiere hier aufbewahrt und genährt, weil nach einem alten Herkommen der Senat alle Jahre einen Hirsch öffentlich verspeiset, den man denn für einen solchen Festtag hier im Graben immer zur Hand 5
 gehabt, wenn auch auswärts Fürsten und Ritter der Stadt ihre Jagdbefugnis verkümmerten und störten, oder wohl gar Feinde die Stadt eingeschlossen oder belagert hielten. Dies gefiel uns sehr, und wir wünschten, eine solche zahme Wildbahn wäre auch noch bei unsern Zeiten zu sehen gewesen. 10

Die Hinterseite des Hauses hatte, besonders aus dem oberen Stock, eine sehr angenehme Aussicht über eine beinah' unabsehbare Fläche von Nachbargärten, die sich bis an die Stadtmauern verbreiteten. Leider aber war, bei Verwandlung der sonst hier befindlichen Gemeindep läze in Hausgärten, unser Haus 15
 und noch einige andere, die gegen die Straßenecke zu lagen, sehr verkürzt worden, indem die Häuser vom Roßmarkt her weitläufige Hintergebäude und große Gärten sich zueigneten, wir aber uns durch eine ziemlich hohe Mauer unseres Hofes von diesen so nah' gelegenen Paradiesen ausgeschlossen sahen. 20

Im zweiten Stock befand sich ein Zimmer, welches man das Gartenzimmer nannte, weil man sich daselbst durch wenige Gewächse vor dem Fenster den Mangel eines Gartens zu ersetzen gesucht hatte. Dort war, wie ich herantwuchs, mein liebster, 25
 zwar nicht trauriger, aber doch sehnsüchtiger Aufenthalt. Über jene Gärten hinaus, über Stadtmauern und Wälle sah man in eine schöne, fruchtbare Ebene¹, es ist die, welche sich nach Höchst hinzieht. Dort lernte ich Sommerszeit gewöhnlich meine Sektionen, wartete die Gewitter ab und konnte mich an der untergehenden Sonne, gegen welche die Fenster gerade gerichtet waren, 30
 nicht satt genug sehen. Da ich aber zu gleicher Zeit die Nachbarn in ihren Gärten wandeln und ihre Blumen besorgen, die Kinder spielen, die Gesellschaften sich ergehen sah, die Kugeln rollen und die Kegel fallen hörte, so erregte dies frühzeitig in mir ein Gefühl der Einsamkeit und einer daraus ent- 35

¹ Das Gartenzimmer wurde schon bei dem Umbau 1755 zur Hausflur.

springenden Sehnsucht, daß, dem von der Natur in mich gelegten Ernst und Ahnungsvollen entsprechend, seinen Einfluß gar bald und in der Folge noch deutlicher zeigte.

Die alte, winkelhafte, an vielen Stellen düstere Beschaffenheit des Hauses war übrigens geeignet, Schauer und Furcht in kindlichen Gemüthern zu erwecken. Unglücklicherweise hatte man noch die Erziehungsmaxime, den Kindern frühzeitig alle Furcht vor dem Ahnungsvollen und Unsichtbaren zu benehmen und sie an das Schauderhafte zu gewöhnen. Wir Kinder sollten daher allein schlafen, und wenn uns dieses unmöglich fiel und wir uns sacht aus den Betten hervormachten und die Gesellschaft der Bedienten und Mägde suchten, so stellte sich, in umgewandtem Schlafrock und also für uns verkleidet genug, der Vater in den Weg und schreckte uns in unsere Ruhestätte zurück. Die daraus entspringende üble Wirkung denkt sich jeder-
 15 mann. Wie soll derjenige die Furcht los werden, den man zwischen ein doppeltes Furchtbare einklemmt? Meine Mutter, stets heiter und froh und andern das Gleiche gönnend, er fand eine bessere pädagogische Auskunft. Sie wußte ihren Zweck
 20 durch Belohnungen zu erreichen. Es war die Zeit der Pfirschen, deren reichlichen Genuß sie uns jeden Morgen versprach, wenn wir nachts die Furcht überwunden hätten. Es gelang, und beide Teile waren zufrieden.

Innerhalb des Hauses zog meinen Blick am meisten eine
 25 Reihe römischer Prospekte auf sich, mit welchen der Vater einen Vor-
 saal ausgeschmückt hatte, gestochen von einigen geschickten Vorgängern des Piranese¹, die sich auf Architektur und Perspektive wohl verstanden, und deren Nadel sehr deutlich und schätz-
 30 bar ist. Hier sah ich täglich die Piazza del Popolo, das Coliseo, den Petersplatz, die Peterskirche von außen und innen, die Engelsburg und so manches andere. Diese Gestalten drückten sich tief bei mir ein, und der sonst sehr lakonische Vater hatte wohl manchmal die Gefälligkeit, eine Beschreibung des Gegenstandes vernehmen zu lassen. Seine Vorliebe für die
 35 italienische Sprache und für alles, was sich auf jenes Land be-

¹ Giambattista Piranese, römischer Maler, aus Venedig stammend (1720—1778).

zieht, war sehr ausgesprochen. Eine kleine Marmor- und Naturaliensammlung, die er von dorthier mitgebracht, zeigte er uns auch manchmal vor, und einen großen Teil seiner Zeit verwendete er auf seine italienisch verfaßte Reisebeschreibung¹, deren Abschrift und Redaktion er eigenhändig, heftweise, langsam und genau ausfertigte. Ein alter heiterer italienischer Sprachmeister, Giovinazzi benannt, war ihm daran behülflich. Auch sang der Alte nicht übel, und meine Mutter mußte sich bequemen, ihn und sich selbst mit dem Klaviere täglich zu akkompagnieren; da ich denn das *Solitario bosco ombroso*² bald kennen lernte und 10 auswendig wußte, ehe ich es verstand.

Mein Vater war überhaupt lehrhafter Natur, und bei seiner Entfernung von Geschäften wollte er gern dasjenige, was er wußte und vermochte, auf andere übertragen. So hatte er meine Mutter in den ersten Jahren ihrer Verheirathung zum fleißigen 15 Schreiben angehalten, wie zum Klavierspielen und Singen, wobei sie sich genötigt sah, auch in der italienischen Sprache einige Kenntniss und notdürftige Fertigkeit zu erwerben.

Gewöhnlich hielten wir uns in allen unsern Freistunden zur Großmutter, in deren geräumigem Wohnzimmer wir hinläng- 20 lich Platz zu unsern Spielen fanden. Sie wußte uns mit allerlei Kleinigkeiten zu beschäftigen und mit allerlei guten Bissen zu erquicken. An einem Weihnachtsabende³ jedoch setzte sie allen ihren Wohlthaten die Krone auf, indem sie uns ein Puppenspiel vorstellen ließ und so in dem alten Hause eine neue Welt er- 25 schuf. Dieses unerwartete Schauspiel zog die jungen Gemüther mit Gewalt an sich; besonders auf den Knaben machte es einen sehr starken Eindruck, der in eine große langdauernde Wirkung nachklang.

Die kleine Bühne mit ihrem stummen Personal, die man 30 uns anfangs nur vorgezeigt hatte, nachher aber zu eigener Übung und dramatischer Belebung übergab, mußte uns Kindern um so viel werther sein, als es das letzte Vermächtniß unserer guten

¹ Der Vater begann die Reise im Spätherbst 1739 über Wien. Sie dauerte bis Ende 1740. — ² Arie von Pietro Metastasio (1698—1782). Vgl. die Anmerkung am Schluß des Bandes. — ³ 1753. Das Puppenhaus ist noch erhalten und befindet sich im Goethehause.

Großmutter war, die bald darauf durch zunehmende Krankheit unsern Augen erst entzogen und dann für immer durch den Tod¹ entrißen wurde. Ihr Abscheiden war für die Familie von desto größerer Bedeutung, als es eine völlige Veränderung in dem
 5 Zustande derselben nach sich zog.

Solange die Großmutter lebte, hatte mein Vater sich gehütet, nur das mindeste im Hause zu verändern oder zu erneuern; aber man wußte wohl, daß er sich zu einem Hauptbau vorbereitete, der nunmehr auch sogleich vorgenommen wurde.
 10 In Frankfurt, wie in mehreren alten Städten, hatte man bei Auführung hölzerner Gebäude, um Platz zu gewinnen, sich erlaubt, nicht allein mit dem ersten, sondern auch mit den folgenden Stocken überzubauen, wodurch denn freilich besonders enge Straßen etwas Düsteres und Ängstliches bekamen. Endlich
 15 ging ein Gesetz durch, daß, wer ein neues Haus von Grund auf baue, nur mit dem ersten Stock über das Fundament herausrücken dürfe, die übrigen aber senkrecht aufzuführen müsse. Mein Vater, um den vorspringenden Raum im zweiten Stock auch nicht aufzugeben, wenig bekümmert um äußeres architektonisches
 20 Ansehen, und nur um innere gute und bequeme Einrichtung besorgt, bediente sich, wie schon mehrere vor ihm gethan, der Ausflucht, die oberen Teile des Hauses zu unterstützen und von unten herauf einen nach dem andern wegzunehmen, und das Neue gleichsam einzuschalten, so daß, wenn zuletzt gewissermaßen nichts
 25 von dem Alten übrigblieb, der ganz neue Bau noch immer für eine Reparatur gelten konnte². Da nun also das Einreißen und Aufrichten allmählich geschah, so hatte mein Vater sich vorgenommen, nicht aus dem Hause zu weichen, um desto besser die Aufsicht zu führen und die Anleitung geben zu können, denn
 30 auß Technische des Baues verstand er sich ganz gut; dabei wollte er aber auch seine Familie nicht von sich lassen. Diese neue Epoche war den Kindern sehr überraschend und sonderbar. Die Zimmer, in denen man sie oft enge genug gehalten und mit wenig erfreulichem Lernen und Arbeiten geängstigt, die Gänge,

¹ 28. März 1754. — ² Er begann April 1755 und war noch vor dem Winter fertig.

auf denen sie gespielt, die Wände, für deren Reinlichkeit und Erhaltung man sonst so sehr gesorgt, alles das vor der Hacke des Maurers, vor dem Beile des Zimmermanns fallen zu sehen, und zwar von unten herauf, und indessen oben auf unterstützten Balken gleichsam in der Luft zu schweben und dabei immer noch zu einer gewissen Lektion, zu einer bestimmten Arbeit angehalten zu werden — dieses alles brachte eine Verwirrung in den jungen Köpfen hervor, die sich so leicht nicht wieder ins Gleiche setzen ließ. Doch wurde die Unbequemlichkeit von der Jugend weniger empfunden, weil ihr etwas mehr Spielraum als bisher und manche Gelegenheit, sich auf Balken zu schaukeln und auf Brettern zu schwingen, gelassen ward.

Hartnäckig setzte der Vater die erste Zeit seinen Plan durch; doch als zuletzt auch das Dach teilweise abgetragen wurde und, ungeachtet alles übergespannten Wachstuches von abgenommenen Tapeten, der Regen bis zu unsern Betten gelangte, so entschloß er sich, obgleich ungern, die Kinder wohlwollenden Freunden, welche sich schon früher dazu erbotten hatten, auf eine Zeitlang zu überlassen und sie in eine öffentliche Schule zu schicken¹.

Dieser Übergang hatte manches Unangenehme, denn indem man die bisher zu Hause abgesondert, reinlich, edel, obgleich streng gehaltenen Kinder unter eine rohe Masse von jungen Geschöpfen hinunterstieß, so hatten sie vom Gemeinen, Schlechten, ja Niederträchtigen ganz unerwartet alles zu leiden, weil sie aller Waffen und aller Fähigkeit ermangelten, sich dagegen zu schützen.

Um diese Zeit war es eigentlich, daß ich meine Vaterstadt zuerst gewahr wurde, wie ich denn nach und nach immer freier und ungehinderter, theils allein, theils mit muntern Gespielen, darin auf und ab wandelte. Um den Eindruck, den diese ernstern und würdigen Umgebungen auf mich machten, einigermaßen mitzutheilen, muß ich hier mit der Schilderung meines Geburtsortes vorgreifen, wie er sich in seinen verschiedenen Theilen allmählich vor mir entwickelte. Am liebsten spazierte ich auf der großen Mainbrücke. Ihre Länge, ihre Festigkeit, ihr gutes An-

¹ Die Elementarschule, die ein gewisser Schellhafer hielt.

seher machte sie zu einem bemerkenswerten Bauwerk; auch ist es aus früherer Zeit beinahe das einzige Denkmal jener Vorsorge, welche die weltliche Obrigkeit ihren Bürgern schuldig ist. Der schöne Fluß auf- und abwärts zog meine Blicke nach sich; und wenn auf dem Brückenkreuz der goldene Hahn¹ im Sonnenschein glänzte, so war es mir immer eine erfreuliche Empfindung. Gewöhnlich ward alsdann durch Sachsenhausen spaziert und die Überfahrt für einen Kreuzer gar behaglich genossen. Da befand man sich nun wieder diesseits, da schlich man zum Weinmarke, bewunderte den Mechanismus der Krane, wenn Waren ausgeladen wurden; besonders aber unterhielt uns die Ankunft der Marktschiffe, wo man so mancherlei und mitunter so seltsame Figuren aussteigen sah. Ging es nun in die Stadt herein, so ward jederzeit der Saalhof², der wenigstens an der Stelle stand, wo die Burg Kaiser Karls des Großen und seiner Nachfolger gewesen sein sollte, ehrfurchtsvoll gegrüßt. Man verlor sich in die alte Gewerbstadt und besonders Markttag³ gern in dem Gewühl, das sich um die Bartholomäuskirche herum versammelte. Hier hatte sich von den frühesten Zeiten an die Menge der Verkäufer und Krämer übereinander gedrängt, und wegen einer solchen Besiznahme konnte nicht leicht in den neuern Zeiten eine geräumige und heitere Anstalt Platz finden. Die Buden des sogenannten Pfarreisens⁴ waren uns Kindern sehr bedeutend, und wir trugen manchen Baken hin, um uns farbige, mit goldenen Tieren bedruckte Bogen anzuschaffen. Nur selten aber mochte man sich über den beschränkten, vollgepfropften und unreinlichen Marktplatz hindrängen. So erinnere ich mich auch, daß ich immer mit Entsetzen vor den daranstoßenden engen und häßlichen Fleischbänken geflohen bin. Der Römerberg war ein desto angenehmerer Spazierplatz. Der Weg nach der neuen Stadt, durch die neue Kräme⁵, war immer aufheiternd und ergötlich; nur verdroß es uns, daß nicht neben der Lieb-

¹ Wahrscheinlich Sinnbild der Wachsamkeit, schon 1405 vorhanden. — ² Aula regia, des Reiches Saal, ursprünglich Gerichtsstätte, später königliche Pfalz, von Ludwig dem Frommen aufgebaut. Hier war 823 Karl der Kahle geboren worden. — ³ Den Dom, Wahl- und Krönungskirche der deutschen Kaiser. — ⁴ Der durch eine eiserne Pforte verschließbare Fußweg über den jetzigen Domplatz. — ⁵ Straße vom Römerberg nach dem Liebfrauenberg.

Frauenkirche eine Straße nach der Zeile zugin und wir immer
 den großen Umweg durch die Hafengasse oder die Katharinen-
 pforte machen mußten. Was aber die Aufmerksamkeit des Kindes
 am meisten an sich zog, waren die vielen kleinen Städte in der
 Stadt, die Festungen in der Festung, die ummauerten Kloster- 5
 bezirke nämlich, und die aus frühern Jahrhunderten noch übrigen
 mehr oder minder burgartigen Räume: so der Nürnberger Hof¹,
 das Compostell², das Braunsfels³, das Stammhaus derer von
 Stallburg⁴ und mehrere in den spätern Zeiten zu Wohnungen
 und Gewerbsbenutzungen eingerichtete Festen. Nichts architek- 10
 tonisch Erhebendes war damals in Frankfurt zu sehen: alles
 deutete auf eine längst vergangene, für Stadt und Gegend sehr
 unruhige Zeit. Pforten und Türme, welche die Grenze der
 alten Stadt bezeichneten, dann weiterhin abermals Pforten,
 Türme, Mauern, Brücken, Wälle, Gräben, womit die neue 15
 Stadt umschlossen war, alles sprach noch zu deutlich aus, daß
 die Nothwendigkeit, in unruhigen Zeiten dem Gemeinwesen Sicher-
 heit zu verschaffen, diese Anstalten hervorgebracht, daß die Plätze,
 die Straßen, selbst die neuen, breiter und schöner angelegten,
 alle nur dem Zufall und der Willkür und keinem regelnden 20
 Geiste ihren Ursprung zu danken hatten. Eine gewisse Neigung
 zum Aeltertümlichen setzte sich bei dem Knaben fest, welche be-
 sonders durch alte Chroniken, Holzschnitte, wie z. B. den Grabe-
 schen⁵ von der Belagerung von Frankfurt, genährt und begün-
 stigt wurde; wobei noch eine andere Lust, bloß menschliche Zu- 25
 stände in ihrer Mannigfaltigkeit und Natürlichkeit, ohne weitem
 Anspruch auf Interesse oder Schönheit, zu erfassen, sich hervor-
 that. So war es eine von unsern liebsten Promenaden, die wir
 uns des Jahrs ein paarmal zu verschaffen suchten, inwendig
 auf dem Gange der Stadtmauer herumzuspazieren. Gärten, 30
 Höfe, Hintergebäude ziehen sich bis an den Zwinger⁶ heran; man
 sieht mehrere tausend Menschen in ihren häuslichen, kleinen,

¹ Zwischen dem Markt und der Schmurgasse. — ² Das Inrimalnische alte
 Reichsquartier. — ³ Damals Sitz der Gesellschaft Frauenstein, am Liebfrauenberg.
 — ⁴ Auf dem Kornmarkt, wo jetzt die deutsch-reformirte Kirche steht. — ⁵ Hans
 Grav aus Amsterdam hatte den Faberschen Plan aus dem Jahre 1552 in Holz
 geschnitten. — ⁶ Befestigter Raum zwischen der Stadtmauer und den ersten Gärten
 und Häusern.

abgeschlossenen, verborgenen Zuständen. Von dem Puz- und Schaugarten des Reichen zu den Obstgärten des für seinen Nutzen besorgten Bürgers, von da zu Fabriken, Bleichplätzen und ähnlichen Anstalten, ja bis zum Gottesacker selbst — denn
 5 eine kleine Welt lag innerhalb des Bezirks der Stadt — ging man an dem mannigfaltigsten, wunderlichsten, mit jedem Schritt sich verändernden Schauspiel vorbei, an dem unsere kindische Neugier sich nicht genug ergehen konnte. Denn fürwahr, der bekannte hinkende Teufel¹, als er für seinen Freund die Dächer
 10 von Madrid in der Nacht abhob, hat kaum mehr für diesen geleistet, als hier vor uns unter freiem Himmel, bei hellem Sonnenschein, gethan war. Die Schlüssel, deren man sich auf diesem Wege bedienen mußte, um durch mancherlei Türme, Treppen und Pfortchen durchzukommen, waren in den Händen
 15 der Zeugherren, und wir verfehlten nicht, ihren Subalternen aufs beste zu schmeicheln.

Bedeutender noch und in einem andern Sinne fruchtbarer blieb für uns das Rathhaus, der Römer² genannt. In seinen untern, gewölbähnlichen Hallen verloren wir uns gar zu gerne.
 20 Wir verschafften uns Eintritt in das große, höchst einfache Sessionszimmer des Rates. Bis auf eine gewisse Höhe getäfelt, waren übrigens die Wände sowie die Wölbung weiß und das Ganze ohne Spur von Malerei oder irgend einem Bildwerk. Nur an der mittelsten Wand in der Höhe las man die kurze
 25 Inschrift:³

„Eines Mannes Rede
 Ist keines Mannes Rede:
 Man soll sie billig hören beede.“

Nach der altertümlichsten Art waren für die Glieder dieser Ver-
 30 sammlung Bänke ringsumher an der Bertäfelung angebracht und um eine Stufe von dem Boden erhöht. Da begriffen wir leicht, warum die Rangordnung unseres Senats nach Bänken eingeteilt sei. Von der Thür linker Hand bis in die gegenüber-

¹ „Le diable boiteux“ von Lesage (1707). — ² 1405 wurde der „Römer“ und der „Goldne Schwan“ von der Stadt angekauft und durch einen Neubau ersetzt, der 1416 vollendet war. Der Grund für den Namen Römer ist nicht mehr zu ermitteln. — ³ Wörtlich (1442): „Eyns mans rebbe ein halbe rebbe, man soll sie billig verhören beede.“

stehende Ecke, als auf der ersten Bank, saßen die Schöffen¹, in der Ecke selbst der Schultheiß, der einzige, der ein kleines Tischchen vor sich hatte; zu seiner Linken bis gegen die Fensterseite saßen nunmehr die Herren der zweiten Bank; an den Fenstern her zog sich die dritte Bank, welche die Handwerker einnahmen; in der Mitte des Saals stand ein Tisch für den Protokollführer. 5

Waren wir einmal im Römer, so mischten wir uns auch wohl in das Gedränge vor den burgemeisterlichen Audienzen. Aber größeren Reiz hatte alles, was sich auf Wahl und Krö- 10 nung der Kaiser bezog. Wir wußten uns die Gunst der Schließer zu verschaffen, um die neue, heitre, in Fresko gemalte, sonst durch ein Gitter verschlossene Kaisertreppe hinaufsteigen zu dürfen. Das mit Purpurtapeten und wunderbarlich verschönderten Goldbleisten verzierte Wahlzimmer² flößte uns Ehrfurcht ein. Die 15 Thürstücke, auf welchen kleine Kinder oder Genien, mit dem kaiserlichen Ornat bekleidet und belastet mit den Reichsinsignien, eine gar wunderliche Figur spielen, betrachteten wir mit großer Aufmerksamkeit und hofften wohl, auch noch einmal eine Krönung mit Augen zu erleben. Aus dem großen Kaiser- 20 saale³ konnte man uns nur mit sehr vieler Mühe wieder herausbringen, wenn es uns einmal geglückt war, hineinzuschlüpfen; und wir hielten denjenigen für unsern wahrsten Freund, der uns bei den Brustbildern der sämtlichen Kaiser, die in einer gewissen Höhe umher gemalt waren, etwas von ihren Thaten er- 25 zählen mochte.

Von Karl dem Großen vernahmen wir manches Märchenhafte; aber das Historisch-Interessante für uns fing erst mit Rudolf von Habsburg an, der durch seine Mannheit so großen Verwirrungen ein Ende gemacht. Auch Karl der Vierte zog 30

¹ Auf jeder Bank saßen 14 Mitglieder des Senats und zwar auf der ersten Bank (der Schöffen, d. h. Älteren Senatoren) und der zweiten (der jüngeren Senatoren) saßen Rechtsgelehrte, Kaufleute, Gutsbesitzer (adelig und bürgerlich). Man konnte von der zweiten zur ersten Bank vorrücken. Von den Handwerkern, die die dritte Bank einnahmen, waren zwölf aus Zünften, zwei nutzlos. Beim Eintritt in den Rat mußten sie ihr Handwerk „abschwören“, d. h. aufgeben. — ² Wahl- und Konferenzzimmer der Kurfürsten neben dem Kaiseraal. — ³ 84 Fuß lang, 45 Fuß breit; 1411 vollendet.

unsre Aufmerksamkeit an sich. Wir hatten schon von der Goldenen Bulle und der peinlichen Halsgerichtsordnung¹ gehört, auch daß er den Frankfurtern ihre Anhänglichkeit an seinen edlen Gegenkaiser, Günther von Schwarzburg², nicht entgelten ließ. Maximilianen hörten wir als einen Menschen- und Bürgerfreund loben, und daß von ihm prophezeit worden, er werde der letzte Kaiser aus einem deutschen Hause sein; welches denn auch leider eingetroffen, indem nach seinem Tode die Wahl nur zwischen dem König von Spanien, Karl dem Fünften, und dem König von Frankreich, Franz dem Ersten, geschwankt habe. Bedenklich fügte man hinzu, daß nun abermals eine solche Weisfagung oder vielmehr Vorbedeutung umgehe: denn es sei augenfällig, daß nur noch Platz für das Bild eines Kaisers übrigbleibe, ein Umstand, der, obgleich zufällig scheinend, die Patriotischgesinnten mit Besorgnis erfülle.

Wenn wir nun so einmal unsern Umgang hielten, verfehlten wir auch nicht, uns nach dem Dom zu begeben und daselbst das Grab jenes braven, von Freund und Feinden geschätzten Günther zu besuchen. Der merkwürdige Stein, der es ehemals bedeckte, ist in dem Chor aufgerichtet. Die gleich daneben befindliche Thür, welche ins Konklave³ führt, blieb uns lange verschlossen, bis wir endlich durch die obern Behörden auch den Eintritt in diesen so bedeutenden Ort zu erlangen wußten. Allein wir hätten besser gethan, ihn durch unsre Einbildungskraft, wie bisher, auszumalen; denn wir fanden diesen in der deutschen Geschichte so merkwürdigen Raum, wo die mächtigsten Fürsten sich zu einer Handlung von solcher Wichtigkeit zu versammeln pflegten, keinesweges würdig ausgeziert, sondern noch obenein mit Balken, Stangen, Gerüsten und anderem solchen Gesperr, das man beiseite setzen wollte, verunstaltet. Desto mehr ward unsere Einbildungskraft angeregt und das Herz uns erhoben, als wir kurz nachher die Erlaubnis erhielten, beim Vor-

¹ „Constitutio criminalis Carolina“, von Karl V., nicht Karl IV., auf dem Reichstag zu Regensburg 1532 zum Reichsgesetz erhoben. — ² 30. Januar 1349 als Gegenkaiser gegen Karl IV. in Frankfurt gewählt. Er entsagte bald darauf, schwer erkrankt, der Krone und starb in Frankfurt 14. Juni 1349. Er wurde im Dom beigesetzt. — ³ Kapitelle.

zeigen der Goldnen Bulle¹ an einige vornehme Fremden auf dem Rathhause gegenwärtig zu sein.

Mit vieler Begierde vernahm der Knabe sodann, was ihm die Seinigen sowie ältere Verwandte und Bekannte gern erzählten und wiederholten, die Geschichten der zuletzt kurz aufeinander gefolgten Krönungen: denn es war kein Frankfurter von einem gewissen Alter, der nicht diese beiden Ereignisse und was sie begleitete für den Gipfel seines Lebens gehalten hätte. So prächtig die Krönung Karls des Siebenten² gewesen war, bei welcher besonders der französische Gesandte mit Kosten und Geschmack herrliche Feste gegeben, so war doch die Folge für den guten Kaiser desto trauriger, der seine Residenz München nicht behaupten konnte und gewissermaßen die Gastfreiheit seiner Reichsstädter anflehen mußte.

War die Krönung Franz des Ersten³ nicht so auffallend prächtig wie jene, so wurde sie doch durch die Gegenwart der Kaiserin Maria Theresia verherrlicht, deren Schönheit ebenso einen großen Eindruck auf die Männer scheint gemacht zu haben als die ernste, würdige Gestalt und die blauen Augen Karls des Siebenten auf die Frauen. Wenigstens wetteiferten beide Geschlechter, dem aufhorchenden Knaben einen höchst vorteilhaften Begriff von jenen beiden Personen beizubringen. Alle diese Beschreibungen und Erzählungen geschahen mit heitrem und beruhigtem Gemüt, denn der Nachner Friede⁴ hatte für den Augenblick aller Fehde ein Ende gemacht, und wie von jenen Feierlichkeiten, so sprach man mit Behaglichkeit von den vorübergegangenen Kriegszügen, von der Schlacht bei Dettingen⁵, und was die merkwürdigsten Begebenheiten der verflossenen Jahre mehr sein mochten; und alles Bedeutende und Gefährliche schien, wie es nach einem abgeschlossenen Frieden zu gehen pflegt, sich nur ereignet zu haben, um glücklichen und sorgenfreien Menschen zur Unterhaltung zu dienen.

Hatte man in einer solchen patriotischen Beschränkung kaum

¹ Frankfurt hatte 1306 eine offizielle, mit dem Siegel versehene Abschrift des Originals vom Kaiser erhalten. — ² 1742. — ³ 1745. — ⁴ Beendete 1748 den Österreichischen Erbfolgekrieg. — ⁵ In Unterfranken, Sieg der Oesterreicher und Engländer über die Karl VII. unterstützenden Franzosen 27. Juni 1743.

ein halbes Jahr hingebracht, so traten schon die Messen wieder ein, welche in den sämtlichen Kinderköpfen jederzeit eine unglaubliche Gärung hervorbrachten. Eine durch Erbauung so vieler Buden innerhalb der Stadt in weniger Zeit entspringende
 5 neue Stadt, das Wogen und Treiben, das Abladen und Auspacken der Waren erregte von den ersten Momenten des Bewußtseins an eine unbezwinglich thätige Neugierde und ein unbegrenztes Verlangen nach kindischem Besitz, das der Knabe mit
 10 die Kräfte seines kleinen Beutels erlauben wollten, zu befriedigen suchte. Zugleich aber bildete sich die Vorstellung von dem, was die Welt alles hervorbringt, was sie bedarf und was die Bewohner ihrer verschiedenen Teile gegeneinander auszuwechseln.

Diese großen, im Frühjahr und Herbst eintretenden Epochen
 15 wurden durch seltsame Feierlichkeiten angekündigt, welche um desto würdiger schienen, als sie die alte Zeit, und was von dorthin noch auf uns gekommen, lebhaft vergegenwärtigten. Am Geleitsstag¹ war das ganze Volk auf den Beinen, drängte sich nach der Fahrgasse, nach der Brücke, bis über Sachsenhausen
 20 hinaus; alle Fenster waren besetzt, ohne daß den Tag über was Besonderes vorging; die Menge schien nur da zu sein, um sich zu drängen, und die Zuschauer, um sich untereinander zu betrachten: denn das, worauf es eigentlich ankam, ereignete sich erst mit sinkender Nacht und wurde mehr geglaubt, als mit
 25 Augen gesehen.

In jenen ältern unruhigen Zeiten nämlich, wo ein jeder nach Belieben Unrecht that oder nach Lust das Rechte beförderte, wurden die auf die Messen ziehenden Handelsleute von Wege-
 30 lagerern, edlen und unedlen Geschlechts, willkürlich geplagt und geplackt, so daß Fürsten und andere mächtige Stände die Thronen mit gewaffneter Hand bis nach Frankfurt geleiten ließen. Hier wollten nun aber die Reichsstädter sich selbst und ihrem Gebiet nichts vergeben; sie zogen den Ankömmlingen entgegen: da gab es denn manchmal Streitigkeiten, wie weit jene Ge-
 35 leitenden herankommen oder ob sie wohl gar ihren Eintritt in

¹ Dem Donnerstag vor der ersten Messwoche.

die Stadt nehmen könnten. Weil nun dieses nicht allein bei Handels- und Meßgeschäften stattfand, sondern auch, wenn hohe Personen in Kriegs- und Friedenszeiten, vorzüglich aber zu Wahltagen sich heranbegaben, und es auch öfters zu Thätlichkeiten kam, sobald irgend ein Gefolge, das man in der Stadt nicht dulden wollte, sich mit seinem Herrn hereinzudrängen begehrt, so waren zeither darüber manche Verhandlungen gepflogen, es waren viele Rezeffe¹ deshalb, obgleich stets mit beiderseitigen Vorbehalten, geschlossen worden, und man gab die Hoffnung nicht auf, den seit Jahrhunderten dauernden Zwist endlich einmal beizulegen, als die ganze Anstalt, weshalb er so lange und oft sehr heftig geführt worden war, beinah' für unnütz, wenigstens für überflüssig angesehen werden konnte.

Unterdeffen ritt die bürgerliche Kavallerie in mehreren Theilungen, mit den Oberhäuptern an ihrer Spitze, an jenen Tagen zu verschiedenen Thoren hinaus, fand an einer gewissen Stelle einige Reiter oder Husaren der zum Geleit berechtigten Reichsstände, die nebst ihren Anführern wohl empfangen und bewirtet wurden; man zögerte bis gegen Abend und ritt alsdann, kaum von der wartenden Menge gesehen, zur Stadt herein, da denn mancher bürgerliche Reiter weder sein Pferd noch sich selbst auf dem Pferde zu erhalten vermochte. Zu dem Brückenthore kamen die bedeutendsten Züge herein, und deswegen war der Andrang dorthin am stärksten. Ganz zuletzt und mit sinkender Nacht langte der auf gleiche Weise geleitete Nürnberger Postwagen an, und man trug sich mit der Rede, es müsse jederzeit, dem Herkommen gemäß, eine alte Frau darin sitzen, weshalb denn die Straßenjungen bei Ankunft des Wagens in ein gellendes Geschrei auszubrechen pflegten, ob man gleich die im Wagen sitzenden Passagiere keineswegs mehr unterscheiden konnte. Unglaublich und wirklich die Sinne verwirrend war der Drang der Menge, die in diesem Augenblick durch das Brückenthor herein dem Wagen nachstürzte; deswegen auch die nächsten Häuser von den Zuschauern am meisten gesucht wurden.

Eine andere, noch viel seltsamere Feierlichkeit, welche am

¹ Vergleichs, Verträge.

hellen Tage das Publikum aufregte, war das Pfeisegericht. Es erinnerte diese Zeremonie an jene ersten Zeiten, wo bedeutende Handelsstädte sich von den Zöllen, welche mit Handel und Gewerb' in gleichem Maße zunahmen, wo nicht zu befreien, doch wenigstens eine Milderung derselben zu erlangen suchten. Der Kaiser, der ihrer bedurfte, erteilte eine solche Freiheit da, wo es von ihm abhing, gewöhnlich aber nur auf ein Jahr, und sie mußte daher jährlich erneuert werden. Dieses geschah durch symbolische Gaben, welche dem kaiserlichen Schultheißen, der auch wohl gelegentlich Oberzöllner sein konnte, vor Eintritt der Bartholomäimesse¹ gebracht wurden, und zwar des Aufstands wegen, wenn er mit den Schöffen zu Gericht saß. Als der Schultheiß² späterhin nicht mehr vom Kaiser gesetzt, sondern von der Stadt selbst gewählt wurde, behielt er doch diese Vorrechte, und sowohl die Zollfreiheiten der Städte als die Zeremonien, womit die Abgeordneten von Worms, Nürnberg und Alt-Bamberg diese uralte Vergünstigung anerkannten, waren bis auf unsere Zeiten gekommen. Den Tag vor Mariä Geburt³ ward ein öffentlicher Gerichtstag angekündigt. In dem großen Kaisersaal, in einem umschränkten Raume, saßen erhöht die Schöffen und eine Stufe höher der Schultheiß in ihrer Mitte, die von den Parteien bevollmächtigten Prokuratoren unten zur rechten Seite. Der Aktuarium fängt an, die auf diesen Tag gesparten wichtigen Urtheile laut vorzulesen; die Prokuratoren bitten um Abschrift, appellieren oder was sie sonst zu thun nötig finden.

Auf einmal meldet eine wunderliche Musik gleichsam die Ankunft voriger Jahrhunderte. Es sind drei Pfeiser, deren einer eine alte Schalmei, der andere einen Baß, der dritte einen Pommer oder Hoboe bläset. Sie tragen blaue, mit Gold verbrämte Mäntel, auf den Ärmeln die Noten befestigt, und haben das Haupt bedeckt. So waren sie aus ihrem Gasthause, die Gesandten und ihre Begleitung hinterdrein, Punkt Zehn aus-

¹ Herbstmesse nach dem Bartholomäustag (24. August). — ² Der Schultheiß war ursprünglich ein kaiserlicher Beamter, der den Zoll einforderte und Recht sprach. Karl IV. verkaufte das Reichsschulzenamt an die Stadt 1372. Zu Goethes Zeiten war der Schultheiß Präsident des höchsten Gerichtshofes, vor dem man nur noch an das Reichskammergericht appellieren konnte, und das Haupt der Schöffen. — ³ 8. September.

gezogen, von Einheimischen und Fremden angestaunt, und so treten sie in den Saal. Die Gerichtsverhandlungen halten inne, Pfeifer und Begleitung bleiben vor den Schranken, der Abgesandte tritt hinein und stellt sich dem Schultheißen gegenüber. Die symbolischen Gaben, welche auf das genaueste nach dem 5 alten Herkommen gefordert wurden, bestanden gewöhnlich in solchen Waren, womit die darbringende Stadt vorzüglich zu handeln pflegte. Der Pfeffer galt gleichsam für alle Waren, und so brachte auch hier der Abgesandte einen schön gedrechselten hölzernen Pokal mit Pfeffer angefüllt. Über demselben lagen ein 10 Paar Handschuhe, wunderbar geschliffen, mit Seide besteppt und bequastet, als Zeichen einer gestatteten und angenommenen Vergünstigung, dessen sich auch wohl der Kaiser selbst in gewissen Fällen bediente. Daneben sah man ein weißes Stäbchen¹, welches vormalz bei geseklichen und gerichtlichen Handlungen nicht 15 leicht fehlen durfte. Es waren noch einige kleine Silbermünzen hinzugefügt, und die Stadt Wormz brachte einen alten Filzhut, den sie immer wieder einlöste, so daß derselbe viele Jahre ein Zeuge dieser Zeremonien gewesen.

Nachdem der Gesandte seine Anrede gehalten, das Geschenk 20 abgegeben, von dem Schultheißen die Versicherung fortdauernder Vergünstigung empfangen, so entfernte er sich aus dem geschlossenen Kreise, die Pfeifer bliesen, der Zug ging ab, wie er gekommen war, das Gericht verfolgte seine Geschäfte, bis der 25 zweite und endlich der dritte Gesandte eingeführt wurden: denn sie kamen erst einige Zeit nacheinander, theils, damit das Vergnügen des Publikums länger daure, theils auch, weil es immer dieselben altertümmlichen Virtuosen waren, welche Nürnberg für sich und seine Mitstädte zu unterhalten und jedes Jahr an Ort und Stelle zu bringen übernommen hatte. 30

Wir Kinder waren bei diesem Feste besonders interessiert, weil es uns nicht wenig schmeichelte, unsern Großvater an einer so ehrenvollen Stelle zu sehen, und weil wir gewöhnlich noch selbigen Tag ihn ganz bescheiden zu besuchen pflegten, um, wenn die Großmutter den Pfeffer in ihre Gewürzladen geschüttet hätte, 35

¹ Zeichen der Gerichtbarkeit.

einen Becher und Stäbchen, ein Paar Handschuh oder einen alten Käderalbus¹ zu erhaschen. Man konnte sich diese symbolischen, das Altertum gleichsam hervorzaubernden Zeremonien nicht erklären lassen, ohne in vergangene Jahrhunderte wieder

5 zurückgeführt zu werden, ohne sich nach Sitten, Gebräuchen und Gefinnungen unserer Alvordern zu erkundigen, die sich durch wieder auferstandene Pfeifer und Abgeordnete, ja durch handgreifliche und für uns besizbare Gaben auf eine so wunderliche Weise vergegenwärtigten.

10 Solchen altehrwürdigen Feierlichkeiten folgte in guter Jahreszeit manches für uns Kinder lustreichere Fest außerhalb der Stadt unter freiem Himmel. An dem rechten Ufer des Mains unterwärts, etwa eine halbe Stunde vom Thor, quillt ein Schwefelbrunnen², sauber eingefast und mit uralten Linden

15 umgeben. Nicht weit davon steht der Hof zu den guten Leuten, ehmalz ein um dieser Quelle willen erbautes Hospital. Auf den Gemeinweiden umher versammelte man zu einem gewissen Tage des Jahres die Kindviehherden aus der Nachbarschaft, und die Hirten samt ihren Mädchen feierten ein ländliches Fest, mit

20 Tanz und Gesang, mit mancherlei Lust und Ungezogenheit. Auf der andern Seite der Stadt lag ein ähnlicher, nur größerer Gemeindeplatz³, gleichfalls durch einen Brunnen und durch noch schönere Linden geziert. Dorthin trieb man zu Pfingsten die Schafferden, und zu gleicher Zeit ließ man die armen verbleich-

25 ten Waisenkinder aus ihren Mauern ins Freie, denn man sollte erst später auf den Gedanken geraten, daß man solche verlassene Kreaturen, die sich einst durch die Welt durchzuhelfen genötigt sind, früh mit der Welt in Verbindung bringen, anstatt sie auf eine traurige Weise zu hegen, sie lieber gleich zum Dienen und

30 Dulden gewöhnen müsse, und alle Ursach' habe, sie von Kindesbeinen an sowohl physisch als moralisch zu kräftigen. Die Ammen und Mägde, welche sich selbst immer gern einen Spazier-

¹ Kleine Silbermünze = 2 Kreuzer. Daß auf ihr geprägte Kreuz, das von einem Kreise umgeben war, sah einem Rab ähnlich. Albus = Weißpfennig (albus nummus), unter Karl IV. üblich geworden, so genannt zum Unterschiede von den geringeren schwarzen Pfennigen. — ² Der vor dem Galgenthor gelegene Grindbrunnen. — ³ Die Pfingstweide vor dem Allerheilgenthor.

gang bereiten, verfehlten nicht, von den frühesten Zeiten, uns an dergleichen Orte zu tragen und zu führen, so daß diese ländlichen Feste wohl mit zu den ersten Eindrücken gehören, deren ich mich erinnern kann.

Das Haus war indessen fertig geworden und zwar in ziemlich kurzer Zeit, weil alles wohl überlegt, vorbereitet und für die nötige Geldsumme gesorgt war. Wir fanden uns nun alle wieder versammelt und fühlten uns behaglich, denn ein wohlausgedachter Plan, wenn er ausgeführt dasteht, läßt alles vergessen, was die Mittel, um zu diesem Zweck zu gelangen, Unbequemes mögen gehabt haben. Das Haus war für eine Privatwohnung geräumig genug, durchaus hell und heiter, die Treppe frei, die Vorsäle luftig und jene Aussicht über die Gärten¹ aus mehreren Fenstern bequem zu genießen. Der innere Ausbau und was zur Vollendung und Biederde gehört, ward nach und nach vollbracht und diente zugleich zur Beschäftigung und zur Unterhaltung.

Das erste, was man in Ordnung brachte, war die Büchersammlung des Vaters, von welcher die besten, in Franz- oder Halbfranzband gebundenen Bücher die Wände seines Arbeits- und Studierzimmers schmücken sollten. Er besaß die schönen holländischen Ausgaben der lateinischen Schriftsteller, welche er der äußern Übereinstimmung wegen sämtlich in Quart anzuschaffen suchte; sodann vieles, was sich auf die römischen Antiquitäten und die elegantere Jurisprudenz² bezieht. Die vorzüglichsten italienischen Dichter fehlten nicht, und für den Tasso zeigte er eine große Vorliebe. Die besten neusten Reisebeschreibungen waren auch vorhanden, und er selbst machte sich ein Vergnügen daraus, den Reyßler³ und Nemeiz⁴ zu berichtigen und zu ergänzen. Nicht weniger hatte er sich mit den nötigsten Hilfsmitteln umgeben, mit Wörterbüchern aus verschiedenen Sprachen, mit Reallexiken, daß man sich also nach Belieben Rats erholen konnte, sowie mit manchem andern, was zum Nutzen und Vergnügen gereicht.

¹ Vgl. oben, S. 22. — ² Das Studium des Rechts, der Philosophie, Antiquitäten, griechische und lateinische Sprache und Literatur in seinen Bereich zieht. — ³ J. G. Reyßler, Neueste Reisen durch Deutschland, Böhmen, Ungarn u. s. w. (Hannov. 1729). — ⁴ Joh. Christ. Nemeiz, Nachlese besonderer Nachrichten aus Italien (Welpz. 1726).

Die andere Hälfte dieser Büchersammlung, in saubern Pergamentbänden mit sehr schön geschriebenen Titeln, ward in einem besondern Mansardzimmer aufgestellt. Das Nachschaffen der neuen Bücher sowie das Binden und Einreihen derselben betrieb er mit großer Gelassenheit und Ordnung. Dabei hatten die gelehrten Anzeigen, welche diesem oder jenem Werk besondere Vorzüge beilegten, auf ihn großen Einfluß. Seine Sammlung juristischer Dissertationen vermehrte sich jährlich um einige Bände.

10 Zunächst aber wurden die Gemälde, die sonst in dem alten Hause zerstreut herumgehungen, nunmehr zusammen an den Wänden eines freundlichen Zimmers neben der Studierstube, alle in schwarzen, mit goldenen Stäbchen verzierten Rahmen, symmetrisch angebracht. Mein Vater hatte den Grundsatz, den
 15 er öfters und sogar leidenschaftlich aussprach, daß man die lebenden Meister beschäftigen und weniger auf die abgeschiedenen wenden solle, bei deren Schätzung sehr viel Vorurteil mit unterlaufe. Er hatte die Vorstellung, daß es mit den Gemälden völlig wie mit den Rheinweinen beschaffen sei, die, wenn ihnen
 20 gleich das Alter einen vorzüglichen Wert beilege, dennoch in jedem folgenden Jahre ebenso vortrefflich als in den vergangenen könnten hervorgebracht werden. Nach Verlauf einiger Zeit werde der neue Wein auch ein alter, ebenso kostbar und vielleicht noch schmackhafter. In dieser Meinung bestätigte er sich vorzüglich
 25 durch die Bemerkung, daß mehrere alte Bilder hauptsächlich dadurch für die Liebhaber einen großen Wert zu erhalten schienen, weil sie dunkler und bräuner geworden und der harmonische Ton eines solchen Bildes öfters gerühmt wurde. Mein Vater versicherte dagegen, es sei ihm gar nicht bange, daß die
 30 neuen Bilder künftig nicht auch schwarz werden sollten; daß sie aber gerade dadurch gewönnen, wollte er nicht zugestehen.

Nach diesen Grundsätzen beschäftigte er mehrere Jahre hindurch die sämtlichen Frankfurter Künstler: den Maler Girt¹,

¹ Friedrich Wilhelm Girt (1721—72) verließ 1757 seine Vaterstadt Frankfurt a. M. und wurde Hofmaler des Herzogs von Sachsen-Weiningen. Die Figuren in seinen mit großem Fleiß ausgeführten Landschaftsgemälden waren von Seelag gemalt.

welcher Eichen- und Buchenwälder und andere sogenannte ländliche Gegenden sehr wohl mit Vieh zu staffieren wußte; dergleichen Trautmann¹, der sich den Rembrandt zum Muster genommen und es in eingeschlossenen Sichten und Wiedererscheinungen, nicht weniger in effektvollen Feuersbrünsten weit gebracht hatte, so daß er einstens aufgefordert wurde, einen Pendant zu einem Rembrandtschen Bilde zu malen; ferner Schütz², der auf dem Wege des Sachtleben³ die Rheingegenden fleißig bearbeitete; nicht weniger Junkern, der Blumen- und Fruchtstücke, Stillleben und ruhig beschäftigte Personen, nach dem Vorgang der Niederländer, sehr reinlich ausführte. Nun aber ward durch die neue Ordnung, durch einen bequemern Raum und noch mehr durch die Bekanntschaft eines geschickten Künstlers die Liebhaberei wieder angefrischt und belebt. Dieses war Seekay⁴, ein Schüler von Brinkmann⁵, Darmstädtischer Hofmaler, dessen Talent und Charakter sich in der Folge vor uns umständlicher entwickeln wird.

Man schritt auf diese Weise mit Vollendung der übrigen Zimmer nach ihren verschiedenen Bestimmungen weiter. Reinlichkeit und Ordnung herrschten im ganzen; vorzüglich trugen große Spiegelscheiben das ihrige zu einer vollkommenen Helligkeit bei, die in dem alten Hause aus mehreren Ursachen, zunächst aber auch wegen meist runder Fensterscheiben gefehlt hatte. Der Vater zeigte sich heiter, weil ihm alles gut gelungen war, und wäre der gute Humor nicht manchmal dadurch unterbrochen worden, daß nicht immer der Fleiß und die Genauigkeit der Handwerker seinen Forderungen entsprachen, so hätte man kein

¹ Johann Georg Trautmann (1713—69), aus Zweibrücken, lebte meist in Frankfurt; bekannt sind seine Feuersbrünste in van Hells Manier, Bauerngesellschaften nach Ostade, Teniers, Brouwer, Porträts nach Rembrandt. — ² Christ. Georg Schütz (1718—92), aus Flörsheim, lebte in Frankfurt und erfreute sich als Maler des größten Ansehens. Naturbilder der Rhein- und Maingegend, oft mit Ruinen, auch zur Zeit des Sonnen-Auf- oder -Untergangs, gelangen ihm am besten. — ³ Hermann Sachtleeven (Sachtleeven, Sachtleben; 1699—85), aus Rotterdam, malte mit großem Geschick Szenen aus dem Bauernleben, besonders der Rheingegenden. — ⁴ Joh. Konrad Seekay (1719—68), aus Grünsstadt (Pfalz), seit 1753 Hofmaler in Darmstadt. — ⁵ Philipp Hieronymus Brinkmann (1709—61), aus Speyer, war Hofmaler und Galerie-Inspektor in Mannheim; Nachahmer Rembrandts.

glücklicheres Leben denken können, zumal da manches Gute theils in der Familie selbst entsprang, theils ihr von außen zusieß.

Durch ein außerordentliches Weltereigniß wurde jedoch die Gemütsruhe des Knaben zum erstenmal im tiefsten erschüttert. Am ersten November 1755 ereignete sich das Erdbeben von Lissabon und verbreitete über die in Frieden und Ruhe schon eingewohnte Welt einen ungeheuren Schrecken. Eine große, prächtige Residenz, zugleich Handels- und Hafenstadt, wird ungewarnt von dem furchtbarsten Unglück betroffen. Die Erde bebt und schwankt, das Meer braust auf, die Schiffe schlagen zusammen, die Häuser stürzen ein, Kirchen und Thürme darüber her, der königliche Palast zum Teil wird vom Meere verschlungen, die geborstene Erde scheint Flammen zu speien, denn überall melbet sich Rauch und Brand in den Ruinen. Sechzigtausend Menschen, einen Augenblick zuvor noch ruhig und behaglich, gehen miteinander zu Grunde, und der glücklichste darunter ist der zu nennen, dem keine Empfindung, keine Besinnung über das Unglück mehr gestattet ist. Die Flammen wüthen fort, und mit ihnen wüthet eine Schar sonst verborgner oder durch dieses Ereigniß in Freiheit gesetzter Verbrecher. Die unglücklichen Übriggebliebenen sind dem Raube, dem Morde, allen Mißhandlungen bloßgestellt, und so behauptet von allen Seiten die Natur ihre schrankenlose Willkür.

Schneller als die Nachrichten hatten schon Andeutungen von diesem Vorfalle sich durch große Landstrecken verbreitet; an vielen Orten waren schwächere Erschütterungen zu verspüren, an manchen Quellen, besonders den heilsamen, ein ungewöhnliches Zunehalten zu bemerken gewesen; um desto größer war die Wirkung der Nachrichten selbst, welche erst im allgemeinen, dann aber mit schrecklichen Einzelheiten sich rasch verbreiteten. Hierauf ließen es die Gottesfürchtigen nicht an Betrachtungen, die Philosophen nicht an Trostgründen, an Straspredigten die Geistlichkeit nicht fehlen. So vieles zusammen richtete die Aufmerksamkeit der Welt eine Zeitlang auf diesen Punkt, und die durch fremdes Unglück aufgeregten Gemüther wurden durch Sorgen für sich selbst und die Andern um so mehr geängstigt, als über die weitverbreitete Wirkung dieser Explosion von allen Orten

und Enden immer mehrere und umständlichere Nachrichten einliefen. Ja, vielleicht hat der Dämon des Schreckens zu keiner Zeit so schnell und so mächtig seine Schauer über die Erde verbreitet.

Der Knabe, der alles dieses wiederholt vernehmen mußte, war nicht wenig betroffen. Gott, der Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, den ihm die Erklärung des ersten Glaubensartikels so weise und gnädig vorstellte, hatte sich, indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleichem Verderben preisgab, keineswegs väterlich bewiesen. Vergebens suchte das junge Gemüt sich gegen diese Eindrücke herzustellen, welches überhaupt um so weniger möglich war, als die Weisen und Schriftgelehrten selbst sich über die Art, wie man ein solches Phänomen anzusehen habe, nicht vereinigen konnten.

Der folgende Sommer gab eine nähere Gelegenheit, den jornigen Gott, von dem das Alte Testament so viel überliefert, unmittelbar kennen zu lernen. Unversehens brach ein Hagelwetter herein und schlug die neuen Spiegelscheiben der gegen Abend gelegenen Hinterseite des Hauses unter Donner und Blitzen auf das gewaltsamste zusammen, beschädigte die neuen Möbeln, verderbte einige schätzbare Bücher und sonst werthe Dinge und war für die Kinder um so fürchterlicher, als das ganz außer sich gesetzte Hausgesinde sie in einen dunklen Gang mit forttrieb und dort auf den Knien liegend durch schreckliches Geheul und Geschrei die erzürnte Gottheit zu versöhnen glaubte, indessen der Vater, ganz allein gefaßt, die Fensterflügel aufriß und aushob, wodurch er zwar manche Scheiben rettete, aber auch dem auf den Hagel folgenden Regenguß einen desto offnern Weg bereitete, so daß man sich nach endlicher Erholung auf den Vorjälen und Treppen von flutendem und rinnendem Wasser umgeben sah.

Solche Vorfälle, wie störend sie auch im ganzen waren, unterbrachen doch nur wenig den Gang und die Folge des Unterrichts, den der Vater selbst uns Kindern zu geben sich einmal vorgenommen. Er hatte seine Jugend auf dem Koburger Gymnasium zugebracht, welches unter den deutschen Lehranstalten eine der ersten Stellen einnahm. Er hatte daselbst einen guten

Grund in den Sprachen, und was man sonst zu einer gelehrten Erziehung rechnete, gelegt, nachher in Leipzig sich der Rechtswissenschaft beflissen und zuletzt in Gießen promoviert¹. Seine mit Ernst und Fleiß verfaßte Dissertation „Electa de aditione hereditatis“ wird noch von den Rechtslehrern mit Lob angeführt.

Es ist ein frommer Wunsch aller Väter, das, was ihnen selbst abgegangen, an den Söhnen realisiert zu sehen, so ungefähr, als wenn man zum zweitenmal lebte und die Erfahrungen des ersten Lebenslaufes nun erst recht nutzen wollte. Im Gefühl seiner Kenntnisse, in Gewißheit einer treuen Ausdauer und im Mißtrauen gegen die damaligen Lehrer nahm der Vater sich vor, seine Kinder selbst zu unterrichten und nur so viel, als es nötig schien, einzelne Stunden durch eigentliche Lehrmeister² zu besetzen. Ein pädagogischer Dilettantismus fing sich überhaupt schon zu zeigen an. Die Pedanterie und Trübsinnigkeit der an öffentlichen Schulen angestellten Lehrer mochte wohl die erste Veranlassung dazu geben. Man suchte nach etwas Besseren und vergaß, wie mangelhaft aller Unterricht sein muß, der nicht durch Leute vom Metier erteilt wird.

Meinem Vater war sein eigener Lebensgang bis dahin ziemlich nach Wunsch gelungen; ich sollte denselben Weg gehen, aber bequemer und weiter. Er schätzte meine angeborenen Gaben um so mehr, als sie ihm mangelten, denn er hatte alles nur durch unfäglichen Fleiß, Anhaltbarkeit und Wiederholung erworben. Er versicherte mir öfters, früher und später, im Ernst und Scherz, daß er mit meinen Anlagen sich ganz anders würde benommen und nicht so liebedlich damit würde gewirtschaftet haben.

Durch schnelles Ergreifen, Verarbeiten und Festhalten erwuchs ich sehr bald dem Unterricht, den mir mein Vater und

¹ Der Vater wurde in Gießen immatrikuliert am 9. September 1730, in Leipzig im Herbst 1731. Hier studierte er vier Jahre. Ohne ein Examen gemacht zu haben, ging er darauf nach Weßlar an das Reichskammergericht. Erst 1738 promovierte er in Gießen mit der Abhandlung „Electa de aditione hereditatis ex jure Romano et patrio illustrata“. Nach der Rückkehr von seinen Reisen hörte er noch Vorlesungen in Straßburg. Er wurde dort immatrikuliert am 25. Januar 1741. — ² Den ersten Unterricht erhielt Goethe schon 1752 bei einer Frau Hoff. Unterricht erteilten ferner der Schreiberlehrer Thym, vom Oktober 1756 an, und eine Frau Gachet und Frau Altheim. September 1758 beginnt der Unterricht bei dem Zeichenlehrer Eben, 1763 der musikalische Unterricht bei Kantor Wismann.

die übrigen Lehrmeister geben konnten, ohne daß ich doch in irgend etwas begründet gewesen wäre. Die Grammatik mißfiel mir, weil ich sie nur als ein willkürliches Gesetz ansah; die Regeln schienen mir lächerlich, weil sie durch so viele Ausnahmen aufgehoben wurden, die ich alle wieder besonders lernen sollte. Und wäre nicht der gereimte angehende Lateiner¹ gewesen, so hätte es schlimm mit mir ausgesehen; doch diesen trommelte und sang ich mir gern vor. So hatten wir auch eine Geographie in solchen Gedächtnisversen, wo uns die abgeschmacktesten Reime das zu Behaltende am besten einprägten, z. B.:

Ober-Offel viel Morast
Macht das gute Land verhasst.

Die Sprachformen und =Wendungen faßte ich leicht; so auch entwickelte ich mir schnell, was in dem Begriff einer Sache lag. In rhetorischen Dingen, Chrien und dergleichen that es mir niemand zuvor, ob ich schon wegen Sprachfehler oft hintanstehen mußte. Solche Aufsätze waren es jedoch, die meinem Vater besondere Freude machten, und wegen deren er mich mit manchem, für einen Knaben bedeutenden Geldgeschenke belohnte.

Mein Vater lehrte die Schwester in demselben Zimmer Italienisch, wo ich den Cellarius auswendig zu lernen hatte. Indem ich nun mit meinem Pensum bald fertig war und doch still sitzen sollte, horchte ich über das Buch weg und faßte das Italienische, das mir als eine lustige Abweichung des Lateinischen auffiel, sehr behende.

Andere Frühzeitigkeiten in Absicht auf Gedächtnis und Kombination hatte ich mit jenen Kindern gemein, die dadurch einen frühen Ruf erlangt haben. Deshalb konnte mein Vater kaum erwarten, bis ich auf Akademie gehen würde. Sehr bald erklärte er, daß ich in Leipzig, für welches er eine große Vorliebe behalten, so gleichfalls Jura studieren, alsdann noch eine andre Universität besuchen und promovieren sollte. Was diese zweite betraf, war es ihm gleichgültig, welche ich wählen würde; nur gegen Göt-

¹ Gemeint ist der „Liber memorialis Latinitatis probatae et exercitae“ (Berl. 1724) des Gallischen Professors Christoph Cellarius (1638—1707). Im November 1756 begann der lateinische Unterricht des Lehrers am Gymnasium, Joh. Jakob Scherblus, und dauerte bis 1760.

tingen hatte er, ich weiß nicht warum, einige Abneigung zu meinem Leidwesen, denn ich hatte gerade auf diese viel Zutrauen und große Hoffnungen gesetzt.

Ferner erzählte er mir, daß ich nach Wehlar und Regensburg, nicht weniger nach Wien und von da nach Italien¹ gehen sollte; ob er gleich wiederholt behauptete, man müsse Paris voraus sehen, weil man, aus Italien kommend, sich an nichts mehr ergöbe.

Dieses Märchen meines künftigen Jugendganges ließ ich mir gern wiederholen, besonders da es in eine Erzählung von Italien und zuletzt in eine Beschreibung von Neapel auslief. Sein sonstiger Ernst und seine Trockenheit schienen sich jederzeit aufzulösen und zu beleben, und so erzeugte sich in uns Kindern der leidenschaftliche Wunsch, auch dieser Paradiese theilhaft zu werden.

Privatstunden, welche sich nach und nach vermehrten, teilte ich mit Nachbarkindern. Dieser gemeinsame Unterricht förderte mich nicht; die Lehrer gingen ihren Schlenbrian, und die Unarten, ja manchmal die Bösartheiten meiner Gefellen brachten Unruh, Verdruß und Störung in die kärglichen Lehrstunden. Chrestomathien, wodurch die Belehrung heiter und mannigfaltig wird, waren noch nicht bis zu uns gekommen. Der für junge Leute so starre Cornelius Nepos, das allzu leichte und durch Predigten und Religionsunterricht sogar trivial gewordne Neue Testament, Cellarius² und Pasor³ konnten uns kein Interesse geben; dagegen hatte sich eine gewisse Reim- und Versewut, durch Lesung der damaligen deutschen Dichter, unser bemächtigt. Mich hatte sie schon früher ergriffen, als ich es lustig fand, von der rhetorischen Behandlung der Aufgaben zu der poetischen überzugehen.

Wir Knaben hatten eine sonntägliche Zusammenkunft, wo

¹ über des Vaters eigenen „Jugendgang“ vgl. oben, S. 43, Anm. 1. — ² Cellarius, Erleichterte lateinische Grammatik (Berl. 1724). — ³ Georg Pasor (1570—1837) war Professor in Herborn. Gemeint sind wahrscheinlich dessen „Lexicon graeco-latinum in Novum Testamentum“ (Herborn 1622), ein Auszug daraus: „Manuale graecarum vocum Novi Testamenti“ (bas. 1636) und eine „Grammatica graeca sacra Novi Testamenti“, die erst nach Pasors Tode erschien. Scherbius (s. S. 44, Anm.) unterrichtete den Knaben auch im Griechischen. 1758 übersehte Wolfgang die lateinischen Exerzitien, die Konrektor Reinhard den Primanern gegeben hatte.

jeder von ihm selbst gefertigte Verse produzieren sollte. Und hier begegnete mir etwas Wunderbares, was mich sehr lang in Unruh' setzte. Meine Gedichte, wie sie auch sein mochten, mußte ich immer für die bessern halten. Allein ich bemerkte bald, daß meine Mitwerber, welche sehr lahme Dinge vorbrachten, in dem gleichen Falle waren und sich nicht weniger dünkten; ja, was mir noch bedenklicher schien, ein guter, obgleich zu solchen Arbeiten völlig unfähiger Knabe, dem ich übrigens gewogen war, der aber seine Reime sich vom Hofmeister machen ließ, hielt diese nicht allein für die allerbesten, sondern war völlig überzeugt, er habe sie selbst gemacht; wie er mir, in dem vertrauteren Verhältnis, worin ich mit ihm stand, jederzeit aufrichtig behauptete. Da ich nun solchen Irrtum und Wahnsinn offenbar vor mir sah, fiel es mir eines Tages aufs Herz, ob ich mich vielleicht selbst in dem Falle befände, ob nicht jene Gedichte wirklich besser seien als die meinigen, und ob ich nicht mit Recht jenen Knaben ebenso toll als sie mir vorkommen möchte? Dieses beunruhigte mich sehr und lange Zeit, denn es war mir durchaus unmöglich, ein äußeres Kennzeichen der Wahrheit zu finden; ja, ich stockte sogar in meinen Hervorbringungen, bis mich endlich Leichtsinns und Selbstgefühl und zuletzt eine Probearbeit beruhigten, die uns Lehrer und Eltern, welche auf unsere Scherze aufmerksam geworden, aus dem Stegreif aufgaben, wobei ich gut bestand und allgemeines Lob davontrug.

Man hatte zu der Zeit noch keine Bibliotheken für Kinder veranstaltet. Die Alten hatten selbst noch kindliche Gesinnungen und fanden es bequem, ihre eigene Bildung der Nachkommenschaft mitzuteilen. Außer dem „Orbis pictus“ des Amos Comenius¹ kam uns kein Buch dieser Art in die Hände; aber die große Folio-Bibel, mit Kupfern von Merian², ward häufig von uns durchblättert; Gottfrieds Chronik³, mit Kupfern des-

¹ „Orbis sensualium pictus, hoc est omnium fundamentallum in mundo rerum et in vita actionum pictura et nomenclator“ (Münch. 1657). Die wichtigsten Elemente des realen Wissens waren hier bildlich dargestellt und lateinisch und deutsch bezeichnet. — ² Matthäus Merian der Ältere (1593–1650), aus Basel, lebte seit 1624 in Frankfurt. — ³ Johann Philipp Welck (gest. um 1636 in Straßburg) begründete unter dem Namen Johann Ludwig Gottfried das zeitgeschichtliche Werk „Theatrum Europaeum“ (Frankfurt a. M. 1635

selben Meisters, belehrte uns von den merkwürdigsten Fällen der Weltgeschichte; die „Acerra philologica“¹ that noch allerlei Fabeln, Mythologien und Seltsamkeiten hinzu; und da ich gar bald die Ovidischen „Verwandlungen“ gewahr wurde und besonders die ersten Bücher fleißig studierte, so war mein junges Gehirn schnell genug mit einer Masse von Bildern und Begebenheiten, von bedeutenden und wunderbaren Gestalten und Ereignissen angefüllt, und ich konnte niemals lange Weile haben, indem ich mich immerfort beschäftigte, diesen Erwerb zu ver-
 10 arbeiten, zu wiederholen, wieder hervorzubringen.

Einen frömmern sittlichern Effect, als jene mitunter rohen und gefährlichen Atertümlichkeiten, machte Fenelons „Telemach“², den ich erst nur in der Neukirchischen³ Übersetzung kennen lernte, und der, auch so unvollkommen überliefert, eine gar süße und
 15 wohlthätige Wirkung auf mein Gemüt äußerte. Daß „Robinson Crusoe“⁴ sich zeitig angeschlossen, liegt wohl in der Natur der Sache; daß die „Insel Felsenburg“ nicht gefehlt habe, läßt sich denken. Lord Ansons „Reise“⁵ um die Welt verband das Würdige der Wahrheit mit dem Phantasiereichen des Märchens,
 20 und indem wir diesen trefflichen Seemann mit den Gedanken begleiteten, wurden wir weit in alle Welt hinausgeführt und versuchten, ihm mit unsern Fingern auf dem Globus zu folgen. Nun sollte mir auch noch eine reichlichere Ernte bevorstehen,

bis 1738, 25 Bde.), dessen zwei ersten Bände von ihm selbst herrühren, und verfaßte eine Weltgeschichte: „Historia Chronica“ (Frankf. 1633). — ¹ Die „Acerra philologica“, d. h. „Philologisches Weibrauchkästchen“, von Peter Laubenberg in Rostock 1637 herausgegeben und von anderen vermehrt. Es war eine Sammlung von „Historien und Historien“ aus antiken Schriftstellern. — ² „Les aventures de Télémaque“ (1717) von François Fénelon (1651—1715). — ³ Benjamin Neukirch (1665—1729): „Begebenheiten des Prinzen von Ithaka aus dem Französischen des Fénelon in deutsche Verse gebracht“ (Ansbach 1727—39). — ⁴ Der berühmte Roman des Engländers Daniel Defoe (1661—1731) erschien 1719. Der Titel der ältesten deutschen Übersetzung lautet: „Das Leben und die ganz ungemeynen Begebenheiten des berühmten Engländer Mr. Robinson Crusoe, welcher u. s. w.“ (Hamb. 1720). Es erschienen in Deutschland zahlreiche Robinsonaden, darunter die „Insel Felsenburg“ von Johann Georg Schnabel, unter dem Titel: „Wunderliche Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii Geschichtsbeschreibung, und seine auf der Insel Felsenburg errichteten Kolonien . . . zum Druck übergeben von Gilsabern“ (Nordh. 1731—43, 4 Bde.). — ⁵ Lord Anson (1697—1762) machte mit elf Schiffen 1740—44 eine Reise um das Kap Hoorn nach Peru und den Philippinen. Die Beschreibung („Voyage round the world“) erschien London 1748 und kurz darauf eine deutsche Übersetzung von Toge (Leipz. und Götting. 1749).

indem ich an eine Masse Schriften geriet, die zwar in ihrer gegenwärtigen Gestalt nicht vortrefflich genannt werden können, deren Inhalt jedoch uns manches Verdienst voriger Zeiten in einer unschuldigen Weise näher bringt.

Der Verlag¹ oder vielmehr die Fabrik jener Bücher, welche in der folgenden Zeit unter dem Titel: „Volkschriften, Volksbücher“ bekannt und sogar berühmt geworden, war in Frankfurt selbst, und sie wurden wegen des großen Abgangs mit stehenden Lettern auf das schrecklichste Löschpapier fast unleserlich gedruckt. Wir Kinder hatten also das Glück, diese schätzbaren Überreste der Mittelzeit auf einem Tischchen vor der Hausthüre eines Büchertrödlers täglich zu finden und sie uns für ein paar Kreuzer zuzueignen. Der „Eulenspiegel“, „Die vier Haimonskinder“, „Die schöne Melusine“, „Der Kaiser Octavian“, „Die schöne Magelone“, „Fortunatus“, mit der ganzen Sippschaft² bis auf den „Ewigen Juden“, alles stand uns zu Diensten, sobald uns gelüstete, nach diesen Werken anstatt nach irgend einer Näscherei zu greifen. Der größte Vorteil dabei war, daß, wenn wir ein solches Heft zerlesen oder sonst beschädigt hatten, es halb wieder angeschafft und aufs neue verschlungen werden konnte.

Wie eine Familienspazierfahrt im Sommer durch ein plötzliches Gewitter auf eine höchst verdrießliche Weise gestört und ein froher Zustand in den widerwärtigsten verwandelt wird, so fallen auch die Kinderkrankheiten unerwartet in die schönste Jahreszeit des Frühlebens. Mir erging es auch nicht anders. Ich hatte mir eben den „Fortunatus“ mit seinem Säckel und Wünschhütlein gekauft, als mich ein Mißbehagen und ein Fieber überfiel, wodurch die Pocken sich ankündigten. Die Einimpfung derselben ward bei uns noch immer für sehr problematisch angesehen, und ob sie gleich populäre Schriftsteller schon faßlich und eindringlich empfahlen, so zauderten doch die deutschen Ärzte mit einer Operation, welche der Natur vorzugreifen schien. Spieluende Engländer kamen daher aufs feste Land und impften gegen ein ansehnliches Honorar die Kinder solcher Per-

¹ Von Johann Spies. — ² Wozu auch der hier nicht genannte „Faust“ gehörte.

jenen, die sie wohlhabend und frei von Vorurteil fanden. Die
 Mehrzahl jedoch war noch immer dem alten Unheil ausgesetzt;
 die Krankheit wütete durch die Familien, tötete und entstellte
 viele Kinder, und wenige Eltern wagten es, nach einem Mittel
 5 zu greifen, dessen wahrscheinliche Hülfse doch schon durch den
 Erfolg mannigfaltig bestätigt war. Das Übel betraf nun auch
 unser Haus¹ und überfiel mich mit ganz besonderer Heftigkeit.
 Der ganze Körper war mit Blattern übersät, das Gesicht zu-
 gedeckt, und ich lag mehrere Tage blind und in großen Leiden.
 10 Man suchte die möglichste Vinderung und versprach mir goldene
 Berge, wenn ich mich ruhig verhalten und das Übel nicht durch
 Reiben und Kratzen vermehren wollte. Ich gewann es über
 mich; indessen hielt man uns, nach herrschendem Vorurteil, so
 warm als möglich und schärfte dadurch nur das Übel. End-
 15 lich, nach traurig verflößerer Zeit, fiel es mir wie eine Maske
 vom Gesicht, ohne daß die Blattern eine sichtbare Spur auf
 der Haut zurückgelassen; aber die Bildung war merklich ver-
 ändert. Ich selbst war zufrieden, nur wieder das Tageslicht zu
 sehen und nach und nach die fleckige Haut zu verlieren; aber
 20 andere waren unbarmherzig genug, mich öfters an den vorigen
 Zustand zu erinnern; besonders eine sehr lebhaft Tante², die
 früher Abgötterei mit mir getrieben hatte, konnte mich, selbst
 noch in spätern Jahren, selten ansehen, ohne auszurufen: „Pfui
 Teufel! Besser, wie garstig ist Er geworden!“ Dann erzählte
 25 sie mir umständlich, wie sie sich sonst an mir ergötzt, welches
 Aufsehen sie erregt, wenn sie mich umhergetragen; und so er-
 fuhr ich frühzeitig, daß uns die Menschen für das Vergnügen,
 das wir ihnen gewährt haben, sehr oft empfindlich büßen lassen.
 Weder von Masern noch Windblattern, und wie die Quäl-
 30 geister der Jugend heißen mögen, blieb ich verschont, und jedes-
 mal versicherte man mir, es wäre ein Glück, daß dieses Übel
 nun für immer vorüber sei; aber leider drohte schon wieder ein
 andres im Hintergrund und rückte heran. Alle diese Dinge ver-
 mehrten meinen Hang zum Nachdenken, und da ich, um das
 35 Peinliche der Ungebulb von mir zu entfernen, mich schon öfters

¹ Vor Januar 1750. — ² Johanna Maria (1734—1823), Schwester der Frau Rat, verheiratet an den Handelsmann Melber.

im Ausbauern geübt hatte, so schienen mir die Tugenden, welche ich an den Stoikern hatte rühmen hören, höchst nachahmenswert, um so mehr, als durch die christliche Duldungslehre ein Ähnliches empfohlen wurde.

Bei Gelegenheit dieses Familienleidens will ich auch noch eines Bruders¹ gedenken, welcher, um drei Jahr jünger als ich, gleichfalls von jener Ansteckung ergriffen wurde und nicht wenig davon litt. Er war von zarter Natur, still und eigen Sinnig, und wir hatten niemals ein eigentliches Verhältnis zusammen. Auch überlebte er kaum die Kinderjahre. Unter mehreren nachgeborenen Geschwistern², die gleichfalls nicht lange am Leben blieben, erinnere ich mich nur eines sehr schönen und angenehmen Mädchens, die aber auch bald verschwand, da wir denn nach Verlauf einiger Jahre, ich und meine Schwester, uns allein übrig sahen und nur um so inniger und liebevoller verbanden.

Jene Krankheiten und andere unangenehme Störungen wurden in ihren Folgen doppelt lästig, denn mein Vater, der sich einen gewissen Erziehungs- und Unterrichtsplan gemacht zu haben schien, wollte jedes Versäumnis unmittelbar wieder einbringen und belegte die Genesenden mit doppelten Lektionen, welche zu leisten mir zwar nicht schwer, aber insofern beschwerlich fiel, als es meine innere Entwicklung, die eine entschiedene Richtung genommen hatte, aufhielt und gewissermaßen zurückdrängte.

Vor diesen didaktischen und pädagogischen Bedrängnissen flüchteten wir gewöhnlich zu den Großeltern³. Ihre Wohnung⁴ lag auf der Friedberger Gasse und schien ehemals eine Burg gewesen zu sein, denn wenn man herankam, sah man nichts als ein großes Thor mit Zinnen, welches zu beiden Seiten an zwei Nachbarhäuser stieß. Trat man hinein, so gelangte man durch einen schmalen Gang endlich in einen ziemlich breiten Hof, umgeben von ungleichen Gebäuden, welche nunmehr alle zu einer Wohnung vereinigt waren. Gewöhnlich eilten wir sogleich in

¹ Hermann Jakob Goethe, geb. 1752, gest. Januar 1759. — ² Vgl. die Anmerkung am Schlusse des Bandes. — ³ Der Stadtschultheiß Johann Wolfgang Tector (1693—1771) hatte die Tochter des Reichskammergerichtspräsidenten Cornelius Lindheimer in Weylar, Anna Margareta, geheiratet; seit 1743 war er Kaiserlicher Rat mit dem Prädikat Excellenz. — ⁴ Jetzt Kleine Friedbergergasse (Hotel Drexel).

den Garten, der sich ansehnlich lang und breit hinter den Gebäuden hin erstreckte und sehr gut unterhalten war; die Gänge meistens mit Rebgeländer eingefast, ein Teil des Raums den Ruchengewächsen, ein andrer den Blumen gewidmet, die vom Frühjahre bis in den Herbst in reichlicher Abwechslung die Rabatten sowie die Beete schmückten. Die lange, gegen Mittag gerichtete Mauer war zu wohlgezogenen Spalier-Pfirsichbäumen genützt, von denen uns die verbotenen Früchte den Sommer über gar appetitlich entgegenreisten. Doch vermieden wir lieber diese Seite, weil wir unsere Genäschigkeit hier nicht befriedigen durften, und wandten uns zu der entgegengesetzten, wo eine unabsehbare Reihe Johannis- und Stachelbeerbüsche unserer Gierigkeit eine Folge von Ernten bis in den Herbst eröffnete. Nicht weniger war uns ein alter, hoher, weitverbreiteter Maulbeerbaum bedeutend, sowohl wegen seiner Früchte als auch, weil man uns erzählte, daß von seinen Blättern die Seidentwürmer sich ernährten. In diesem friedlichen Revier fand man jeden Abend den Großvater mit behaglicher Geschäftigkeit eigenhändig die feinere Obst- und Blumenzucht besorgend, indes ein Gärtner die gröbere Arbeit verrichtete. Die vielfachen Bemühungen, welche nötig sind, um einen schönen Nelkenstolz zu erhalten und zu vermehren, ließ er sich niemals verdrießen. Er selbst band sorgfältig die Zweige der Pfirsichbäume sächerartig an die Spaliere, um einen reichlichen und bequemen Wachstum der Früchte zu befördern. Das Sortieren der Zwiebeln von Tulpen, Hyazinthen und verwandten Gewächsen sowie die Sorge für Aufbewahrung derselben überließ er niemanden; und noch erinnere ich mich gern, wie emsig er sich mit dem Düliren der verschiedenen Rosenarten beschäftigte. Dabei zog er, um sich vor den Dornen zu schützen, jene altertümlichen ledernen Handschuhe an, die ihm beim Pfeisgericht jährlich in Triplo überreicht wurden, woran es ihm deshalb niemals mangelte. So trug er auch immer einen talarähnlichen Schlafrock und auf dem Haupt eine faltige, schwarze Sammetmütze, so daß er eine mittlere Person zwischen Ulinous und Laertes¹ hätte vorstellen können.

¹ Auch Laertes, der Vater des Odysseus, schützte sich durch Handschuhe vor den Dornen (Odyssee, 24. Gesang, V. 230) und lebte außerhalb der Stadt, wie

Alle diese Gartenarbeiten betrieb er ebenso regelmäßig und genau, als seine Amtsgeschäfte: denn eh' er herunterkam, hatte er immer die Registrande seiner Proponenden für den andern Tag in Ordnung gebracht und die Akten gelesen. Ebenso fuhr er morgens aus Rathhaus, speiste nach seiner Rückkehr, nicht 5 hierauf in seinem Großstuhl, und so ging alles einen Tag wie den andern. Er sprach wenig, zeigte keine Spur von Heftigkeit; ich erinnere mich nicht, ihn zornig gesehen zu haben. Alles, was ihn umgab, war altertümlich. In seiner getäfelsten Stube habe ich niemals irgend eine Neuerung wahrgenommen. Seine Bibliothek 10 enthielt außer juristischen Werken nur die ersten Reisebeschreibungen, Seefahrten und Länderentdeckungen. Überhaupt erinnere ich mich keines Zustandes, der so wie dieser das Gefühl eines unverbrüchlichen Friedens und einer ewigen Dauer gegeben hätte.

Was jedoch die Ehrfurcht, die wir für diesen würdigen 15 Greis empfanden, bis zum Höchsten steigerte, war die Überzeugung, daß derselbe die Gabe der Weissagung besitze, besonders in Dingen, die ihn selbst und sein Schicksal betrafen. Zwar ließ er sich gegen niemand als gegen die Großmutter entschieden und umständlich heraus; aber wir alle wußten doch, daß er 20 durch bedeutende Träume, von dem, was sich ereignen sollte, unterrichtet werde. So versicherte er z. B. seiner Gattin zur Zeit, als er noch unter die jüngern Rathsherren gehörte, daß er bei der nächsten Vakanz auf der Schöffensbank zu der erledigten Stelle gelangen würde. Und als wirklich bald darauf einer 25 der Schöffen, vom Schlage gerührt, starb, verordnete er am Tage der Wahl und Kugelung, daß zu Hause im stillen alles zum Empfange der Gäste und Gratulanten solle eingerichtet werden, und die entscheidende goldne Kugel ward wirklich für ihn gezogen. Den einfachen Traum, der ihn hievon belehrt, 30 vertraute er seiner Gattin folgendermaßen: Er habe sich in voller gewöhnlicher Ratsversammlung gesehen, wo alles nach hergebrachter Weise vorgegangen. Auf einmal habe sich der nun verstorbene Schöff' von seinem Sitz erhoben, sei herabgestiegen und habe ihm auf eine verbindliche Weise das Kompliment 35

hier der Großvater Textor; durch seine behäbige Würde im Amt glich dieser aber auch dem gesellig lebenden Phäakenkönig Altknoos.

ment gemacht, er möge den verlassenen Platz einnehmen, und sei darauf zur Thür hinausgegangen.

Etwas Ähnliches begegnete, als der Schultheiß mit Tode abging. Man zaudert in solchem Falle nicht lange mit Besetzung dieser Stelle, weil man immer zu fürchten hat, der Kaiser werde sein altes Recht, einen Schultheißen zu bestellen, irgend einmal wieder hervorrufen. Diesmal ward um Mitternacht eine außerordentliche Sitzung auf den andern Morgen durch den Gerichtshoten angesagt. Weil diesem nun das Licht in der Laterne verlöschen wollte, so erbat er sich ein Stümpfchen, um seinen Weg weiter fortsetzen zu können. „Gebt ihm ein ganzes“, sagte der Großvater zu den Frauen, „er hat ja doch die Mühe um meinethwillen.“ Dieser Äußerung entsprach auch der Erfolg: er wurde wirklich Schultheiß, wobei der Umstand noch besonders merkwürdig war, daß, obgleich sein Repräsentant bei der Kugelung an der dritten und letzten Stelle zu ziehen hatte, die zwei silbernen Kugeln zuerst heraustramen, und also die goldne für ihn auf dem Grunde des Beutels liegen blieb.

Völlig prosaisch, einfach und ohne Spur von Phantastischem oder Wundersamem waren auch die übrigen der uns bekannt gewordenen Träume. Ferner erinnere ich mich, daß ich als Knabe unter seinen Büchern und Schreibkalendern gestört und darin unter andern auf Gärtnerei bezüglichen Anmerkungen aufgezeichnet gefunden: „Heute nacht kam N. N. zu mir und sagte“ Name und Offenbarung waren in Chiffren geschrieben. Oder es stand auf gleiche Weise: „Heute nacht sah ich“ . . . : Das übrige war wieder in Chiffren, bis auf die Verbindungs- und andre Worte, aus denen sich nichts abnehmen ließ.

Bemerkenswert bleibt es hiebei, daß Personen, welche sonst keine Spur von Ahnungsvermögen zeigten, in seiner Sphäre für den Augenblick die Fähigkeit erlangten, daß sie von gewissen gleichzeitigen, obwohl in der Entfernung vorgehenden Krankheits- und Todesereignissen durch sinnliche Wahrzeichen eine Vorempfindung hatten. Aber auf keines seiner Kinder und Enkel hat eine solche Gabe fortgeerbt; vielmehr waren sie meistens rüstige Personen, lebensfroh und nur aufs Wirkliche gestellt.

Bei dieser Gelegenheit gedenke ich derselben mit Dankbar-

keit für vieles Gute, das ich von ihnen in meiner Jugend empfangen. So waren wir z. B. auf gar mannigfaltige Weise beschäftigt und unterhalten, wenn wir die an einen Materialienhändler Melbert¹ verheiratete zweite Tochter besuchten, deren Wohnung und Laden mitten im lebhaftesten, gedrängtesten Teile der Stadt an dem Markte² lag. Hier sahen wir nun dem Gewühl und Gedränge, in welches wir uns scheuten zu verlieren, sehr vergnüglich aus den Fenstern zu; und wenn uns im Laden unter so vielerlei Waren anfänglich nur das Süssholz und die daraus bereiteten braunen gestempelten Zeltlein vorzüglich interessierten, so wurden wir doch allmählich mit der großen Menge von Gegenständen bekannt, welche bei einer solchen Handlung aus- und einfließen. Diese Tante war unter den Geschwistern die lebhafteste. Wenn meine Mutter, in jüngern Jahren, sich in reinlicher Kleidung bei einer zierlichen weiblichen Arbeit oder im Lesen eines Buches gefiel, so fuhr jene in der Nachbarschaft umher, um sich dort versäumter Kinder anzunehmen, sie zu warten, zu kämmen und herumzutragen, wie sie es denn auch mit mir eine gute Weile so getrieben. Zur Zeit öffentlicher Feierlichkeiten, wie bei Krönungen, war sie nicht zu Hause zu halten. Als kleines Kind schon hatte sie nach dem bei solchen Gelegenheiten ausgeworfenen Gelde gehascht, und man erzählte sich, wie sie einmal eine gute Partie beisammen gehabt und solches vergnüglich in der flachen Hand beschaut, habe ihr einer dagegen geschlagen, wodurch denn die wohlertorbene Beute einmal verloren gegangen. Nicht weniger wußte sie sich viel damit, daß sie dem vorbeifahrenden Kaiser Karl dem Siebenten, während eines Augenblicks, da alles Volk schwieg, auf einem Prallsteine stehend, ein heftiges Vivat in die Kutsche gerufen und ihn veranlaßt habe, den Hut vor ihr abzunehmen und für diese letzte Aufmerksamkeit gar gnädig zu danken.

Auch in ihrem Hause war um sie her alles bewegt, lebenslustig und munter, und wir Kinder sind ihr manche frohe Stunde schuldig geworden.

In einem ruhigern, aber auch ihrer Natur angemessenen

¹ Vgl. S. 49, Anm. 2. — ² An der Ecke des Gähnermarktes und der Neugasse.

Zustande befand sich eine zweite Tante¹, welche mit dem bei der St. Katharinen-Kirche angestellten Pfarrer Stark verheiratet war. Er lebte seiner Gesinnung und seinem Stande gemäß sehr einsam und besaß eine schöne Bibliothek. Hier lernte ich zuerst
 5 den Homer kennen, und zwar in einer prosaischen Uebersetzung, wie sie im siebenten Theil der durch Herrn von Voën² besorgten „Neuen Sammlung der merkwürdigsten Reisege-
 10 schichten“, unter dem Titel: „Homers Beschreibung der Eroberung des Trojanischen Reichs“, zu finden ist, mit Kupfern im französischen Theater-
 15 sinne geziert. Diese Bilder verdarben mir dermaßen die Einbildungskraft, daß ich lange Zeit die Homerischen Helden mir nur unter diesen Gestalten vergegenwärtigen konnte. Die Begebenheiten selbst gefielen mir unsäglich; nur hatte ich an dem Werke sehr auszusetzen, daß es uns von der Eroberung Trojas
 20 keine Nachricht gebe und so stumpf mit dem Tode Hektors endige. Mein Oheim, gegen den ich diesen Tadel äußerte, verwies mich auf den Virgil, welcher denn meiner Forderung vollkommen Genüge that.

Es versteht sich von selbst, daß wir Kinder neben den übrigen
 20 Lehrstunden auch eines fortwährenden und fortschreitenden Religionsunterrichts genossen. Doch war der kirchliche Protestantismus, den man uns überlieferte, eigentlich nur eine Art von trockner Moral, an einen geistreichen Vortrag ward nicht ge-
 25 dacht, und die Lehre konnte weder der Seele, noch dem Herzen zusagen. Deswegen ergaben sich gar mancherlei Absonderungen von der gesetzlichen Kirche. Es entstanden die Separatisten, Pietisten, Herrnhuter, die Stillen im Lande, und wie man sie
 30 sonst zu nennen und zu bezeichnen pflegte, die aber alle bloß die Absicht hatten, sich der Gottheit, besonders durch Christum, mehr zu nähern, als es ihnen unter der Form der öffentlichen Religion möglich zu sein schien.

Der Knabe hörte von diesen Meinungen und Gesinnungen

¹ Anna Maria Stark, geborne Textor (1738—94), vermählt seit 1756 mit Johann Jakob Stark, der seit 1758 als Prediger zu St. Katharinen wirkte. — ² Johann Michael von Voën (1694—1776), Großsohn Goethes, verließ 1752 Frankfurt, da er von Friedrich dem Großen zum Regierungspräsidenten in Rügen ernannt worden war. Verfasser einer Reihe von populär-philosophischen und moralisirenden Schriften in deutscher, lateinischer und französischer Sprache.

unaufhörlich sprechen, denn die Geistlichkeit sowohl als die Laien teilten sich in das Für und Wider. Die mehr oder weniger Abgesonderten waren immer die Minderzahl; aber ihre Sinnesweise zog an durch Originalität, Herzlichkeit, Beharren und Selbstständigkeit. Man erzählte von diesen Tugenden und ihren 5 Äußerungen allerlei Geschichten. Besonders ward die Antwort eines frommen Klempnermeisters bekannt, den einer seiner Zunftgenossen durch die Frage zu beschämen gedachte, wer denn eigentlich sein Beichtvater sei? Mit Heiterkeit und Vertrauen auf seine gute Sache erwiderte jener: „Ich habe einen sehr vor- 10 nehmen; es ist niemand Geringeres als der Beichtvater des Königs David.“

Dieses und dergleichen mag wohl Eindruck auf den Knaben gemacht und ihn zu ähnlichen Gefinnungen aufgefordert haben. Genug, er kam auf den Gedanken, sich dem großen Gotte der 15 Natur, dem Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, dessen frühere Zornäußerungen schon lange über die Schönheit der Welt und das mannigfaltige Gute, das uns darin zu teil wird, vergessen waren, unmittelbar zu nähern; der Weg dazu aber war sehr sonderbar.

Der Knabe hatte sich überhaupt an den ersten Glaubensartikel gehalten. Der Gott, der mit der Natur in unmittelbarer 20 Verbindung stehe, sie als sein Werk anerkenne und liebe, dieser schien ihm der eigentliche Gott, der ja wohl auch mit dem Menschen wie mit allem übrigen in ein genaueres Verhältnis treten könne, und für denselben ebenso wie für die Bewegung der 25 Sterne, für Tages- und Jahreszeiten, für Pflanzen und Tiere Sorge tragen werde. Einige Stellen des Evangeliums besagten dieses ausdrücklich. Eine Gestalt konnte der Knabe diesem Wesen nicht verleihen; er suchte ihn also in seinen Werken auf und 30 wollte ihm auf gut alttestamentliche Weise einen Altar errichten. Naturprodukte sollten die Welt im Gleichnis vorstellen, über diesen sollte eine Flamme brennen und das zu seinem Schöpfer sich ansehende Gemüt des Menschen bedeuten. Nun wurden aus der vorhandenen und zufällig vermehrten Naturaliensammlung die besten Stufen und Exemplare herausgesucht; allein wie 35 solche zu sichten und aufzubauen sein möchten, das war nun

die Schwierigkeit. Der Vater hatte einen schönen, rotlackierten, goldgeblümten Musikpult in Gestalt einer vierseitigen Pyramide mit verschiedenen Abstufungen, den man zu Quartetten sehr bequem fand, ob er gleich in der letzten Zeit nur wenig
 5 gebraucht wurde. Dessen bemächtigte sich der Knabe und baute nun stufenweise die Abgeordneten der Natur übereinander, so daß es recht heiter und zugleich bedeutend genug aussah. Nun sollte bei einem frühen Sonnenaufgang die erste Gottesverehrung angestellt werden; nur war der junge Priester nicht mit sich
 10 enig, auf welche Weise er eine Flamme hervorbringen sollte, die doch auch zu gleicher Zeit einen guten Geruch von sich geben müsse. Endlich gelang ihm ein Einfall, beides zu verbinden, indem er Räucherkerzchen besaß, welche, wo nicht flammend, doch glimmend den angenehmsten Geruch verbreiteten. Ja, dieses
 15 gelinde Verbrennen und Verdampfen schien noch mehr das, was im Gemüte vorgeht, auszudrücken als eine offene Flamme. Die Sonne war schon längst aufgegangen, aber Nachbarhäuser verdeckten den Osten. Endlich erschien sie über den Dächern; sogleich ward ein Brennglas zur Hand genommen und die in
 20 einer schönen Porzellanschale auf dem Gipfel stehenden Räucherkerzen angezündet. Alles gelang nach Wunsch, und die Andacht war vollkommen. Der Altar blieb als eine besondere Zierde des Zimmers¹, das man ihm im neuen Hause eingeräumt hatte, stehen. Jedermann sah darin nur eine wohlaufgeputzte Natura-
 25 liensammlung; der Knabe hingegen wußte besser, was er verschwieg. Er sehnte sich nach der Wiederholung jener Feierlichkeit. Unglücklicherweise war eben, als die gelegenste Sonne hervorstieg, die Porzellantasse nicht bei der Hand; er stellte die Räucherkerzchen unmittelbar auf die obere Fläche des Musik-
 30 pultes; sie wurden angezündet, und die Andacht war so groß, daß der Priester nicht merkte, welchen Schaden sein Opfer anrichtete, als bis ihm nicht mehr abzuhelfen war. Die Kerzchen hatten sich nämlich in den roten Lack und in die schönen goldnen Blumen auf eine schämliche Weise eingebraunt und, gleich als
 35 wäre ein böser Geist verschwunden, ihre schwarzen unauslösch-

¹ Des Sichelzimmers im dritten Stoc.

lichen Fußtapfen zurückgelassen. Hierüber kam der junge Priester in die äußerste Verlegenheit. Zwar wußte er den Schaden durch die größten Prachttufen zu bedecken, allein der Mut zu neuen Opfern war ihm vergangen, und fast möchte man diesen Zufall als eine Andeutung und Warnung betrachten, wie gefährlich es überhaupt sei, sich Gott auf dergleichen Wegen nähern zu wollen. 5



Zweites Buch.

Alles bisher Vorgetragene deutet auf jenen glücklichen und gemächlichen Zustand, in welchem sich die Länder während eines langen Friedens befinden. Nirgends aber genießt man eine solche schöne Zeit wohl mit größerem Behagen als in Städten, die nach ihren eigenen Gesetzen leben, die groß genug sind, eine ansehnliche Menge Bürger zu fassen, und wohl gelegen, um sie durch Handel und Wandel zu bereichern. Fremde finden ihren Gewinn, da aus- und einzuziehen, und sind genötigt, Vorteil zu bringen, um Vorteil zu erlangen. Beherrschen solche Städte auch kein weites Gebiet, so können sie desto mehr im Innern Wohlthätigkeit bewirken, weil ihre Verhältnisse nach außen sie nicht zu kostspieligen Unternehmungen oder Theilnahmen verpflichten.

Auf diese Weise verfloß den Frankfurtern während meiner Kindheit eine Reihe glücklicher Jahre. Aber kaum hatte ich am 28. August 1756 mein siebentes Jahr zurückgelegt, als gleich darauf jener weltbekannte Krieg ausbrach, welcher auf die nächsten sieben Jahre meines Lebens auch großen Einfluß haben sollte. Friedrich der Zweite, König von Preußen, war mit 60,000 Mann in Sachsen eingefallen, und statt einer vorgängigen Kriegserklärung folgte ein Manifest, wie man sagte, von ihm selbst verfaßt, welches die Ursachen enthielt, die ihn zu einem solchen ungeheuren Schritt bewogen und berechtigt. Die Welt, die sich nicht nur als Zuschauer, sondern auch als Richter aufgefordert fand, spaltete sich sogleich in zwei Parteien, und unsere Familie war ein Bild des großen Ganzen.

Mein Großvater, der als Schöff von Frankfurt über Franz dem Ersten den Krönungshimmel getragen und von der Kaiserin eine gewichtige goldne Kette mit ihrem Bildnis erhalten hatte, war mit einigen Schwieger söhnen und Töchtern auf östreichischer Seite. Mein Vater, von Karl dem Siebenten zum kaiserlichen Rat ernannt und an dem Schicksale dieses unglücklichen Monarchen gemüthlich teilnehmend, neigte sich mit der kleinern Familienhälfte gegen Preußen. Gar bald wurden unsere Zusammenkünfte, die man seit mehreren Jahren Sonntags unterbrochen fortgesetzt hatte, gestört. Die unter Verschwägerten gewöhnlichen Mißhelligkeiten fanden nun erst eine Form, in der sie sich aussprechen konnten. Man stritt, man überwarf sich, man schwieg, man brach los. Der Großvater, sonst ein heitrer, ruhiger und bequemer Mann, ward ungeduldig. Die Frauen suchten vergebens das Feuer zu löschen¹, und nach einigen unangenehmen Szenen blieb mein Vater zuerst aus der Gesellschaft. Nun freuten wir uns ungestört zu Hause der preußischen Siege, welche gewöhnlich durch jene leidenschaftliche Tante mit großem Jubel verkündigt wurden. Alles andere Interesse mußte diesem weichen, und wir brachten den Überrest des Jahres in beständiger Agitation zu. Die Besitznahme von Dresden, die anfängliche Mäßigung des Königs, die zwar langsamen, aber sichern Fortschritte, der Sieg bei Lomowitz, die Gefangennehmung der Sachsen² waren für unsere Partei ebensoviele Triumphe. Alles, was zum Vorteil der Gegner angeführt werden konnte, wurde geleugnet oder verkleinert; und da die entgegengesetzten Familienglieder das Gleiche thaten, so konnten sie einander nicht auf der Straße begegnen, ohne daß es Händel setzte, wie in „Romeo und Julie“.

Und so war ich denn auch preußisch oder, um richtiger zu reden, Friedrichisch gesinnt; denn was ging uns Preußen an. Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüther wirkte. Ich freute mich mit dem Vater unsere Sieger, schrieb sehr gern die Siegeslieder ab und fast noch lieber die

¹ Helmlich löschen; löschen oder löschen bedeutet soviel als verhelmlischen; vgl. vertuschen. — ² Die genannten Ereignisse fallen in das Jahr 1750.

Spottlieder auf die Gegenpartei, so platt die Reime auch sein mochten.

Als ältester Enkel und Pate hatte ich seit meiner Kindheit jeden Sonntag bei den Großeltern gespeist: es waren meine 5
 5 gnügtesten Stunden der ganzen Woche. Aber nun wollte mir kein Bissen mehr schmecken; denn ich mußte meinen Helden aufs greulichste verleumden hören. Hier wehte ein anderer Wind, hier klang ein anderer Ton als zu Hause. Die Neigung, ja die Verehrung für meine Großeltern nahm ab. Bei den Eltern
 10 durfte ich nichts davon erwähnen; ich unterließ es aus eigenem Gefühl und auch, weil die Mutter mich gewarnt hatte. Dadurch war ich auf mich selbst zurückgewiesen, und wie mir in meinem sechsten Jahre, nach dem Erdbeben von Lissabon, die Güte Gottes einigermaßen verdächtig geworden war, so fing ich
 15 nun wegen Friedrichs des Zweiten die Gerechtigkeit des Publikums zu bezweifeln an. Mein Gemüt war von Natur zur Ehrerbietung geneigt, und es gehörte eine große Erschütterung dazu, um meinen Glauben an irgend ein Ehrwürdiges wanken zu machen. Leider hatte man uns die guten Sitten, ein anständiges
 20 Betragen nicht um ihrer selbst, sondern um der Leute willen anempfohlen; was die Leute sagen würden, hieß es immer, und ich dachte, die Leute müßten auch rechte Leute sein, würden auch alles und jedes zu schätzen wissen. Nun aber erfuhr ich das Gegenteil. Die größten und augenfälligsten Verdienste wur-
 25 den geschmäht und angefeindet, die höchsten Thaten, wo nicht gelehnet, doch wenigstens entstellt und verkleinert; und ein so schnödes Unrecht geschah dem einzigen, offenbar über alle seine Zeitgenossen erhabenen Manne, der täglich bewies und darthat, was er vermöge; und dies nicht etwa vom Pöbel, sondern von
 30 vorzüglichen Männern, wofür ich doch meinen Großvater und meine Oheime zu halten hatte. Daß es Parteien geben könne, ja daß er selbst zu einer Partei gehörte, davon hatte der Knabe keinen Begriff. Er glaubte um so viel mehr recht zu haben und seine Gesinnung für die bessere erklären zu dürfen, da er und
 35 die Gleichgesinnten Marien Theresien ihre Schönheit und übrigen guten Eigenschaften ja gelten ließen und dem Kaiser Franz seine Juwelen- und Geldliebhaberei weiter auch nicht verargten; daß

Graf Daun¹ manchmal eine Schlafmütze geheißen wurde, glaubten sie verantworten zu können.

Bedenke ich es aber jetzt genauer, so finde ich hier den Keim der Nichtachtung, ja der Verachtung des Publikums, die mir eine ganze Zeit meines Lebens anhing und nur spät durch Ein- 5
sicht und Bildung ins Gleiche gebracht werden konnte. Genug, schon damals war das Gewahrwerden parteiischer Ungerechtig-
keit dem Knaben sehr unangenehm, ja schädlich, indem es ihn
gewöhnte, sich von geliebten und geschätzten Personen zu ent-
fernen. Die immer aufeinander folgenden Kriegsthaten und 10
Begebenheiten ließen den Parteien weder Ruhe noch Rast. Wir
fanden ein verbrießliches Behagen, jene eingebildeten Übel und
willkürlichen Händel immer von frischem wieder zu erregen und
zu schärfen, und so fuhrn wir fort, uns untereinander zu quälen,
bis einige Jahre darauf die Franzosen Frankfurt besetzten und 15
uns wahre Unbequemlichkeit in die Häuser brachten.

Ob nun gleich die meisten sich dieser wichtigen, in der Ferne
vorgehenden Ereignisse nur zu einer leidenschaftlichen Unter-
haltung bedienten, so waren doch auch andre, welche den Ernst
dieser Zeiten wohl einsahen und befürchteten, daß bei einer Teil- 20
nahme Frankreichs der Kriegsschauplatz sich auch in unsern Ge-
genden ansthn könne. Man hielt uns Kinder mehr als bisher
zu Hause und suchte uns auf mancherlei Weise zu beschäftigen
und zu unterhalten. Zu solchem Ende hatte man das von der
Großmutter hinterlassene Puppenspiel wieder aufgestellt, und 25
zwar dergestalt eingerichtet, daß die Zuschauer in meinem Stiebel-
zimmer sitzen, die spielenden und dirigierenden Personen aber
sowie das Theater selbst vom Proscenium an in einem Neben-
zimmer Platz und Raum fanden. Durch die besondere Ver-
günstigung, bald diesen, bald jenen Knaben als Zuschauer ein- 30
zulassen, erwarb ich mir anfangs viele Freunde; allein die Un-
ruhe, die in den Kindern steckt, ließ sie nicht lange geduldige
Zuschauer bleiben. Sie störten das Spiel, und wir mußten

¹ Leopold Joseph, Graf von Daun (1705—66), österreichischer Feld-
marschall, der Sieger von Kolln und Hochkirch. Obige Bemerkung bezieht sich
wohl auf seine große Bedächtigkeit, durch die er u. a. zur Niederlage Landons bei
Dienitz beitrug.

uns ein jüngeres Publikum aussuchen, das noch allenfalls durch Ammen und Mägde in der Ordnung gehalten werden konnte. Wir hatten das ursprüngliche Hauptdrama¹, worauf die Puppen-
 gesellschaft eigentlich eingerichtet war, auswendig gelernt und
 5 führten es anfangs auch ausschließlich auf; allein dies ermüdete
 uns bald, wir veränderten die Garderobe, die Dekorationen und
 wagten uns an verschiedene Stücke, die freilich für einen so
 kleinen Schauplatz zu weitläufig waren. Ob wir uns nun gleich
 durch diese Anmaßungen dasjenige, was wir wirklich hätten
 10 leisten können, verkümmerten und zuletzt gar zerstörten, so hat
 doch diese kindliche Unterhaltung und Beschäftigung auf sehr
 mannigfaltige Weise bei mir das Erfindungs- und Darstellungs-
 vermögen, die Einbildungskraft und eine gewisse Technik geübt
 und befördert, wie es vielleicht auf keinem andern Wege in so
 15 kurzer Zeit, in einem so engen Raume mit so wenigem Aufwand
 hätte geschehen können.

Ich hatte früh gelernt mit Zirkel und Lineal umzugehen, indem ich den ganzen Unterricht, den man uns in der Geometrie
 erteilte, sogleich in das Thätige verwandte, und Pappenarbeiten
 20 konnten mich höchlich beschäftigen. Doch blieb ich nicht bei geo-
 metrischen Körpern, bei Kästchen und solchen Dingen stehen,
 sondern ersann mir artige Lusthäuser, welche mit Pilastern,
 Freitreppen und flachen Dächern ausgeschmückt wurden, wovon
 jedoch wenig zu stande kam.

Weit beharrlicher hingegen war ich, mit Hilfe unsers Be-
 dienten, eines Schneiders von Profession, eine Kükammer aus-
 zustatten, welche zu unsern Schau- und Trauerspielen dienen
 sollte, die wir, nachdem wir den Puppen über den Kopf ge-
 wachsen waren, selbst aufzuführen Lust hatten. Meine Gespielen
 30 verfertigten sich zwar auch solche Rüstungen und hielten sie für
 ebenso schön und gut als die meinigen; allein ich hatte es nicht
 bei den Bedürfnissen einer Person bewenden lassen, sondern
 konnte mehrere des kleinen Heeres mit allerlei Requisiten aus-
 statten und machte mich daher unserm kleinen Kreise immer not-
 35 wendiger. Daß solche Spiele auf Parteiungen, Gefechte und

¹ „David und Goliath“, wie in „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ (Buch 1, Kap. 2) erzählt wird.

Schläge hinwiesen und gewöhnlich auch mit Händeln und Verdruß ein schreckliches Ende nahmen, läßt sich denken. In solchen Fällen hielten gewöhnlich gewisse bestimmte Gespielen an mir, andre auf der Gegenseite, ob es gleich öfter manchen Parteiwechsel gab. Ein einziger Knabe, den ich Pylades nennen will, 5
verließ nur ein einzigmal, von den andern aufgehehrt, meine Partei, konnte es aber kaum eine Minute aushalten, mir feindselig gegenüber zu stehen; wir versöhnten uns unter vielen Thränen und haben eine ganze Weile treulich zusammengehalten.

Diesen sowie andre Wohlwollende konnte ich sehr glücklich 10
machen, wenn ich ihnen Märchen erzählte, und besonders liebten sie, wenn ich in eigner Person sprach, und hatten eine große Freude, daß mir, als ihrem Gespielen, so wunderliche Dinge könnten begegnet sein, und dabei gar kein Arges, wie ich Zeit und Raum zu solchen Abenteuern finden können, da sie doch 15
ziemlich wußten, wie ich beschäftigt war, und wo ich aus- und einging. Nicht weniger waren zu solchen Begebenheiten Lokalitäten, wo nicht aus einer andern Welt, doch gewiß aus einer andern Gegend nötig, und alles war doch erst heut oder gestern geschehen. Sie mußten sich daher mehr selbst betriegen, als ich 20
sie zum besten haben konnte. Und wenn ich nicht nach und nach, meinem Naturell gemäß, diese Lustgestalten und Windbeuteleien zu kunstmäßigen Darstellungen hätte verarbeiten lernen, so wären solche ausschneiderische Anfänge gewiß nicht ohne schlimme Folgen für mich geblieben. 25

Betrachtet man diesen Trieb recht genau, so möchte man in ihm diejenige Annahmung erkennen, womit der Dichter selbst das Unwahrscheinlichste gebieterisch ausspricht und von einem jeden fordert, er solle dasjenige für wirklich erkennen, was ihm, dem Erfinder, auf irgend eine Weise als wahr erscheinen konnte. 30

Was jedoch hier nur im allgemeinen und betrachtungsweise vorgetragen worden, wird vielleicht durch ein Beispiel, durch ein Musterstück angenehmer und anschaulicher werden. Ich füge daher ein solches Märchen bei, welches mir, da ich es meinen Gespielen oft wiederholen mußte, noch ganz wohl vor der Ein- 35
bildungskraft und im Gedächtnis schwebt.

Der neue Paris.

Knabenmärchen.

Mir träumte neulich in der Nacht vor Pfingstsonntag, als
 stünde ich vor einem Spiegel und beschäftigte mich mit den neuen
 5 Sommerkleidern, welche mir die lieben Eltern auf das Fest
 hatten machen lassen. Der Anzug bestand, wie ihr wißt, in
 Schuhen von sauberem Leder mit großen silbernen Schnallen,
 feinen baumwollenen Strümpfen, schwarzen Unterkleidern von
 Sarsche¹ und einem Rock von grünem Verkan² mit goldnen
 10 Balletten³. Die Weste dazu, von Goldstoff, war aus meines
 Vaters Bräutigamsweste geschnitten. Ich war frisiert und ge-
 pudert, die Locken standen mir wie Flügelchen vom Kopfe; aber
 ich konnte mit dem Anziehen nicht fertig werden, weil ich immer
 die Kleidungsstücke verwechselte, und weil mir immer das erste
 15 vom Leibe fiel, wenn ich das zweite umzunehmen gedachte. In
 dieser großen Verlegenheit trat ein junger schöner Mann zu
 mir und begrüßte mich aufs freundlichste. „Ei, seid mir will-
 kommen!“ sagte ich; „es ist mir ja gar lieb, daß ich Euch hier
 sehe.“ — „Kennt Ihr mich denn?“ versetzte jener lächelnd. —
 20 „Warum nicht?“ war meine gleichfalls lächelnde Antwort.
 „Ihr seid Merkur, und ich habe Euch oft genug abgebildet ge-
 sehen.“ — „Das bin ich“, sagte jener, „und von den Göttern
 mit einem wichtigen Auftrag an dich gesandt. Siehst du diese
 drei Äpfel?“ — Er reichte seine Hand her und zeigte mir drei
 25 Äpfel, die sie kaum fassen konnte, und die ebenso wunderbar
 schön als groß waren, und zwar der eine von roter, der andere
 von gelber, der dritte von grüner Farbe. Man mußte sie für
 Edelsteine halten, denen man die Form von Früchten gegeben.
 Ich wollte darnach greifen; er aber zog zurück und sagte: „Du
 30 mußt erst wissen, daß sie nicht für dich sind. Du sollst sie den
 drei schönsten jungen Leuten von der Stadt geben, welche so-
 dann, jeder nach seinem Lose, Gattinnen finden sollen, wie sie

¹ Serge, leichtes Atlasgewebe, aus Seide, Halbside, Kammwolle u. dergl. hergestellt. — ² Wolkenstoff, franz. baraban. — ³ Goldstreifen zur Einfassung von Knopflöchern.

solche nur wünschen können. Nimm und mach deine Sachen gut!“, sagte er scheidend und gab mir die Äpfel in meine offenen Hände; sie schienen mir noch größer geworden zu sein. Ich hielt sie darauf in die Höhe gegen das Licht und fand sie ganz durchsichtig; aber gar bald zogen sie sich aufwärts in die Länge und wurden zu drei schönen, schönen Frauenzimmerchen in mäßiger Puppengröße, deren Kleider von der Farbe der vorherigen Äpfel waren. So gleiteten sie sacht an meinen Fingern hinauf, und als ich nach ihnen haschen wollte, um wenigstens eine festzuhalten, schwebten sie schon weit in der Höhe und Ferne, daß ich nichts als das Nachsehen hatte. Ich stand ganz verwundert und versteinert da, hatte die Hände noch in der Höhe und beguckte meine Finger, als wäre daran etwas zu sehen gewesen. Aber mit einmal erblickte ich auf meinen Fingerspitzen ein allerliebste Mädchen herumtanzgen, kleiner als jene, aber gar niedlich und munter; und weil sie nicht wie die andern fortzog, sondern verweilte und bald auf diese, bald auf jene Fingerspitze tanzend hin und her trat, so sah ich ihr eine Zeitlang verwundert zu. Da sie mir aber gar so wohl gefiel, glaubte ich, sie endlich haschen zu können und dachte geschickt genug zuzugreifen; allein in dem Augenblick fühlte ich einen Schlag an den Kopf, so daß ich ganz betäubt niederfiel und aus dieser Betäubung nicht eher erwachte, als bis es Zeit war, mich anzuziehen und in die Kirche zu gehen.

Unter dem Gottesdienst wiederholte ich mir jene Bilder oft genug; auch am großelterlichen Tische, wo ich zu Mittag speiste. Nachmittags wollte ich einige Freunde besuchen, sowohl um mich in meiner neuen Kleidung, den Hut unter dem Arm und den Degen an der Seite, sehen zu lassen, als auch, weil ich ihnen Besuche schuldig war. Ich fand niemanden zu Hause, und da ich hörte, daß sie in die Gärten gegangen, so gedachte ich ihnen zu folgen und den Abend vergnügt zuzubringen. Mein Weg führte mich den Zwinger¹ hin, und ich kam in die Gegend, welche mit Recht den Namen schlimme Mauer² führt; denn es ist dort

¹ Raum zwischen der Stadtmauer und den letzten Häusern der Stadt. —

² Volksetymologie für die Stymme-gasse (jetzt Stikßstraße), wie sie im 14. Jahrhundert heißt. Der Name rührt von einem Frankfurter Bürger mit Namen Stymme her. Sie liegt im Bogen von der Zell am Sendenbergischen Stift vorbei zum Eschenhelmer Thurm.

niemals ganz geheuer. Ich ging nur langsam und dachte an
 meine drei Göttinnen, besonders aber an die kleine Nymphe,
 und hielt meine Finger manchmal in die Höhe, in Hoffnung,
 sie würde so artig sein, wieder darauf zu balancieren. In die-
 5 sen Gedanken vorwärts gehend, erblickte ich linker Hand in der
 Mauer ein Pfortchen, das ich mich nicht erinnerte, je gesehen
 zu haben. Es schien niedrig, aber der Spitzbogen drüber hätte
 den größten Mann hindurch gelassen. Bogen und Gewände
 waren aufs zierlichste vom Steinmetz und Bildhauer ausge-
 10 meißelt, die Thüre selbst aber zog erst recht meine Aufmerksam-
 keit an sich. Braunes uraltes Holz, nur wenig verziert, war
 mit breiten, sowohl erhaben als vertieft gearbeiteten Bändern
 von Erz beschlagen, deren Laubwerk, worin die natürlichsten
 Vögel saßen, ich nicht genug bewundern konnte. Doch was mir
 15 das Merkwürdigste schien, kein Schlüsselloch war zu sehen, keine
 Klinke, kein Klopfer, und ich vermutete daraus, daß diese Thüre
 nur von innen aufgemacht werde. Ich hatte mich nicht geirrt,
 denn als ich ihr näher trat, um die Zieraten zu besühlen, that
 sie sich hineinwärts auf, und es erschien ein Mann, dessen Klei-
 20 dung etwas Langes, Weites und Sonderbares hatte. Auch ein
 ehrwürdiger Bart umwölkte sein Kinn; daher ich ihn für einen
 Juden zu halten geneigt war. Er aber, eben als wenn er meine
 Gedanken erraten hätte, machte das Zeichen des heiligen Kreuzes,
 wodurch er mir zu erkennen gab, daß er ein guter katho-
 25 lischer Christ sei. — „Junger Herr, wie kommt Ihr hieher,
 und was macht Ihr da?“ sagte er mit freundlicher Stimme
 und Gebärde. — „Ich bewundre“, versetzte ich, „die Arbeit die-
 ser Pforte, denn ich habe dergleichen noch niemals gesehen; es
 müßte denn sein auf kleinen Stücken in den Kunstsammlungen
 30 der Liebhaber.“ — „Es freut mich“, versetzte er darauf, „daß
 Ihr solche Arbeit liebt. Inwendig ist die Pforte noch viel
 schöner; tretet herein, wenn es Euch gefällt.“ — Mir war bei
 der Sache nicht ganz wohl zu Mute. Die wunderliche Kleidung
 des Pfortners, die Abgelegenheit und ein sonst ich weiß nicht
 35 was, das in der Luft zu liegen schien, beklemmte mich. Ich
 verweilte daher unter dem Vorwande, die Außenseite noch länger
 zu betrachten, und blickte dabei verstohlen in den Garten, denn

ein Garten war es, der sich vor mir eröffnet hatte. Gleich hinter der Pforte sah ich einen großen beschatteten Platz; alte Linden, regelmäßig voneinander abstehend, bedeckten ihn völlig mit ihren dicht ineinander greifenden Ästen, so daß die zahlreichsten Gesellschaften in der größten Tageshitze sich darunter hätten erquicken können. Schon war ich auf die Schwelle getreten, und der Alte wußte mich immer um einen Schritt weiter zu locken. Ich widerstand auch eigentlich nicht; denn ich hatte jederzeit gehört, daß ein Prinz oder Sultan in solchem Falle niemals fragen müsse, ob Gefahr vorhanden sei. Hatte ich doch auch meinen Degen an der Seite; und sollte ich mit dem Alten nicht fertig werden, wenn er sich feindlich erweisen wollte? Ich trat also ganz gesichert hinein; der Pförtner drückte die Thüre zu, die so leise einchnappte, daß ich es kaum spürte. Nun zeigte er mir die inwendig angebrachte, wirklich noch viel kunstreichere Arbeit, legte sie mir aus und bewies mir dabei ein besonderes Wohlwollen. Hiedurch nun völlig beruhigt, ließ ich mich in dem belaubten Raume an der Mauer, die sich ins Runde zog, weiter führen und fand manches an ihr zu bewundern. Nischen, mit Muscheln, Korallen und Metallstufen künstlich ausgeziert, gaben aus Tritonenmäulern reichliches Wasser in marmorne Becken; dazwischen waren Vogelhäuser angebracht und andre Vergitterungen, worin Eichhörnchen herumhüpften, Meerschweinchen hin und wider liefen, und was man nur sonst von artigen Geschöpfen wünschen kann. Die Vögel riefen und sangen uns an, wie wir vorschritten; die Stare besonders schwächten das närrischste Zeug; der eine rief immer: „Paris, Paris“, und der andre: „Rarziß, Rarziß“, so deutlich, als es ein Schulknabe nur aussprechen kann. Der Alte schien mich immer ernsthaft anzusehen, indem die Vögel dieses riefen; ich that aber nicht, als wenn ich's merkte, und hatte auch wirklich nicht Zeit, auf ihn acht zu geben; denn ich konnte wohl gewahr werden, daß wir in die Runde gingen, und daß dieser beschattete Raum eigentlich ein großer Kreis sei, der einen andern viel bedeutendern umschließe. Wir waren auch wirklich wieder bis ans Pförtchen gelangt, und es schien, als wenn der Alte mich hinauslassen wolle; allein meine Augen blieben auf ein goldnes

Gitter gerichtet, welches die Mitte dieses wunderbaren Gartens zu umzäunen schien, und das ich auf unserm Gange hinlänglich zu beobachten Gelegenheit fand, ob mich der Alte gleich immer an der Mauer und also ziemlich entfernt von der Mitte zu halten wußte. Als er nun eben auf das Pfortchen losging, sagte ich zu ihm mit einer Verbeugung: „Ihr seid so äußerst gefällig gegen mich gewesen, daß ich wohl noch eine Bitte wagen möchte, ehe ich von Euch scheide. Dürfte ich nicht jenes goldne Gitter näher besehen, das in einem sehr weiten Kreise das Innere des Gartens einzuschließen scheint?“ — „Recht gern“, versetzte jener, „aber sodann müßt Ihr Euch einigen Bedingungen unterwerfen.“ — „Worin bestehen sie?“ fragte ich hastig. — „Ihr müßt Euren Hut und Degen hier zurücklassen und dürft mir nicht von der Hand, indem ich Euch begleite.“ — „Herzlich gern“, erwiderte ich und legte Hut und Degen auf die erste beste steinerne Bank. Sogleich ergriff er mit seiner Rechten meine Linke, hielt sie fest und führte mich mit einiger Gewalt gerade vorwärts. Als wir ans Gitter kamen, verwandelte sich meine Verwunderung in Erstaunen: so etwas hatte ich nie gesehen. Auf einem hohen Sockel von Marmor standen unzählige Spieße und Partisane nebeneinander gereiht, die durch ihre seltsam verzierten oberen Enden zusammenhingen und einen ganzen Kreis bildeten. Ich schaute durch die Zwischenräume und sah gleich dahinter ein sanft fließendes Wasser, auf beiden Seiten mit Marmor eingefast, das in seinen klaren Tiefen eine große Anzahl von Gold- und Silberfischen sehen ließ, die sich bald sachte, bald geschwind, bald einzeln, bald zugleich hin und her bewegten. Nun hätte ich aber auch gern über den Kanal gesehen, um zu erfahren, wie es in dem Herzen des Gartens beschaffen sei; allein da fand ich zu meiner großen Betrübnis, daß an der Gegenseite das Wasser mit einem gleichen Gitter eingefast war, und zwar so künstlichertweise, daß auf einen Zwischenraum diesseits gerade ein Speiß oder eine Partisane jenseits paßte, und man also, die übrigen Dieraten mitgerechnet, nicht hindurchsehen konnte, man mochte sich stellen, wie man wollte. Überdies hinderte mich der Alte, der mich noch immer festhielt, daß ich mich nicht frei bewegen konnte. Meine

Neugier wuchs indes nach allem, was ich gesehen, immer mehr, und ich nahm mir ein Herz, den Alten zu fragen, ob man nicht auch hinüber kommen könne. — „Warum nicht?“ versetzte jener, „aber auf neue Bedingungen.“ — Als ich nach diesen fragte, gab er mir zu erkennen, daß ich mich umkleiden müsse. Ich 5 war es sehr zufrieden; er führte mich zurück nach der Mauer in einen kleinen reinlichen Saal, an dessen Wänden mancherlei Kleidungen hingen, die sich sämtlich dem orientalischen Kostüm zu nähern schienen. Ich war geschwind ungekleidet; er streifte meine gepuderten Haare unter ein buntes Netz, nachdem er sie 10 zu meinem Entsetzen gewaltig ausgestäubt hatte. Nun fand ich mich vor einem großen Spiegel in meiner Vermummung gar hübsch und gefiel mir besser als in meinem steifen Sonntagskleide. Ich machte einige Gebärden und Sprünge, wie ich sie von den Tänzern auf dem Neßtheater gesehen hatte. Unter 15 diesem sah ich in den Spiegel und erblickte zufällig das Bild einer hinter mir befindlichen Nische. Auf ihrem weißen Grunde hingen drei grüne Strickchen, jedes in sich auf eine Weise verschlungen, die mir in der Ferne nicht deutlich werden wollte. Ich lehrte mich daher etwas hastig um und fragte den Alten 20 nach der Nische sowie nach den Strickchen. Er, ganz gefällig, holte eins herunter und zeigte es mir. Es war eine grünseidene Schnur von mäßiger Stärke, deren beide Enden, durch ein zweifach durchschnittenen grünes Leder geschlungen, ihr das Ansehn gaben, als sei es ein Werkzeug zu einem eben nicht sehr er- 25 wünschten Gebrauch¹. Die Sache schien mir bedenklich, und ich fragte den Alten nach der Bedeutung. Er antwortete mir ganz gelassen und gütig, es sei dieses für diejenigen, welche das Vertrauen mißbrauchten, das man ihnen hier zu schenken bereit sei. Er hing die Schnur wieder an ihre Stelle und verlangte so- 30 gleich, daß ich ihm folgen sollte; denn diesmal faßte er mich nicht an, und so ging ich frei neben ihm her.

Meine größte Neugier war nunmehr, wo die Thüre, wo die Brücke sein möchte, um durch das Gitter, um über den Kanal zu kommen; denn ich hatte dergleichen bis jetzt noch nicht 35

¹ Erdbrosselung mittelst der seidenen Schnur; häufige Strafe orientallscher Würbenträger.

ausfindig machen können. Ich betrachtete daher die goldene Umzäunung sehr genau, als wir darauf zueilten; allein augenblicklich verging mir das Gesicht, denn unerwartet begannen Spieße, Speere, Hellebarben, Partisanen sich zu rütteln und zu schütteln, und diese seltsame Bewegung endigte damit, daß die
5 sämtlichen Spiken sich gegeneinander senkten, eben als wenn zwei altertümliche, mit Piken bewaffnete Heerhaufen gegeneinander losgehen wollten. Die Verwirrung fürs Auge, das Geklirr für die Ohren war kaum zu ertragen, aber unendlich überraschend der Anblick, als sie völlig niedergelassen den Kreis des
10 Kanals bedeckten und die herrlichste Brücke bildeten, die man sich denken kann; denn nun lag das bunteste Gartenparterre vor meinem Blick. Es war in verschlungene Beete geteilt, welche, zusammen betrachtet, ein Labyrinth von Bieraten bildeten; alle
15 mit grünen Einfassungen von einer niedrigen, wollig wachsenden Pflanze, die ich nie gesehen; alle mit Blumen, jede Abtheilung von verschiedener Farbe, die, ebenfalls niedrig und am Boden, den vorgezeichneten Grundriß leicht verfolgen ließen. Dieser köstliche Anblick, den ich in vollem Sonnenschein genoß,
20 fesselte ganz meine Augen; aber ich wußte fast nicht, wo ich den Fuß hinsetzen sollte, denn die schlängelnden Wege waren außers reinlichste von blauem Sande gezogen, der einen dunklern Himmel oder einen Himmel im Wasser an der Erde zu bilden schien; und so ging ich, die Augen auf den Boden gerichtet, eine Zeit-
25 lang neben meinem Führer, bis ich zuletzt gewahr ward, daß in der Mitte von diesem Beeten- und Blumenrund ein großer Kreis von Cypressen oder pappelartigen Bäumen stand, durch den man nicht hindurchsehen konnte, weil die untersten Zweige aus der Erde hervorzutreiben schienen. Mein Führer, ohne mich
30 gerade auf den nächsten Weg zu drängen, leitete mich doch unmittelbar nach jener Mitte, und wie war ich überrascht, als ich, in den Kreis der hohen Bäume tretend, die Säulenhalle eines köstlichen Gartengebäudes vor mir sah, das nach den übrigen Seiten hin ähnliche Ansichten und Eingänge zu haben schien.
35 Noch mehr aber als dieses Muster der Baukunst entzückte mich eine himmlische Musik, die aus dem Gebäude hervordrang. Bald glaubte ich eine Laute, bald eine Harfe, bald eine Zither zu

hören, und bald noch etwas Klimperndes, das keinem von diesen drei Instrumenten gemäß war. Die Pforte, auf die wir zugehen, eröffnete sich bald nach einer leisen Berührung des Alten; aber wie erstaunt war ich, als die heraustretende Pförtnerin ganz vollkommen dem niedlichen Mädchen glich, das mir im Traume auf den Fingern getanz't hatte. Sie grüßte mich auch auf eine Weise, als wenn wir schon bekannt wären, und bat mich, hereinzutreten. Der Alte blieb zurück, und ich ging mit ihr durch einen gewölbten und schön verzierten kurzen Gang nach dem Mittelsaal, dessen herrliche domartige Höhe beim Eintritt meinen Blick auf sich zog und mich in Verwunderung setzte. Doch konnte mein Auge nicht lange dort verweilen, denn es ward durch ein reizenderes Schauspiel herabgelockt. Auf einem Teppich gerade unter der Mitte der Kuppel saßen drei Frauenzimmer im Dreieck, in drei verschiedene Farben gekleidet, die eine rot, die andre gelb, die dritte grün; die Sessel waren vergoldet und der Teppich ein vollkommenes Blumenbeet. In ihren Armen lagen die drei Instrumente, die ich draußen hatte unterscheiden können; denn durch meine Ankunft gestört, hatten sie mit Spielen inne gehalten. — „Seid uns willkommen!“ sagte die mittlere, die nämlich, welche mit dem Gesicht nach der Thüre saß, im roten Kleide und mit der Harfe. „Setzt Euch zu Alerten und hört zu, wenn ihr Liebhaber von der Musik seid.“ Nun sah ich erst, daß unten quervor ein ziemlich langes Bänkchen stand, worauf eine Mandoline lag. Das artige Mädchen nahm sie auf, setzte sich und zog mich an ihre Seite. Jetzt betrachtete ich auch die zweite Dame zu meiner Rechten; sie hatte das gelbe Kleid an und eine Zither in der Hand; und wenn jene Harfenspielerin ansehnlich von Gestalt, groß von Gesichtszügen und in ihrem Betragen majestätisch war, so konnte man der Zitherspielerin ein leicht anmutiges heitres Wesen anmerken. Sie war eine schlanke Blondine, da jene dunkelbraunes Haar schmückte. Die Mannigfaltigkeit und Übereinstimmung ihrer Musik konnte mich nicht abhalten, nun auch die dritte Schönheit im grünen Gewande zu betrachten, deren Lautenspiel etwas Rührendes und zugleich Auffallendes für mich hatte. Sie war diejenige, die am meisten auf mich acht zu geben und

ihr Spiel an mich zu richten schien; nur konnte ich aus ihr nicht
 flug werden, denn sie kam mir bald zärtlich, bald wunderbarlich,
 bald offen, bald eigensinnig vor, je nachdem sie die Mienen und
 ihr Spiel veränderte. Bald schien sie mich rühren, bald mich
 5 necken zu wollen. Doch mochte sie sich stellen, wie sie wollte, so
 gewann sie mir wenig ab, denn meine kleine Nachbarin, mit
 der ich Ellbogen an Ellbogen saß, hatte mich ganz für sich ein-
 genommen; und wenn ich in jenen drei Damen ganz deutlich
 die Sylphiden meines Traums und die Farben der Apfel er-
 10 blickte, so begriff ich wohl, daß ich keine Ursache hätte, sie fest-
 zuhalten. Die artige Kleine hätte ich lieber angepact, wenn
 mir nur nicht der Schlag, den sie mir im Traume versezt hatte,
 gar zu erinnerlich gewesen wäre. Sie hielt sich bisher mit ihrer
 Mandoline ganz ruhig; als aber ihre Gebieterinnen aufgehört
 15 hatten, so befahlen sie ihr, einige lustige Stückchen zum besten zu
 geben. Kaum hatte sie einige Tanzmelodien gar aufregend ab-
 geklumpert, so sprang sie in die Höhe; ich that das Gleiche. Sie
 spielte und tanzte; ich ward hingerissen, ihre Schritte zu beglei-
 ten, und wir führten eine Art von kleinem Ballett auf, womit
 20 die Damen zufrieden zu sein schienen, denn sobald wir geendigt,
 befahlen sie der Kleinen, mich derweil mit etwas Gutem zu er-
 quicken, bis das Nachteffen herankäme. Ich hatte freilich ver-
 gessen, daß außer diesem Paradiese noch etwas anderes in der
 Welt wäre. Merle führte mich sogleich in den Gang zurück,
 25 durch den ich hereingekommen war. An der Seite hatte sie zwei
 wohlleingerichtete Zimmer; in dem einen, wo sie wohnte, setzte sie
 mir Orangen, Feigen, Pfirschen und Trauben vor, und ich ge-
 noß sowohl die Früchte fremder Länder als auch die der erst
 kommenden Monate mit großem Appetit. Zuckerwerk war im
 30 Überfluß; auch füllte sie einen Pokal von geschliffenem Kristall
 mit schäumendem Wein, doch zu trinken bedurfte ich nicht, denn
 ich hatte mich an den Früchten hinreichend gelabt. — „Nun
 wollen wir spielen“, sagte sie und führte mich in das andere
 Zimmer. Hier sah es nun aus wie auf einem Christmarkt;
 35 aber so kostbare und feine Sachen hat man niemals in einer
 Weihnachtstbude gesehen. Da waren alle Arten von Puppen,
 Puppenkleidern und Puppengeräthschaften, Küchen, Wohnstuben

und Läden, und einzelne Spielsachen in Unzahl. Sie führte mich an allen Glaschränken herum, denn in solchen waren diese künstlichen Arbeiten aufbewahrt. Die ersten Schränke verschloß sie aber bald wieder und sagte: „Das ist nichts für Euch, ich weiß es wohl. Hier aber“, sagte sie, „könnten wir Baumaterialien 5 finden, Mauern und Thürme, Häuser, Paläste, Kirchen, um eine große Stadt zusammenzustellen. Das unterhält mich aber nicht; wir wollen zu etwas anderem greifen, das für Euch und mich gleich vergnüglich ist.“ — Sie brachte darauf einige Kasten hervor, in denen ich kleines Kriegsvolk übereinander geschichtet 10 erblickte, von dem ich sogleich bekennen mußte, daß ich niemals so etwas Schönes gesehen hätte. Sie ließ mir die Zeit nicht, das Einzelne näher zu betrachten, sondern nahm den einen Kasten unter den Arm, und ich packte den andern auf. „Wir wollen auf die goldne Brücke gehen“, sagte sie; „dort spielt sich's 15 am besten mit Soldaten: die Spieße geben gleich die Richtung, wie man die Armeen gegeneinander zu stellen hat.“ Nun waren wir auf dem goldnen schwankenden Boden angelangt; unter mir hörte ich das Wasser rieseln und die Fische plätschern, indem ich niederkniete, meine Linien aufzustellen. Es war alles Rei- 20 terei, wie ich nunmehr sah. Sie rühmte sich, die Königin der Amazonen zum Führer ihres weiblichen Heeres zu besitzen; ich dagegen fand den Achill und eine sehr stattliche griechische Reiterei. Die Heere standen gegeneinander, und man konnte nichts Schöneres sehen. Es waren nicht etwa flache bleierne Reiter, 25 wie die unsrigen, sondern Mann und Pferd rund und körperlich und auf das feinste gearbeitet; auch konnte man kaum begreifen, wie sie sich im Gleichgewicht hielten, denn sie standen für sich, ohne ein Fußbrettchen zu haben.

Wir hatten nun jedes mit großer Selbstzufriedenheit unsere 30 Heerhaufen beschaut, als sie mir den Angriff verkündigte. Wir hatten auch Geschütz in unsern Kästen gefunden; es waren nämlich Schachteln voll kleiner wohlpolirter Achillkugeln. Mit diesen sollten wir aus einer gewissen Entfernung gegeneinander kämpfen, wobei jedoch ausdrücklich bedungen war, daß nicht 35 stärker geworfen werde, als nötig sei, die Figuren umzustürzen: denn beschädigt sollte keine werden. Wechselseitig ging nun die

Kanonade los, und im Anfang wirkte sie zu unser beider Zu-
 friedenheit. Allein als meine Gegnerin bemerkte, daß ich doch
 besser zielte als sie, und zulezt den Sieg, der von der Überzahl
 der Stehgebliebenen abhing, gewinnen möchte, trat sie näher,
 5 und ihr mädchenhaftes Werfen hatte denn auch den erwünschten
 Erfolg. Sie streckte mir eine Menge meiner besten Truppen
 nieder, und je mehr ich protestierte, desto eifriger warf sie. Dies
 verdroß mich zulezt, und ich erklärte, daß ich ein Gleiches thun
 würde. Ich trat auch wirklich nicht allein näher heran, sondern
 10 warf im Unmut viel heftiger, da es denn nicht lange wahrte,
 als ein paar ihrer kleinen Centaurinnen in Stücke sprangen.
 In ihrem Eifer bemerkte sie es nicht gleich; aber ich stand ver-
 steinert, als die zerbrochnen Figürchen sich von selbst wieder
 zusammensfügten, Amazone und Pferd wieder ein Ganzes, auch
 15 zugleich völlig lebendig wurden, im Galopp von der goldnen
 Brücke unter die Binden setzten und, in Karriere hin und wider-
 rennend, sich endlich gegen die Mauer, ich weiß nicht wie, ver-
 loren. Meine schöne Gegnerin war das kaum gewahr worden,
 als sie in ein lautes Weinen und Jammern ausbrach und rief,
 20 daß ich ihr einen unerseßlichen Verlust zugefügt, der weit grö-
 ßer sei, als es sich aussprechen lasse. Ich aber, der ich schon
 erhost war, freute mich, ihr etwas zuleide zu thun, und warf noch
 ein paar mir übrig gebliebene Achattugeln blindlings mit Ge-
 walt unter ihren Heerhaufen. Unglücklicherweise traf ich die Kö-
 25 nigin, die bisher bei unserm regelmäßigen Spiel ausgenommen
 gewesen. Sie sprang in Stücke, und ihre nächsten Adjutanten
 wurden auch zerschmettert; aber schnell stellten sie sich wieder her
 und nahmen Reißaus wie die ersten, galoppierten sehr lustig
 unter den Binden herum und verloren sich gegen die Mauer.
 30 Meine Gegnerin schalt und schimpfte, ich aber, nun einmal
 im Gange, bückte mich, einige Achattugeln aufzuheben, welche
 an den goldnen Spießen herumrollten. Mein ergrimmteter
 Wunsch war, ihr ganzes Heer zu vernichten; sie dagegen nicht
 faul, sprang auf mich los und gab mir eine Ohrfeige, daß mir
 35 der Kopf summtete. Ich, der ich immer gehört hatte, auf die
 Ohrfeige eines Mädchens gehöre ein derber Kuß, faßte sie bei
 den Ohren und küßte sie zu wiederholten Malen. Sie aber that

einen solchen durchdringenden Schrei, der mich selbst erschreckte; ich ließ sie fahren, und das war mein Glück, denn in dem Augenblick wußte ich nicht, wie mir geschah. Der Boden unter mir fing an zu beben und zu rasseln; ich merkte geschwind, daß sich die Gitter wieder in Bewegung setzten: allein ich hatte nicht 5
Zeit, zu überlegen, noch konnte ich Fuß fassen, um zu fliehen. Ich fürchtete, jeden Augenblick gespiet zu werden; denn die Partisanen und Lanzen, die sich aufrichteten, zerschlugen mir schon die Kleider; genug, ich weiß nicht, wie mir geschah, mir verging Hören und Sehen, und ich erholte mich aus meiner Be- 10
täubung, von meinem Schrecken, am Fuß einer Linde, wider den mich das aufschnellende Gitter geworfen hatte. Mit dem Erwachen erwachte auch meine Bosheit, die sich noch heftig vermehrte, als ich von drüben die Spothworte und das Gelächter meiner Gegnerin vernahm, die an der andern Seite, etwas ge- 15
linder als ich, mochte zur Erde gekommen sein. Daher sprang ich auf, und als ich rings um mich das kleine Heer nebst seinem Anführer Achill, welche das auffahrende Gitter mit mir herüber geschneelt hatte, zerstreut sah, ergriff ich den Helden zuerst und warf ihn wider einen Baum. Seine Wiederherstellung und 20
seine Flucht gefielen mir nun doppelt, weil sich die Schadenfreude zu dem artigsten Anblick von der Welt gesellte, und ich war im Begriff, die sämtlichen Griechen ihm nachzuschicken, als auf einmal zwischen Wasser von allen Seiten her, aus Steinen und Mauern, aus Boden und Zweigen hervorprüllten und, 25
wo ich mich hinwendete, kreuzweise auf mich lospeitschten. Mein leichtes Gewand war in kurzer Zeit völlig durchnäßt; zerschlugt war es schon, und ich säumte nicht, es mir ganz vom Leibe zu reißen. Die Pantoffeln warf ich von mir, und so eine Hülle nach der andern; ja ich fand es endlich bei dem warmen Tage 30
sehr angenehm, ein solches Strahlbad über mich ergehen zu lassen. Ganz nackt schritt ich nun gravitatisch zwischen diesen willkommenen Gewässern einher, und ich dachte, mich lange so wohl befinden zu können. Mein Zorn verflüht sich, und ich wünschte nichts mehr, als eine Versöhnung mit meiner kleinen 35
Gegnerin. Doch in einem Nu schnappten die Wasser ab, und ich stand nun feucht auf einem durchnäßten Boden. Die Gegen-

wart des alten Mannes, der unvermutet vor mich trat, war mir keineswegs willkommen; ich hätte gewünscht, mich, wo nicht verbergen, doch wenigstens verhüllen zu können. Die Beschämung, der Frostschauer, das Bestreben, mich einigermaßen zu bedecken, ließen mich eine höchst erbärmliche Figur spielen; der Alte benutzte den Augenblick, um mir die größten Vorwürfe zu machen. „Was hindert mich“, rief er aus, „daß ich nicht eine der grünen Schnuren ergreife und sie, wo nicht Eurem Hals, doch Eurem Rücken anmesse!“ Diese Drohung nahm ich höchst übel. „Gütet Euch“, rief ich aus, „vor solchen Worten, ja nur vor solchen Gedanken, denn sonst seid Ihr und Eure Gebieterinnen verloren!“ — „Wer bist denn du“, fragte er trotzig, „daß du so reden darfst?“ — „Ein Liebling der Götter“, sagte ich, „von dem es abhängt, ob jene Frauenzimmer würdige Gatten finden und ein glückliches Leben führen sollen, oder ob er sie will in ihrem Zauberkloster verschmachten und veralten lassen.“ — Der Alte trat einige Schritte zurück. „Wer hat dir das offenbart?“ fragte er erstaunt und bedenklich. — „Drei Äpfel“, sagte ich, „drei Juwelen.“ — „Und was verlangst du zum Lohn?“ rief er aus. — „Vor allen Dingen das kleine Geschöpf“, versetzte ich, „die mich in diesen verwünschten Zustand gebracht hat.“ — Der Alte warf sich vor mir nieder, ohne sich vor der noch feuchten und schlammigen Erde zu scheuen; dann stand er auf, ohne benezt zu sein, nahm mich freundlich bei der Hand, führte mich in jenen Saal, kleidete mich behend wieder an, und bald war ich wieder sonntäglich gepuht und frisiert wie vorher. Der Pförtner sprach kein Wort weiter; aber ehe er mich über die Schwelle ließ, hielt er mich an und deutete mir auf einige Gegenstände an der Mauer drüben über den Weg, indem er zugleich rückwärts auf das Pförtchen zeigte. Ich verstand ihn wohl; er wollte nämlich, daß ich mir die Gegenstände einprägen möchte, um das Pförtchen desto gewisser wiederzufinden, welches sich unversehens hinter mir zuschloß. Ich merkte mir nun wohl, was mir gegenüber stand. Über eine hohe Mauer ragten die Äste uralter Rußbäume herüber und bedeckten zum Teil das Gesims, womit sie endigte. Die Zweige reichten bis an eine steinerne Tafel, deren verzierte Einfassung

ich wohl erkennen, deren Inschrift ich aber nicht lesen konnte. Sie ruhte auf dem Fragstein einer Nische, in welcher ein künstlich gearbeiteter Brunnen, von Schale zu Schale, Wasser in ein großes Becken goß, das wie einen kleinen Teich bildete und sich in die Erde verlor. Brunnen, Inschrift, Nußbäume, alles stand senkrecht übereinander; ich wollte es malen, wie ich es gesehen habe. 5

Nun läßt sich wohl denken, wie ich diesen Abend und manchen folgenden Tag zubachte, und wie oft ich mir diese Geschichten, die ich kaum selbst glauben konnte, wiederholte. So- bald mir's nur irgend möglich war, ging ich wieder zur schlimmen Mauer, um wenigstens jene Merkzeichen im Gedächtnis anzufrischen und das köstliche Pfortchen zu beschauen. Allein zu meinem größten Erstaunen fand ich alles verändert. Nußbäume ragten wohl über die Mauer, aber sie standen nicht unmittelbar nebeneinander. Eine Tafel war auch eingemauert, aber von den Bäumen weit rechts, ohne Verzierung, und mit einer leserlichen Inschrift. Eine Nische mit einem Brunnen findet sich weit links, der aber jenem, den ich gesehen, durchaus nicht zu vergleichen ist; so daß ich beinahe glauben muß, das zweite Abenteuer sei so gut als das erste ein Traum gewesen: denn von dem Pfortchen findet sich überhaupt gar keine Spur. Das einzige, was mich tröstet, ist die Bemerkung, daß jene drei Gegenstände stets den Ort zu verändern scheinen: denn bei wiederholtem Besuch jener Gegend glaube ich, bemerkt zu haben, daß die Nußbäume etwas zusammenrückten, und daß Tafel und Brunnen sich ebenfalls zu nähern scheinen. Wahrscheinlich, wenn alles wieder zusammentrifft, wird auch die Pforte von neuem sichtbar sein, und ich werde mein mögliches thun, das Abenteuer wieder anzuknüpfen. Ob ich euch erzählen kann, was weiter begegnet, oder ob es mir ausdrücklich verboten wird, weiß ich nicht zu sagen. 10 15 20 25 30

Dieses Märchen, von dessen Wahrheit meine Gespielen sich leidenschaftlich zu überzeugen trachteten, erhielt großen Beifall. Sie besuchten, jeder allein, ohne es mir oder den andern zu vertrauen, den ange deuteten Ort, fanden die Nußbäume, die 35

Tafel und den Brunnen, aber immer entfernt voneinander: wie sie zuletzt bekannten, weil man in jenen Jahren nicht gern ein Geheimnis verschweigen mag. Hier ging aber der Streit erst an. Der eine versicherte: die Gegenstände rückten nicht vom
 5 Flecke und blieben immer in gleicher Entfernung untereinander. Der zweite behauptete: sie bewegten sich, aber sie entfernten sich voneinander. Mit diesem war der dritte über den ersten Punkt der Bewegung einstimmig, doch schienen ihm Nußbäume, Tafel und Brunnen sich vielmehr zu nähern. Der vierte wollte noch
 10 was Merkwürdigeres gesehen haben: die Nußbäume nämlich in der Mitte, die Tafel aber und den Brunnen auf den entgegengesetzten Seiten, als ich angegeben. In Absicht auf die Spur des Pfortchens variierten sie auch. Und so gaben sie mir ein frühes Beispiel, wie die Menschen von einer ganz einfachen und
 15 leicht zu erörternden Sache die widersprechendsten Ansichten haben und behaupten können. Als ich die Fortsetzung meines Märchens hartnäckig verweigerte, ward dieser erste Teil öfters wieder begehrt. Ich hütete mich, an den Umständen viel zu verändern, und durch die Gleichförmigkeit meiner Erzählung
 20 verwandelte ich in den Gemüthern meiner Zuhörer die Fabel in Wahrheit.

Übrigens war ich den Lügen und der Verstellung abgeneigt und überhaupt keineswegs leichtsinnig; vielmehr zeigte sich der innere Ernst, mit dem ich schon früh mich und die Welt be-
 25 trachtete, auch in meinem Außern, und ich ward, oft freundlich, oft auch spöttisch, über eine gewisse Würde berufen, die ich mir herausnahm. Denn ob es mir zwar an guten ausge- suchten Freunden nicht fehlte, so waren wir doch immer die Minderzahl gegen jene, die uns mit rohem Mutwillen anzu-
 30 sechten ein Vergnügen fanden und uns freilich oft sehr unsanft aus jenen märchenhaften, selbstgefälligen Träumen aufweckten, in die wir uns, ich erfindend und meine Gespielen teilnehmend, nur allzugern verloren. Nun wurden wir abermals gewahr, daß man, anstatt sich der Weichlichkeit und phantastischen Ver-
 35 gnügungen hinzugeben, wohl eher Ursache habe, sich abzu- härten, um die unvermeidlichen Übel entweder zu ertragen oder ihnen entgegenzuwirken.

Unter die Übungen des Stoicismus, den ich deshalb, so ernstlich, als es einem Knaben möglich ist, bei mir ausübete, gehörten auch die Duldungen körperlicher Leiden. Unsere Lehrer¹ behandelten uns oft sehr unfreundlich und ungeschickt mit Schlägen und Püffen, gegen die wir uns um so mehr verhärteten, als 5 Widersecklichkeit oder Gegenwirkung aufs höchste verpönt war. Sehr viele Scherze der Jugend beruhen auf einem Wettstreit solcher Ertragungen: zum Beispiel, wenn man mit zwei Fingern oder der ganzen Hand sich wechselsweise bis zur Betäubung der Glieder schlägt oder die bei gewissen Spielen verschuldeten 10 Schläge mit mehr oder weniger Gesecktheit aushält; wenn man sich beim Ringen und Balgen durch die Kniße der Halbüberwundenen nicht irre machen läßt; wenn man einen aus Neckerei zugefügten Schmerz unterdrückt, ja selbst das Zwicken und Nükeln, womit junge Leute so geschäftig gegeneinander sind, als 15 etwas Gleichgültiges behandelt. Dadurch setzt man sich in einen großen Vorteil, der uns von andern so geschwind nicht abgewonnen wird.

Da ich jedoch von einem solchen Leidenstroß gleichsam Profession machte, so wuchsen die Zudringlichkeiten der andern; 20 und wie eine unartige Grausamkeit keine Grenzen kennt, so wußte sie mich doch aus meiner Grenze hinauszutreiben. Ich erzähle einen Fall statt vieler. Der Lehrer war eine Stunde nicht gekommen; solange wir Kinder alle beisammen waren, unterhielten wir uns recht artig; als aber die mir wohlwollen- 25 den, nachdem sie lange genug gewartet, hinweggingen und ich mit drei mißwollenden allein blieb, so dachten diese, mich zu quälen, zu beschämen und zu vertreiben. Sie hatten mich einen Augenblick im Zimmer verlassen und kamen mit Ruten zurück, die sie sich aus einem geschwind zerschnittenen Besen verschafft 30 hatten. Ich merkte ihre Absicht, und weil ich das Ende der Stunde nahe glaubte, so setzte ich aus dem Stegreife bei mir fest, mich bis zum Glockenschlage nicht zu wehren. Sie fingen darauf unbarmherzig an, mir die Beine und Waden auf das

¹ Privatunterricht, der mehreren Knaben in der Wohnung eines ihrer Väter erteilt wurde. Erhalten haben sich 14 Stechschriften, Probefchriften, die Wolfgang zusammen mit 19—25 Knaben 1757 und 1758 um die Wette angefertigt hat.

grausamste zu peitschen. Ich rührte mich nicht, fühlte aber bald, daß ich mich verrechnet hatte, und daß ein solcher Schmerz die Minuten sehr verlängert. Mit der Duldung wuchs meine Wut, und mit dem ersten Stundenschlag fuhr ich dem einen, 5 der sich's am wenigsten versah, mit der Hand in die Nackenhaare und stürzte ihn augenblicklich zu Boden, indem ich mit dem Knie seinen Rücken drückte; den andern, einen jüngeren und schwächeren, der mich von hinten anfiel, zog ich bei dem Kopfe durch den Arm und erdrosselte ihn fast, indem ich ihn an mich 10 preßte. Nun war der letzte noch übrig und nicht der schwächste, und mir blieb nur die linke Hand zu meiner Verteidigung. Allein ich ergriff ihn beim Kleide, und durch eine geschickte Wendung von meiner Seite, durch eine übereilte von seiner, brachte ich ihn nieder und stieß ihn mit dem Gesicht gegen den 15 Boden. Sie ließen es nicht an Beißen, Krachen und Treten fehlen; aber ich hatte nur meine Rache im Sinn und in den Gliedern. In dem Vorteil, in dem ich mich befand, stieß ich sie wiederholt mit den Köpfen zusammen. Sie erhoben zuletzt ein entseztliches Zetergeschrei, und wir sahen uns bald von allen 20 Hausgenossen umgeben. Die umhergestreuten Ruten und meine Beine, die ich von den Strümpfen entblößte, zengten bald für mich. Man behielt sich die Strafe vor und ließ mich aus dem Hause; ich erklärte aber, daß ich künftig, bei der geringsten Beleidigung, einem oder dem andern die Augen austragen, die 25 Ohren abreißen, wo nicht gar ihn erdrosseln würde.

Dieser Vorfall, ob man ihn gleich, wie es in kindischen Dingen zu geschehen pflegt, bald wieder vergaß und sogar belachte, war jedoch Ursache, daß diese gemeinsamen Unterrichtsstunden feltner wurden und zuletzt ganz aufhörten. Ich war 30 also wieder wie vorher mehr ins Haus gebannt, wo ich an meiner Schwester Cornelia, die nur ein Jahr weniger zählte als ich, eine an Annehmlichkeit immer wachsende Gesellschafterin fand.

Ich will jedoch diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne noch 35 einige Geschichten zu erzählen, wie mancherlei Unangenehmes mir von meinen Gespielen begegnet: denn das ist ja eben das Lehrreiche solcher sittlichen Mitteilungen, daß der Mensch er-

jahre, wie es andern ergangen, und was auch er vom Leben zu erwarten habe, und daß er, es mag sich ereignen, was will, bedenke, dieses widerfahre ihm als Menschen und nicht als einem besonders Glücklichen oder Unglücklichen. Nützt ein solches Wissen nicht viel, um die Übel zu vermeiden, so ist es doch sehr 5 dienlich, daß wir uns in die Zustände finden, sie ertragen, ja sie überwinden lernen.

Noch eine allgemeine Bemerkung steht hier an der rechten Stelle, daß nämlich bei dem Emporwachsen der Kinder aus den gesitteten Ständen ein sehr großer Widerspruch zum Vorschein 10 kommt, ich meine den, daß sie von Eltern und Lehrern ange- mahnt und angeleitet werden, sich mäßig, verständig, ja vernünftig zu betragen, niemanden aus Mutwillen oder Übermut ein Leids zuzufügen und alle gehässigen Regungen, die sich an ihnen entwickeln möchten, zu unterdrücken; daß nun aber im 15 Gegenteil, während die jungen Geschöpfe mit einer solchen Übung beschäftigt sind, sie von andern das zu leiden haben, was an ihnen gescholten wird und höchlich verpönt ist. Dadurch kommen die armen Wesen zwischen dem Naturzustande und dem der Civilisation gar erbärmlich in die Klemme und werden, je 20 nachdem die Charakter sind, entweder tückisch, oder gewaltjam aufbrausend, wenn sie eine Zeitlang an sich gehalten haben.

Gewalt ist eher mit Gewalt zu vertreiben; aber ein gut gesinntes, zur Liebe und Teilnahme geneigtes Kind weiß dem Hohn und dem bösen Willen wenig entgegenzusetzen. Wenn ich die 25 Thätlichkeiten meiner Gesellen so ziemlich abzuhalten wußte, so war ich doch keineswegs ihren Sticheleien und Mißreden gewachsen, weil in solchen Fällen derjenige, der sich verteidigt, immer verlieren muß. Es wurden also auch Angriffe dieser Art, insofern sie zum Bohn reizten, mit physischen Kräften zu- 30 rückgewiesen, oder sie regten wunderbare Betrachtungen in mir auf, die denn nicht ohne Folgen bleiben konnten. Unter andern Vorzügen mißgönnten mir die Übelwollenden auch, daß ich mir in einem Verhältnis gefiel, welches aus dem Schulknechtenamt meines Großvaters für die Familie entsprang; denn indem er 35 als der Erste unter seinesgleichen dastand, hatte dieses doch auch auf die Seinigen nicht geringen Einfluß. Und als ich mir ein-

mal nach gehaltenem Pfeisengerichte etwas darauf einzubilden schien, meinen Großvater in der Mitte des Schöffenrats; eine Stufe höher als die andern, unter dem Bilde des Kaisers gleichsam thronend gesehen zu haben, so sagte einer der Knaben höh-
 5 nisch: ich sollte doch, wie der Pfau auf seine Füße, so auf meinen Großvater¹ väterlicher Seite hinsehen, welcher Gastgeber zum Weidenhof gewesen und wohl an die Thronen und Kronen keinen Anspruch gemacht hätte. Ich erwiderte darauf, daß ich davon keineswegs beschämt sei, weil gerade darin das Herrliche
 10 und Erhebende unserer Vaterstadt bestehe, daß alle Bürger sich einander gleichhalten dürften, und daß einem jeden seine Thätigkeit nach seiner Art förderlich und ehrenvoll sein könne. Es sei mir nur leid, daß der gute Mann schon so lange gestorben: denn ich habe mich, auch ihn persönlich zu kennen, öfters gesehnt,
 15 sein Bildnis vielmals betrachtet, ja sein Grab besucht und mich wenigstens bei der Inschrift an dem einfachen Denkmal seines vorübergegangenen Daseins gefreut, dem ich das meine schuldig geworden. Ein anderer Mißwollender, der tödtlichste von allen, nahm jenen ersten beiseite und flüsterte ihm etwas in die Ohren,
 20 wobei sie mich immer spöttisch ansahen. Schon fing die Galle mir an zu kochen, und ich forderte sie auf, laut zu reden. — „Nun, was ist es denn weiter“, sagte der erste, „wenn du es wissen willst; dieser da meint, du könntest lange herumgehen und suchen, bis du deinen Großvater fändest.“ — Ich drohte
 25 nun noch heftiger, wenn sie sich nicht deutlicher erklären würden. Sie brachten darauf ein Märchen vor, das sie ihren Eltern wollten abgelauscht haben: mein Vater sei der Sohn eines vornehmen Mannes, und jener gute Bürger habe sich willig finden lassen, äußerlich Vaterstelle zu vertreten. Sie hatten die Un-
 30 verschämtheit, allerlei Argumente vorzubringen, z. B. daß unser Vermögen bloß von der Großmutter² herrühre, daß die übrigen

¹ Friedrich Georg Goethe, zuerst Schneidermeister, seit 1705 durch Verheirathung mit der Witwe Schellhorn Besitzer des Gasthofes „Zum Weidenhof“. Er war ein durch Intelligenz und Mäßigkeit ausgezeichnete Mann, der durch seine Tüchtigkeit seine Familie aus der Sphäre des Handwerkerstandes heraus hob.

² Nicht richtig. Friedrich Georg Goethe besaß, als er sich zum zweiten Male verheiratete, gegen 19,000 Gulden, anscheinend nicht viel weniger, als seine Gattin in die Ehe brachte.

Seitenverwandten, die sich in Friedberg und sonst aufhielten, gleichfalls ohne Vermögen seien, und was noch andre solche Gründe waren, die ihr Gewicht bloß von der Bosheit hernehmen konnten. Ich hörte ihnen ruhiger zu, als sie erwarteten, denn sie standen schon auf dem Sprung, zu entfliehen, wenn ich Miene 5 machte, nach ihren Haaren zu greifen. Aber ich versetzte ganz gelassen, auch dieses könne mir recht sein. Das Leben sei so hübsch, daß man völlig für gleichgültig achten könne, wem man es zu verdanken habe; denn es schriebe sich doch zuletzt von Gott her, vor welchem wir alle gleich wären. So ließen sie, da sie 10 nichts ausrichten konnten, die Sache für diesmal gut sein; man spielte zusammen weiter fort, welches unter Kindern immer ein erprobtes Versöhnungsmittel bleibt.

Mir war jedoch durch diese hämischen Worte eine Art von sittlicher Krankheit eingepflegt, die im stillen fortschlich. Es 15 wollte mir gar nicht mißfallen, der Enkel irgend eines vornehmen Herrn zu sein, wenn es auch nicht auf die gefeßlichste Weise gewesen wäre. Meine Spürkraft ging auf dieser Fährte, meine Einbildungskraft war angeregt und mein Scharfsinn auf- 20 gefordert. Ich fing nun an, die Angaben jener zu untersuchen, fand und erfand neue Gründe der Wahrscheinlichkeit. Ich hatte von meinem Großvater wenig reden hören, außer daß sein Bildnis mit dem meiner Großmutter in einem Besuchzimmer des alten Hauses gehangen hatte, welche beide, nach Erbauung 25 des neuen, in einer obern Kammer aufbewahrt wurden. Meine Großmutter mußte eine sehr schöne Fran gewesen sein und von gleichem Alter mit ihrem Manne.¹ Auch erinnerte ich mich, in ihrem Zimmer das Miniaturbild eines schönen Herrn in Uniform mit Stern und Orden gesehen zu haben, welches nach ihrem Tode mit vielen andern kleinen Gerätschaften wäh- 30 rend des alles umwälzenden Hausbaues verschwunden war. Solche wie manche andre Dinge baute ich mir in meinem kindischen Kopfe zusammen und übte frühzeitig genug jenes moderne Dichtertalent, welches durch eine abenteuerliche Ver-

¹ Nicht richtig. Bei seiner zweiten Verheiratung (1705) stand Friedrich Georg Goethe im 48., seine Gattin im 37. Lebensjahre.

knüpfung der bedeutenden Zustände des menschlichen Lebens sich die Theilnahme der ganzen kultivierten Welt zu verschaffen weiß.

Da ich nun aber einen solchen Fall niemanden zu vertrauen oder auch nur von ferne nachzufragen mich unterstand, so ließ ich es an einer heimlichen Betriebsamkeit nicht fehlen, um womöglich der Sache etwas näher zu kommen. Ich hatte nämlich ganz bestimmt behaupten hören, daß die Söhne den Vätern oder Großvätern oft entschieden ähnlich zu sein pflegten. Mehrere unserer Freunde, besonders auch Rat Schneider¹, unser Hausfreund, hatten Geschäftsverbindungen mit allen Fürsten und Herren der Nachbarschaft, deren, sowohl regierender als nachgeborner, keine geringe Anzahl am Rhein und Main und in dem Raume zwischen beiden ihre Besitzungen hatten, und die aus besonderer Gunst ihre treuen Geschäftsträger zuweilen wohl mit ihren Bildnissen beehrten. Diese, die ich von Jugend auf vielfach an den Wänden gesehen, betrachtete ich nunmehr mit doppelter Aufmerksamkeit, forschend, ob ich nicht eine Ähnlichkeit mit meinem Vater oder gar mit mir entdecken könnte; welches aber zu oft gelang, als daß es mich zu einiger Gewißheit hätte führen können. Denn bald waren es die Augen von diesem, bald die Nase von jenem, die mir auf einige Verwandtschaft zu deuten schienen. So führten mich diese Kennzeichen trüglisch genug hin und wider. Und ob ich gleich in der Folge diesen Vorwurf als ein durchaus leeres Märchen betrachten mußte, so blieb mir doch der Eindruck, und ich konnte nicht unterlassen, die sämtlichen Herren, deren Bildnisse mir sehr deutlich in der Phantasie geblieben waren, von Zeit zu Zeit im stillen bei mir zu mustern und zu prüfen. So wahr ist es, daß alles, was den Menschen innerlich in seinem Dünkel bestärkt, seiner heimlichen Eitelkeit schmeichelt, ihm dergestalt höchlich erwünscht ist, daß er nicht weiter fragt, ob es ihm sonst auf irgend eine Weise zur Ehre oder zur Schmach gereichen könne.

Doch anstatt hier ernsthafte, ja rügende Betrachtungen einzumischen, wende ich lieber meinen Blick von jenen schönen Zeiten hinweg; denn wer wäre im Stande, von der Fülle der Kind-

¹ Johann Caspar Schneider, Kaufmann, seit 1758 bayrischer Rat und Resident, gestorben als Junggeselle 1786.

heit würdig zu sprechen! Wir können die kleinen Geschöpfe, die vor uns herumwandeln, nicht anders als mit Vergnügen, ja mit Bewunderung ansehen; denn meist versprechen sie mehr, als sie halten, und es scheint, als wenn die Natur unter andern schelmischen Streichen, die sie uns spielt, auch hier sich ganz 5 besonders vorgelegt, uns zum besten zu haben. Die ersten Organe, die sie Kindern mit auf die Welt gibt, sind dem nächsten unmittelbaren Zustande des Geschöpfes gemäß; es bedient sich derselben kunst- und anspruchlos, auf die geschickteste Weise zu den nächsten Zwecken. Das Kind, an und für sich betrachtet, 10 mit seinesgleichen und in Beziehungen, die seinen Kräften angemessen sind, scheint so verständig, so vernünftig, daß nichts drüber geht, und zugleich so bequem, heiter und gewandt, daß man keine weitere Bildung für dasselbe wünschen möchte. Wachsen die Kinder in der Art fort, wie sie sich andeuten, so hätten 15 wir lauter Genies; aber das Wachstum ist nicht bloß Entwicklung; die verschiedenen organischen Systeme, die den einen Menschen ausmachen, entspringen auseinander, folgen einander, verwandeln sich ineinander, verdrängen einander, ja zehren einander auf, so daß von manchen Fähigkeiten, von manchen Kraft- 20 äusserungen nach einer gewissen Zeit kaum eine Spur mehr zu finden ist. Wenn auch die menschlichen Anlagen im ganzen eine entschiedene Richtung haben, so wird es doch dem größten und erfahrensten Kenner schwer sein, sie mit Zuverlässigkeit voraus zu verkünden; doch kann man hinterdrein wohl bemerken, 25 was auf ein Künstliches hingedeutet hat.

Keinesweges gedente ich daher in diesen ersten Büchern meine Jugendgeschichten völlig abzuschließen, sondern ich werde vielmehr noch späterhin manchen Faden aufnehmen und fort- 30 leiten, der sich unbemerkt durch die ersten Jahre schon hindurchzog. Hier muß ich aber bemerken, welchen stärkeren Einfluß nach und nach die Kriegsbegebenheiten auf unsere Gefinnungen und unsere Lebensweise ausübten.

Der ruhige Bürger steht zu den großen Weltereignissen in einem wunderbaren Verhältnis. Schon aus der Ferne regen 35 sie ihn auf und beunruhigen ihn, und er kann sich, selbst wenn sie ihn nicht verühren, eines Urteils, einer Teilnahme nicht

enthalten. Schnell ergreift er eine Partei, nachdem ihn sein Charakter oder äußere Anlässe bestimmen. Rüden so große Schicksale, so bedeutende Veränderungen näher, dann bleibt ihm bei manchen äußern Unbequemlichkeiten noch immer jenes innre
 5 Mißbehagen, verdoppelt und schärft das Übel meistens und zerstört das noch mögliche Gute. Dann hat er von Freunden und Feinden wirklich zu leiden, oft mehr von jenen als von diesen, und er weiß weder wie er seine Neigung, noch wie er seinen Vorteil wahren und erhalten soll.

10 Das Jahr 1757, das wir noch in völlig bürgerlicher Ruhe verbrachten, wurde dessenungeachtet in großer Gemütsbewegung verlebt. Reicher an Begebenheiten als dieses war vielleicht kein anderes. Die Siege, die Großthaten, die Unglücksfälle, die Wiederherstellungen folgten aufeinander, verschlangen sich und
 15 schienen sich aufzuheben¹; immer aber schwebte die Gestalt Friedrichs, sein Name, sein Ruhm, in kurzem wieder oben. Der Enthusiasmus seiner Verehrer ward immer größer und belebter, der Haß seiner Feinde bitterer, und die Verschiedenheit der Ansichten, welche selbst Familienerspaltete, trug nicht wenig dazu
 20 bei, die ohnehin schon auf mancherlei Weise voneinander getrennten Bürger noch mehr zu isolieren. Denn in einer Stadt wie Frankfurt, wo drei Religionen² die Einwohner in drei ungleiche Massen teilen, wo nur wenige Männer, selbst von der herrschenden³, zum Regiment gelangen können, muß es gar man-
 25 chen Wohlhabenden und Unterrichteten geben, der sich auf sich zurückzieht und durch Studien und Liebhabereien sich eine eigne und abgeschlossene Existenz bildet. Von solchen wird gegenwärtig und auch künftig die Rede sein müssen, wenn man sich die Eigenheiten eines Frankfurter Bürgers aus jener Zeit ver-
 30 gegenwärtigen soll.

Mein Vater hatte, sobald er von Reisen⁴ zurückgekommen,

¹ In dasselbe Jahr fallen der Sieg bei Prag am 6. Mai, die Niederlage bei Kollin am 18. Juni und bei Großjägerndorf am 30. August; Einfall der Russen, Franzosen, Schweden. Einnahme Berlins am 17. Oktober. Darauf die Siege Friedrichs am 5. November bei Rosbach und am 5. Dezember bei Leuthen. — ² Protestanten, Katholiken und Reformierte. Die Juden waren nur gebuldet; vgl. unten, S. 170. — ³ Der protestantischen. — ⁴ Die Reisen währten vom Spätherbst 1739 bis etwa Ende 1740.

nach seiner eigenen Sinnesart den Gedanken gefaßt, daß er, um sich zum Dienste der Stadt fähig zu machen, eins der subalternen Aemter übernehmen und solches ohne Emolumente¹ führen wolle, wenn man es ihm ohne Ballotage übergebe. Er glaubte nach seiner Sinnesart, nach dem Begriffe, den er von sich selbst 5 hatte, im Gefühl seines guten Willens, eine solche Auszeichnung zu verdienen, die freilich weder gesetzlich noch herkömmlich war. Daher, als ihm sein Gesuch abgeschlagen wurde, geriet er in Ärger und Mißmut, verschwor, niemals irgend eine Stelle anzunehmen, und um es unmöglich zu machen, verschaffte er sich den 10 Charakter eines kaiserlichen Rats², den der Schultheiß und die ältesten Schöffen als einen besondern Ehrentitel tragen. Dadurch hatte er sich zum Gleichen der Obersten gemacht und konnte nicht mehr von unten anfangen. Derselbe Beweggrund führte ihn auch dazu, um die älteste Tochter des Schultheißen zu werben, 15 wodurch er auch auf dieser Seite von dem Räte³ ausgeschlossen ward. Er gehörte nun unter die Zurückgezogenen, welche niemals unter sich eine Societät machen. Sie stehen so isoliert gegeneinander wie gegen das Ganze, und um so mehr, als sich in dieser Abgeschiedenheit das Eigentümliche der Charakter 20 immer schroffer ausbildet. Mein Vater mochte sich auf Reisen und in der freien Welt, die er gesehen, von einer elegantern und liberalern Lebensweise einen Begriff gemacht haben, als sie vielleicht unter seinen Mitbürgern gewöhnlich war. Zwar fand er darin Vorgänger und Gesellen. 25

Der Name von Uffenbach ist bekannt. Ein Schöff von Uffenbach⁴ lebte damals in gutem Ansehen. Er war in Italien gewesen, hatte sich besonders auf Musik gelegt, sang einen angenehmen Tenor, und da er eine schöne Sammlung von Musikalien mitgebracht hatte, wurden Konzerte und Oratorien bei 30 ihm aufgeführt. Weil er nun dabei selbst sang und die Musiker begünstigte, so fand man es nicht ganz seiner Würde gemäß,

¹ Ohne Gehalt und sonstige Einkünfte. — ² S. Anmerkung zu S. 60 am Schluß dieses Bandes. Wie dort bemerkt, geschah das früher, als der Schultheiß und die ältesten Schöffen diesen Titel erhielten. — ³ Das war er schon dadurch, weil sein Halbbruder Hermann Jakob Goethe, Bingleiermeister, seit 1747 Mitglied des Rates war. — ⁴ Johann Friedrich von Uffenbach (1687—1769) war auch Dichter und Verfasser von Singspielen.

und die eingeladenen Gäste sowohl als die übrigen Landsleute erlaubten sich darüber manche lustige Anmerkung.

Ferner erinnere ich mich eines Barons von Häfel¹, eines reichen Edelmanns, der, verheiratet, aber kinderlos, ein schönes Haus in der Antoniusgasse bewohnte, mit allem Zubehör eines anständigen Lebens ausgestattet. Auch besaß er gute Gemälde, Kupferstiche, Antiken und manches andre, wie es bei Sammlern und Liebhabern zusammenschießt. Von Zeit zu Zeit lud er die Honoratioren zum Mittagessen und war auf eine eigne acht-
 10 same Weise wohlthätig, indem er in seinem Hause die Armen kleidete, ihre alten Lumpen aber zurückbehielt, und ihnen nur unter der Bedingung ein wöchentliches Almosen reichete, daß sie in jenen geschenkten Kleidern sich ihm jedesmal sauber und ordentlich vorstellten. Ich erinnere mich seiner nur dunkel als
 15 eines freundlichen, wohlgebildeten Mannes; desto deutlicher aber seiner Auktion, der ich von Anfang bis zum Ende beiwohnte und theils auf Befehl meines Vaters, theils aus eigenem Antriebe manches erstand, was sich noch unter meinen Sammlungen befindet.

Früher, und von mir kaum noch mit Augen gesehen, machte Johann Michael von Doen² in der litterarischen Welt sowie in Frankfurt ziemliches Aufsehen. Nicht von Frankfurt gebürtig³, hatte er sich daselbst niedergelassen und war mit der Schwester meiner Großmutter Textor, einer gebornen Lindheim, ver-
 25 heiratet. Bekannt mit der Hof- und Staatswelt und eines erneuten Adels sich erfreuend, erlangte er dadurch einen Namen, daß er in die verschiedenen Regungen, welche in Kirche und Staat zum Vorschein kamen, einzugreifen den Mut hatte. Er schrieb den „Grafen von Rivera“⁴, einen didaktischen Roman, dessen In-
 30 halt aus dem zweiten Titel: oder „Der ehrliche Mann am Hofe“, ersichtlich ist. Dieses Werk wurde gut aufgenommen, weil es auch von den Höfen, wo sonst nur Klugheit zu Hause ist, Sittlichkeit verlangte; und so brachte ihm seine Arbeit Beifall und Ansehen.

¹ Heinrich Jakob von Häfel starb 1760, 78 Jahre alt. — ² Vgl. oben, S. 55. — ³ Irrthum. von Doen war in Frankfurt a. M. 1694 geboren, er starb 1776 als Regierungspräsident der Grafschaft Tiedtenburg und Singen. — ⁴ „Der redliche Mann am Hof oder die Begebenheiten des Grafen von Rivera“ (1740)

Ein zweites Werk sollte dagegen desto gefährlicher für ihn werden. Er schrieb: „Die einzige wahre Religion“, ein Buch, das die Absicht hatte, Toleranz, besonders zwischen Lutheranern und Calvinisten, zu befördern. Hierüber kam er mit den Theologen in Streit; besonders schrieb Dr. Benner in Gießen gegen ihn. 5 Von Loen erwiderte; der Streit wurde heftig und persönlich, und die daraus entspringenden Unannehmlichkeiten veranlaßten den Verfasser, die Stelle eines Präsidents zu Bingen anzunehmen, die ihm Friedrich der Zweite anbot, der in ihm einen aufgeklärten und den Neuerungen, die in Frankreich schon viel 10 weiter gediehen waren, nicht abgeneigten vorurteilsfreien Mann zu erkennen glaubte. Seine ehemaligen Landsleute, die er mit einigem Verdruß verlassen, behaupteten, daß er dort nicht zufrieden sei, ja nicht zufrieden sein könne, weil sich ein Ort wie Bingen mit Frankfurt keineswegs messen dürfe. Mein Vater 15 zweifelte auch an dem Behagen des Präsidents und versicherte, der gute Oheim hätte besser gethan, sich mit dem Könige nicht einzulassen, weil es überhaupt gefährlich sei, sich demselben zu nähern, so ein außerordentlicher Herr er auch übrigens sein möge. Denn man habe ja gesehen, wie schmäählich der berühmte Vol- 20 taire auf Requisition des preussischen Residenten Freitag in Frankfurt sei verhaftet worden¹, da er doch vorher so hoch in Gunsten gestanden und als des Königs Lehrmeister in der französischen Poesie anzusehen gewesen. Es mangelte bei solchen Gelegenheiten nicht an Betrachtungen und Beispielen, um vor 25 Höfen und Herrendienst zu warnen, wovon sich überhaupt ein geborner Frankfurter kaum einen Begriff machen konnte.

Eines vortrefflichen Mannes, Doktor Orth², will ich nur dem Namen nach gedenken, indem ich verdienten Frankfurtern hier nicht sowohl ein Denkmal zu errichten habe, vielmehr derselben 30 nur insofern erwähne, als ihr Ruf oder ihre Persönlichkeit auf mich in den frühesten Jahren einigen Einfluß gehabt. Doktor Orth war ein reicher Mann und gehörte auch unter die, welche

¹ Voltake wurde Anfang Juni 1753 so lange in Frankfurt festgehalten, bis ein Band Gedichte des Königs, den er mitgenommen hatte, wieder zurückgegeben war. — ² Johann Philipp Orth (1698—1783). Dr. juris, Mitglied des Hauses Frauenstein.

niemals teil am Regimente genommen, ob ihn gleich seine Kenntnisse und Einsichten wohl dazu berechtigt hätten. Die deutschen und besonders die frankfurtischen Altkürmer sind ihm sehr viel schuldig geworden; er gab die Anmerkungen zu der
 5 sogenannten „Frankfurter Reformation“¹ heraus, ein Werk, in welchem die Statuten der Reichsstadt gesammelt sind. Die historischen Kapitel desselben habe ich in meinen Jünglingsjahren fleißig studiert.

Von Dachsenstein, der ältere² jener drei Brüder, deren ich
 10 oben³ als unserer Nachbarn gedachte, war bei seiner eingezogenen Art zu sein, während seines Lebens nicht merkwürdig geworden, desto merkwürdiger aber nach seinem Tode, indem er eine Verordnung hinterließ, daß er morgens früh ganz im stillen und ohne Begleitung und Gefolg von Handwerksleuten
 15 zu Grabe gebracht sein wolle. Es geschah, und diese Handlung erregte in der Stadt, wo man an prunkhafte Leichenbegängnisse gewöhnt war, großes Aufsehn. Alle diejenigen, die bei solchen Gelegenheiten einen herkömmlichen Verdienst hatten, erhuben sich gegen die Neuerung. Allein der wackre Patriizer
 20 fand Nachfolger in allen Ständen, und ob man schon dergleichen Begängnisse spottweise Dachsenleichen nannte, so nahmen sie doch zum Besten mancher wenig bemittelten Familien überhand, und die Prunkbegängnisse verloren sich immer mehr. Ich führe diesen Umstand an, weil er eins der frühern Symptome jener
 25 Gesinnungen von Demut und Gleichstellung darbietet, die sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von obenherein⁴ auf so manche Weise gezeigt haben und in so unerwartete Wirkungen ausgeschlagen sind.

Auch fehlte es nicht an Liebhabern des Altertums. Es
 30 fanden sich Gemäldekabinette, Kupferstichsammlungen, besonders aber wurden vaterländische Merkwürdigkeiten mit Eifer gesucht und aufgehoben. Die älteren Verordnungen und Mandate der Reichsstadt, von denen keine Sammlung veranstaltet war, wur-

¹ Das statutarische Recht der Stadt Frankfurt. Erschienen 1731–74 in 6 Bänden. — ² Johann Sebastian von Dachsenstein, Advokat, starb 1756 — ³ S. 20. — ⁴ Von seiten der oberen Stände.

den in Druck und Schrift sorgfältig aufgesucht, nach der Zeitfolge geordnet und als ein Schatz vaterländischer Rechte und Herkommen mit Ehrfurcht verwahrt. Auch die Bildnisse von Frankfurtern, die in großer Anzahl existierten, wurden zusammengebracht und machten eine besondere Abtheilung der Kabinette. 5

Solche Männer scheint mein Vater sich überhaupt zum Muster genommen zu haben. Ihm fehlte keine der Eigenschaften, die zu einem rechtlichen und angesehenen Bürger gehören. Auch brachte er, nachdem er sein Haus erbaut, seine Besitzungen von jeder Art in Ordnung. Eine vortreffliche Landkartensammlung 10 der Schentischen¹ und anderer damals vorzüglicher geographischen Blätter, jene oberrühnten Verordnungen und Mandate, jene Bildnisse, ein Schrank alter Gewehre, ein Schrank merkwürdiger venezianischer Gläser, Becher und Pokale, Naturalien, Elfenbeinarbeiten, Bronzen und hundert andere Dinge wurden 15 gesondert und aufgestellt, und ich verfehlte nicht, bei vorfallenden Auktionen mir jederzeit einige Aufträge zu Vermehrung des Vorhandenen zu erbitten.

Noch einer bedeutenden Familie muß ich gedenken, von der ich seit meiner frühesten Jugend viel Sonderbares vernahm und 20 von einigen ihrer Glieder selbst noch manches Wunderbare erlebte; es war die Senkenbergische. Der Vater², von dem ich wenig zu sagen weiß, war ein wohlhabender Mann. Er hatte drei Söhne, die sich in ihrer Jugend schon durchgängig als Sonderlinge auszeichneten. Dergleichen wird in einer beschränk- 25 ten Stadt, wo sich niemand weder im Guten noch im Bösen hervorthun soll, nicht zum besten aufgenommen. Spottnamen und seltsame, sich lang im Gedächtnis erhaltende Märchen sind meistens die Frucht einer solchen Sonderbarkeit. Der Vater wohnte an der Ecke der Hasengasse, die von dem Zeichen des 30 Hauses, das einen, wo nicht gar drei Hasen vorstellt, den Namen führte. Man nannte daher diese drei Brüder nur die drei Hasen, welchen Spitznamen sie lange Zeit nicht los wurden. Allein

¹ Jan und Leonhard Schenk, holländische Kartensteher, lebten in den ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. — ² Johann Hartmann von Senkenberg (1655—1730), aus Treibberg in der Wetterau, siedelte 1688 nach Frankfurt über und war hier als Arzt thätig.

wie große Vorzüge sich oft in der Jugend durch etwas Wunderliches und Unschickliches ankündigen, so geschah es auch hier. Der älteste war der nachher so rühmlich bekannte Reichshofrat von Senkenberg¹. Der zweite² ward in den Magistrat aufgenommen und zeigte vorzügliche Talente, die er aber auf eine rabulistische, ja verruchte Weise, wo nicht zum Schaden seiner Vaterstadt, doch wenigstens seiner Kollegen in der Folge mißbrauchte. Der dritte Bruder, ein Arzt und ein Mann von großer Rechtschaffenheit, der aber wenig und nur in vornehmen Häusern praktizierte, behielt bis in sein höchstes Alter immer ein etwas wunderliches Außere. Er war immer sehr nett gekleidet, und man sah ihn nie anders auf der Straße als in Schuhen und Strümpfen und einer wohlgeputerten Lockenperücke, den Hut unterm Arm. Er ging schnell, doch mit einem seltsamen Schwanken vor sich hin, so daß er bald auf dieser, bald auf jener Seite der Straße sich befand und im Gehen ein Zickzack bildete. Spottvögel sagten, er suche durch diesen abweichenden Schritt den abgesetzenen Seelen aus dem Wege zu gehen, die ihn in grader Linie wohl verfolgen möchten, und ahme diejenigen nach, die sich vor einem Krokodil fürchten. Doch aller dieser Scherz und manche lustige Nachrede verwandelte sich zuletzt in Ehrfurcht gegen ihn, als er seine ansehnliche Wohnung mit Hof, Garten und allem Zubehör auf der Eschenheimer Gasse zu einer medizinischen Stiftung widmete, wo neben der Anlage eines bloß für Frankfurter Bürger bestimmten Hospitals ein botanischer Garten, ein anatomisches Theater, ein chemisches Laboratorium, eine ansehnliche Bibliothek und eine Wohnung für den Direktor eingerichtet ward auf eine Weise, deren keine Akademie sich hätte schämen dürfen.

Ein anderer vorzüglicher Mann, dessen Persönlichkeit nicht so wohl als seine Wirkung in der Nachbarschaft und seine Schriften

¹ Heinrich Christian, Freiherr von Sendenberg (1704—68), namhafter Rechtsgesetzter, wurde 1735 Professor in Göttingen, 1738 in Gießen, 1745 Reichshofrat in Wien. — ² Goethe verwechselt den zweiten und dritten. Der zweite, Johann Christian (1707—72), ist der Arzt, der 1763 das Sendenbergische Stift begründete; mit diesem wurde später (1817) die Sendenbergische Naturforschende Gesellschaft vereinigt. Der dritte Bruder, Johann Erasmus (1717—95), war Rathsherr, wurde 1761 aus dem Senat gestossen und bis zum Tode gefangen gehalten.

einen sehr bedeutenden Einfluß auf mich gehabt haben, war Karl Friedrich von Moser¹, der seiner Geschäftsthätigkeit wegen in unserer Gegend immer genannt wurde. Auch er hatte einen gründlich-sittlichen Charakter, der, weil die Gebrechen der menschlichen Natur ihm wohl manchmal zu schaffen machten, ihn so- 5 gar zu den sogenannten Frommen hinzog²; und so wollte er, wie von Loen das Hofleben, ebenso das Geschäftsleben einer gewissenhafteren Behandlung entgegenführen. Die große Anzahl der kleinen deutschen Höfe stellte eine Menge von Herren und Dienern dar, wovon die ersten unbedingten Gehorsam verlang- 10 ten, und die andern meistens nur nach ihren Überzeugungen wirken und dienen wollten. Es entstand daher ein ewiger Konflikt und schnelle Veränderungen und Explosionen, weil die Wirkungen des unbedingten Handelns im Kleinen viel geschwin- der merklich und schädlich werden als im großen. Viele Häuser 15 waren verschuldet und kaiserliche Debitkommissionen ernannt; andre fanden sich langsamer oder geschwinder auf demselben Wege, wobei die Diener entweder gewissenlos Vorteil zogen, oder gewissenhaft sich unangenehm und verhaßt machten. Moser wollte als Staats- und Geschäftsmann wirken; und hier gab 20 sein ererbtes, bis zum Metier ausgebildetes Talent ihm eine entschiedene Ausbeute; aber er wollte auch zugleich als Mensch und Bürger handeln und seiner sittlichen Würde so wenig als möglich vergeben. Sein „Herr und Diener“³, sein „Daniel in der Löwengrube“⁴; seine „Reliquien“⁵ schildern durchaus die Lage, in 25 welcher er sich zwar nicht gefoltert, aber doch immer geklemmt fühlte. Sie deuten sämtlich auf eine Ungeduld in einem Zustand, mit dessen Verhältnissen man sich nicht versöhnen und den man doch nicht los werden kann. Bei dieser Art zu denken und zu empfinden, mußte er freilich mehrmals andere Dienste suchen, 30 an welchen es ihm seine große Gewandtheit nicht fehlen ließ.

¹ Friedrich Karl, Freiherr von Moser (1723—98), aus Stuttgart, namhafter staatsrechtlicher Schriftsteller, Sohn des berühmten Publizisten Johann Jakob Moser, lebte 1752 bis 1756 und 1759 bis 1764 als hessischer Legationsrat in Frankfurt. — ² Er war befreundet mit Zel. von Klettenberg und ist der Höllo der „Bekenntnisse einer schönen Seele“. — ³ In Frankfurt 1759 erschienen. — ⁴ Helbengebüßl in Prosa (1763). — ⁵ Eine 1776 in Frankfurt anonym erschienene Sammlung von kleinen Abhandlungen, meist moralischen oder religiösen Inhalts.

Ich erinnere mich seiner als eines angenehmen, beweglichen und dabei zarten Mannes.¹

Aus der Ferne machte jedoch der Name Klopstock auch schon auf uns eine große Wirkung. Im Anfang wunderte man sich, wie ein so vortrefflicher Mann so wunderbar heißen könne; doch gewöhnte man sich bald daran und dachte nicht mehr an die Bedeutung dieser Silben. In meines Vaters Bibliothek hatte ich bisher nur die früheren, besonders die zu seiner Zeit nach und nach herausgekommenen und gerühmten Dichter gefunden. Alle diese hatten gereimt, und mein Vater hielt den Reim für poetische Werke unerläßlich. Canitz, Hagedorn, Drollinger, Gellert, Creuz, Haller² standen in schönen Franzbänden in einer Reihe. An diese schlossen sich Neukirch's „Telemach“³, Koppens⁴ „Befreites Jerusalem“ und andre Übersetzungen. Ich hatte diese sämtlichen Bände von Kindheit auf fleißig durchgelesen und teilweise memoriert, weshalb ich denn zur Unterhaltung der Gesellschaft öfters aufgerufen wurde. Eine verdrießliche Epoche im Gegenteil eröffnete sich für meinen Vater, als durch Klopstock's „Messias“ Verse, die ihm keine Verse schienen, ein Gegenstand der öffentlichen Bewunderung wurden. Er selbst hatte sich wohl gehütet, dieses Werk anzuschaffen; aber unser Hausfreund Rat Schneider⁵ schwärzte es ein und steckte es der Mutter und den Kindern zu.

Auf diesen geschäftsthätigen Mann, welcher wenig las, hatte

¹ Aus dem Mai des Jahres 1795 gibt es einen Brief Goethe's an von Moser, worin Goethe ihm für „die frühere Bildung, die er seinem Einfluß schuldig wäre“, dankt. — ² Es waren z. T. sehr bedeutende Talente. F. R. L. v. Canitz (1654—99) aus Berlin verkörperte in seinen Gedichten (zuerst 1700 erschienen) vornehmste Lebensauffassung in klarer Form; von Voileau angeregt, dem schlesischen Schmusst abhold. Auch die „Gebichte“ (1743) von R. F. Drollinger (1688—1742) aus Durlach zeichnen sich durch Wohlklang und feines Naturgefühl aus. C. E. v. Creuz (1724—70) aus Homburg läßt in seinen „Oden und Liebern“ (1750), die durch philosophischen Ernst hervorstechen, künstlerisch durchgebildete Formgebung vermissen. Hagedorn (1708—54) aus Hamburg gab in mehreren Sammlungen (1729—50) durch sein von Horaz und Shaftesbury beeinflusstes Ideal ästhetischen Lebensgenusses R. v. Haller (1708—77) aus Bern durch tief sinnig philosophische Natur- und Weltbetrachtung unserer Lyrik ganz neue Impulse; Gellert (1715—69) führte die seit Jahrzehnten gepflegte Lieblingsgattung der Zeit, die Fabel (1746), auf ihren Gipfel und spiegelte in ihr sehr treu die moralisch-religiösen Zustände des damaligen deutschen Bürgertums. — Rat Goethe huldigte also den besten Dichtern der älteren Geschmacksrichtung. — ³ Über Fenelon's „Telemach“, übersetzt von Neukirch; vgl. oben, S. 47. — ⁴ Tasso's „Befreites Jerusalem“, übersetzt von Kopp (1744). — ⁵ S. o., S. 85

der „Messias“ gleich bei seiner Erscheinung einen mächtigen Eindruck gemacht. Diese so natürlich ausgedrückten und doch so schön veredelten frommen Gefühle, diese gefällige Sprache, wenn man sie auch nur für harmonische Prosa gelten ließ, hatten den übrigens trocknen Geschäftsmann so gewonnen, daß er die zehn 5 ersten Gesänge, denn von diesen ist eigentlich die Rede¹, als das herrlichste Erbauungsbuch betrachtete und solches alle Jahre einmal in der Karwoche, in welcher er sich von allen Geschäften zu entbinden wußte, für sich im stillen durchlas und sich daran fürs ganze Jahr erquickte. Anfangs dachte er, seine Empfin- 10 dungen seinem alten Freunde mitzuteilen; allein er fand sich sehr bestürzt, als er eine unheilbare Abneigung vor einem Werke von so köstlichem Gehalt wegen einer, wie es ihm schien, gleichgültigen äußern Form gewahr werden mußte. Es fehlte, wie sich leicht denken läßt, nicht an Wiederholung des Gesprächs 15 über diesen Gegenstand; aber beide Teile entfernten sich immer weiter voneinander, es gab heftige Szenen, und der nachgiebige Mann ließ sich endlich gefallen, von seinem Lieblingswerke zu schweigen, damit er nicht zugleich einen Jugendfreund und eine gute Sonntagsuppe verlore.

Profelyten zu machen, ist der natürlichste Wunsch eines jeden Menschen, und wie sehr fand sich unser Freund im stillen belohnt, als er in der übrigen Familie für seinen Heiligen so offen gesünnte Gemüter entdeckte. Das Exemplar, das er jährlich nur eine Woche brauchte, war uns für die übrige Zeit gewidmet. 25 Die Mutter hielt es heimlich, und wir Geschwister bemächtigten uns desselben, wann wir konnten, um in Freistunden, in irgend einem Winkel verborgen, die auffallendsten Stellen auswendig zu lernen und besonders die zartesten und heftigsten so geschwind als möglich ins Gedächtnis zu fassen.

Portias Traum² recitirten wir um die Wette, und in das wilde, verzweifelnde Gespräch³ zwischen Satan und Abramelech, welche ins Tote Meer gestürzt worden, hatten wir uns geteilt. Die erste Rolle, als die gewaltsamste, war auf mein Teil ge-

¹ Bb. 1 und 2, welche die ersten zehn Gesänge enthielten, erschienen zuerst in Kopenhagen 1755; der 3. Band kam 1764, der 4. erst 1773 heraus. — ² Gesang 7, B. 370 — 448. — ³ Gesang 10, B. 136 ff.

Kommen, die andere, um ein wenig kläglicher, übernahm meine Schwester. Die wechselseitigen, zwar gräßlichen, aber doch wohlklingenden Verwünschungen flossen nur so vom Munde, und wir ergriffen jede Gelegenheit, uns mit diesen höllischen Redensarten zu begrüßen.

Es war ein Samstagabend im Winter — der Vater ließ sich immer bei Licht rasieren, um Sonntags früh sich zur Kirche bequemlich anziehen zu können — wir saßen auf einem Schemel hinter dem Ofen und murmelten, während der Barbier einseifte, unsere herkömmlichen Flüche ziemlich leise. Nun hatte aber Abramelech den Satan mit eisernen Händen zu fassen; meine Schwester packte mich gewaltig an und recitierte, zwar leise genug, aber doch mit steigender Leidenschaft:

„Hilf mir! ich flehe dich an, ich bete, wenn du es forderst,
 15 Ungeheuer, dich an! Verworfenner, schwarzer Verbrecher,
 Hilf mir! ich leide die Pein des rächenden ewigen Todes! . . .
 Vormals konnt' ich mit heißem, mit grimmitigem Hasse dich hassen!
 Jetzt vermag ich's nicht mehr! Auch dies ist stechender Jammer!“

Bisher war alles leidlich gegangen; aber laut, mit fürchterlicher Stimme rief sie die folgenden Worte:

„O wie bin ich zermalmt! . . .“

Der gute Chirurgus erschrak und goß dem Vater das Seifenbecken in die Brust. Da gab es einen großen Aufstand, und eine strenge Untersuchung ward gehalten, besonders in Betracht
 25 des Unglücks, das hätte entstehen können, wenn man schon im Rasieren begriffen gewesen wäre. Um allen Verdacht des Mutwillens von uns abzulehnen, bekamten wir uns zu unsern teuflischen Rollen, und das Unglück, das die Hexameter angerichtet hatten, war zu offenbar, als daß man sie nicht aufs neue hätte
 30 verrufen und verbannen sollen.

So pflegen Kinder und Volk das Große, das Erhabene in ein Spiel, ja in eine Posse zu verwandeln; und wie sollten sie auch sonst im Stande sein, es auszuhalten und zu ertragen!



Drittes Buch.

Der Neujahrstag ward zu jener Zeit durch den allgemeinen Umlauf von persönlichen Glückwünschnngen für die Stadt sehr belebend. Wer sonst nicht leicht aus dem Hause kam, warf sich in seine besten Kleider, um Gönnern und Freunden einen Augenblick freundlich und höflich zu sein. Für uns Kinder war besonders die Festlichkeit in dem Hause des Großvaters an diesem Tage ein höchst erwünschter Genuß. Mit dem frühesten Morgen waren die Enkel schon daselbst versammelt, um die Trommeln, die Hoboen und Klarinetten, die Posaunen und Zinken, wie sie das Militär, die Stadtmusici und wer sonst alles ertönen ließ, zu vernehmen. Die versiegelten und überschriebenen Neujahrsgeschenke wurden von den Kindern unter die geringern Gratulanten ausgeteilt, und wie der Tag wuchs, so vermehrte sich die Anzahl der Honoratioren. Erst erschienen die Vertrauten und Verwandten, dann die untern Staatsbeamten; die Herren vom Räte selbst verfehlten nicht, ihren Schultheiß zu begrüßen, und eine auserwählte Anzahl wurde abends in Zimmern bewirtet, welche das ganze Jahr über kaum sich öffnieten. Die Torten, Biskuitkuchen, Marzipane, der süße Wein übte den größten Reiz auf die Kinder aus, wozu noch kam, daß der Schultheiß sowie die beiden Burgemeister aus einigen Stiftungen jährlich etwas Silberzeug erhielten, welches denn den Enkeln und Paten nach einer gewissen Abstufung verehrt ward; genug, es fehlte diesem Feste im Kleinen an nichts, was die größten zu verherrlichen pflegt.

Der Neujahrstag 1759 kam heran, für uns Kinder erwünscht und vergnüglich wie die vorigen aber den ältern Personen bedenklich und ahnungsvoll. Die Durchmärsche der Franzosen war man zwar gewohnt, und sie ereigneten sich öfters und häufig, aber doch am häufigsten in den letzten Tagen des ver-

5 gangenen Jahres. Nach alter reichsstädtischer Sitte posaunte der Türmer des Hauptturms, so oft Truppen heranrückten, und an diesem Neujahrstage¹ wollte er gar nicht aufhören, welches ein Zeichen war, daß größere Heereszüge von mehreren Seiten
 10 in Bewegung seien. Wirklich zogen sie auch in größeren Massen an diesem Tage durch die Stadt; man lief, sie vorbeipassieren zu sehen. Sonst war man gewohnt, daß sie nur in kleinen Partien durchmarschierten; diese aber vergrößerten sich nach und nach, ohne daß man es verhindern konnte oder wollte. Genug,
 15 am 2. Januar, nachdem eine Kolonne durch Sachsenhausen über die Brücke durch die Fahrgasse bis an die Konstablerwache gelangt war, machte sie Halt, überwältigte das kleine, sie durchführende Kommando, nahm Besitz von gedachter Wache, zog die Zeile hinunter, und nach einem geringen Widerstand mußte
 20 sich auch die Hauptwache ergeben. Augenblicks waren die friedlichen Straßen in einen Kriegsschauplatz verwandelt. Dort verharreten und bivouakierten die Truppen, bis durch regelmäßige Einquartierung für ihr Unterkommen gesorgt wäre.

Diese unerwartete, seit vielen Jahren unerhörte Last drückte
 25 die behaglichen Bürger gewaltig, und niemanden konnte sie beschwerlicher sein als dem Vater, der in sein kaum vollendetes Haus fremde militärische Bewohner aufnehmen, ihnen seine wohlaufgeputzten und meist verschlossenen Staatszimmer einräumen und das, was er so genau zu ordnen und zu regieren
 30 pflegte, fremder Willkür preisgeben sollte; er, ohnehin preußisch gesinnt, sollte sich nun von Franzosen in seinen Zimmern belagert sehen; es war das Traurigste, was ihm nach seiner Denkweise begegnen konnte. Wäre es ihm jedoch möglich gewesen, die Sache leichter zu nehmen, da er gut französisch sprach und im Leben sich wohl mit Würde und Anmut betragen konnte,

¹ Frankfurt hatte den Franzosen als Verbündeten des Kaisers den Durchmarsch eines Bataillons gestattet. Der Durchmarsch sollte am 2. Januar (nicht am Neujahrstag) geschehen. Der Platzmajor Johann Nikolaus Textor führte die Franzosen über die Brücke. Als der Stadtkommandant von Pappenheim sah, daß dem ersten Bataillon sich ein anderes anschleße, gab er der Thorwache den Befehl, den Schlagbaum und das Gatter zu schließen. Aber die Wache wurde übermannt, Textor gefangen genommen, v. Pappenheim entkam auf einem Nasen in die Stadt. 7000 Franzosen rückten ein. Kommandant war der Prinz von Soubise.

so hätte er sich und uns manche trübe Stunde ersparen mögen; denn man quartierte bei uns den Königsleutnant, der, obgleich Militärperson, doch nur die Zivilvorfälle, die Streitigkeiten zwischen Soldaten und Bürgern, Schuldsachen und Händel zu schlichten hatte. Es war Graf Thorane¹, von Grasse in der Provence unweit Antibes gebürtig, eine lange, hagre, ernste Gestalt, das Gesicht durch die Blattern² sehr entstellt, mit schwarzen, feurigen Augen und von einem würdigen zusammengenommenen Betragen. Gleich sein Eintritt war für den Hausbewohner günstig. Man sprach von den verschiedenen Zimmern³, welche teils abgegeben werden, teils der Familie verbleiben sollten, und als der Graf ein Gemäldezimmer erwähnen hörte, so erbat er sich gleich, ob es schon Nacht war, mit Kerzen die Bilder wenigstens flüchtig zu besehen. Er hatte an diesen Dingen eine übergroße Freude, bezeugte sich gegen den ihn begleitenden Vater auf das verbindlichste, und als er vernahm, daß die meisten Künstler noch lebten, sich in Frankfurt und in der Nachbarschaft aufhielten, so versicherte er, daß er nichts mehr wünsche, als sie baldigst kennen zu lernen und sie zu beschäftigen.

Aber auch diese Annäherung von seiten der Kunst vermochte nicht die Gesinnung meines Vaters zu ändern, noch seinen Charakter zu beugen. Er ließ geschehen, was er nicht verhindern konnte, hielt sich aber in unwirksamer Entfernung, und das Außerordentliche, was nun um ihn vorging, war ihm bis auf die geringste Kleinigkeit unerträglich.

Graf Thorane indessen betrug sich musterhaft. Nicht einmal seine Landkarten wollte er an die Wände genagelt haben, um die neuen Tapeten nicht zu verderben. Seine Leute waren gewandt, still und ordentlich; aber freilich, da den ganzen Tag und einen Teil der Nacht nicht Ruhe bei ihm ward, da ein

¹ François de Thorane (nicht Thorane) wurde in Grasse in der Provence am 19. Jan. 1719 geboren; er hatte in Frankfurt die Stellung eines Polizeimeisters und Richters in den Streitigkeiten zwischen Soldaten und Bürgern und den Rang eines Infanteriehauptmanns. Erst 1762 wurde er auf Verreiben des Frankfurter Senats in den Melchsgrafenstand erhoben. Über die späteren Schicksale Thoranes vgl. die Anmerkung auf S. 132. — ² Nach anderen Nachrichten hatte er einen Plectenanschlag um den Mund. — ³ Thorane bewohnte den ersten Stock des Hauses.

Klagender dem andern folgte, Arrestanten gebracht und fortgeführt, alle Offiziere und Adjutanten vorgelassen wurden, da der Graf noch überdies täglich offene Tafel hielt, so gab es in dem mäßig großen, nur für eine Familie eingerichteten Hause, das nur eine durch alle Stockwerke unverschlossen durchgehende Treppe hatte, eine Bewegung und ein Gefumme wie in einem Bienenkorbe, obgleich alles sehr gemäßigt, ernsthaft und streng zuging.

Zum Vermittler zwischen einem verdrießlichen, täglich mehr sich hypochondrisch quälenden Hausherrn und einem zwar wohlwollenden, aber sehr ernstern und genauen Militärgast fand sich glücklicherweise ein behaglicher Dolmetscher, ein schöner, wohlbeleibter, heitrer Mann, der Bürger von Frankfurt war und gut französisch sprach, sich in alles zu schicken wußte und mit mancherlei kleinen Unannehmlichkeiten nur seinen Spaß trieb¹. Durch diesen hatte meine Mutter dem Grafen ihre Lage bei dem Gemüthszustande ihres Vatten vorstellen lassen; er hatte die Sache so klüglich ausgemalt, das neue, noch nicht einmal ganz eingerichtete Haus, die natürliche Zurückgezogenheit des Besitzers, die Beschäftigung mit der Erziehung seiner Familie und was sich alles sonst noch sagen ließ, zu bedenken gegeben, so daß der Graf, der an seiner Stelle auf die höchste Gerechtigkeit, Unbestechlichkeit und ehrenvollen Wandel den größten Stolz setzte, auch hier sich als Cinquartierter musterhaft zu betragen vornahm und es wirklich die einigen Jahre seines Dableibens² unter mancherlei Umständen unverbrüchlich gehalten hat.

Meine Mutter besaß einige Kenntniß des Italienischen, welche Sprache überhaupt niemanden von der Familie fremd war; sie entschloß sich daher sogleich, Französisch zu lernen, zu welchem Zweck der Dolmetscher, dem sie unter diesen stürmischen Ereignissen ein Kind aus der Taufe gehoben hatte, und der nun auch als Gevatter zu dem Hause eine doppelte Neigung spürte, seiner Gevatterin jeden abgemüßigten Augenblick schenkte (denn er wohnte grade gegenüber) und ihr vor allen Dingen diejenigen Phrasen einlernte, welche sie persönlich dem Grafen vorzutragen

¹ Johann Heinrich Diene. — ² Thoranc wohnte im Hause des Rates Goethe vom 2. Januar 1759 bis Juni 1761.

habe; welches denn zum besten geriet. Der Graf war geschmeichelt von der Mühe, welche die Hausfrau sich in ihren Jahren gab, und weil er einen heitern, geistreichen Zug in seinem Charakter hatte, auch eine gewisse trockne Galanterie gern ausübte, so entstand daraus das beste Verhältnis, und die verbündeten 5
Gevattern konnten erlangen, was sie wollten.

Wäre es, wie schon gesagt, möglich gewesen, den Vater zu erheitern, so hätte dieser veränderte Zustand wenig Drückendes gehabt. Der Graf übte die strengste Uneigennützigkeit; selbst Gaben, die seiner Stelle gebührten, lehnte er ab; das Geringste, 10
was einer Bestechung hätte ähnlich sehen können, wurde mit Bohn, ja mit Strafe weggewiesen; seinen Leuten war aufs strengste befohlen, dem Hausbesitzer nicht die mindesten Unkosten zu machen. Dagegen wurde uns Kindern reichlich vom Nachtiße mitgeteilt. Bei dieser Gelegenheit muß ich, um von der 15
Unschuld jener Zeiten einen Begriff zu geben, anführen, daß die Mutter uns eines Tages höchlich betrübte, indem sie das Gefrorene, das man uns von der Tafel sendete, weggoß, weil es ihr unmöglich vorkam, daß der Magen ein wahrhaftes Eis, wenn es auch noch so durchzuckert sei, vertragen könne. 20

Außer diesen Leckereien, die wir denn doch allmählich ganz gut genießen und vertragen lernten, deuchte es uns Kindern auch noch gar behaglich, von genauen Lehrstunden und strenger Zucht einigermaßen entbunden zu sein. Des Vaters üble Laune nahm zu, er konnte sich nicht in das Unvermeidliche ergeben. Wie sehr 25
quälte er sich, die Mutter und den Gevatter, die Ratsherren, alle seine Freunde, nur um den Grafen los zu werden! Vergebens stellte man ihm vor, daß die Gegenwart eines solchen Mannes im Hause unter den gegebenen Umständen eine wahre Wohlthat sei, daß ein ewiger Wechsel, es sei nun von Offizieren 30
oder Gemeinen, auf die Umquartierung des Grafen folgen würde. Keins von diesen Argumenten wollte bei ihm greifen. Das Gegenwärtige schien ihm so unerträglich, daß ihn sein Unmut ein Schlimmeres, das folgen könnte, nicht gewahr werden ließ.

Auf diese Weise ward seine Thätigkeit gelähmt, die er sonst 33
hauptsächlich auf uns zu wenden gewohnt war. Das, was er uns aufgab, forderte er nicht mehr mit der sonstigen Genauig-

Zeit, und wir suchten, wie es nur möglich schien, unsere Neugierde an militärischen und andern öffentlichen Dingen zu befriedigen, nicht allein im Hause, sondern auch auf den Straßen, welches um so leichter anging, da die Tag und
 5 Nacht unverschlossene Hausthüre von Schildwachen besetzt war, die sich um das Hin- und Wiederlaufen unruhiger Kinder nicht bekümmerten.

Die mancherlei Angelegenheiten, die vor dem Richterstuhle des Königsleutnants geschlichtet wurden, hatten dadurch noch
 10 einen ganz besondern Reiz, daß er einen eignen Wert darauf legte, seine Entscheidungen zugleich mit einer witzigen, geistreichen, heitern Wendung zu begleiten. Was er befahl, war streng gerecht; die Art, wie er es ausdrückte, war launig und pilant. Er schien sich den Herzog von Ossuna¹ zum Vorbilde genommen zu
 15 haben. Es verging kaum ein Tag, daß der Dolmetscher nicht eine oder die andere solche Anekdote uns und der Mutter zur Aufheiterung erzählte. Es hatte dieser muntere Mann eine kleine Sammlung solcher Salomonischen Entscheidungen gemacht; ich erinnere mich aber nur des Eindrucks im allgemeinen,
 20 ohne im Gedächtnis ein Besonderes wieder zu finden.

Den wunderbaren Charakter des Grafen lernte man nach und nach immer mehr kennen. Dieser Mann war sich selbst seiner Eigenheiten aufs deutlichste bewußt, und weil er gewisse
 25 Zeiten haben mochte, wo ihn eine Art von Unmut, Hypochondrie, oder wie man den bösen Dämon nennen soll, überfiel, so zog er sich in solchen Stunden, die sich manchmal zu Tagen verlängerten, in sein Zimmer zurück, sah niemanden als seinen Kammerdiener, und war selbst in dringenden Fällen nicht zu bewegen, daß er Audienz gegeben hätte. Sobald aber der
 30 böse Geist von ihm gewichen war, erschien er nach wie vor mild, heiter und thätig. Aus den Reden seines Kammerdieners Saint-Jean, eines kleinen hageren Mannes von munterer Gutmüthigkeit, konnte man schließen, daß er in frühern Jahren, von solcher Stimmung überwältigt, großes Unglück ange-

¹ Don Pedro Vellez y Giron, Herzog von Ossuna (1579—1624), Vizekönig von Neapel, am Hofe Philipps II. und Philipps III. von Spanien wegen seiner scharfen Bonmots viel genannt.

richtet und sich nun vor ähnlichen Abwegen bei einer so wichtigen, den Blicken aller Welt ausgesetzten Stelle zu hüten ernstlich vornehme.

Gleich in den ersten Tagen der Anwesenheit des Grafen wurden die sämtlichen Frankfurter Maler, als Hirt, Schütz, 5 Trautmann, Rothnagel, Junker¹, zu ihm berufen. Sie zeigten ihre fertigen Gemälde vor, und der Graf eignete sich das Verkäufliche zu. Ihm wurde mein hübsches helles Giebelzimmer in der Mansarde eingeräumt und sogleich in ein Kabinett und 10 Atelier umgewandelt, denn er war willens, die sämtlichen Künstler, vor allen aber Seefaz in Darmstadt, dessen Pinsel ihm besonders bei natürlichen und unschuldigen Vorstellungen höchlich gefiel, für eine ganze Zeit in Arbeit zu setzen². Er ließ daher von Grasse, wo sein älterer Bruder ein schönes Gebäude 15 besitzen mochte, die sämtlichen Maße aller Zimmer und Kabinette herbeikommen, überlegte sodann mit den Künstlern die Wandabteilungen und bestimmte die Größe der hiernach zu verfertigenden ansehnlichen Ölbilder, welche nicht in Rahmen eingefaßt, sondern als Tapetenteile auf die Wand befestigt werden 20 sollten. Hier ging nun die Arbeit eifrig an. Seefaz übernahm ländliche Szenen, worin die Greise und Kinder, unmittelbar nach der Natur gemalt, ganz herrlich glückten; die Jünglinge wollten ihm nicht ebenso geraten, sie waren meist zu hager; und die Frauen mißfielen aus der entgegengesetzten Ursache. 25 Denn da er eine kleine dicke, gute, aber unangenehme Person zur Frau hatte, die ihm außer sich selbst nicht wohl ein Modell zuließ, so wollte nichts Gefälliges zu stande kommen. Zudem war er genötigt gewesen, über das Maß seiner Figuren hinauszugehen. Seine Bäume hatten Wahrheit, aber ein kleinliches 30 Blätterwerk. Er war ein Schüler von Brinkmann³, dessen Pinsel in Staffeleigemälden nicht zu scheuten ist.

Schütz, der Landschaftmaler, fand sich vielleicht am besten in die Sache. Die Rheingegenden hatte er ganz in seiner Gewalt sowie den sonnigen Ton, der sie in der schönen Jahreszeit belebt. Er war nicht ganz ungewohnt, in einem größern 35

¹ Vgl. oben, S. 40. — ² Vgl. die Anmerkung am Schlusse des Bandes. — ³ Vgl. S. 40.

Maßstabe zu arbeiten, und auch da ließ er es an Ausführung und Haltung nicht fehlen. Er lieferte sehr heitre Bilder.

Trautmann rembrandifizierte einige Auferweckungswunder des Neuen Testaments und zündete nebenher Dörfer und Mühlen an. Auch ihm war, wie ich aus den Aufrißen der Zimmer bemerken konnte, ein eigenes Kabinett zugeteilt worden. Hirt malte einige gute Eichen- und Buchenwälder. Seine Herden waren lobenswert. Junker, an die Nachahmung der ausführlichsten Niederländer gewöhnt, konnte sich am wenigsten in diesen Tapetenstil finden; jedoch bequemte er sich, für gute Zahlung mit Blumen und Früchten manche Abteilung zu verzieren.

Da ich alle diese Männer von meiner frühesten Jugend an gekannt und sie oft in ihren Werkstätten besucht hatte, auch der Graf mich gern um sich leiden mochte, so war ich bei den Aufgaben, Beratschlagungen und Bestellungen wie auch bei den Ablieferungen gegenwärtig und nahm mir, zumal wenn Skizzen und Entwürfe eingereicht wurden, meine Meinung zu eröffnen gar wohl heraus. Ich hatte mir schon früher bei Gemäldeliebhabern, besonders aber auf Auktionen, denen ich fleißig beiwohnte, den Ruhm erworben, daß ich gleich zu sagen wisse, was irgend ein historisches Bild vorstelle, es sei nun aus der biblischen oder der Profangeschichte oder aus der Mythologie genommen; und wenn ich auch den Sinn der allegorischen Bilder nicht immer traf, so war doch selten jemand gegenwärtig, der es besser verstand als ich. So hatte ich auch öfters die Künstler vermocht, diesen oder jenen Gegenstand vorzustellen, und solcher Vorteile bediente ich mich gegenwärtig mit Lust und Liebe. Ich erinnere mich noch, daß ich einen umständlichen Aufsatz verfertigte, worin ich zwölf Bilder beschrieb, welche die Geschichte Josephs darstellen sollten; einige davon wurden ausgeführt.

Nach diesen für einen Knaben allerdings löblichen Berichtigungen will ich auch einer kleinen Beschämung, die mir innerhalb dieses Künstlerkreises begegnete, Erwähnung thun. Ich war nämlich mit allen Bildern wohl bekannt, welche man nach und nach in jenes Zimmer gebracht hatte. Meine jugendliche Neugierde ließ nichts ungelesen und ununtersucht. Einst

fand ich hinter dem Ofen ein schwarzes Kästchen; ich ermangelte nicht, zu forschen, was darin verborgen sei, und ohne mich lange zu besinnen, zog ich den Schieber weg. Das darin enthaltene Gemälde war freilich von der Art, die man den Augen nicht auszustellen pflegt, und ob ich es gleich alsobald wieder zuzuschließen Anstalt machte, so konnte ich doch nicht geschwind genug damit fertig werden. Der Graf trat herein und ertappte mich. — „Wer hat Euch erlaubt, dieses Kästchen zu eröffnen?“ sagte er mit seiner Königsleutnantsmiene. Ich hatte nicht viel darauf zu antworten, und er sprach sogleich die Strafe sehr ernsthaft aus: „Ihr werdet in acht Tagen“, sagte er, „dieses Zimmer nicht betreten.“ — Ich machte eine Verbeugung und ging hinaus. Auch gehorchte ich diesem Gebot aufs pünktlichste, so daß es dem guten Seekaz, der eben in dem Zimmer arbeitete, sehr verdrießlich war, denn er hatte mich gern um sich; und ich trieb aus einer kleinen Lücke den Gehorsam so weit, daß ich Seekazen seinen Kaffee, den ich ihm gewöhnlich brachte, auf die Schwelle setzte; da er denn von seiner Arbeit aufstehen und ihn holen mußte, welches er so übel empfand, daß er mir fast gram geworden wäre.

Nun aber scheint es nötig, umständlicher anzuzeigen und begreiflich zu machen, wie ich mir in solchen Fällen in der französischen Sprache, die ich doch nicht gelernt¹, mit mehr oder weniger Bequemlichkeit durchgeholfen. Auch hier kam mir die angeborne Gabe zu statten, daß ich leicht den Schall und Klang einer Sprache, ihre Bewegung, ihren Accent, den Ton und was sonst von äußern Eigentümlichkeiten fassen konnte. Aus dem Lateinischen waren mir viele Worte bekannt; das Italienische vermittelte noch mehr, und so horchte ich in kurzer Zeit von Bedienten und Soldaten, Schildwachen und Besuchen soviel heraus, daß ich mich, wo nicht ins Gespräch mischen, doch wenigstens einzelne Fragen und Antworten bestehen konnte. Aber dieses war alles nur wenig gegen den Vorteil, den mir das Theater² brachte. Von meinem Großvater hatte ich ein Frei-

¹ Vgl. S. 40. — ² Auf Verlangen des Herzogs von Broglie gestattete der Senat die Aufführungen der aus Mey herbeigeholten französischen Schauspieler im Konzertsaal des Jungbroses.

billet erhalten, dessen ich mich mit Widerwillen meines Vaters unter dem Beistand meiner Mutter täglich bediente. Hier saß ich nun im Parterre vor einer fremden Bühne und paßte um so mehr auf Bewegung, mimischen und Redeausspruch, als ich wenig oder nichts von dem verstand, was da oben gesprochen wurde, und also meine Unterhaltung nur vom Gebärdenpiel und Sprachton nehmen konnte. Von der Komödie verstand ich am wenigsten, weil sie geschwind gesprochen wurde und sich auf Dinge des gemeinen Lebens bezog, deren Ausdrücke mir gar nicht bekannt waren. Die Tragödie kam seltner vor, und der gemessene Schritt, das Taktartige der Alexandriner, das Allgemeine des Ausdrucks machten sie mir in jedem Sinne faßlicher. Es dauerte nicht lange, so nahm ich den Racine, den ich in meines Vaters Bibliothek antraf, zur Hand und deklamirte mir die Stücke nach theatralischer Art und Weise, wie sie das Organ meines Ohrs und das ihm so genau verwandte Sprachorgan gefaßt hatte, mit großer Lebhaftigkeit, ohne daß ich noch eine ganze Rede im Zusammenhang hätte verstehen können. Ja ich lernte ganze Stellen auswendig und recitirte sie wie ein eingelernter Sprachvogel, welches mir um so leichter ward, als ich früher die für ein Kind meist unverständlichen biblischen Stellen auswendig gelernt und sie in dem Ton der protestantischen Prediger zu recitieren mich gewöhnt hatte. Das versifizierte französische Lustspiel war damals sehr beliebt; die Stücke von Destouches¹, Marivaux², La Chaussée³ kamen häufig vor, und ich erinnere mich noch deutlich mancher charakteristischer Figuren. Von den Molièreschen ist mir weniger im Sinn geblieben. Was am meisten Eindruck auf mich machte, war die „Hypermnestra“ von Lemierre⁴, die als ein neues Stück mit Sorgfalt aufgeführt und wiederholt gegeben wurde. Höchst anmutig war

¹ Philippe Destouches (1680—1754), Dichter von Charakterkomödien. Am bekanntesten sind „Le Philosophe marié“ (1727) und „Le Glorieux“ (1732). — ² Pierre Marivaux (1688—1733), Roman- und Theaterdichter. Er trieb die Analyse der Gefühle auf die Spitze und ist bei aller Anmut gekünstelt in Darstellung und Ausdruck, so daß man für berartige Feinarbeit den Ausdruck Marivaudage geschaffen hat. — ³ Pierre La Chaussée (1692—1754), Begründer der Comédie mixte oder larmoyante, des Rührdramas. Der beste Vertreter dieser Gattung ist sein Drama „Mélancide“ (1741). — ⁴ Lemierre (1721—93). Seine Tragödie „Hypermnestre“ erschien 1758.

der Eindruck, den der „Devin du Village“¹, „Rose et Colas“², „Annette et Lubin“³ auf mich machten. Ich kann mir die behänderten Buben und Mädchen und ihre Bewegungen noch jetzt zurückerufen. Es dauerte nicht lange, so regte sich der Wunsch bei mir, mich auf dem Theater selbst umzusehen, wozu sich mir 5 so mancherlei Gelegenheit darbot. Denn da ich nicht immer die ganzen Stücke auszuhören Geduld hatte und manche Zeit in den Korridors, auch wohl bei gelinderer Jahreszeit vor der Thür mit andern Kindern meines Alters allerlei Spiele trieb, so gefellte sich ein schöner munterer Knabe zu uns, der zum 10 Theater gehörte, und den ich in manchen kleinen Rollen, obwohl nur beiläufig, gesehen hatte. Mit mir konnte er sich am besten verständigen, indem ich mein Französisch bei ihm geltend zu machen wußte; und er knüpfte sich um so mehr an mich, als kein Knabe seines Alters und seiner Nation beim Theater oder sonst 15 in der Nähe war. Wir gingen auch außer der Theaterzeit zusammen, und selbst während der Vorstellungen ließ er mich selten in Ruhe. Er war ein allerliebster kleiner Aufschneider, schwatzte charmant und unaufhörlich und wußte soviel von seinen Abenteuern, Händeln und andern Sonderbarkeiten zu er- 20 zählen, daß er mich außerordentlich unterhielt, und ich von ihm, was Sprache und Mitteilung durch dieselbe betrifft, in vier Wochen mehr lernte, als man sich hätte vorstellen können, so daß niemand wußte, wie ich auf einmal, gleichsam durch Inspiration, zu der fremden Sprache gelangt war. 25

Gleich in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft zog er mich mit sich aufs Theater und führte mich besonders in die Foyers⁴, wo die Schauspieler und Schauspielerinnen in der Zwischenzeit sich aufhielten und sich an- und auskleideten. Das Lokal war weder günstig noch bequem, indem man das Theater 30 in einen Konzertsaal hineingezwängt hatte, so daß für die Schauspieler hinter der Bühne keine besonderen Abteilungen statt-

¹ Opérette von Jean-Jacques Rousseau. — ² Text von Sedaine, Musik von Monsigny und Grétry (Paris 1764). — ³ Von Marie-Justine-Bénédicté Favart (Paris 1769). Favart (1740—92) hat zahlreiche Opéretten komponiert. Sie schildern meist Liebesjungen vom Lande oder lustige Schwänke und waren wegen ihrer gesälligen Singweisen und ihres Humors sehr beliebt. — ⁴ Zimmer hinter der Bühne.

fanden. In einem ziemlich großen Nebenzimmer, das ehemals zu Spielpartien gedient hatte, waren nun beide Geschlechter meist beisammen und schienen sich so wenig untereinander selbst als vor uns Kindern zu scheuen, wenn es beim Anlegen oder Verändern der Kleidungsstücke nicht immer zum anständigsten Hergang. Mir war dergleichen niemals vorgekommen, und doch fand ich es bald durch Gewohnheit bei wiederholtem Besuch ganz natürlich.

Es währte nicht lange, so entspann sich aber für mich ein
 10 eignes und besondres Interesse. Der junge Derones¹, so will ich den Knaben nennen, mit dem ich mein Verhältnis immer fortsetzte, war außer seinen Ausschneidereien ein Knabe von guten Sitten und recht artigem Betragen. Er machte mich mit seiner Schwester bekannt, die ein paar Jahre älter als wir und ein
 15 gar angenehmes Mädchen war, gut gewachsen, von einer regelmäßigen Bildung, brauner Farbe, schwarzen Haaren und Augen; ihr ganzes Betragen hatte etwas Stilles, ja Trauriges. Ich suchte ihr auf alle Weise gefällig zu sein; allein ich konnte ihre Aufmerksamkeit nicht auf mich lenken. Junge Mädchen dünken
 20 sich gegen jüngere Knaben sehr weit vorgeschritten und nehmen, indem sie nach den Jünglingen hinschauen, ein tantenhaftes Betragen gegen den Knaben an, der ihnen seine erste Neigung zuwendet. Mit einem jüngern Bruder hatte ich kein Verhältnis.

Manchmal, wenn die Mutter auf den Proben oder in Gesellschaft war, fanden wir uns in ihrer Wohnung zusammen,
 25 um zu spielen oder uns zu unterhalten. Ich ging niemals hin, ohne der Schönen eine Blume, eine Frucht oder sonst etwas zu überreichen, welches sie zwar jederzeit mit sehr guter Art annahm und auf das höflichste dankte; allein ich sah ihren traurigen Blick sich niemals erheitern und fand keine Spur, daß sie
 30 sonst auf mich geachtet hätte. Endlich glaubte ich ihr Geheimnis zu entdecken. Der Knabe zeigte mir hinter dem Bette seiner Mutter, das mit eleganten seidnen Vorhängen aufgeputzt war, ein Pastellbild, das Porträt eines schönen Mannes, und bemerkte zugleich mit schlauer Miene: das sei eigentlich nicht der

¹ Wahrscheinlich De Rosne. Eine Schauspielerin dieses Namens wird von Goethe in dem Brief an seine Schwester vom 6. Dezember 1765 erwähnt.

Papa, aber ebenfogut wie der Papa; und indem er diesen Mann rühmte und nach seiner Art umständlich und prahlerisch manches erzählte, so glaubte ich herauszufinden, daß die Tochter wohl dem Vater, die beiden andern Kinder aber dem Haus- 5 freund angehören mochten. Ich erklärte mir nun ihr trauriges Ansehen und hatte sie nur um desto lieber.

Die Neigung zu diesem Mädchen half mir die Schwindeleien des Bruders übertragen, der nicht immer in seinen Grenzen blieb. Ich hatte oft die weitläufigen Erzählungen seiner Großthaten auszuhalten, wie er sich schon öfter geschlagen, ohne 10 jedoch dem andern Schaden zu wollen; es sei alles bloß der Ehre wegen geschehen. Stets habe er gewußt, seinen Widersacher zu entwaffnen und ihm alsdann verziehen; ja er verstehe sich aufs Digieren¹ so gut, daß er einst selbst in große Verlegenheit geraten, als er den Degen seines Gegners auf einen hohen Baum ge- 15 schleudert, so daß man ihn nicht leicht wieder habhaft werden können.

Was mir meine Besuche auf dem Theater sehr erleichterte, war, daß mir mein Freibillet, als aus den Händen des Schultheißen, den Weg zu allen Plätzen eröffnete, und also auch zu 20 den Sitzen im Proscenium. Dieses war nach französischer Art sehr tief und an beiden Seiten mit Sitzen eingefast, die, durch eine niedrige Barriere beschränkt, sich in mehreren Reihen hintereinander aufbauten und zwar bergestalt, daß die ersten Sitze nur wenig über die Bühne erhoben waren. Das Ganze galt 25 für einen besondern Ehrenplatz; nur Offiziere bedienten sich gewöhnlich desselben, obgleich die Nähe der Schauspieler, ich will nicht sagen jede Illusion, sondern gewissermaßen jedes Gefallen aufhob. Sogar jenen Gebrauch oder Mißbrauch², über den sich Voltaire so sehr beschwert, habe ich noch erlebt und mit Augen 30 gesehen. Wenn bei sehr vollem Hause und etwa zur Zeit von Durchmärschen angesehene Offiziere nach jenem Ehrenplatz strebten, der aber gewöhnlich schon besetzt war, so stellte man

¹ Digieren ober die Digabe ausführen nennt man beim Stoßfechten das Wegschlagen des Degens aus der Hand des Gegners. — ² Den im nächsten Satz genannten. Ausführliches darüber in Lessings „Hamburgische Dramaturgie“, Stück 80 und Stück 10.

noch etnige Reihen Bänke und Stühle ins Proscenium auf die Bühne selbst, und es blieb den Felden und Heldinnen nichts übrig, als in einem sehr mäßigen Raume zwischen den Uniformen und Orden ihre Geheimnisse zu enthüllen. Ich habe die „Hypermnestra“ selbst unter solchen Umständen aufführen sehen.

Der Vorhang fiel nicht zwischen den Akten¹; und ich erwähne noch eines seltsamen Gebrauchs, den ich sehr auffallend finden mußte, da mir als einem guten deutschen Knaben das Kunstwidrige daran ganz unerträglich war. Das Theater nämlich ward als das größte Heiligtum betrachtet, und eine vorfallende Störung auf demselben hätte als das größte Verbrechen gegen die Majestät des Publikums sogleich müssen gerügt werden. Zwei Grenadiere, das Gewehr beim Fuß, standen daher in allen Lustspielen ganz öffentlich zu beiden Seiten des hintersten Vorhangs und waren Zeugen von allem, was im Innersten der Familie vorging. Da, wie gesagt, zwischen den Akten der Vorhang nicht niedergelassen wurde, so lösten bei einfallender Musik zwei andere dergestalt ab, daß sie aus den Kulissen ganz strack vor jene hintraten, welche sich dann ebenso gemessentlich zurückzogen. Wenn nun eine solche Anstalt recht dazu geeignet war, alles, was man beim Theater Illusion nennt, aufzuheben, so fällt es um so mehr auf, da dieses zu einer Zeit geschah, wo nach Diderots Grundsätzen und Beispielen die natürlichste Natürlichkeit auf der Bühne gefordert und eine vollkommene Täuschung als das eigentliche Ziel der theatralischen Kunst angegeben wurde. Von einer solchen militärischen Polizeianstalt war jedoch die Tragödie entbunden, und die Helden des Altertums hatten das Recht, sich selbst zu bewachen; die gedachten Grenadiere standen indes nahe genug hinter den Kulissen.

So will ich denn auch noch anführen, daß ich Diderots² „Hausvater“ und die „Philosophen“ von Palissot³ gesehen habe

¹ Das geschah in Deutschland seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. — ² „Le père de famille“ (1758) von Denis Diderot (1713—84), dem berühmten Urheber der „Encyclopädie“ und Vater des bürgerlichen Dramas in Frankreich. — ³ Charles Palissot de Montenois (1730—1814) versuchte in seinem Lustspiel „Les philosophes“ (1760) die Encyclopädisten und Verbreiter der Aufklärung als Narren darzustellen.

und mich im letztern Stück der Figur des Philosophen, der auf allen vieren geht und in ein rohes Salathaupt beißt, noch wohl erinnere.

Alle diese theatralische Mannigfaltigkeit konnte jedoch uns Kinder nicht immer im Schauspielhause festhalten. Wir spielten bei schönem Wetter vor demselben und in der Nähe und begingen allerlei Thorheiten, welche besonders an Sonn- und Festtagen keineswegs zu unserm Äußeren paßten; denn ich und meinesgleichen erschienen alsdann, angezogen, wie man mich in jenem Märchen gesehen, den Hut unterm Arm mit einem kleinen Degen, dessen Bügel¹ mit einer großen seidenen Bandschleife geziert war. Einst, als wir eine ganze Zeit unser Wesen getrieben und Derones sich unter uns gemischt hatte, fiel es diesem ein, mir zu betuern, ich hätte ihn beleidigt und müsse ihm Satisfaktion geben. Ich begriff zwar nicht, was ihm Anlaß geben konnte, ließ mir aber seine Ausforderung gefallen und wollte ziehen. Er versicherte mir aber, es sei in solchen Fällen gebräuchlich, daß man an einsame Orter gehe, um die Sache desto bequemer ausmachen zu können. Wir verfügten uns deshalb hinter einige Scheunen und stellten uns in gehörige Positur. Der Zweikampf erfolgte auf eine etwas theatralische Weise, die Klingen klrirten und die Stöße gingen nebenauss; doch im Feuer der Aktion blieb er mit der Spitze seines Degens an der Bandschleife meines Bügels hängen. Sie ward durchbohrt, und er versicherte mir, daß er nun die vollkommenste Satisfaktion habe, umarmte mich sodant gleichfalls recht theatralisch, und wir gingen in das nächste Kaffeehaus, um uns mit einem Glase Mandelmilch von unserer Gemütsbewegung zu erholen und den alten Freundschaftsbund nur desto fester zu schließen.

Ein anderes Abenteuer, das mir auch im Schauspielhause, obgleich später, begegnet, will ich bei dieser Gelegenheit erzählen. Ich saß nämlich mit einem meiner Gespielen ganz ruhig im Parterre, und wir sahen mit Vergnügen einem Solotanze zu, den ein hübscher Knabe, ungefähr von unserm Alter, der Sohn eines durchreisenden französischen Tanzmeisters, mit vieler Ge-

¹ Griff.

wandtheit und Anmut ausführte. Nach Art der Tänzer war er mit einem knappen Wämöchen von roter Seide bekleidet, welches, in einen kurzen Reifrock ausgehend, gleich den Laufer-
 schürzen bis über die Kniee schwebte. Wir hatten diesem an-
 5 gehenden Künstler mit dem ganzen Publikum unsern Beifall
 gezollt, als mir, ich weiß nicht wie, einfiel, eine moralische Re-
 flexion zu machen. Ich sagte zu meinem Begleiter: „Wie schön
 war dieser Knabe gepunkt und wie gut nahm er sich aus; wer
 weiß, in was für einem zerrissenen Tüchchen er heute nacht
 10 schlafen mag!“ — Alles war schon aufgestanden, nur ließ uns
 die Menge noch nicht vorwärts. Eine Frau, die neben mir ge-
 sessen hatte und nun hart an mir stand, war zufälligerweise die
 Mutter dieses jungen Künstlers, die sich durch meine Reflexion
 sehr beleidigt fühlte. Zu meinem Unglück konnte sie Deutsch
 15 genug, um mich verstanden zu haben, und sprach es gerade
 so viel, als nötig war, um schelten zu können. Sie machte
 mich gewaltig herunter: wer ich denn sei, meinte sie, daß ich
 Ursache hätte, an der Familie und an der Wohlhabenheit die-
 ses jungen Menschen zu zweifeln. Auf alle Fälle dürfe sie ihn
 20 für so gut halten als mich, und seine Talente könnten ihm
 wohl ein Glück bereiten, wovon ich mir nicht würde träumen
 lassen. Diese Strafpredigt hielt sie mir im Gedränge und
 machte die Umstehenden aufmerksam, welche Wunder dachten,
 was ich für eine Unart müßte begangen haben. Da ich mich
 25 weder entschuldigen, noch von ihr entfernen konnte, so war ich
 wirklich verlegen, und als sie einen Augenblick innehielt, sagte
 ich, ohne etwas dabei zu denken: „Nun, wozu der Lärm? heute
 rot, morgen tot!“ — Auf diese Worte schien die Frau zu ver-
 stummen. Sie sah mich an und entfernte sich von mir, sobald
 30 es nur einigermaßen möglich war. Ich dachte nicht weiter
 an meine Worte. Nur einige Zeit hernach fielen sie mir auf,
 als der Knabe, anstatt sich nochmals sehen zu lassen, krank
 ward und zwar sehr gefährlich. Ob er gestorben ist, weiß ich
 nicht zu sagen.

35 Dergleichen Vordentungen durch ein unzeitig, ja unschick-
 lich ausgesprochenes Wort standen bei den Alten schon in An-
 sehen, und es bleibt höchst merkwürdig, daß die Formen des

Glaubens und Aberglaubens bei allen Völkern und zu allen Zeiten immer dieselben geblieben sind.

Nun fehlte es von dem ersten Tage der Besitznehmung unserer Stadt zumal Kindern und jungen Leuten nicht an immerwährender Zerstreuung. Theater und Bälle, Paraden und Durchmärsche zogen unsre Aufmerksamkeit hin und her. Die Leutern besonders nahmen immer zu, und das Soldatenleben schien uns ganz lustig und vergnüglich.

Der Aufenthalt des Königsleutnants in unserm Hause verschaffte uns den Vorteil, alle bedeutenden Personen der französischen Armee nach und nach zu sehen, und besonders die ersten, deren Name schon durch den Ruf zu uns gekommen war, in der Nähe zu betrachten. So sahen wir von Treppen und Podesten¹, gleichsam wie von Galerien, sehr bequem die Generalität bei uns vorübergehn. Vor allen erinnere ich mich des Prinzen Soubise² als eines schönen, leutseligen Herrn; am deutlichsten aber des Marschalls von Broglio³ als eines jüngern, nicht großen, aber wohlgebauten, lebhaften, geistreich um sich blickenden, behenden Mannes.

Er kam mehrmals zum Königsleutnant, und man merkte wohl, daß von wichtigen Dingen die Rede war. Wir hatten uns im ersten Vierteljahr der Einquartierung kaum in diesen neuen Zustand gefunden, als schon die Nachricht sich dunkel verbreitete: die Alliierten seien im Anmarsch, und Herzog Ferdinand von Braunschweig komme, die Franzosen vom Main zu vertreiben. Man hatte von diesen, die sich keines besondern Kriegsglückes rühmen konnten, nicht die größte Vorstellung, und seit der Schlacht von Roßbach glaubte man sie verachten zu dürfen; auf den Herzog Ferdinand setzte man das größte Vertrauen, und alle preussisch Gesinnten erwarteten mit Sehnsucht ihre Befreiung von der bisherigen Last. Mein Vater war etwas heiterer, meine Mutter in Sorgen. Sie war klug genug, einzusehen, daß ein gegenwärtiges geringes Übel leicht mit einem

¹ Podest = der Ruheplatz zwischen zwei Treppennarmen. — ² Charles von Rohan, Fürst von Soubise (1715—87), war der Höchstkommmandierende der Armee. — ³ Victor François, Herzog von Broglio (1718—1804), der Höchstkommmandierende in Frankfurt.

großen Ungemach vertauscht werden könne; denn es zeigte sich nur allzu deutlich, daß man dem Herzog nicht entgegengehen, sondern einen Angriff in der Nähe der Stadt abwarten werde. Eine Niederlage der Franzosen, eine Flucht, eine Verteidigung
 5 der Stadt, wäre es auch nur, um den Rückzug zu decken und um die Brücke zu behalten, ein Bombardement, eine Plünderung, alles stellte sich der erregten Einbildungskraft dar und machte beiden Parteien Sorge. Meine Mutter, welche alles, nur nicht die Sorge ertragen konnte, ließ durch den Dolmetscher
 10 ihre Furcht bei dem Grafen anbringen, worauf sie die in solchen Fällen gebräuchliche Antwort erhielt: sie solle ganz ruhig sein, es sei nichts zu befürchten, sich übrigens still halten und mit niemand von der Sache sprechen.

Mehrere Truppen zogen durch die Stadt; man erfuhr, daß
 15 sie bei Bergen¹ Halt machten. Das Kommen und Gehen, das Reiten und Laufen vermehrte sich immer, und unser Haus war Tag und Nacht in Aufruhr. In dieser Zeit habe ich den Marschall Broglio öfter gesehen, immer heiter, ein wie das andere Mal an Gebärden und Betragen völlig gleich, und es hat mich
 20 auch nachher gefreut, den Mann, dessen Gestalt einen so guten und dauerhaften Eindruck gemacht hatte, in der Geschichte rühmlich erwähnt zu finden.

So kam denn endlich nach einer unruhigen Karwoche 1759 der Karfreitag² heran. Eine große Stille verkündigte den nahen
 25 Sturm. Uns Kindern war verboten, aus dem Hause zu gehen; der Vater hatte keine Ruhe und ging aus. Die Schlacht begann; ich stieg auf den obersten Boden, wo ich zwar die Gegend zu sehen gehindert war, aber den Donner der Kanonen und das
 30 Massenfeuer des kleinen Gewehrs recht gut vernehmen konnte. Nach einigen Stunden sahen wir die ersten Zeichen der Schlacht an einer Reihe Wagen, auf welchen Verwundete in mancherlei traurigen Verstümmelungen und Gebärden sachte bei uns vorbeigefahren wurden, um in das zum Lazarett umgewandelte
 35 Liebfrauenkloster³ gebracht zu werden. Sogleich regte sich die Barmherzigkeit der Bürger. Bier, Wein, Brot, Geld ward

¹ Zwischen Frankfurt und Hanau. — ² 13. April 1759. — ³ Versehen Goethes. Ein solches gibt es nicht, wahrscheinlich ist das Karmeliterkloster gemeint.

denjenigen hingereicht, die noch etwas empfangen konnten. Als man aber einige Zeit darauf bleffierte und gefangene Deutsche unter diesem Zug gewahr wurde, fand das Mitleid keine Grenze, und es schien, als wollte jeder sich von allem entblößen, was er nur Bewegliches besaß, um seinen bedrängten Landsleuten 5 beizustehen.

Diese Gefangenen waren jedoch Anzeichen einer für die Miierten unglücklichen Schlacht. Mein Vater, in seiner Parteilichkeit ganz sicher, daß diese gewinnen würden, hatte die Leidenschaftliche Verwegenheit, den gehofften Siegern entgegen- 10 zugehen, ohne zu bedenken, daß die geschlagene Partei erst über ihn wegfliehen müßte. Erst begab er sich in seinen Garten vor dem Friedberger Thore¹, wo er alles einsam und ruhig fand; dann wagte er sich auf die Bornheimer Heide, wo er aber bald verschiedene zerstreute Nachzügler und Troßknechte ansichtig 15 ward, die sich den Spaß machten, nach den Grenzsteinen zu schießen, so daß dem neugierigen Wandrer das abprallende Blei um den Kopf sauste. Er hielt es deshalb doch für geratner, zurückzugehen, und erfuhr bei einiger Nachfrage, was ihm schon der Schall des Feuerns hätte klar machen sollen, daß alles für 20 die Franzosen gut stehe und an kein Weichen zu denken sei. Nach Hause gekommen, voll Unmut, geriet er beim Erblicken der verwundeten und gefangenen Landsleute ganz aus der gewöhnlichen Fassung. Auch er ließ den Vorbeiziehenden mancherlei Spende reichen; aber nur die Deutschen sollten sie erhalten, welches nicht 25 immer möglich war, weil das Schickjal Freunde und Feinde zusammen aufgepackt hatte.

Die Mutter und wir Kinder, die wir schon früher auf des Grafen Wirt gebaut und deshalb einen ziemlich beruhigten Tag hingebracht hatten, waren höchlich erfreut und die Mutter 30 doppelt getröstet, da sie des Morgens, als sie das Orakel² ihres Schatzkästleins³ durch einen Nadelstich befragt, eine für die

¹ Ein Weinberg Halbeweg Nr. 14, von Goethes Großvater Friedrich Georg 1725 angelegt; 1808 versteigert. — ² Von Goethe selbst erklärt in den Noten und Abhandlungen im „Divan“: „Man versenkt die Nadel zwischen die Blätter des Buches und beachtet gläubig beim Aufschlagen die dadurch bezeichnete Stelle.“ —

³ Bogatky, Silbernes Schatzkästlein der Kinder Gottes (1718).

Gegenwart sowohl als für die Zukunft sehr tröstliche Antwort erhalten hatte. Wir wünschten unserm Vater gleichen Glauben und gleiche Gesinnung, wir schmeichelten ihm, was wir konnten, wir baten ihn, etwas Speise zu sich zu nehmen, die er den ganzen Tag entbehrt hatte; er verweigerte unsre Liebkosungen und jeden Genuß und begab sich auf sein Zimmer. Unsrer Freude ward indessen nicht gestört; die Sache war entschieden; der Königsleutnant, der diesen Tag gegen seine Gewohnheit zu Pferde gewesen, kehrte endlich zurück, seine Gegenwart zu Hause war nötiger als je. Wir sprangen ihm entgegen, küßten seine Hände und bezeugten ihm unsre Freude. Es schien ihm sehr zu gefallen. „Wohl!“ sagte er freundlicher als sonst, „ich bin auch um euertwillen vergnügt, liebe Kinder!“ Er befohl sogleich, uns Zuckertwerk, süßen Wein, überhaupt das Beste zu reichen, und ging auf sein Zimmer, schon von einer großen Masse Dringender, Fordernder und Bittender umgeben.

Wir hielten nun eine köstliche Kollation, bedauerten den guten Vater, der nicht teil daran nehmen mochte, und drangen in die Mutter, ihn herbeizurufen; sie aber, klüger als wir, wußte wohl, wie unerfreulich ihm solche Gaben sein würden. Indessen hatte sie etwas Abendbrot zurecht gemacht und hätte ihm gern eine Portion auf das Zimmer geschickt; aber eine solche Unordnung litt er nie, auch nicht in den äußersten Fällen; und nachdem man die süßen Gaben beiseite geschafft, suchte man ihn zu bereden, herab in das gewöhnliche Speisezimmer zu kommen. Endlich ließ er sich bewegen, ungern, und wir ahneten nicht, welches Unheil wir ihm und uns bereiteten. Die Treppe lief frei durchs ganze Haus an allen Vorsälen vorbei. Der Vater mußte, indem er herabstieg, unmittelbar an des Grafen Zimmer vorübergehen. Sein Vorsaal stand so voller Leute, daß der Graf sich entschloß, um mehreres auf einmal abzuthun, herauszutreten; und dies geschah leider in dem Augenblick, als der Vater herabkam. Der Graf ging ihm heiter entgegen, begrüßte ihn und sagte: „Ihr werdet uns und Euch Glück wünschen, daß diese gefährliche Sache so glücklich abgelaufen ist.“ — „Keineswegs!“ versetzte mein Vater mit Ingrimm; „ich wollte, sie hätten Euch zum Teufel gejagt, und wenn ich hätte

mitfahren sollen.“ — Der Graf hielt einen Augenblick inne, dann aber fuhr er mit Wut auf: „Dieses sollt Ihr büßen!“ rief er: „Ihr sollt nicht umsonst der gerechten Sache und mir eine solche Beleidigung zugesügt haben!“

Der Vater war indessen gelassen heruntergestiegen, setzte sich zu uns, schien heiterer als bisher und fing an, zu essen. Wir freuten uns darüber und wußten nicht, auf welche bedenkliche Weise er sich den Stein vom Herzen gewälzt hatte. Kurz darauf wurde die Mutter herausgerufen, und wir hatten große Lust, dem Vater auszuplaudern, was uns der Graf für Süßigkeiten verehrt habe. Die Mutter kam nicht zurück. Endlich trat der Dolmetscher herein. Auf seinen Wink schickte man uns zu Bette; es war schon spät und wir gehorchten gern. Nach einer ruhig durchschlafenen Nacht erfuhren wir die gewaltsame Bewegung, die gestern abend das Haus erschütterte hatte. Der Königsleutnant hatte sogleich befohlen, den Vater auf die Wache zu führen. Die Subalternen wußten wohl, daß ihm niemals zu widersprechen war; doch hatten sie sich manchmal Dank verdient, wenn sie mit der Ausführung zauderten. Diese Gefinnung wußte der Gevatter Dolmetsch, den die Geistesgegenwart niemals verließ, aufs lebhafteste bei ihnen rege zu machen. Der Tumult war ohnehin so groß, daß eine Zögerung sich von selbst versteckte und entschuldigte. Er hatte meine Mutter herausgerufen und ihr den Adjutanten gleichsam in die Hände gegeben, daß sie durch Bitten und Vorstellungen nur einigen Aufschub erlangen möchte. Er selbst eilte schnell hinauf zum Grafen, der sich bei der großen Beherrschung seiner selbst sogleich ins innere Zimmer zurückgezogen hatte und das dringendste Geschäft lieber einen Augenblick stocken ließ, als daß er den einmal in ihm erregten bösen Mut an einem Unschuldigen gefühlt und eine seiner Würde nachtheilige Entscheidung gegeben hätte.

Die Anrede des Dolmetschers an den Grafen, die Führung des ganzen Gesprächs hat uns der dicke Gevatter, der sich auf den glücklichen Erfolg nicht wenig zu gute that, oft genug wiederholt, so daß ich sie aus dem Gedächtniß wohl noch aufzeichnen kann.

Der Dolmetsch hatte gewagt, das Kabinett zu eröffnen und hineinzutreten, eine Handlung, die höchst verpönt war. „Was

wollt Ihr?“ rief ihm der Graf zornig entgegen. „Hinaus mit Euch! Hier hat niemand das Recht hereinzutreten als Saint-Jean.“¹

„So haltet mich einen Augenblick für Saint-Jean“, versetzte der Dolmetsch.

„Dazu gehört eine gute Einbildungskraft. Seiner zwei machen noch nicht einen, wie Ihr seid. Entfernt Euch!“

„Herr Graf, Ihr habt eine große Gabe vom Himmel empfangen, und an die appelliere ich.“

„Ihr denkt mir zu schmeicheln! Glaubt nicht, daß es Euch gelingen werde.“

„Ihr habt die große Gabe, Herr Graf, auch in Augenblicken der Leidenschaft, in Augenblicken des Zorns die Gesinnungen anderer anzuhören.“

„Wohl, wohl! Von Gesinnungen ist eben die Rede, die ich zu lange angehört habe. Ich weiß nur zu gut, daß man uns hier nicht liebt, daß uns diese Bürger scheel ansehen.“

„Nicht alle!“

„Sehr viele! Was! diese Städter, Reichstädter wollen sie sein? Ihren Kaiser haben sie wählen und krönen sehen, und wenn dieser, ungerecht angegriffen, seine Länder zu verlieren und einem Usurpator zu unterliegen Gefahr läuft, wenn er glücklicherweise getreue Alliierte findet, die ihr Geld, ihr Blut zu seinem Vorteil verwenden, so wollen sie die geringe Last nicht tragen, die zu ihrem Teil sie trifft, daß der Reichsfeind gedemüthigt werde.“

„Freilich kennt Ihr diese Gesinnungen schon lange und habt sie als ein weiser Mann geduldet; auch ist es nur die geringere Zahl. Wenige, verblendet durch die glänzenden Eigenschaften des Feindes, den Ihr ja selbst als einen außerordentlichen Mann schätzt, wenige nur, Ihr wißt es!“

„Jatwohl! zu lange habe ich es gewußt und geduldet, sonst hätte dieser sich nicht unterstanden, mir in den bedeutendsten Augenblicken solche Beleidigungen ins Gesicht zu sagen. Es mögen sein so viel ihrer wollen sie sollen in diesem ihrem

¹ Vgl. oben, S. 103.

kühnen Repräsentanten gestraft werden und sich merken, was sie zu erwarten haben.“

„Nur Aufschub, Herr Graf!“

„In gewissen Dingen kann man nicht zu geschwind verfahren.“

„Nur einen kurzen Aufschub!“

„Nachbar!¹ Ihr denkt, mich zu einem falschen Schritt zu verleiten; es soll Euch nicht gelingen.“

„Weder verleiten will ich Euch zu einem falschen Schritt, noch von einem falschen zurückhalten; Euer Entschluß ist gerecht; 10 er geziemt dem Franzosen, dem Königsleutnant; aber bedenkt, daß Ihr auch Graf Thorane seid.“

„Der hat hier nicht mitzusprechen.“

„Man sollte den braven Mann doch auch hören.“

„Nun, was würde er denn sagen?“

„Herr Königsleutnant!“ würde er sagen, „Ihr habt so lange mit so viel dunkeln, unwilligen, ungeschickten Menschen Geduld gehabt, wenn sie es Euch nur nicht gar zu arg machten. Dieser hat's freilich sehr arg gemacht; aber gewinnt es über Euch, Herr Königsleutnant! und jedermann wird Euch deswegen 20 loben und preisen.“

„Ihr wißt, daß ich Eure Possen manchmal leiden kann, aber mißbraucht nicht mein Wohlwollen. Diese Menschen, sind sie denn ganz verblendet? Hätten wir die Schlacht verloren, in diesem Augenblick, was würde ihr Schicksal sein? Wir schlagen 25 uns bis vor die Thore, wir sperren die Stadt, wir halten, wir verteidigen uns, um unsere Retirade über die Brücke zu decken. Glaubt Ihr, daß der Feind die Hände in den Schoß gelegt hätte? Er wirft Granaten und was er bei der Hand hat, und sie zünden, wo sie können. Dieser Hansbesitzer da, was will er? In diesen 30 Zimmern hier playte jetzt wohl eine Feuerkugel und eine andere folgte hinterdrein; in diesen Zimmern, deren vermaledeite Peflingtapeten ich geschont, mich geniert habe, meine Landkarten nicht aufzunageln! Den ganzen Tag hätten sie auf den Knien liegen sollen.“

¹ Er wohnte dem Goethehause gegenüber.

„Wie viele haben das gethan!“

„Sie hätten sollen den Segen für uns erflehen; den Generalen und Offizieren mit Ehren- und Freudenzeichen, den ermatteten Gemeinen mit Erquickung entgegengehen. Anstatt
5 dessen verdirbt mir der¹ Gift dieses Parteigeistes die schönsten, glücklichsten, durch so viel Sorgen und Anstrengungen erworbenen Augenblicke meines Lebens!“

„Es ist ein Parteigeist; aber Ihr werdet ihn durch die Bestrafung dieses Mannes nur vermehren. Die mit ihm Gleich-
10 gesinnten werden Euch als einen Tyrannen, als einen Barbaren aussehren; sie werden ihn als einen Märtyrer betrachten, der für die gute Sache gelitten hat; und selbst die anders Gesinnten, die jetzt seine Gegner sind, werden in ihm nur den Mitbürger sehen, werden ihn bedauern und, indem sie Euch recht geben,
15 dennoch finden, daß Ihr zu hart verfahren seid.“

„Ich habe Euch schon zu lange angehört; macht, daß Ihr fortkommt!“

„So hört nur noch dieses! Bedenkt, daß es das Unerhör-
* teste ist, was diesem Manne, was dieser Familie begegnen könnte.
20 Ihr hattet nicht Ursache, von dem guten Willen des Hausherrn erbaut zu sein; aber die Hausfrau ist allen Euren Wünschen zuborgekommen, und die Kinder haben Euch als ihren Oheim betrachtet. Mit diesem einzigen Schlag werdet Ihr den Frieden und das Glück dieser Wohnung auf ewig zerstören. Ja, ich
25 kann wohl sagen, eine Bombe, die ins Haus gefallen wäre, würde nicht größere Verwüstungen darin angerichtet haben. Ich habe Euch so oft über Eure Fassung bewundert, Herr Graf; gebt mir diesmal Gelegenheit, Euch anzubeten. Ein Krieger ist ehrwürdig, der sich selbst in Feindes Haus als einen Gastfreund
30 betrachtet; hier ist kein Feind, nur ein Verirrter. Gewinnt es über Euch, und es wird Euch zu ewigem Ruhme gereichen!“

„Das müßte wunderbarlich zugehen“, versetzte der Graf mit einem Lächeln.

„Nur ganz natürlich“, erwiderte der Dolmetscher. „Ich
35 habe die Frau, die Kinder nicht zu Euren Füßen geschickt; denn

¹ Gift ursprünglich Femininum, später Neutrum und vereinzelt Maskulinum (so öfters bei Goethe).

ich weiß, daß Euch solche Szenen verdrießlich sind; aber ich will Euch die Frau, die Kinder schildern, wie sie Euch danken; ich will sie Euch schildern, wie sie sich zeitlebens von dem Tage der Schlacht bei Bergen und von Gurer Großmut an diesem Tage unterhalten, wie sie es Kindern und Kindeskindern erzählen und auch Fremden ihr Interesse für Euch einzulößen wissen; eine Handlung dieser Art kann nicht untergehen!" 5

„Ihr trefft meine schwache Seite nicht, Dolmetscher. An den Nachruhm pfleg' ich nicht zu denken, der ist für andere, nicht für mich; aber im Augenblick recht zu thun, meine Pflicht nicht zu versäumen, meiner Ehre nichts zu vergeben, das ist meine Sorge. Wir haben schon zu viel Worte gemacht; jetzt geht hin — und laßt Euch von den Undankbaren danken, die ich verschone!" 10

Der Dolmetsch; durch diesen unerwartet glücklichen Ausgang überrascht und bewegt, konnte sich der Thränen nicht enthalten und wollte dem Grafen die Hände küssen; der Graf wies ihn ab und sagte streng und ernst: „Ihr wißt, daß ich dergleichen nicht leiden kann!" Und mit diesen Worten trat er auf den Vorjaal, um die andringenden Geschäfte zu besorgen und das Begehren so vieler wartenden Menschen zu vernehmen. So ward die Sache beigelegt, und wir feierten den andern Morgen bei den Überbleibseln der gestrigen Zuckergeschenke das Vorübergehen eines Übels, dessen Androhen wir glücklich verschlafen hatten. 20

Ob der Dolmetsch wirklich so weise gesprochen, oder ob er sich die Szene nur so ausgemalt, wie man es wohl nach einer guten und glücklichen Handlung zu thun pflegt, will ich nicht entscheiden; wenigstens hat er bei Wiedererzählung derselben niemals variiert. Genug, dieser Tag dünkte ihm, so wie der sorgenvollste, so auch der glorreichste seines Lebens. 25

Wie sehr übrigens der Graf alles falsche Ceremoniell abgelehnt, keinen Titel, der ihm nicht gebührte, jemals angenommen, und wie er in seinen heitern Stunden immer geistreich gewesen, davon soll eine kleine Begebenheit ein Zeugnis ablegen. 30

Ein vornehmer Mann, der aber auch unter die abstrusen einsamen Frankfurter gehörte, glaubte sich über seine Cinquar-

tierung beklagen zu müssen. Er kam persönlich, und der Dolmetsch bot ihm seine Dienste an; jener aber meinte derselben nicht zu bedürfen. Er trat vor den Grafen mit einer anständigen Verbeugung und sagte: „Erzellenz!“ Der Graf gab ihm die Verbeugung zurück sowie die Erzellenz. Betroffen von dieser Ehrenbezeugung, nicht anders glaubend, als der Titel sei zu gering, bückte er sich tiefer und sagte: „Monseigneur!“ — „Mein Herr“, sagte der Graf ganz ernsthaft, „wir wollen nicht weiter gehen, denn sonst könnten wir es leicht bis zur Majestät bringen.“ — Der andere war äußerst verlegen und wußte kein Wort zu sagen. Der Dolmetsch, in einiger Entfernung stehend und von der ganzen Sache unterrichtet, war böshaft genug, sich nicht zu rühren, der Graf aber, mit großer Heiterkeit, fuhr fort: „Zum Beispiel, mein Herr, wie heißen Sie?“ — „Spangenberg“, versetzte jener. — „Und ich“, sagte der Graf, „heiße Thorane. Spangenberg, was wollt Ihr von Thorane? und nun setzen wir uns, die Sache soll gleich abgethan sein.“

Und so wurde die Sache auch gleich zu großer Zufriedenheit desjenigen abgethan, den ich hier Spangenberg genannt habe, und die Geschichte noch an selbigem Abend von dem schadenfrohen Dolmetsch in unserm Familienkreise nicht nur erzählt, sondern mit allen Umständen und Gebärden aufgeführt.

Nach solchen Verwirrungen, Unruhen und Bedrängnissen fand sich gar bald die vorige Sicherheit und der Leichtsinns wieder, mit welchem besonders die Jugend von Tag zu Tage lebt, wenn es nur einigermaßen angehen will. Meine Leidenschaft zu dem französischen Theater wuchs mit jeder Vorstellung; ich versäumte keinen Abend, ob ich gleich jedesmal, wenn ich nach dem Schauspiel mich zur speisenden Familie an den Tisch setzte und mich gar oft nur mit einigen Resten begnügte, die steten Vorwürfe des Vaters zu dulden hatte: das Theater sei zu gar nichts nütze und könne zu gar nichts führen. Ich rief in solchem Falle gewöhnlich alle und jede Argumente hervor, welche den Verteidigern des Schauspiels zur Hand sind, wenn sie in eine gleiche Not wie die meinige geraten. Das Laster im Glück, die Tugend im Unglück wurden zuletzt durch die poetische Gerechtigkeit wieder ins Gleichgewicht gebracht. Die schönen Beispiele

von bestraften Vergehungen, „Miß Sara Sampson“¹ und der „Kaufmann von London“², wurden sehr lebhaft von mir hervorgehoben; aber ich zog dagegen öfters den kürzern, wenn die „Schelmstreiche Scapins“³ und dergleichen auf dem Bettel standen, und ich mir das Behagen mußte vorwerfen lassen, daß man über die Betrügereien ränkevoller Knechte und über den guten Erfolg der Thorheiten ausgelassener Jünglinge im Publikum empfinde. Beide Parteien überzeugten einander nicht; doch wurde mein Vater sehr bald mit der Bühne ausgesöhnt, als er sah, daß ich mit unglaublicher Schnelligkeit in der französischen Sprache zunahm.

Die Menschen sind nun einmal so, daß jeder, was er thun sieht, lieber selbst vornähme, er habe nun Geschick dazu oder nicht. Ich hatte nun bald den ganzen Kursus der französischen Bühne durchgemacht; mehrere Stücke kamen schon zum zweiten und drittenmal; von der würdigsten Tragödie bis zum leichtfertigsten Nachspiel war mir alles vor Augen und Geist vorbeigegangen; und wie ich als Kind den Terenz⁴ nachzuahmen wagte, so versuchte ich nunmehr nicht, als Knabe bei einem viel lebhafter dringenden Anlaß auch die französischen Formen nach meinem Vermögen und Unvermögen zu wiederholen. Es wurden damals einige halb mythologische, halb allegorische Stücke im Geschmack des Piron⁵ gegeben; sie hatten etwas von der Parodie und gefielen sehr. Diese Vorstellungen zogen mich besonders an: die goldnen Flügelchen eines heitern Merkur, der Donnerkeil des verkappten Jupiter, eine galante Danaë, oder wie eine von Göttern besuchte Schöne heißen mochte, wenn es nicht gar eine Schäferin oder Jägerin war, zu der sie sich herunterließen. Und da mir dergleichen Elemente aus Ovids „Verwandlungen“ und

¹ 1755 erschienen. — ² Von George Lillo (1693—1739), „The London Merchant“, 1755 übersetzt: „Der Kaufmann von London, oder die Geschichte George Barnweills“. Das in Deutschland mit großem Beifall aufgenommene Drama war von Einfluß auf Lessings Miß Sara Sampson und der Vorläufer der deutschen bürgerlichen Tragödie. — ³ Molière's (1622—73) „Fourberies de Scapin“ (1671), eine Nachahmung des Phormio von Terenz. Scapin ist der Name des mutwilligen und verschmitzten Dieners in der italienischen Volkskomödie. — ⁴ Wahrscheinlich hat Goethe die Komödien des römischen Dichters Terentius zuerst mit Scherblus (s. oben, S. 44, Anmerk.) gelesen. — ⁵ Alexis Piron (1689—1774), Verfasser von Monodramen und Bändelstückchen. Großen Beifall fand sein Lustspiel „Métromanie“ (1738).

Pomeys „Pantheon Mythicum“¹ sehr häufig im Kopfe herumsummten, so hatte ich bald ein solches Stückchen in meiner Phantasie zusammengestellt, wovon ich nur so viel zu sagen weiß, daß die Szene ländlich war, daß es aber doch darin weder an Königsstöckern, noch Prinzen, noch Göttern fehlte. Der Merkur besonders war mir dabei so lebhaft im Sinne, daß ich noch schwören wollte, ich hätte ihn mit Augen gesehen.

Eine von mir selbst sehr reinlich gefertigte Abschrift legte ich meinem Freund Derones vor, welcher sie mit ganz besonderm Anstand und einer wahrhaften Gönnermiene aufnahm, das Manuscript flüchtig durchsah, mir einige Sprachfehler nachwies, einige Reden zu lang fand und zuletzt versprach, das Werk bei gehöriger Mühenäher zu betrachten und zu beurteilen. Auf meine bescheidene Frage, ob das Stück wohl aufgeführt werden könne, versicherte er mir, daß es gar nicht unmöglich sei. Sehr vieles komme beim Theater auf Gunst an, und er beschütze mich von ganzem Herzen; nur müsse man die Sache geheim halten; denn er habe selbst einmal mit einem von ihm gefertigten Stück die Direktion überrascht, und es wäre gewiß aufgeführt worden, wenn man nicht zu früh entdeckt hätte, daß er der Verfasser sei. Ich versprach ihm alles mögliche Stillschweigen und sah schon im Geist den Titel meiner Piece an den Ecken der Straßen und Plätze mit großen Buchstaben angeschlagen.

So leichtsinnig übrigens der Freund war, so schien ihm doch die Gelegenheit, den Meister zu spielen, allzu erwünscht. Er las das Stück mit Aufmerksamkeitsamkeit durch, und indem er sich mit mir hinsetzte, um einige Kleinigkeiten zu ändern, kehrte er im Laufe der Unterhaltung das ganze Stück um und um, so daß auch kein Stein auf dem andern blieb. Er strich aus, setzte zu, nahm eine Person weg, substituierte eine andere, genug, er verfuhr mit der tollsten Willkür von der Welt, daß wir die Haare zu Berge standen. Mein Vorurteil, daß er es doch verstehen müsse, ließ ihn gewähren; denn er hatte mir schon öfters von den drei Einheiten des Aristoteles², von der Regelmäßigkeit der

¹ Eine Mythologie, erschienen zuerst 1659. — ² Die Einheiten der Handlung, der Zeit und des Ortes; nur die erstere von Aristoteles, die beiden anderen von den französischen Theoretikern des 17. Jahrhunderts gefordert, welche Aristoteles' „Poetik“ falsch auslegten.

französischen Bühne, von der Wahrscheinlichkeit, von der Harmonie der Verse und allem, was daran hängt, so viel vorerzählt, daß ich ihn nicht nur für unterrichtet, sondern auch für begründet halten mußte. Er schalt auf die Engländer¹ und verachtete die Deutschen; genug, er trug mir die ganze dramaturgische Sitanei vor, die ich in meinem Leben so oft mußte wiederholen hören.

Ich nahm, wie der Knabe in der Fabel², meine zerfetzte Geburt mit nach Hause und suchte sie wieder herzustellen, aber vergebens. Weil ich sie jedoch nicht ganz aufgeben wollte, so ließ ich aus meinem ersten Manuskript nach wenigen Veränderungen eine saubere Abschrift durch unsern Schreibenden anfertigen, die ich denn meinem Vater überreichte und dadurch so viel erlangte, daß er mich nach vollendetem Schauspiel meine Abendkost eine Zeitlang ruhig verzehren ließ.

Dieser mißlungene Versuch hatte mich nachdenklich gemacht, und ich wollte nunmehr diese Theorien, diese Gesetze, auf die sich jedermann berief, und die mir besonders durch die Unart meines anmaßlichen Meisters verdächtig geworden waren, unmittelbar an den Quellen kennen lernen, welches mir zwar nicht schwer, doch mühsam wurde. Ich las zunächst Corneilles „Abhandlung über die drei Einheiten“³ und ersah wohl daraus, wie man es haben wollte; warum man es aber so verlangte, ward mir keineswegs deutlich, und was das Schlimmste war, ich geriet sogleich in noch größere Verwirrung, indem ich mich mit den Händeln⁴ über den „Cid“ bekannt machte und die Vorreden⁵ las, in welchen Corneille und Racine sich gegen Kritiker und Publikum zu verteidigen genötigt sind. Hier sah ich wenigstens

¹ Welche die dramaturgischen Regeln der Franzosen nicht beachteten. — ² Vgl. Goethes Parabel „Dilettant und Kritiker“ in Bd. 2 dieser Ausgabe. — ³ Pierre Corneille fordert in seinem „Discours des trois unités d'action de jour et de lieu“ (Paris 1660) die Einheit des Orts und der Zeit (24, höchstens 30 Stunden) und verbannt jeden Vorgang, der nicht für die Haupthandlung notwendig ist. — ⁴ Corneilles „Cid“, erschienen 1635, aufgeführt 1630, erregte durch den großen Beifall, den er fand, den Neid vieler zeitgenössischer Dramatiker, der sich in abelwollenden Kritiken und Angriffen, z. B. von George de Scudéry („Observation sur le Cid“), Luft machte. Scudéry, dessen Schrift die Akademie ihrem Gutachten (s. S. 127, Anmerk.) zu Grunde legte, tabelte am Cid den Bau des Dramas, die fehlerhaften Verse und die Verletzung der wichtigsten dramatischen Regeln. — ⁵ Ihrer dramatischen Werke.

auf das deutlichste, daß kein Mensch wußte, was er wollte, daß ein Stück wie „Cid“, das die herrlichste Wirkung hervorgebracht, auf Befehl eines allmächtigen Kardinals¹ absolut sollte für schlecht erklärt werden, daß Racine, der Abgott der zu meiner Zeit lebenden Franzosen, der nun auch mein Abgott geworden war (denn ich hatte ihn näher kennen lernen, als Schöff von Olen-
 5 schlager durch uns Kinder den „Britannicus“ aufführen ließ², worin mir die Rolle des Nero zu teil ward), daß Racine, sage ich, auch zu seiner Zeit weder mit Liebhabern noch Kunsttrichtern
 10 fertig werden können.³ Durch alles dieses ward ich verworrner als jemals, und nachdem ich mich lange mit diesem Hin- und Herreden, mit dieser theoretischen Salbaderei des vorigen Jahr-
 hundert's gequält hatte, schüttete ich das Kind mit dem Bade aus und warf den ganzen Plunder desto entschiedener von mir,
 15 je mehr ich zu bemerken glaubte, daß die Autoren selbst, welche vortreffliche Sachen hervorbrachten, wenn sie darüber zu reden anfangen, wenn sie den Grund ihres Handelns angaben, wenn sie sich verteidigen, entschuldigen, beschönigen wollten, doch auch
 nicht immer den rechten Fleck zu treffen wußten. Ich eilte da-
 20 her wieder zu dem lebendig Vorhandenen, besuchte das Schauspiel weit eifriger, las gewissenhafter und ununterbrochener, so daß ich in dieser Zeit Racine und Molière ganz und von Corneille einen großen Teil durchzuarbeiten die Anhaltbarkeit hatte.
 Der Königsleutnant wohnte noch immer in unserm Hause.
 25 Er hatte sein Betragen in nichts geändert, besonders gegen uns; allein es war merklich, und der Gevatter Dolmetsch wußte es uns noch deutlicher zu machen, daß er sein Amt nicht mehr mit der Heiterkeit, nicht mehr mit dem Eifer verwaltete wie anfangs, obgleich immer mit derselben Rechtschaffenheit und Treue.
 30 Sein Wesen und Betragen, das eher einen Spanier als einen

¹ Richelieu, der durch die Schrift der Academie: „Sentiment de l'Académie sur la tragédie du Cid“ (1636), dies Drama verurtheilen ließ. Richelieu ließ sich durch politische Beweggründe leiten. Der „Cid“ leistete der spanischen Partei am Hofe Vorschub. — ² Wahrscheinlich im Winter 1762 auf 1763. Vgl. auch unten, S. 180. — ³ Racine fand beim Publikum und der Kritik nicht den Beifall, den er verbiente. Verleßt durch die Anseindungen und besonders durch die Intriguen der Herzogin von Bouillon bei der Aufführung seiner „Phèdre“ (1677), zog er sich ganz vom Theater zurück.

Franzosen ankündigte, seine Launen, die doch mitunter Einfluß auf ein Geschäft hatten, seine Unbiegsamkeit gegen die Umstände, seine Reizbarkeit gegen alles, was seine Person oder Charakter betraf, dieses zusammen mochte ihn doch zuweilen mit seinen Vorgesetzten in Konflikt bringen. Hierzu kam noch, daß er in einem Duell, welches sich im Schauspiel entsponnen hatte, verwundet wurde, und man dem Königsleutnant übel nahm, daß er selbst eine verpönte Handlung als oberster Polizeimeister begangen. Alles dieses mochte, wie gesagt, dazu beitragen, daß er in sich gezogener lebte und hier und da vielleicht weniger energisch verfuhr.

Indessen war nun schon eine ansehnliche Partie der bestellten Gemälde abgeliefert. Graf Thorane brachte seine Freistunden mit der Betrachtung derselben zu, indem er sie in gedachtem Stiebelzimmer, Bahne für Bahne¹, breiter und schmaler, neben einander und, weil es an Platz mangelte, sogar übereinander nageln, wieder abnehmen und aufrollen ließ. Immer wurden die Arbeiten aufs neue untersucht, man erfreute sich wiederholt an den Stellen, die man für die gelungensten hielt; aber es fehlte auch nicht an Wünschen, dieses oder jenes anders geleistet zu sehen.

Hieraus entsprang eine neue und ganz wundersame Operation. Da nämlich der eine Maler Figuren, der andere die Mittelgründe und Fernen, der dritte die Bäume, der vierte die Blumen am besten arbeitete, so kam der Graf auf den Gedanken, ob man nicht diese Talente in den Bildern vereinigen² und auf diesem Wege vollkommene Werke hervorbringen könne. Der Anfang ward sogleich damit gemacht, daß man z. B. in eine fertige Landschaft noch schöne Herden hineinmalen ließ. Weil nun aber nicht immer der gehörige Platz dazu da war, es auch dem Tiermaler auf ein paar Schafe mehr oder weniger nicht ankam, so war endlich die weiteste Landschaft zu enge. Nun hatte der Menschenmaler auch noch die Hirten und einige Wanderer hineinzubringen; diese nahmen sich wiederum einander gleichsam die Luft, und man war verwundert, wie sie

¹ Bahne, gewebtes Zeug oder bemalte Leinwand. — ² Derartige Bilder haben sich unter den Bildern in Grasse nicht gefunden.

nicht sämtlich in der freiesten Gegend erstickten. Man konnte niemals voraussehen, was aus der Sache werden würde, und wenn sie fertig war, befriedigte sie nicht. Die Maler wurden verdrießlich. Bei den ersten Bestellungen hatten sie gewonnen, bei diesen Nacharbeiten verloren sie, obgleich der Graf auch diese sehr großmütig bezahlte. Und da die von mehreren auf einem Bilde durcheinander gearbeiteten Teile bei aller Mühe keinen guten Effekt hervorbrachten, so glaubte zuletzt ein jeder, daß seine Arbeit durch die Arbeiten der andern verdorben und vernichtet worden; daher wenig fehlte, die Künstler hätten sich hierüber entzweit und wären in unverföhnliche Feindschaft geraten. Dergleichen Veränderungen oder vielmehr Zuthaten wurden in gedachtem Atelier, wo ich mit den Künstlern ganz allein blieb, ausgefertigt; und es unterhielt mich, aus den Studien, besonders der Tiere, dieses und jenes Einzelne, diese oder jene Gruppe auszusuchen und sie für die Nähe oder die Ferne in Vorschlag zu bringen, worin man mir denn manchmal aus Überzeugung oder Geneigtheit zu willfahren pflegte.

Die Teilnehmenden an diesem Geschäft wurden also höchst nutzlos, besonders Seckaz, ein sehr hypochondrischer und in sich gezogener Mann, der zwar unter Freunden durch eine unvergleichlich heitre Laune sich als den besten Gesellschafter bewies, aber wenn er arbeitete, allein, in sich gefehrt und völlig frei wirken wollte. Dieser sollte nun, wenn er schwere Aufgaben gelöst, sie mit dem größtem Fleiß und der wärmsten Liebe, deren er immer fähig war, vollendet hatte, zu wiederholten Malen von Darmstadt nach Frankfurt reisen, um entweder an seinen eigenen Bildern etwas zu verändern, oder fremde zu staffieren, oder gar unter seinem Beistand durch einen dritten seine Bilder ins Buntschedige arbeiten zu lassen. Sein Mißmut nahm zu, sein Widerstand entschied sich, und es brauchte große Bemühungen von unserer Seite, um diesen Gebatter — denn auch er¹ war's geworden — nach des Grafen Wünschen zu lenken. Ich erinnere mich noch, daß, als schon die Kasten bereit stan-

¹ Wahrscheinlich war Goethe's Vater, der Pate eines Kindes des Malers.

den, um die sämtlichen Bilder in der Ordnung einzupacken, in welcher sie an dem Ort ihrer Bestimmung der Tapezierer ohne weiteres aufheften konnte, daß, sage ich, nur eine kleine, doch unumgängliche Nacharbeit erfordert wurde, Seefaz aber nicht zu bewegen war, herüberzukommen. Er hatte freilich noch zuzuguterlekt das Beste gethan, was er vermochte, indem er die vier Elemente in Kindern und Knaben nach dem Leben in Thürstücken dargestellt, und nicht allein auf die Figuren, sondern auch auf die Beiterke den größten Fleiß gewendet hatte. Diese waren abgeliefert, bezahlt, und er glaubte auf immer aus der Sache geschieden zu sein; nun aber sollte er wieder herüber, um einige Bilder, deren Maße etwas zu klein genommen worden, mit wenigen Pinselzügen zu erweitern. Ein anderer, glaubte er, könne das auch thun; er hatte sich schon zu neuer Arbeit eingerichtet; kurz, er wollte nicht kommen. Die Absendung war vor der Thüre, trocken sollte es auch noch, jeder Verzug war mißlich; der Graf, in Verzweiflung, wollte ihn militärisch abholen lassen. Wir alle wünschten die Bilder endlich fort zu sehen und fanden zuletzt keine Auskunft, als daß der Gevatter Dolmetsch sich in einen Wagen setzte und den Widerspenstigen mit Frau und Kind herüberholte, der dann von dem Grafen freundlich empfangen, wohl gepflegt und zuletzt reichlich beschenkt entlassen wurde.

Nach den fortgeschafften Bildern zeigte sich ein großer Friede im Hause. Das Giebelzimmer im Mansard wurde gereinigt und mir übergeben, und mein Vater, wie er die Kasten fortschaffen sah, konnte sich des Wunsches nicht erwehren, den Grafen hinterdrein zu schicken. Denn wie sehr die Neigung des Grafen auch mit der meinigen übereinstimmte, wie sehr es den Vater freuen mußte, seinen Grundsatz, für lebende Meister zu sorgen, durch einen Reicheren so fruchtbar befolgt zu sehen, wie sehr es ihm schmeicheln konnte, daß seine Sammlung Anlaß gegeben, einer Anzahl braver Künstler in bedrängter Zeit einen so ansehnlichen Erwerb zu verschaffen, so fühlte er doch eine solche Abneigung gegen den Fremden, der in sein Haus gedrungen, daß ihm an dessen Handlungen nichts recht dünken konnte. Man solle Künstler beschäftigen, aber nicht zu Ta-

petenmalern erniedrigen; man solle mit dem, was sie nach ihrer Überzeugung und Fähigkeit geleistet, wenn es einem auch nicht durchgängig behage, zufrieden sein und nicht immer daran marften und mäkeln; genug, es gab ungeachtet des Grafen eigener liberaler Bemühung ein- für allemal kein Verhältnis. Mein Vater besuchte jenes Zimmer bloß, wenn sich der Graf bei Tafel befand, und ich erinnere mich nur ein einziges Mal, als Seekaz sich selbst übertroffen hatte, und das Verlangen, diese Bilder zu sehen, das ganze Haus herbetrieb, daß mein Vater und der Graf, zusammentreffend, an diesen Kunstwerken ein gemeinsames Gefallen bezeugten, das sie aneinander selbst nicht finden konnten.

Raum hatten also die Kisten und Kasten das Haus geräumt, als der früher eingeleitete, aber unterbrochene Betrieb, den Grafen zu entfernen, wieder angeknüpft wurde. Man suchte durch Vorstellungen die Gerechtigkeit, die Billigkeit durch Bitten, durch Einfluß die Neigung zu gewinnen und brachte es endlich dahin, daß die Quartierherren den Beschluß faßten, es solle der Graf umlogiert¹ und unser Haus, in Betracht der seit einigen Jahren unausgesetzt Tag und Nacht getragenen Last, künftig mit Einquartierung verschont werden. Damit sich aber hierzu ein scheinbarer Vorwand finde, so solle man in eben den ersten Stock, den bisher der Königsleutnant besetzt gehabt, Mietleute² einnehmen und dadurch eine neue Bequartierung gleichsam unmöglich machen. Der Graf, der nach der Trennung von seinen geliebten Gemälden kein besonderes Interesse mehr am Hause fand, auch ohnehin bald abgerufen und versetzt zu werden hoffte, ließ es sich ohne Widerrede gefallen, eine andere gute Wohnung zu beziehen, und schied von uns in Frieden und gutem Willen. Auch verließ er bald darauf die Stadt und erhielt stufenweise noch verschiedene Chargen, doch, wie man hörte, nicht zu seiner Zufriedenheit.³ Er hatte indes das Vergnügen, jene so emsig von ihm besorgten Gemälde in dem Schlosse seines Bruders

¹ Im Mai 1761. — ² S. unten, Buch 4, S. 133. — ³ Er bewarb sich vergeblich um das Kolonelpatent und um eine Versetzung aus Frankfurt zur Armee. Am 21. Januar 1762 erhielt er auf Betreiben des Frankfurter Senats vom deutschen Kaiser den Grafentitel.

glücklich angebracht zu sehen; schrieb einige Male, sendete Maße und ließ von den mehr genannten Künstlern verschiedenes nacharbeiten. Endlich vernahmen wir nichts weiter von ihm, außer daß man uns nach mehreren Jahren versichern wollte, er sei in Westindien auf einer der französischen Kolonien als Gouverneur gestorben.¹

¹ Unrichtig. 1763 ging er als Brigadier nach St. Domingo. Nach seiner Rückkehr ward er Maréchal de Camp, nahm den Abschied und verheiratete sich 1783. Er starb 1794 in Grasse.



Viertes Buch.

So viel Unbequemlichkeit uns auch die französische Einquar-
 tierung mochte verursacht haben, so waren wir sie doch zu
 gewohnt geworden, als daß wir sie nicht hätten vermissen, daß
 5 uns Kindern das Haus nicht hätte tot scheinen sollen. Auch
 war es uns nicht bestimmt, wieder zur völligen Familienein-
 heit zu gelangen. Neue Mietleute waren schon besprochen, und
 nach einigem Nehren und Scheuern, Hobeln und Bohnen, Ma-
 len und Anstreichen war das Haus völlig wieder hergestellt.
 10 Der Kanzleidirektor Moriz¹ mit den Seinigen, sehr werthe Freunde
 meiner Eltern, zogen ein. Dieser, kein geborner Frankfurter,
 aber ein tüchtiger Jurist und Geschäftsmann, besorgte die Rechts-
 angelegenheiten mehrerer kleiner Fürsten, Grafen und Herren.
 Ich habe ihn niemals anders als heiter und gefällig und über
 15 seinen Akten emsig gesehen. Frau und Kinder, sanft, still und
 wohlwollend, vermehrten zwar nicht die Geselligkeit in unserm
 Hause, denn sie blieben für sich; aber es war eine Stille, ein
 Friede zurückgekehrt, den wir lange Zeit nicht genossen hatten.
 Ich bewohnte nun wieder mein Mansardzimmer, in welchem
 20 die Gespenster der vielen Gemälde mir zuweilen vorschwebten,
 die ich denn durch Arbeiten und Studien zu verscheuchen suchte.
 Der Legationsrat Moriz², ein Bruder des Kanzleidirektors,
 kam von jetzt an auch öfters in unser Haus. Er war schon
 mehr Weltmann, von einer ansehnlichen Gestalt und dabei von
 25 bequem gefälligem Betragen. Auch er besorgte die Angelegen-
 heiten verschiedener Standespersonen und kam mit meinem
 Vater bei Anlaß von Konkursen und kaiserlichen Kommissionen

¹ Heinrich Philipp Moriz (1711—69). — ² Johann Friedrich Mo-
 riz, Königl. dänischer Legationsrat, wohnte eine Zeitlang dem Goethehause gegen-
 über. Seine Tochter war die spätere Frau Senator Stoll, mit der Goethe und
 seine Familie viel verkehrte.

mehrmals in Berührung. Beide hielten viel aufeinander und standen gemeiniglich auf der Seite der Creditoren, mußten aber zu ihrem Verdruß gewöhnlich erfahren, daß die Mehrheit der bei solcher Gelegenheit Abgeordneten für die Seite der Debitoren gewonnen zu werden pflegt. Der Legationsrat teilte 5 seine Kenntnisse gern mit, war ein Freund der Mathematik, und weil diese in seinem gegenwärtigen Lebensgange gar nicht vorkam, so machte er sich ein Vergnügen daraus, mir in diesen Kenntnissen weiter zu helfen. Dadurch ward ich in den Stand gesetzt, meine architektonischen Risse genauer als bisher auszu- 10 arbeiten und den Unterricht eines Zeichenmeisters¹, der uns jetzt auch täglich eine Stunde beschäftigte, besser zu nutzen.

Dieser gute alte Mann war freilich nur ein Halbkünstler. Wir mußten Striche machen und sie zusammensetzen, woraus 15 denn Augen und Nasen, Lippen und Ohren, ja zuletzt ganze Gesichter und Köpfe entstehen sollten; allein es war dabei weder an natürliche noch künstliche Form gedacht. Wir wurden eine Zeitlang mit diesem Quiproquo der menschlichen Gestalt gequält, und man glaubte uns zuletzt sehr weit gebracht zu haben, als wir die sogenannten Affekten von Le Brun² zur Nachzeichnung 20 erhielten. Aber auch diese Zerrbilder förderten uns nicht. Nun schwankten wir zu den Landschaften, zum Baumschlag und zu allen den Dingen, die im gewöhnlichen Unterricht ohne Folge und ohne Methode geübt werden. Zuletzt fielen wir auf die genaue Nachahmung und auf die Sauberkeit der Striche, ohne 25 uns weiter um den Wert des Originals oder dessen Geschmac zu bekümmern.

In diesem Bestreben ging uns der Vater auf eine musterhafte Weise vor. Er hatte nie gezeichnet, wollte nun aber, da seine Kinder diese Kunst trieben, nicht zurückbleiben, sondern 30 ihnen selbst in seinem Alter ein Beispiel geben, wie sie in ihrer Jugend verfahren sollten. Er kopierte also einige Köpfe des

¹ Der Kupferstecher Eben gab diesen Unterricht vom September 1758 bis Oktober 1761. — ² Charles Le Brun, Maler (1619—90), verfaßte die Schrift „Conférence sur l'expression générale et particulière des passions enrichi de figures suivantes“ (Amsterdam 1702), von der 1704 in Augsburg eine deutsche Übersetzung erschien unter dem Titel: „Entwurf, wie die Künstler die Affekten der Menschen exprimieren sollen.“

Piazzetta¹ nach dessen bekannten Blättern in klein Oktav² mit englischem Bleistift auf das feinste holländische Papier. Er beobachtete dabei nicht allein die größte Reinlichkeit im Umriß, sondern ahmte auch die Schraffirung des Kupferstichs aufs genaueste nach mit einer leichten Hand nur allzu leise, da er denn, weil er die Härte vermeiden wollte, keine Haltung in seine Blätter brachte. Doch waren sie durchaus zart und gleichförmig. Sein anhaltender unermüdlicher Fleiß ging so weit, daß er die ganze ansehnliche Sammlung nach allen ihren Nummern durchzeichnete, indessen wir Kinder von einem Kopf zum andern sprangen und uns nur die ausgewählten, die uns gefielen.

Um diese Zeit ward auch der schon längst in Beratung gezogene Vorsatz, uns in der Musik unterrichten zu lassen, ausgeführt, und zwar verdient der letzte Anstoß dazu wohl einige Erwähnung. Daß wir das Klavier lernen sollten, war ausgemacht; allein über die Wahl des Meisters war man immer streitig gewesen. Endlich komme ich einmal zufälligerweise in das Zimmer eines meiner Gefellen, der eben Klavierstunde nimmt, und finde den Lehrer als einen ganz allerliebsten Mann. Für jeden Finger der rechten und linken Hand hat er einen Spitznamen, womit er ihn aufs lustigste bezeichnet, wenn er gebraucht werden soll. Die schwarzen und weißen Tasten werden gleichfalls bildlich benannt, ja die Töne selbst erscheinen unter figürlichen Namen. Eine solche bunte Gesellschaft arbeitet nun ganz vergnüglich durcheinander. Applikatur und Tact scheinen ganz leicht und anschaulich zu werden, und indem der Schüler zu dem besten Humor aufgeregt wird, geht auch alles zum schönsten von statten.

S kaum war ich nach Hause gekommen, als ich den Eltern anlag, nunmehr Ernst zu machen und uns diesen unvergleichlichen Mann zum Klaviermeister zu geben. Man nahm noch einigen Anstand, man erkundigte sich; man hörte zwar nichts Übles von dem Lehrer, aber auch nichts sonderlich Gutes. Ich

¹ Giovanni Battista Piazzetta, Maler (1682—1754), seit 1750 Direktor der Akademie in Venedig. — ² Gemeint ist wahrscheinlich die „Folge der Evangelisten, Apostel und einiger anderer Heiligen in Wüsten. 17 Blatt nach Piazzetta von Mario Pitteri“.

hatte indessen meiner Schwester alle die lustigen Benennungen erzählt, wir konnten den Unterricht kaum erwarten und setzten es durch, daß der Mann angenommen wurde.¹

Das Notenlesen ging zuerst an, und als dabei kein Spaß vorkommen wollte, trösteten wir uns mit der Hoffnung, daß wenn es erst ans Klavier gehen würde, wenn es an die Finger käme, das scherzhafte Wesen seinen Anfang nehmen würde. Allein weder Tastatur noch Fingersezung schien zu einigem Gleichniß Gelegenheit zu geben. So trocken wie die Noten mit ihren Strichen auf und zwischen den fünf Linien, blieben auch die schwarzen und weißen Claves, und weder von einem Dämmerling noch Deuterling noch Goldfinger war mehr eine Silbe zu hören; und das Gesicht verzog der Mann so wenig beim trocknen Unterricht, als er es vorher beim trocknen Spaß verzogen hatte. Meine Schwester machte mir die bittersten Vorwürfe, daß ich sie getäuscht habe, und glaubte wirklich, es sei nur Erfindung von mir gewesen. Ich war aber selbst betäubt und lernte wenig, ob der Mann gleich ordentlich genug zu Werke ging; denn ich wartete immer noch, die frühern Späße sollten zum Vorschein kommen, und vertröstete meine Schwester von einem Tage zum andern. Aber sie blieben aus, und ich hätte mir dieses Rätsel niemals erklären können, wenn es mir nicht gleichfalls ein Zufall aufgelöst hätte.

Einer meiner Gespielen trat herein, mitten in der Stunde, und auf einmal eröffneten sich die sämtlichen Röhren des humoristischen Springbrunnens; die Dämmerlinge und Deuterlinge, die Krabler und Zabler, wie er die Finger zu bezeichnen pflegte, die Fackchen und Gackchen, wie er z. B. die Noten f und g, die Fielchen und Gielchen, wie er fis und gis benannte, waren auf einmal wieder vorhanden und machten die wunderksamsten Männerchen. Mein junger Freund kam nicht aus dem Lachen und freute sich, daß man auf eine so lustige Weise so viel lernen könne. Er schwur, daß er seinen Eltern keine Ruhe lassen würde, bis sie ihm einen solchen vortrefflichen Mann zum Lehrer gegeben.

Und so war mir nach den Grundsätzen einer neuern Er-

¹ Der musikalische Unterricht begann im Juli 1763 bei Kantor Wismann.

ziehungsllehre der Weg zu zwei Künsten früh genug eröffnet, bloß auf gut Glück, ohne Überzeugung, daß ein angebornes Talent mich darin weiter fördern könne. Zeichnen müsse jedermann lernen, behauptete mein Vater, und verehrte deshalb besonders Kaiser Maximilian, welcher dieses ausdrücklich sollte befohlen haben. Auch hielt er mich ernstlicher dazu an als zur Musik, welche er dagegen meiner Schwester vorzüglich empfahl, ja dieselbe außer ihren Lehrstunden eine ziemliche Zeit des Tages am Klaviere festhielt.

Je mehr ich aber auf diese Weise zu treiben veranlaßt wurde, desto mehr wollte ich treiben, und selbst die Freistunden wurden zu allerlei wunderlichen Beschäftigungen verwendet. Schon seit meinen frühesten Zeiten fühlte ich einen Untersuchungstrieb gegen natürliche Dinge. Man legt es manchmal als eine Anlage zur Grausamkeit aus, daß Kinder solche Gegenstände, mit denen sie eine Zeitlang gespielt, die sie bald so, bald so gehandelt, endlich zerstückt, zerreißen und zersehen. Doch pflegt sich auch die Neugierde, das Verlangen, zu erfahren, wie solche Dinge zusammenhängen, wie sie inwendig aussehen, auf diese Weise an den Tag zu legen. Ich erinnere mich, daß ich als Kind Blumen zerpflückt, um zu sehen, wie die Blätter in den Kelch, oder auch Vögel berupft, um zu beobachten, wie die Federn in die Flügel eingefügt waren. Ist doch Kindern dieses nicht zu verdenken, da ja selbst Naturforscher öfter durch Trennen und Sondern als durch Vereinigen und Verknüpfen, mehr durch Töten als durch Beleben sich zu unterrichten glauben.

Ein bewaffneter Magnetstein¹, sehr zierlich in Scharlachtuch eingenäht, mußte auch eines Tages die Wirkung einer solchen Forschungslust erfahren. Denn diese geheime Anziehungskraft, die er nicht allein gegen das ihm angepaßte Eisenstäbchen ausübte, sondern die noch überdies von der Art war, daß sie sich verstärken und täglich ein größeres Gewicht tragen konnte, diese geheimnisvolle Tugend hatte mich dergestalt zur Bewunderung hingerissen, daß ich mir lange Zeit bloß im Anstaunen ihrer Wirkung gefiel. Zuletzt aber glaubte ich doch einige nähere

¹ Ein Magnet, der zu seiner Kräftigung an den Polen mit Stücken weichen Eisens versehen (armirt) ist.

Ausschlüsse zu erlangen, wenn ich die äußere Hülle wegtrennte. Dies geschah, ohne daß ich dadurch klüger geworden wäre, denn die nackte Armatur belehrte mich nicht weiter. Auch diese nahm ich herab und behielt nun den bloßen Stein in Händen, mit dem ich durch Feilspäne und Nähnadeln mancherlei Versuche zu machen nicht ermüdete, aus denen jedoch mein jugendlicher Geist außer einer mannigfaltigen Erfahrung keinen weiteren Vorteil zog. Ich wußte die ganze Vorrichtung nicht wieder zusammenzubringen, die Teile zerstreuten sich, und ich verlor das eminente Phänomen zugleich mit dem Apparat.

Nicht glücklicher ging es mir mit der Zusammensetzung einer Elektrifiziermaschine. Ein Hausfreund, dessen Jugend in die Zeit gefallen war, in welcher die Elektrizität alle Geister beschäftigte, erzählte uns öfter, wie er als Knabe eine solche Maschine zu besitzen gewünscht, wie er sich die Hauptbedingungen abgesehen und mit Hilfe eines alten Spinnrades und einiger Arzneigläser ziemliche Wirkungen hervorgebracht. Da er dieses gern und oft wiederholte und uns dabei von der Elektrizität überhaupt unterrichtete, so fanden wir Kinder die Sache sehr plausibel und quälten uns mit einem alten Spinnrade und einigen Arzneigläsern lange Zeit herum, ohne auch nur die mindeste Wirkung hervorbringen zu können. Wir hielten dessenungeachtet am Glauben fest und waren sehr vergnügt, als zur Meßzeit unter andern Karitäten, Zauber- und Taschenspielerkünsten auch eine Elektrifiziermaschine ihre Kunststücke machte, welche, so wie die magnetischen, für jene Zeit schon sehr vervielfältigt waren.

Das Mißtrauen gegen den öffentlichen Unterricht vermehrte sich von Tage zu Tage. Man sah sich nach Hauslehrern um, und weil einzelne Familien den Aufwand nicht bestreiten konnten, so traten mehrere zusammen, um eine solche Absicht zu erreichen. Allein die Kinder vertrugen sich selten; der junge Mann hatte nicht Autorität genug, und nach oft wiederholtem Verdruß gab es nur gehässige Trennungen. Kein Wunder daher, daß man auf andere Anstalten dachte, welche sowohl beständiger als vorteilhafter sein sollten.

Auf den Gedanken, Pensionen zu errichten, war man durch

die Nothwendigkeit gekommen, welche jedermann empfand, daß die französische Sprache lebendig gelehrt und überliefert werden müsse. Mein Vater hatte einen jungen Menschen erzogen, der bei ihm Bedienter, Kammerdiener, Sekretär, genug nach und nach alles in allem gewesen war. Dieser, Namens Pfeil, sprach gut französisch und verstand es gründlich.¹ Nachdem er sich verheiratet hatte und seine Gönner für ihn auf einen Zustand denken mußten, so fielen sie auf den Gedanken, ihn eine Pension errichten zu lassen, die sich nach und nach zu einer kleinen Schulanstalt erweiterte, in der man alles Nothwendige, ja zuletzt sogar Lateinisch und Griechisch lehrte. Die weitverbreiteten Konnexionen von Frankfurt gaben Gelegenheit, daß junge Franzosen und Engländer, um Deutsch zu lernen und sonst sich auszubilden, dieser Anstalt anvertraut wurden. Pfeil, der ein Mann in seinen besten Jahren, von der wunderbarsten Energie und Thätigkeit war, stand dem Ganzen sehr lobenswürdig vor, und weil er nie genug beschäftigt sein konnte, so warf er sich bei Gelegenheit, da er seinen Schülern Musikmeister halten mußte, selbst in die Musik und betrieb das Klavierspielen mit solchem Eifer, daß er, der niemals vorher eine Taste angerührt hatte, sehr bald recht fertig und brav spielte. Er schien die Maxime meines Vaters angenommen zu haben, daß junge Leute nichts mehr aufmuntern und anregen könne, als wenn man selbst schon in gewissen Jahren sich wieder zum Schüler erklärte, und in einem Alter, worin man sehr schwer neue Fertigkeiten erlangt, dennoch durch Eifer und Anhaltbarkeit Jüngern, von der Natur mehr Begünstigten, den Rang abzulaufen suche.

Durch diese Neigung zum Klavierspielen ward Pfeil auf die Instrumente selbst geführt, und indem er sich die besten zu verschaffen hoffte, kam er in Verhältnisse mit Friederici in Gera, dessen Instrumente weit und breit berühmt waren. Er nahm eine Anzahl davon in Kommission und hatte nun die Freude, nicht nur etwa einen Flügel, sondern mehrere in seiner Wohnung aufgestellt zu sehen, sich darauf zu üben und hören zu lassen. Auch in unser Haus brachte die Lebendigkeit dieses Mannes

¹ Er erhielt von Goethes Vater die französisch geschriebenen Briefe, die unser Dichter als Student nach Hause sandte zur Korrektur.

einen größern Musikbetrieb. Mein Vater blieb mit ihm, bis auf die strittigen Punkte, in einem dauernden guten Verhältnisse. Auch für uns ward ein großer Friedericiſcher Flügel angeſchaft, den ich, bei meinem Klavier verweilend, wenig berührte, der aber meiner Schwester zu deſto größerer Qual ge- 5
died, weil ſie, um das neue Inſtrument gehörig zu ehren, täglich noch einige Zeit mehr auf ihre Übungen zu wenden hatte, wobei mein Vater als Aufſeher, Pfeil aber als Muſterbild und antreibender Hausfreund abwechſelnd zur Seite ſtanden.

Eine beſondere Liebhaberei meines Vaters machte uns Kin- 10
dern viel Unbequemlichkeit. Es war nämlich die Seidenzucht, von deren Vorteil, wenn ſie allgemeiner verbreitet würde, er einen großen Begriff hatte. Einige Bekanſchaften in Hanau, wo man die Zucht der Würmer ſehr ſorgfältig betrieb, gaben ihm die nächſte Veranlaſſung. Von dorthier wurden ihm zu 15
rechtzeit die Eier geſendet; und ſobald die Maulbeerbäume genugſames Laub zeigten, ließ man ſie ausſchlüpfen und wartete der kaum ſichtbaren Geſchöpfe mit großer Sorgfalt. In einem Manſardzimmer¹ waren Tiſche und Geſtelle mit Brettern aufgeſchlagen, um ihnen mehr Raum und Unterhalt 20
zu bereiten; denn ſie wuchſen ſchnell und waren nach der letzten Häutung ſo heißhungrig, daß man kaum Blätter genug herbeiſchaffen konnte, ſie zu nähren; ja ſie mußten Tag und Nacht geſüttert werden, weil eben alles darauf ankommt, daß ſie der Nahrung ja nicht zu einer Zeit ermangeln, wo die große und 25
wunderſame Veränderung in ihnen vorgehen ſoll. War die Witterung günſtig, ſo konnte man freilich dieſes Geſchäft als eine luſtige Unterhaltung anſehen; trat aber Kälte ein, daß die Maulbeerbäume litten, ſo machte es große Not. Noch unangenehmer aber war es, wenn in der letzten Epoche Regen ein- 30
fiel; denn dieſe Geſchöpfe können die Feuchtigkeith gar nicht vertragen; und ſo mußten die benehten Blätter ſorgfältig abgewiſcht und getrocknet werden, welches denn doch nicht immer ſo genau geſchehen konnte, und aus dieſer oder vielleicht auch einer andern Urſache kamen mancherlei Krankheiten unter die 35

¹ Nach Eiben gelegen, nach dem Hof zu.

Herde, wodurch die armen Kreaturen zu Tausenden hingerafft wurden. Die daraus entstehende Fäulnis erregte einen wirklich pestartigen Geruch, und da man die Toten und Kranken weg-
 schaffen und von den Gesunden absondern mußte, um nur einige
 5 zu retten, so war es in der That ein äußerst beschwerliches und
 widerliches Geschäft, das uns Kindern manche böse Stunde
 verursachte.

Nachdem wir nun eines Jahrs die schönsten Frühlings-
 und Sommerwochen mit Wartung der Seidenwürmer hinge-
 10 bracht, mußten wir dem Vater in einem andern Geschäft bei-
 stehen, das, obgleich einfacher, uns dennoch nicht weniger be-
 schwerlich ward. Die römischen Prospekte¹ nämlich, welche in
 dem alten Hause in schwarze Stäbe oben und unten eingefaßt an
 den Wänden mehrere Jahre gehangen hatten, waren durch Licht,
 15 Staub und Rauch sehr vergilbt und durch die Fliegen nicht
 wenig unscheinbar geworden. War nun eine solche Unreinlich-
 keit in dem neuen Hause nicht zulässig, so hatten diese Bilder
 für meinen Vater auch durch seine längere Entferntheit von den
 vorgestellten Gegenden an Wert gewonnen. Denn im Anfange
 20 dienen uns dergleichen Abbildungen, die erst kurz vorher emp-
 fangenen Eindrücke aufzufrischen und zu beleben. Sie scheinen
 uns gering gegen diese und meistens nur ein trauriges Surro-
 gat. Verlischt hingegen das Andenken der Urgestalten immer
 mehr und mehr, so treten die Nachbildungen unvermerkt an
 25 ihre Stelle, sie werden uns so teuer, als es jene waren, und was
 wir anfangs mißgeachtet, erwirbt sich nunmehr unsre Schätzung
 und Neigung. So geht es mit allen Abbildungen, besonders
 auch mit Porträten. Nicht leicht ist jemand mit dem Konterfei
 eines Gegenwärtigen zufrieden, und wie erwünscht ist uns jeder
 30 Schattenriß eines Abwesenden oder gar Abgeschiedenen.

Genug, in diesem Gefühl seiner bisherigen Verschwendung
 wollte mein Vater jene Kupferstiche soviel wie möglich wieder-
 hergestellt wissen. Daß dieses durch Bleichen möglich sei, war
 bekannt, und diese bei großen Blättern immer bedenkliche Ope-
 35 ration wurde unter ziemlich ungünstigen Lokalumständen vor-

¹ Vgl. oben, S. 23.

genommen; denn die großen Bretter, worauf die angerauchten Kupfer befeuchtet und der Sonne ausgestellt wurden, standen vor Mansardfenstern in den Dachrinnen an das Dach gelehnt und waren daher manchen Unfällen ausgesetzt. Dabei war die Hauptsache, daß das Papier niemals austrocknen durfte, sondern immer feucht gehalten werden mußte. Diese Obliegenheit hatte ich und meine Schwester, wobei uns denn wegen der Langenweile und Ungebuld, wegen der Aufmerksamkeit, die uns keine Zerstreuung zuließ, ein sonst so sehr erwünschter Müßig- gang zur höchsten Qual gereichte. Die Sache ward gleichwohl durchgesetzt, und der Buchbinder, der jedes Blatt auf starkes Papier aufzog, that sein Bestes, die hier und da durch unsre Fahrlässigkeit zerrissenen Ränder auszugleichen und herzustellen. Die sämtlichen Blätter wurden in einem Band zusammengefaßt und waren für diesmal gerettet.¹

Damit es uns Kindern aber ja nicht an dem Allerlei des Lebens und Lernens fehlen möchte, so mußte sich gerade um diese Zeit ein englischer Sprachmeister² melden, welcher sich anheischig machte, innerhalb vier Wochen einen jeden, der nicht ganz roh in Sprachen sei, die englische zu lehren und ihn so weit zu bringen, daß er sich mit einigem Fleiß weiterhelfen könne. Er nahm ein mäßiges Honorar: die Anzahl der Schüler in einer Stunde war ihm gleichgültig. Mein Vater entschloß sich auf der Stelle, den Versuch zu machen, und nahm mit mir und meiner Schwester bei dem expediten³ Meister Lektion. Die Stunden wurden treulich gehalten, am Repetieren fehlte es auch nicht; man ließ die vier Wochen über eher einige andere Übungen liegen; der Lehrer schied von uns und wir von ihm mit Zufriedenheit. Da er sich länger in der Stadt aufhielt und viele Kunden fand, so kam er von Zeit zu Zeit nachzusehen und nachzuhelfen, dankbar, daß wir unter die ersten gehörten, welche Zutrauen zu ihm gehabt, und stolz, uns den übrigen als Muster anführen zu können.

In Gefolg von diesem legte mein Vater eine neue Sorg-

¹ Noch in Weimar erhalten. — ² Von Juni 1762 hat etwa ein Jahr lang ein gewisser Schade englischen Unterricht gegeben. Dieser Unterricht hat also neben dem des Engländers stattgefunden. — ³ Gewandten.

falt, daß auch das Englische hübsch in der Reihe der übrigen
 Sprachbeschäftigungen bliebe. Nun bekenne ich, daß es mir
 immer lästiger wurde, bald aus dieser, bald aus jener Gram-
 matik oder Beispielsammlung, bald aus diesem oder jenem Au-
 5 tor den Anlaß zu meinen Arbeiten zu nehmen und so meinen
 Anteil an den Gegenständen zugleich mit den Stunden zu ver-
 zetteln. Ich kam daher auf den Gedanken, alles mit einmal
 abzuthun, und erfand einen Roman von sechs bis sieben Ge-
 schwistern, die, voneinander entfernt und in der Welt zerstreut,
 10 sich wechselseitig Nachricht von ihren Zuständen und Empfin-
 dungen mittheilen. Der älteste Bruder gibt in gutem Deutsch
 Bericht von allerlei Gegenständen und Ereignissen seiner Reise.
 Die Schwester, in einem frauenzimmerlichen Stil, mit lauter
 Punkten und in kurzen Sätzen, ungefähr wie nachher „Sieg-
 15 wart“¹ geschrieben wurde, erwidert bald ihm, bald den andern
 Geschwistern, was sie theils von häuslichen Verhältnissen, theils
 von Herzensangelegenheiten zu erzählen hat. Ein Bruder stu-
 diert Theologie und schreibt ein sehr förmliches Latein, dem er
 manchmal ein griechisches Postskript hinzufügt. Einem folgen-
 20 den, in Hamburg als Handlungsdiener angestellt, ward natür-
 lich die englische Korrespondenz zu teil, sowie einem jüngern,
 der sich in Marseille aufhielt, die französische. Zum Italieni-
 schen fand sich ein Musikus auf seinem ersten Ausflug in die
 Welt, und der jüngste, eine Art von naseweisem Nestquackelchen²,
 25 hatte, da ihm die übrigen Sprachen abgeschnitten waren, sich
 aufs Zudendeutsch gelegt und brachte durch seine schrecklichen
 Chiffren die übrigen in Verzweiflung und die Eltern über den
 guten Einsall zum Lachen.

Für diese wunderliche Form suchte ich mir einigen Gehalt,
 30 indem ich die Geographie der Gegenden, wo meine Geschöpfe
 sich aufhielten, studierte und zu jenen trockenen Lokalitäten
 allerlei Menschlichkeiten hinzu erfand, die mit dem Charakter
 der Personen und ihrer Beschäftigung einige Verwandtschaft
 hatten. Auf diese Weise wurden meine Exerzitienbücher viel

¹ „Siegwart, eine Klostergeschichte“, von Johann Martin Miller (Leipzig
 1776, 2 Bde.), die bekannteste Nachahmung des „Werther“. — ² Frankfurter Aus-
 bruch für Nestkitten, Nesthühnchen.

voluminöser; der Vater war zufriedener, und ich ward eher gewahr, was mir an eigenem Vorrat und an Fertigkeiten abging.

Wie nun dergleichen Dinge, wenn sie einmal im Gange sind, kein Ende und keine Grenzen haben, so ging es auch hier: denn indem ich mir das barocke Judenteutsch¹ zu eigen und es ebensogut zu schreiben suchte, als ich es lesen konnte, fand ich bald, daß mir die Kenntniß des Hebräischen fehlte, wovon sich das moderne verdorbene und verzerrte allein ableiten und mit einiger Sicherheit behandeln ließ. Ich eröffnete daher meinem Vater die Nothwendigkeit, Hebräisch zu lernen, und betrieb sehr lebhaft seine Einwilligung; denn ich hatte noch einen höhern Zweck. Überall hörte ich sagen, daß zum Verständniß des Alten Testaments sowie des Neuen die Grundsprachen nötig wären. Das lezte las ich ganz bequem, weil die sogenannten Evangelien und Episteln, damit es ja auch Sonntags nicht an Übung fehle, nach der Kirche recitiert, übersezt und einigermaßen erklärt werden mußten. Ebenso dachte ich es nun auch mit dem Alten Testamente zu halten, das mir wegen seiner Eigentümlichkeit ganz besonders von jeher zugesagt hatte.

Mein Vater, der nicht gern etwas halb that, beschloß, den Rektor unseres Gymnasiums, Doktor Albrecht, um Privatstunden zu ersuchen, die er mir wöchentlich so lange geben sollte, bis ich von einer so einfachen Sprache das Nötigste gefaßt hätte; denn er hoffte, sie werde, wo nicht so schnell, doch wenigstens in doppelter Zeit als die englische sich abthun lassen.

Der Rektor Albrecht² war eine der originalsten Figuren von der Welt, klein, nicht dick, aber breit, unförmlich, ohne verwachsen zu sein, kurz ein Asop mit Chorrock und Perücke. Sein über siebenzigjähriges Gesicht war durchaus zu einem sarkastischen Lächeln verzogen, wobei seine Augen immer groß blieben und, obgleich rot, doch immer leuchtend und geistreich waren. Er wohnte in dem alten Kloster zu den Barfüßern, dem Sitz des Gymnasiums. Ich hatte schon als Kind, meine Eltern begleitend, ihn

¹ Eine Übung Wolfgang's im Judenteutsch aus dem Jahre 1758 hat sich erhalten. — ² Johann Georg Albrecht (1694—1770), Rektor des Barfüßergymnasiums. Der Unterricht, der erst in das Jahr 1764 fällt, ist hier etwa zwei Jahre zu früh angelegt.

manchmal besucht und die langen dunkeln Gänge, die in Visitenzimmer verwandelten Kapellen, das unterbrochene treppen- und winkelhafte Lokal mit schaurigem Behagen durchstrichen. Ohne mir unbequem zu sein, examinierte er mich, so oft er mich sah, und lobte und ermunterte mich. Eines Tages, bei der Translokation¹ nach öffentlichem Examen, sah er mich als einen auswärtigen Zuschauer, während er die silbernen praemia virtutis et diligentiae² austheilte, nicht weit von seinem Katheder stehen. Ich mochte gar sehnlich nach dem Beutelchen blicken, aus welchem er die Schaumünzen hervorzog; er winkte mir, trat eine Stufe herunter und reichte mir einen solchen Silberling. Meine Freude war groß, obgleich andre diese einem Nichtschulknaben gewährte Gabe außer aller Ordnung fanden. Allein daran war dem guten Alten wenig gelegen, der überhaupt den Sonderling und zwar in einer auffallenden Weise spielte. Er hatte als Schulmann einen sehr guten Ruf und verstand sein Handwerk, ob ihm gleich das Alter solches auszuüben nicht mehr ganz gestattete. Aber beinahe noch mehr als durch eigene Gebrechlichkeit fühlte er sich durch äußere Umstände gehindert, und, wie ich schon früher wußte, war er weder mit dem Konfistorium, noch den Scholarchen³, noch den Geistlichen, noch auch den Lehrern zufrieden. Seinem Naturell, das sich zum Aufspassen auf Fehler und Mängel und zur Satire hinneigte, ließ er sowohl in Programmen als in öffentlichen Reden freien Lauf, und wie Lucian⁴ fast der einzige Schriftsteller war, den er las und schätzte, so würzte er alles, was er sagte und schrieb, mit reizenden Ingredienzien.

Glücklicherweise für diejenigen, mit welchen er unzufrieden war, ging er niemals direkt zu Werke, sondern schraubte nur mit Bezügen, Auspielungen, klassischen Stellen und biblischen Sprüchen auf die Mängel hin, die er zu rügen gedachte. Dabei war sein mündlicher Vortrag (er las seine Reden jederzeit ab) unangenehm, unverständlich, und über alles dieses manchmal

¹ Versetzung in eine höhere Klasse. — ² Preise für Tugend und Fleiß. —

³ Aufsichtsbehörde der Schule. — ⁴ Lucian (Lukianos), griechischer Schriftsteller, geb. um 125 n. Chr. in Samosata (Syrien), gestorben um 180, geißelte in seinen Schriften die Gebrechen und Verfehrtheiten seiner Zeit.

durch einen Husten, öfters aber durch ein hohles, bauchschütterndes Lachen unterbrochen, womit er die beißenden Stellen anzukündigen und zu begleiten pflegte. Diesen seltsamen Mann fand ich mild und willig, als ich anfing, meine Stunden bei ihm zu nehmen. Ich ging nun täglich abends um sechs Uhr zu ihm und 5
fühlte immer ein heimliches Behagen, wenn sich die Klingelthüre hinter mir schloß und ich nun den langen düstern Klostergang durchzuwandeln hatte. Wir saßen in seiner Bibliothek an einem mit Wachstuch beschlagenen Tische; ein sehr durch- 10
lesener Lucian kam nie von seiner Seite.

Ungeachtet alles Wohlwollens gelangte ich doch nicht ohne Einstand¹ zur Sache; denn mein Lehrer konnte gewisse spöttische Anmerkungen und was es denn mit dem Hebräischen eigentlich 15
solle, nicht unterdrücken. Ich verschwieg ihm die Absicht auf das Judenthum und sprach vom besseren Verständniß des Grundtextes. Darauf lächelte er und meinte, ich solle schon zufrieden sein, wenn ich nur lesen lernte. Dies verdroß mich im 20
stillen, und ich nahm alle meine Aufmerksamkeit zusammen, als es an die Buchstaben kam. Ich fand ein Alphabet, das ungefähr dem griechischen zur Seite ging, dessen Gestalten faßlich, 25
dessen Benennungen mir zum größten Teil nicht fremd waren. Ich hatte dies alles sehr bald begriffen und behalten und dachte, es sollte nun ans Lesen gehen. Daß dieses von der rechten zur linken Seite geschehe, war mir wohl bewußt. Nun aber trat 30
auf einmal ein neues Heer von kleinen Buchstäbchen und Zeichen hervor, von Punkten und Strichelchen aller Art, welche eigentlich die Vokale vorstellen sollten, worüber ich mich um so mehr 35
verwunderte, als sich in dem größern Alphabete offenbar Vokale befanden und die übrigen nur unter fremden Benennungen verborgen zu sein schienen. Auch ward gelehrt, daß die jüdische 30
Nation, so lange sie geblüht, wirklich sich mit jenen ersten Zeichen begnügt und keine andere Art zu schreiben und zu lesen gekannt habe. Ich wäre nun gar zu gern auf diesem alterthümlichen, wie mir schien, bequemeren Wege gegangen; allein mein 35
Alter erklärte etwas streng: man müsse nach der Grammatik

¹ Eintreten in neue Verhältnisse und das dafür bezahlte Lehrgeld, Einstandsgelb.

verfahren, wie sie einmal beliebt und verfaßt worden. Das Lesen ohne diese Punkte und Striche sei eine sehr schwere Aufgabe und könne nur von Gelehrten und den Geübtesten geleistet werden. Ich mußte mich also bequemen, auch diese kleinen Merkszeichen kennen zu lernen; aber die Sache ward mir immer verworrner. Nun sollten einige der ersten größern Urzeichen an ihrer Stelle gar nichts gelten, damit ihre kleinen Nachgeborenen doch ja nicht umsonst dastehen möchten. Dann sollten sie einmal wieder einen leisen Hauch, dann einen mehr oder weniger harten Kehllaut andeuten, bald gar nur als Stütze und Widerlage dienen. Zuletzt aber, wenn man sich alles wohl gemerkt zu haben glaubte, wurden einige der großen sowohl als der kleinen Personagen in den Ruhestand versetzt, so daß das Auge immer sehr viel und die Lippe sehr wenig zu thun hatte.

Indem ich nun dasjenige, was mir dem Inhalt nach schon bekannt war, in einem fremden laudernwelschen Idiom herzustellen sollte, wobei mir denn ein gewisses Räseln und Gurgeln als ein Unerreichbares nicht wenig empfohlen wurde, so kam ich gewissermaßen von der Sache ganz ab und amüsierte mich auf eine kindische Weise an den seltsamen Namen dieser gehäuften Zeichen. Da waren Kaiser, Könige und Herzoge, die, als Accente hie und da dominierend, mich nicht wenig unterhielten. Aber auch diese schalen Späße verloren bald ihren Reiz. Doch wurde ich dadurch schadlos gehalten, daß mir beim Lesen, Übersetzen, Wiederholen, Auswendiglernen der Inhalt des Buchs um so lebhafter entgegentrat, und dieser war es eigentlich, über welchen ich von meinem alten Herrn Aufklärung verlangte. Denn schon vorher waren mir die Widersprüche der Überlieferung mit dem Wirklichen und Möglichen sehr auffallend gewesen, und ich hatte meine Hauslehrer durch die Sonne¹, die zu Gibcon, und den Mond, der im Thal Mjalon stillstand, in manche Not versetzt; gewisser anderer Unwahrscheinlichkeiten und Inkongruenzen nicht zu gedenken. Alles dergleichen ward nun aufgeregt, indem ich

¹ Auch Josua, Kap. 10, V. 12 und 13: „Da rebete Josua mit dem Herrn des Tages, da der Herr die Amoriter übergab vor den Kindern Israels, und sprach vor gegenwärtigem Israel: „Sonne, stehe stille zu Gibcon, und Mond im Thal Mjalon!“ Da stand die Sonne und der Mond stille, bis daß sich das Volk an seinen Feinden rächete.“

mich, um von dem Hebräischen Meister zu werden, mit dem Alten Testament ausschließlich beschäftigte, und solches nicht mehr in Luthers Übersetzung, sondern in der wörtlichen beigedruckten Version¹ des Sebastian Schmidt, den mir mein Vater sogleich angeschafft hatte, durchstudierte. Hier fingen unsere Stunden leider an, was die Sprachübungen betrifft, läckenhaft zu werden. Lesen, Exponieren, Grammatik, Aufschreiben und Hersagen von Wörtern dauerte selten eine völlige halbe Stunde; denn ich fing sogleich an, auf den Sinn der Sache loszugehen, und ob wir gleich noch in dem ersten Buche Moses befangen waren, mancherlei Dinge zur Sprache zu bringen, welche mir aus den spätern Büchern im Sinne lagen. Anfangs suchte der gute Alte mich von solchen Abschweifungen zurückzuführen, zuletzt aber schien es ihn selbst zu unterhalten. Er kam nach seiner Art nicht aus dem Husten und Lachen, und wiewohl er sich sehr hütete, mir eine Auskunft zu geben, die ihn hätte kompromittieren können, so ließ meine Zubringlichkeit doch nicht nach, ja, da mir mehr daran gelegen war, meine Zweifel vorzubringen, als die Auflösung derselben zu erfahren, so wurde ich immer lebhafter und kühner, wozu er mich durch sein Betragen zu berechtigen schien. Übrigens konnte ich nichts aus ihm bringen, als daß er ein über das andere Mal mit seinem hauchschütternden Lachen ausrief: „Er närrischer Kerl! Er närrischer Junge!“

Indessen mochte ihm meine die Bibel nach allen Seiten durchkreuzende kindische Lebhaftigkeit doch ziemlich ernsthaft und einiger Nachhilfe wert geschienen haben. Er verwies mich daher nach einiger Zeit auf das große englische Bibelwerk², welches in seiner Bibliothek bereit stand, und in welchem die Auslegung schwerer und bedenklicher Stellen auf eine verständige und kluge Weise unternommen war. Die Übersetzung hatte durch die großen Bemühungen deutscher Gottesgelehrten Vorzüge vor dem Original erhalten. Die verschiedenen Meinungen waren angeführt und zuletzt eine Art von Vermittelung versucht, wobei die Würde des Buchs, der Grund der Religion und der

¹ Lateinische Übersetzung des Straßburger Professors Sebastian Schmidt (1617—96). — ² Erschien in deutscher Bearbeitung in 19 Bänden von 1749—70. Bis 1768 waren 10 Bände herausgegeben.

Menschenverstand einigermaßen nebeneinander bestehen konnten. So oft ich nun gegen Ende der Stunde mit hergebrachten Fragen und Zweifeln auftrat, so oft deutete er auf das Repositorium; ich holte mir den Band, er ließ mich lesen, blätterte in seinem
 5 Lucian, und wenn ich über das Buch meine Anmerkungen machte, war sein gewöhnliches Lachen alles, wodurch er meinen Scharfsinn erwiderte. In den langen Sommertagen¹ ließ er mich sitzen, so lange ich lesen konnte, manchmal allein; nur dauerte es eine Weile, bis er mir erlaubte, einen Band nach
 10 dem andern mit nach Hause zu nehmen.

Der Mensch mag sich wenden, wohin er will, er mag unternehmen, was es auch sei, stets wird er auf jenen Weg wieder zurückkehren, den ihm die Natur einmal vorgezeichnet hat. So erging es auch mir im gegenwärtigen Falle. Die Bemühungen
 15 um die Sprache, um den Inhalt der Heiligen Schriften selbst endigten zuletzt damit, daß von jenem schönen und vielgepriesenen Lande, seiner Umgebung und Nachbarschaft sowie von den Völkern und Ereignissen, welche jenen Fleck der Erde durch Jahrtausende hindurch verherrlichten, eine lebhaftere Vorstel-
 20 lung in meiner Einbildungskraft hervorging.

Dieser kleine Raum sollte den Ursprung und das Wachstum des Menschengeschlechts sehen; von dorthier sollten die ersten und einzigsten Nachrichten der Urgeschichte zu uns gelangen, und ein solches Lokal sollte zugleich so einfach und faßlich als
 25 mannigfaltig und zu den wundersamsten Wanderungen und Ansiedelungen geeignet vor unserer Einbildungskraft liegen. Hier zwischen vier benannten Flüssen war aus der ganzen zu bewohnenden Erde ein kleiner, höchst anmutiger Raum dem jugendlichen Menschen ausgesondert. Hier sollte er seine ersten
 30 Fähigkeiten entwickeln, und hier sollte ihn zugleich das Loz treffen, das seiner ganzen Nachkommenschaft beschrieben war, seine Ruhe zu verlieren, indem er nach Erkenntnis strebte. Das Paradies war verscherzt; die Menschen mehrten und verschlimmerten sich; die an die Unarten dieses Geschlechts noch nicht
 35 gewohnten Elohim wurden ungeduldig und vernichteten es von

Grund aus. Nur wenige wurden aus der allgemeinen Überschwemmung gerettet; und kaum hatte sich diese greuliche Flut verlaufen, als der bekannte vaterländische Boden schon wieder vor den Blicken der dankbaren Geretteten lag.

Zwei Flüsse von vieren, Euphrat und Tigris, flossen noch in ihren Betten. Der Name des ersten blieb, den andern schien sein Lauf zu bezeichnen. Genauere Spuren des Paradieses wären nach einer so großen Umwälzung nicht zu fordern gewesen. Das erneute Menschengeschlecht ging von hier zum zweitenmal aus; es fand Gelegenheit, sich auf alle Arten zu nähren und zu beschäftigen, am meisten aber große Herden zahmer Geschöpfe um sich zu versammeln und mit ihnen nach allen Seiten hinzuziehen.

Diese Lebensweise sowie die Vermehrung der Stämme nötigte die Völker bald, sich voneinander zu entfernen. Sie konnten sich sogleich nicht entschließen, ihre Verwandten und Freunde für immer fahren zu lassen; sie kamen auf den Gedanken, einen hohen Turm zu bauen, der ihnen aus weiter Ferne den Weg wieder zurückweisen sollte. Aber dieser Versuch mißlang wie jenes erste Bestreben. Sie sollten nicht zugleich glücklich und klug, zahlreich und einig sein. Die Elohim verwirrten sie, der Bau unterblieb, die Menschen zerstreuten sich; die Welt war bevölkert, aber entzweit.

Unser Blick, unser Anteil bleibt aber noch immer an diese Gegenden geheftet. Endlich geht abermals ein Stammvater von hier aus, der so glücklich ist, seinen Nachkommen einen entschiedenen Charakter aufzuprägen und sie dadurch für ewige Zeiten zu einer großen und bei allem Glücks- und Ortswechsel zusammenhaltenden Nation zu vereinigen.

Vom Euphrat aus, nicht ohne göttlichen Fingerzeig, wandert Abraham gegen Westen. Die Wüste setzt seinem Zug kein entschiedenes Hindernis entgegen; er gelangt an den Jordan, zieht über den Fluß und verbreitet sich in den schönen mittägigen Gegenden von Palästina. Dieses Land war schon früher in Besitz genommen und ziemlich bewohnt. Berge, nicht allzu hoch, aber steinicht und unfruchtbar, waren von vielen bewässerten, dem Anbau günstigen Thälern durchschnitten. Städte, Flecken, einzelne Ansiedelungen lagen zerstreut auf der Fläche, auf Ab-

hängen des großen Thals, dessen Wasser sich im Jordan sammeln. So bewohnt, so bebaut war das Land, aber die Welt noch groß genug und die Menschen nicht auf den Grad sorgfältig, bedürfnisvoll und thätig, um sich gleich aller ihrer Umgebungen zu bemächtigen. Zwischen jenen Besitzungen erstreckten sich große Räume, in welchen weidende Züge sich bequem hin und her bewegen konnten. In solchen Räumen hält sich Abraham auf, sein Bruder Lot ist bei ihm; aber sie können nicht lange an solchen Orten verbleiben. Eben jene Verfassung des Landes, dessen Bevölkerung bald zu-, bald abnimmt und dessen Erzeugnisse sich niemals mit dem Bedürfnis im Gleichgewicht erhalten, bringt unversehens eine Hungersnot hervor, und der Eingewanderte leidet mit dem Einheimischen, dem er durch seine zufällige Gegenwart die eigne Nahrung verkümmert hat. Die beiden chaldäischen Brüder ziehen nach Aegypten, und so ist uns der Schauplatz vorgezeichnet, auf dem einige tausend Jahre die bedeutendsten Begebenheiten der Welt vorgehen sollten. Vom Tigris zum Euphrat, vom Euphrat zum Nil sehen wir die Erde bevölkert, und in diesem Raume einen bekannten, den Göttern geliebten, uns schon wert gewordenen Mann mit Herden und Gütern hin und wieder ziehen und sie in kurzer Zeit aufs reichlichste vermehren. Die Brüder kommen zurück; allein gewöhigt durch die ausgestandne Not, fassen sie den Entschluß, sich voneinander zu trennen. Beide verweilen zwar im mittägigen Panaan; aber indem Abraham zu Hebron gegen den Hain Mamre bleibt, zieht sich Lot nach dem Thale Siddim, das, wenn unsere Einbildungskraft kühn genug ist, dem Jordan einen unterirdischen Ausfluß zu geben, um an der Stelle des gegenwärtigen Asphaltsees einen trocknen Boden zu gewinnen, uns als ein zweites Paradies erscheinen kann und muß; um so mehr, weil die Bewohner und Umwohner desselben, als Weichlinge und Frevler berüchtigt, uns dadurch auf ein bequemes und süßes Leben schließen lassen. Lot wohnt unter ihnen, jedoch abgesondert.

Über Hebron und der Hain Mamre erscheinen uns als die wichtige Stätte, wo der Herr mit Abraham spricht und ihm alles Land verheißt, so weit sein Blick nur in vier Weltgegenden

reichen mag. Aus diesen stillen Bezirken, von diesen Hirtenvölkern, die mit den Himmlischen umgehen dürfen, sie als Gäste bewirten und manche Zwiesprache mit ihnen halten, werden wir genötigt, den Blick abermals gegen Osten zu wenden und an die Verfassung der Nebenwelt zu denken, die im ganzen wohl - 5
der einzelnen Verfassung von Kanaan gleichen mochte.

Familien halten zusammen; sie vereinigen sich, und die Lebensart der Stämme wird durch das Lokal bestimmt, das sie sich zugeeignet haben oder zueignen. Auf den Gebirgen, die ihr Wasser nach dem Tigris hinuntersenden, finden wir kriegerische 10
Völker, die schon sehr früh auf jene Welteroberer und Weltbeherrscher hindeuten und in einem für jene Zeiten ungeheuren Feldzug uns ein Vorspiel künftiger Großthaten geben. Redor Laomor, König von Elam, wirkt schon mächtig auf Verbündete. Er herrscht lange Zeit, denn schon zwölf Jahre vor Abrahams 15
Ankunft in Kanaan hatte er bis an den Jordan die Völker zinsbar gemacht. Sie waren endlich abgefallen, und die Verbündeten rüsteten sich zum Kriege. Wir finden sie unvermuthet auf einem Wege, auf dem wahrscheinlich auch Abraham nach Kanaan 20
gelangte. Die Völker an der linken und untern Seite des Jordans wurden bezwungen. Redor Laomor richtet seinen Zug südwärts nach den Völkern der Wüste, sodann, sich nordwärts wendend, schlägt er die Amalekiter, und als er auch die Amoriter überwunden, gelangt er nach Kanaan, überfällt die Könige des Thals Siddim, schlägt und zerstreut sie und zieht mit großer 25
Beute den Jordan aufwärts, um seinen Siegerzug bis gegen den Libanon auszudehnen.

Unter den Gefangenen, Beraubten, mit ihrer Habe Fortgeschleppten befindet sich auch Lot, der das Schicksal des Landes teilt, worin er als Gast sich befindet. Abraham vernimmt es, 30
und hier sehen wir sogleich den Erzvater als Krieger und Helden. Er rafft seine Knechte zusammen, teilt sie in Haufen, fällt auf den beschwerlichen Beutetroß, verwirrt die Sieghaften, die im Rücken keinen Feind mehr vermuten konnten, und bringt seinen Bruder und dessen Habe nebst manchem von der Habe der über- 35
wundenen Könige zurück. Durch diesen kurzen Kriegszug nimmt Abraham gleichsam von dem Lande Besitz. Den Einwohnern

erscheint er als Beschützer, als Retter und durch seine Uneigennützigkeit als König. Dankbar empfangen ihn die Könige des Thals, segnend Melchisedek, der König und Priester.

Nun werden die Weissagungen einer unendlichen Nachkommenschaft erneut, ja sie gehen immer mehr ins Weite. Vom Wasser des Euphrat bis zum Fluß Agyptens werden ihm die sämtlichen Landstrecken versprochen; aber noch sieht es mit seinen unmittelbaren Leibeserben mißlich aus. Er ist achtzig Jahr alt und hat keinen Sohn. Sara, weniger den Göttern vertrauend als er, wird ungeduldig: sie will nach orientalischer Sitte durch ihre Magd einen Nachkommen haben. Aber kaum ist Hagar dem Hausherrn vertraut, kaum ist Hoffnung zu einem Sohne, so zeigt sich der Zwiespalt im Hause. Die Frau begegnet ihrer eignen Beschützten übel genug, und Hagar flieht, um bei andern Horden einen bessern Zustand zu finden. Nicht ohne höhern Wink kehrt sie zurück, und Ismael wird geboren.

Abraham ist nun neunundneunzig Jahr alt, und die Verheißungen einer zahlreichen Nachkommenschaft werden noch immer wiederholt, so daß am Ende beide Gatten sie lächerlich finden. Und doch wird Sara zuletzt guter Hoffnung und bringt einen Sohn, dem der Name Isak zu teil wird.

Auf gesetzmäßiger Fortpflanzung des Menschengeschlechts ruht größtenteils die Geschichte. Die bedeutendsten Weltbegebenheiten ist man bis in die Geheimnisse der Familien zu verfolgen genötigt; und so geben uns auch die Ehen der Erzväter zu eignen Betrachtungen Anlaß. Es ist, als ob die Gottheiten, welche das Schicksal der Menschen zu leiten beliebten, die ehelichen Ereignisse jeder Art hier gleichsam im Vorbilde hätten darstellen wollen. Abraham, so lange Jahre mit einer schönen, von vielen umworbenen Frau in kinderloser Ehe, findet sich in seinem hundertsten als Gatte zweier Frauen, als Vater zweier Söhne, und in diesem Augenblick ist sein Hausfriede gestört. Zwei Frauen nebeneinander sowie zwei Söhne von zwei Müttern gegeneinander über, vertragen sich unmöglich. Derjenige Teil, der durch Gesetze, Herkommen und Meinung weniger begünstigt ist, muß weichen. Abraham muß die Neigung zu Hagar, zu Ismael aufopfern; beide werden entlassen und Hagar genötigt,

den Weg, den sie auf einer freiwilligen Flucht eingeschlagen, nunmehr wider Willen anzutreten, anfangs, wie es scheint, zu des Kindes und ihrem Untergang; aber der Engel des Herrn, der sie früher zurückgewiesen, rettet sie auch diesmal, damit Ismael auch zu einem großen Volk werde und die unwahrscheinlichste aller Verheißungen selbst über ihre Grenzen hinaus in Erfüllung gehe.

Zwei Eltern in Jahren und ein einziger spätgeborener Sohn: hier sollte man doch endlich eine häusliche Ruhe, ein irdisches Glück erwarten! Keineswegs. Die Himmlischen bereiten dem Erzvater noch die schwerste Prüfung. Doch von dieser können wir nicht reden, ohne vorher noch mancherlei Betrachtungen anzustellen.

Sollte eine natürliche allgemeine Religion entspringen und sich eine besondere geoffenbarte daraus entwickeln, so waren die Länder, in denen bisher unsere Einbildungskraft verweilt, die Lebensweise, die Menschenart wohl am geschicktesten dazu; wenigstens finden wir nicht, daß in der ganzen Welt sich etwas ähnlich Günstiges und Heitres hervorgethan hätte. Schon zur natürlichen Religion, wenn wir annehmen, daß sie früher in dem menschlichen Gemüte entsprungen, gehört viel Zartheit der Gesinnung, denn sie ruht auf der Überzeugung einer allgemeinen Vorsehung, welche die Weltordnung im ganzen leite. Eine besondere Religion, eine von den Göttern diesem oder jenem Volk geoffenbarte, führt den Glauben an eine besondere Vorsehung mit sich, die das göttliche Wesen gewissen begünstigten Menschen, Familien, Stämmen und Völkern zusagt. Diese scheint sich schwer aus dem Innern des Menschen zu entwickeln. Sie verlangt Überlieferung, Herkommen, Bürgschaft aus uralter Zeit.

Schön ist es daher, daß die israelitische Überlieferung gleich die ersten Männer, welche dieser besondern Vorsehung vertrauen, als Glaubenshelden darstellt, welche von jenem hohen Wesen, dem sie sich abhängig erkennen, alle und jede Gebote ebenso blindlings befolgen, als sie, ohne zu zweifeln, die späten Erfüllungen seiner Verheißungen abzuwarten nicht ermüden.

So wie eine besondere geoffenbarte Religion den Begriff zum Grunde legt, daß einer mehr von den Göttern begünstigt

sein könne als der andre, so entspringt sie auch vorzüglich aus der Absonderung der Zustände. Nahe verwandt schienen sich die ersten Menschen, aber ihre Beschäftigungen trennten sie bald. Der Jäger war der freieste von allen; aus ihm entwickelte sich
 5 der Krieger und der Herrscher. Der Teil, der den Acker baute, sich der Erde verschrieb, Wohnungen und Scheuern auführte, um das Erworbene zu erhalten, konnte sich schon etwas dünken, weil sein Zustand Dauer und Sicherheit versprach. Dem Hirten an seiner Stelle schien der ungemessenste Zustand sowie ein
 10 grenzenloser Besitz zu teil geworden. Die Vermehrung der Herden ging ins Unendliche, und der Raum, der sie ernähren sollte, erweiterte sich nach allen Seiten. Diese drei Stände scheinen sich gleich anfangs mit Verdruß und Verachtung angesehen zu haben; und wie der Hirte dem Städter ein Greuel
 15 war, so sonderte er auch sich wieder von diesem ab. Die Jäger verlieren sich aus unsern Augen in die Gebirge und kommen nur als Eroberer wieder zum Vorschein.

Zum Hirtenstande gehörten die Erzväter. Ihre Lebensweise auf dem Meere der Wüsten und Weiden gab ihren Gesinnungen
 20 Breite und Freiheit, das Gewölbe des Himmels, unter dem sie wohnten, mit allen seinen nächtlichen Sternen ihren Gefühlen Erhabenheit, und sie bedurften mehr als der thätige, gewandte Jäger, mehr als der sichere, sorgfältige, hausbewohnende Ackermann des unerschütterlichen Glaubens, daß ein Gott
 25 ihnen zur Seite ziehe, daß er sie besuche, an ihnen Anteil nehme, sie führe und rette.

Zu noch einer andern Betrachtung werden wir genötigt, indem wir zur Geschichtsfolge übergehen. So menschlich, schön und heiter auch die Religion der Erzväter erscheint, so gehen
 30 doch Züge von Wildheit und Grausamkeit hindurch, aus welcher der Mensch herankommen oder worein er wieder versinken kann.

Daß der Haß sich durch das Blut, durch den Tod des überwundenen Feindes versöhne, ist natürlich; daß man auf dem
 35 Schlachtfelde zwischen den Reihen der Getöteten einen Frieden schloß, läßt sich wohl denken; daß man ebenso durch geschlachtete Tiere ein Bündnis zu befestigen glaubte, fließt aus dem Vorgehenden; auch daß man die Götter die man doch immer

als Partei, als Widersacher oder als Beistand ansah, durch Getödetes herbeiziehen, sie verfühnen, sie gewinnen könne, über diese Vorstellung hat man sich gleichfalls nicht zu verwundern. Bleiben wir aber bei den Opfern stehen und betrachten die Art, wie sie in jener Urzeit dargebracht wurden, so finden wir einen 5
 seltsamen, für uns ganz widerlichen Gebrauch, der wahrscheinlich auch aus dem Kriege hergenommen, diesen nämlich: die geopfertem Tiere jeder Art, und wenn ihrer noch so viel gewidmet wurden, mußten in zwei Hälften zerhauen, an zwei Seiten gelegt werden, und in der Straße dazwischen befanden sich die- 10
 jenigen, die mit der Gottheit einen Bund schließen wollten.

Wunderbar und ahnungsvoll geht durch jene schöne Welt noch ein anderer schrecklicher Zug, daß alles, was geweiht, was verlobt war, sterben mußte; wahrscheinlich auch ein auf den 15
 Frieden übertragener Kriegsgebrauch. Den Bewohnern einer Stadt, die sich gewaltsam wehrt, wird mit einem solchen Gelübde gedroht; sie geht über, durch Sturm oder sonst; man läßt nichts am Leben, Männer keineswegs, und manchmal teilen auch Frauen, Kinder, ja das Vieh ein gleiches Schicksal. Über- 20
 eilter- und abergläubischerweise werden bestimmter oder unbestimmter dergleichen Opfer den Göttern versprochen; und so kommen die, welche man schonen möchte, ja sogar die Nächsten, die eigenen Kinder, in den Fall, als Sühnopfer eines solchen Wahnsinns zu bluten.

In dem sanften, wahrhaft urväterlichen Charakter Abra- 25
 ham's konnte eine so barbarische Anbetungsweise nicht entspringen; aber die Götter, welche manchmal, um uns zu versuchen, jene Eigenschaften hervorzulehren scheinen, die der Mensch ihnen anzudichten geneigt ist, befehlen ihm das Ungeheure. Er soll seinen Sohn opfern als Pfand des neuen Bundes, und wenn 30
 es nach dem Hergebrachten geht, ihn nicht etwa nur schlachten und verbrennen, sondern ihn in zwei Stücke teilen und zwischen seinen rauchenden Eingeweiden sich von den gütigen Göttern eine neue Verheißung erwarten. Ohne Zaudern und blindlings 35
 schickt Abraham sich an, den Befehl zu vollziehen; den Göttern ist der Wille hinreichend. Nun sind Abrahams Prüfungen über; denn weiter konnten sie nicht gesteigert werden. Aber

Sara stirbt, und dies gibt Gelegenheit, daß Abraham von dem Lande Kanaan vorbildlich Besitz nimmt. Er bedarf eines Grabes, und dies ist das erste Mal, daß er sich nach einem Eigentum auf dieser Erde umsieht. Eine zweifache Höhle gegen
 5 den Hain Mamre mag er sich schon früher ausgesucht haben. Diese kauft er mit dem daranstoßenden Acker, und die Form Rechtsens, die er dabei beobachtet, zeigt, wie wichtig ihm dieser Besitz ist. Er war es auch, mehr, als er sich vielleicht selbst denken konnte; denn er, seine Söhne und Enkel sollten daselbst
 10 ruhen, und der nächste Anspruch auf das ganze Land sowie die immerwährende Neigung seiner Nachkommenschaft, sich hier zu versammeln, dadurch am eigentlichsten begründet werden.

Von nun an gehen die mannigfaltigen Familienszenen abwechselnd vor sich. Noch immer hält sich Abraham streng ab-
 15 gesondert von den Einwohnern, und wenn Ismael, der Sohn einer Ägyptierin, auch eine Tochter dieses Landes geheiratet hat, so soll nun Isaak sich mit einer Blutsfreundin, einer Ebenbürtigen, vermählen.

Abraham sendet seinen Knecht nach Mesopotamien zu den
 20 Verwandten, die er dort zurückgelassen. Der kluge Eleasar kommt unerkannt an, und um die rechte Braut nach Hause zu bringen, prüft er die Dienstfertigkeit der Mädchen am Brunnen. Er verlangt zu trinken für sich, und ungebeten trinkt Rebekka auch seine Kamele. Er beschenkt sie, er freiet um sie, die ihm
 25 nicht versagt wird. So führt er sie in das Haus seines Herrn, und sie wird Isaak angetraut. Auch hier muß die Nachkommenschaft lange Zeit erwartet werden. Erst nach einigen Prüfungsjahren wird Rebekka gesegnet, und derselbe Zwiespalt, der in Abrahams Doppelehe von zwei Müttern entstand, entspringt
 30 hier von einer. Zwei Knaben von entgegengesetztem Sinne balgen sich schon unter dem Herzen der Mutter. Sie treten ans Licht: der ältere lebhaft und mächtig, der jüngere zart und klug; jener wird des Vaters, dieser der Mutter Liebling. Der Streit um den Vorrang, der schon bei der Geburt beginnt, setzt sich
 35 immer fort. Esau ist ruhig und gleichgültig über die Erstgeburt, die ihm das Schicksal zugeteilt; Jakob vergißt nicht, daß ihn sein Bruder zurückgebrängt. Aufmerksam auf jede Gelegen-

heit, den erwünschten Vorteil zu gewinnen, handelt er seinem Bruder das Recht der Erstgeburt ab und bevorteilt ihn um des Vaters Segen. Esau ergrimmt und schwört dem Bruder den Tod, Jakob entflieht, um in dem Lande seiner Vorfahren sein Glück zu versuchen.

Nun, zum erstenmal in einer so edlen Familie, erscheint ein Glied, das kein Bedenken trägt, durch Klugheit und List die Vorteile zu erlangen, welche Natur und Zustände ihm versagten. Es ist oft genug bemerkt und ausgesprochen worden, daß die heiligen Schriften uns jene Erzväter und andere von Gott begünstigte Männer keineswegs als Tugendbilder aufstellen wollen. Auch sie sind Menschen von den verschiedensten Charakteren, mit mancherlei Mängeln und Gebrechen; aber eine Haupteigenschaft darf solchen Männern nach dem Herzen Gottes nicht fehlen: es ist der unerschütterliche Glaube, daß Gott sich ihrer und der Ihrigen besonders annehme.

Die allgemeine, die natürliche Religion bedarf eigentlich keines Glaubens, denn die Überzeugung, daß ein großes, hervorbringendes, ordnendes und leitendes Wesen sich gleichsam hinter der Natur verberge, um sich uns faßlich zu machen, eine solche Überzeugung dringt sich einem jeden auf; ja, wenn er auch den Faden derselben, der ihn durchs Leben führt, manchmal fahren ließe, so wird er ihn doch gleich und überall wieder aufnehmen können. Ganz anders verhält sich's mit der besondern Religion, die uns verkündigt, daß jenes große Wesen sich eines Einzelnen, eines Stammes, eines Volkes, einer Landschaft unterschieden und vorzüglich annehme. Diese Religion ist auf den Glauben gegründet, der unerschütterlich sein muß, wenn er nicht sogleich von Grund aus zerstört werden soll. Jeder Zweifel gegen eine solche Religion ist ihr tödlich. Zur Überzeugung kann man zurückkehren, aber nicht zum Glauben. Daher die unendlichen Prüfungen, das Zandern der Erfüllung so wiederholter Verheißungen, wodurch die Glaubensfähigkeit jener Herren ins hellste Licht gesetzt wird.

Auch in diesem Glauben tritt Jakob seinen Zug an, und wenn er durch List und Betrug unsere Neigung nicht erworben hat, so gewinnt er sie durch die dauernde und unverbrüchliche

Liebe zu Rahel, um die er selbst aus dem Stegreife wirbt, wie Eleasar für seinen Vater um Rebekka geworben hatte. In ihm sollte sich die Verheißung eines unermesslichen Volkes zuerst vollkommen entfalten; er sollte viele Söhne um sich sehen, aber
 5 auch durch sie und ihre Mütter manches Herzeleid erleben.

Sieben Jahre dient er um die Geliebte, ohne Ungeduld und ohne Wanken. Sein Schwiegervater, ihm gleich an List, gesinnt wie er, um jedes Mittel zum Zweck für rechtmäßig zu halten, betriegt ihn, vergilt ihm, was er an seinem Bruder gethan:
 10 Jakob findet eine Gattin, die er nicht liebt, in seinen Armen. Zwar, um ihn zu besänftigen, gibt Laban nach kurzer Zeit ihm die Geliebte dazu, aber unter der Bedingung sieben neuer Dienstjahre; und so entspringt nun Verdruß aus Verdruß. Die nicht geliebte Gattin ist fruchtbar, die geliebte bringt keine Kinder;
 15 diese will wie Sara durch eine Magd Mutter werden, jene mißgönnt ihr auch diesen Vorteil. Auch sie führt ihrem Gatten eine Magd zu, und nun ist der gute Erzwater der geplagteste Mann von der Welt: vier Frauen, Kinder von dreien, und keins von der geliebten! Endlich wird auch diese beglückt, und Joseph
 20 kommt zur Welt, ein Spätling der leidenschaftlichsten Liebe. Jakobs vierzehn Dienstjahre sind um; aber Laban will in ihm den ersten, treuesten Knecht nicht entbehren. Sie schließen neue Bedingungen und teilen sich in die Herden. Laban behält die von weißer Farbe, als die der Mehrzahl; die scheckigen, gleich-
 25 sam nur den Ausschuß, läßt sich Jakob gefallen. Dieser weiß aber auch hier seinen Vorteil zu wahren, und wie er durch ein schlechtes Gericht die Erstgeburt und durch eine Vermummung den väterlichen Segen gewonnen, so versteht er nun durch Kunst und Sympathie den besten und größten Teil der Herde sich zu-
 30 zueignen, und wird auch von dieser Seite der wahrhaft würdige Stammvater des Volks Israel und ein Musterbild für seine Nachkommen. Laban und die Seinigen bemerken, wo nicht das Kunststück, doch den Erfolg. Es gibt Verdruß; Jakob flieht mit allen den Seinigen, mit aller Habe, und entkommt dem nach-
 35 sehenden Laban teils durch Glück, teils durch List. Nun soll ihm Rahel noch einen Sohn schenken; sie stirbt aber in der Geburt; der Schmerzenssohn Benjamin überlebt sie, aber noch

größern Schmerz soll der Aelter bei dem anscheinenden Verlust seines Sohnes Joseph empfinden.

Vielleicht möchte jemand fragen, warum ich diese allgemein bekannten, so oft wiederholten und ausgelegten Geschichten hier abermals umständlich vortrage. Diesem dürfte zur Antwort dienen, daß ich auf keine andere Weise darzustellen wüßte, wie ich bei meinem zerstreuten Leben, bei meinem zerstückelten Lernen dennoch meinen Geist, meine Gefühle auf einen Punkt zu einer stillen Wirkung versammelte; weil ich auf keine andere Weise den Frieden zu schildern vermöchte, der mich umgab, wenn es auch draußen noch so wild und wunderbarlich herging. Wenn eine stets geschäftige Einbildungskraft, wovon jenes Märchen ein Zeugnis ablegen mag, mich bald da, bald dorthin führte, wenn das Gemisch von Fabel und Geschichte, Mythologie und Religion mich zu verwirren drohte, so flüchtete ich gern nach jenen morgenländischen Gegenden, ich versenkte mich in die ersten Bücher Moses und fand mich dort unter den ausgebreiteten Hirtenstämmen zugleich in der größten Einsamkeit und in der größten Gesellschaft.

Diese Familienauftritte, ehe sie sich in eine Geschichte des israelitischen Volks verlieren sollten, lassen uns nun zum Schluß noch eine Gestalt sehen, an der sich besonders die Jugend mit Hoffnungen und Einbildungen gar artig schmeicheln kann: Joseph, das Kind der leidenschaftlichsten ehelichen Liebe. Ruhig erscheint er uns und klar und prophezeit sich selbst die Vorzüge, die ihn über seine Familie erheben sollten. Durch seine Geschwister ins Unglück gestoßen, bleibt er standhaft und rechtlich in der Sklaverei, widersteht den gefährlichsten Versuchungen, rettet sich durch Weissagung und wird zu hohen Ehren nach Verdienst erhoben. Erst zeigt er sich einem großen Könige, sodann den Seinigen hilfreich und nützlich. Er gleicht seinem Aelter Abraham an Ruhe und Großheit, seinem Großvater Isaak an Stille und Ergebenheit. Den von seinem Vater ihm angestammten Gewerbsinn übt er im großen: es sind nicht mehr Herden, die man einem Schwiegervater, die man für sich selbst gewinnt, es sind Völker mit allen ihren Besitzungen, die man

für einen König einzuhandeln versteht. Höchst anmutig ist diese natürliche Erzählung, nur erscheint sie zu kurz und man fühlt sich berufen, sie ins einzelne auszumalen.

Ein solches Ausmalen biblischer, nur im Umriß angegebener Charaktere und Begebenheiten war den Deutschen nicht mehr fremd. Die Personen des Alten und Neuen Testaments hatten durch Klopstock ein zartes und gefühlvolles Wesen gewonnen, das dem Knaben sowie vielen seiner Zeitgenossen höchlich zusagte. Von den Bodmerischen Arbeiten dieser Art¹ kam wenig oder nichts zu ihm; aber Daniel in der Löwengrube, von Moser², machte große Wirkung auf das junge Gemüth. Hier gelangt ein wohlbedenkender Geschätz- und Hofmann durch mancherlei Trübsale zu hohen Ehren, und seine Frömmigkeit, durch die man ihn zu verderben drohte, ward früher und später sein Schild und seine Waffe. Die Geschichte Josephs zu bearbeiten, war mir lange schon wünschenswert gewesen; allein ich konnte mit der Form nicht zurecht kommen, besonders da mir keine Versart geläufig war, die zu einer solchen Arbeit gepaßt hätte. Aber nun fand ich eine prosaische Behandlung sehr bequem und legte mich mit aller Gewalt auf die Bearbeitung. Nun suchte ich die Charaktere zu sondern und auszumalen und durch Einschaltung von Incidenzien und Episoden die alte einfache Geschichte zu einem neuen und selbstständigen Werke zu machen. Ich bedachte nicht, was freilich die Jugend nicht bedenken kann, daß hiezu ein Gehalt nötig sei, und daß dieser uns nur durch das Gewahrwerden der Erfahrung selbst entspringen könne. Genug, ich vergegenwärtigte mir alle Begebenheiten bis ins kleinste Detail und erzählte sie mir der Reihe nach auf das genaueste. Was mir diese Arbeit sehr erleichterte, war ein Umstand, der dieses Werk und überhaupt meine Autorschaft höchst voluminos zu machen drohte. Ein junger Mann³ von vielen

¹ Wie „Noah“ (1751), „Die Synd-Flut“ (1755), „Jakob und Joseph“ (1751) und andere. — ² Friedrich Karl von Moser (1723—98; vgl. oben, S. 94). Sein prosaisches Heldenepic „Daniel in der Löwengrube“ erschien 1763. Goethes „Joseph“ fällt aber ein Jahr später, als man nach obiger Stelle annehmen sollte. — ³ Ein gewisser Clauer, Sohn des Frankfurter Stadtarchivars, war während seiner Studentenjahre in Göttingen in Tiefstinn verfallen, lebte bis zum Tode des Herrn Rat (1782) in dessen Hause und starb 1796.

Fähigkeiten, der aber durch Anstrengung und Dünkel blödsinnig geworden war, wohnte als Mündel in meines Vaters Hause, lebte ruhig mit der Familie und war sehr still und in sich gefehrt und, wenn man ihn auf seine gewohnte Weise verfahren ließ, zufrieden und gefällig. Dieser hatte seine akademischen Hefte mit großer Sorgfalt geschrieben und sich eine flüchtige leserliche Hand erworben. Er beschäftigte sich am liebsten mit Schreiben und sah es gern, wenn man ihm etwas zu kopieren gab; noch lieber aber, wenn man ihm diktirte, weil er sich alsdann in seine glücklichen akademischen Jahre versetzt fühlte. Meinem Vater, der keine expeditte Hand schrieb, und dessen deutsche Schrift klein und zittrig war, konnte nichts erwünschter sein, und er pflegte daher bei Besorgung eigener sowohl als fremder Geschäfte diesem jungen Manne gewöhnlich einige Stunden des Tags zu diktieren. Ich fand es nicht minder bequem, in der Zwischenzeit alles, was mir flüchtig durch den Kopf ging, von einer fremden Hand auf dem Papier fixiert zu sehen, und meine Erfindungs- und Nachahmungsgabe wuchs mit der Leichtigkeit des Auffassens und Aufbewahrens.

Ein so großes Werk als jenes biblische prosaisch-epische Gedicht hatte ich noch nicht unternommen. Es war eben eine ziemlich ruhige Zeit, und nichts rief meine Einbildungskraft aus Palästina und Agypten zurück. So quoll mein Manuskript täglich um so mehr auf, als das Gedicht streckenweise, wie ich es mir selbst gleichsam in die Luft erzählte, auf dem Papier stand und nur wenige Blätter von Zeit zu Zeit umgeschrieben zu werden brauchten.

Als das Werk fertig war, denn es kam zu meiner eignen Verwunderung wirklich zu stande, bedachte ich, daß von den vorigen Jahren mancherlei Gedichte vorhanden seien, die mir auch jetzt nicht verwerflich schienen, welche, in ein Format mit „Joseph“ zusammengeschrieben, einen ganz artigen Quartband ausmachen würden, dem man den Titel vermischte Gedichte geben könnte, welches mir sehr wohl gefiel, weil ich dadurch im stillen bekannte und berühmte Autoren nachzuahmen Gelegenheit fand. Ich hatte eine gute Anzahl sogenannter Anacreontischer

Gedichte verfertigt¹, die mir wegen der Bequemlichkeit des Silbenmaßes und der Leichtigkeit des Inhalts sehr wohl von der Hand gingen. Allein diese durfte ich nicht wohl aufnehmen, weil sie keine Reime hatten, und ich doch vor allem meinem Vater etwas Angenehmes zu erzeigen wünschte. Desto mehr schienen mir geistliche Oden hier am Platz, dergleichen ich zur Nachahmung des „Jüngsten Gerichts“ von Elias Schlegel sehr eifrig versucht hatte. Eine zur Feier der Höllenfahrt Christi² geschriebene erhielt von meinen Eltern und Freunden viel Beifall, und sie hatte das Glück, mir selbst noch einige Jahre zu gefallen. Die sogenannten Texte der sonntägigen Kirchenmusiken, welche jedesmal gedruckt zu haben waren, studierte ich fleißig. Sie waren freilich sehr schwach, und ich durfte wohl glauben, daß die meinigen, deren ich mehrere nach der vorgeschriebenen Art³ verfertigt hatte, ebensogut verdienten komponiert und zur Erbauung der Gemeinde vorgetragen zu werden. Diese und mehrere dergleichen hatte ich seit länger als einem Jahre mit eigener Hand abgeschrieben, weil ich durch diese Privatübung von den Vorschriften des Schreibemeisters³ entbunden wurde. Nunmehr aber ward alles redigiert und in gute Ordnung gestellt, und es bedurfte keines großen Zuredens, um solche von jenem schreibebeflüchtigten jungen Manne reinlich abgeschrieben zu sehen. Ich eilte damit zum Buchbinder, und als ich gar bald den saubern Band meinem Vater überreichte, munterte er mich mit besonderem Wohlgefallen auf, alle Jahre³ einen solchen Quartanten zu liefern; welches er mit desto größerer Überzeugung that, als ich das alles nur in sogenannten Nebenstunden geleistet hatte.

Noch ein anderer Umstand vermehrte den Hang zu diesen theologischen oder vielmehr biblischen Studien. Der Senior des

¹ Anakreontiker, eine Gruppe von Dichtern des 18. Jahrhunderts (Glein, N., Johann Nikolaus Böhm u. a.), welche die Anakreon fälschlich zugeschriebenen Gedichte, die sogen. Anakreontea, nachahmten. Das Charakteristische dieser Dichtung ist süßliche Ländelei und Unwahrheit. — ² „Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Christi.“ Nach der von Riemer und Cdermann 1837 verfaßten Chronologie der Werke Goethes ist es 1765 gedruckt worden. Ein „Jüngstes Gericht“ von Johann Elias Schlegel (1719—49) gibt es nicht. — ³ Vgl. die Anmerkungen am Schlusse des Bandes.

Ministeriums¹, Johann Philipp Fresenius², ein sanfter Mann, von schönem gefälligen Ansehen, welcher von seiner Gemeinde, ja von der ganzen Stadt als ein exemplarischer Geistlicher und guter Kanzelredner verehrt ward, der aber, weil er gegen die Herrnhuter aufgetreten, bei den abgefonderten Frommen nicht im besten Ruf stand, vor der Menge hingegen sich durch die Bekehrung eines bis zum Tode blessierten freigeistlichen Generals berühmt und gleichsam heilig gemacht hatte, dieser starb, und sein Nachfolger Plitt³, ein großer, schöner, würdiger Mann, der jedoch vom Ratheber (er war Professor in Marburg gewesen) mehr die Gabe zu lehren als zu erbauen mitgebracht hatte, kündigte sogleich eine Art von Religionskursus an, dem er seine Predigten in einem gewissen methodischen Zusammenhang widmen wollte. Schon früher, da ich doch einmal in die Kirche gehen mußte, hatte ich mir die Einteilung gemerkt und konnte dann und wann mit ziemlich vollständiger Recitation einer Predigt großthun. Da nun über den neuen Senior manches für und wider in der Gemeinde gesprochen wurde und viele kein sonderliches Zutrauen in seine angekündigten didaktischen Predigten setzen wollten, so nahm ich mir vor, sorgfältiger nachzuschreiben, welches mir um so eher gelang, als ich auf einem zum Hören sehr bequemen, übrigens aber verborgenen Sitz schon geringere Versuche gemacht hatte. Ich war höchst aufmerksam und behend; in dem Augenblick, daß er Amen sagte, eilte ich aus der Kirche und wendete ein paar Stunden daran, das, was ich auf dem Papier und im Gedächtnis fixiert hatte, eilig zu diktieren, so daß ich die geschriebene Predigt noch vor Tische überreichen konnte. Mein Vater war sehr glorios⁴ über dieses Gelingen, und der gute Hausfreund⁵, der eben zu Tische kam, mußte die Freude teilen. Dieser war mir ohnehin höchst günstig, weil ich mir seinen „Messias“ so zu eigen gemacht hatte, daß ich ihm bei meinen öftern Besuchen, um Siegelabdrücke für meine Wappensammlung zu holen, große Stellen

¹ Predigerministerium. — ² Nechtvater der Familie Textor, hatte Goethes Eltern getraut und Wolfgang getauft. Er starb 1761. Er ist der Oberhofprediger in den „Bekennnissen einer schönen Seele“. — ³ 1762. Er kam aus Himmeln, nicht aus Marburg. — ⁴ Ertheilte Lobsprüche, machte viel Ruhmens davon. — ⁵ Schneiber; vgl. oben, S. 85.

davon vortragen konnte, so daß ihm die Thränen in den Augen standen.

Den nächsten Sonntag setzte ich die Arbeit mit gleichem Eifer fort, und weil mich der Mechanismus derselben sogar
 5 unterhielt, so dachte ich nicht nach über das, was ich schrieb und aufbewahrte. Das erste Vierteljahr mochten sich diese Bemühungen ziemlich gleich bleiben; als ich aber zuletzt, nach meinem Dünkel, weder besondere Aufklärung über die Bibel selbst, noch eine freiere Ansicht des Dogmas zu finden glaubte,
 10 so schien mir die kleine Eitelkeit, die dabei befriedigt wurde, zu teuer erkauft, als daß ich mit gleichem Eifer das Geschäft hätte fortsetzen sollen. Die erst so blätterreichen Kanzelreden wurden immer magerer, und ich hätte zuletzt diese Bemühung ganz abgebrochen, wenn nicht mein Vater, der ein Freund der Vollständigkeit war, mich durch gute Worte und Versprechungen
 15 dahin gebracht, daß ich bis auf den letzten Sonntag Trinitatis aushielt, obgleich am Schlusse kaum etwas mehr als der Text, die Proposition und die Einteilung auf kleine Blätter verzeichnet wurden.

20 Was das Vollbringen betrifft, darin hatte mein Vater eine besondere Hartnäckigkeit. Was einmal unternommen ward, sollte ausgeführt werden, und wenn auch inzwischen das Unbequeme, Langweilige, Verdrießliche, ja Unnütze des Begonnenen sich deutlich offenbarte. Es schien, als wenn ihm das Vollbringen der einzige Zweck, das Beharren die einzige Tugend
 25 denkte. Hatten wir in langen Winterabenden im Familienkreise ein Buch angefangen vorzulesen, so mußten wir es auch durchbringen, wenn wir gleich sämtlich dabei verzweifelten, und er mitunter selbst der erste war, der zu gähnen anfang. Ich erinnere mich noch eines solchen Winters, wo wir Bowers „Geschichte der Päpste“¹ so durchzuarbeiten hatten. Es war ein fürchterlicher Zustand, indem wenig oder nichts, was in jenen kirchlichen Verhältnissen vorkommt, Kinder und junge Leute an-

¹ In deutscher Übersetzung 1751—79 in 10 Bänden erschienen unter dem Titel: „Herrn Archibald Bowers Unparteiische Historie der Römischen Päpste. Aus der engländlichen Sprache übersetzt von Friedrich Eberhard Rambert.“ Erster Teil (Magdeburg-Leipzig 1751). Bis zum Jahre 1765 erschienen 6 Teile.

sprechen kann. Indessen ist mir bei aller Unachtsamkeit und allem Widerwillen doch von jener Vorlesung so viel geblieben, daß ich in späteren Zeiten manches daran zu knüpfen im Stande war.

Bei allen diesen fremdartigen Beschäftigungen und Arbeiten, die so schnell aufeinander folgten, daß man sich kaum besinnen konnte, ob sie zulässig und nützlich wären, verlor mein Vater seinen Hauptzweck nicht aus den Augen. Er suchte mein Gedächtniß, meine Gabe etwas zu fassen und zu kombinieren, auf juristische Gegenstände zu lenken und gab mir daher ein kleines Buch, in Gestalt eines Katechismus, von Hopp¹, nach Form und Inhalt der Institutionen gearbeitet, in die Hände. Ich lernte Fragen und Antworten bald auswendig und konnte so gut den Katecheten² als den Katechumenen³ vorstellen; und wie bei dem damaligen Religionsunterricht eine der Hauptübungen war, daß man auf das Behendeste in der Bibel aufschlagen lernte, so wurde auch hier eine gleiche Bekanntschaft mit dem Corpus Juris für nötig befunden, worin ich auch bald auf das vollkommenste bewandert war. Mein Vater wollte weiter gehen, und der kleine Struve⁴ ward vorgenommen; aber hier ging es nicht so rasch. Die Form des Buches war für den Anfänger nicht so günstig, daß er sich selbst hätte aushelfen können, und meines Vaters Art zu dozieren nicht so liberal, daß sie mich angesprochen hätte.

Nicht allein durch die kriegerischen Zustände, in denen wir uns seit einigen Jahren befanden, sondern auch durch das bürgerliche Leben selbst, durch Lesen von Geschichten und Romanen, war es uns nur allzu deutlich, daß es sehr viele Fälle gebe, in welchen die Gesetze schweigen und dem einzelnen nicht zu Hilfe kommen, der dann sehen mag, wie er sich aus der Sache zieht. Wir waren nun herangewachsen, und dem Schläbriane nach sollten wir auch neben andern Dingen fechten und reiten lernen⁵, um uns gelegentlich unserer Haut zu wehren und zu Pferde kein schülerhaftes Ansehen zu haben. Was den ersten Punkt betrifft,

¹ Hoppius, Examen Institutionum Imperialium (1684). Der Name lautete Hoppe. — ² Lehrer. — ³ Schüler. — ⁴ „Jurisprudentia Romano-Germanica foronsh“ (1670 ff.). — ⁵ Ein Fechtmeister (magister armorum) wurde erst im Jahre 1705 angenommen.

so war uns eine solche Übung sehr angenehm, denn wir hatten uns schon längst Haurapiere von Haselstöcken, mit Körben von Weiden sauber geflochten, um die Hand zu schützen, zu verschaffen gewußt. Nun durften wir uns wirklich stählerne Klingen zulegen, und das Gerassel, was wir damit machten, war sehr lebhaft.

Zwei Fechtmeister befanden sich in der Stadt: ein älterer ernster Deutscher, der auf die strenge und tüchtige Weise zu Werke ging, und ein Franzose, der seinen Vorteil durch Advancieren und Retirieren, durch leichte, flüchtige Stöße, welche stets mit einigen Ausrufungen begleitet waren, zu erreichen suchte. Die Meinungen, welche Art die beste sei, waren geteilt. Der kleinen Gesellschaft, mit welcher ich Stunde nehmen sollte, gab man den Franzosen, und wir gewöhnten uns bald, vorwärts und rückwärts zu gehen, auszufallen und uns zurückzuziehen und dabei immer in die herkömmlichen Schreilaute auszubrechen. Mehrere von unsern Bekannten aber hatten sich zu dem deutschen Fechtmeister gewendet und übten gerade das Gegenteil. Diese verschiedenen Arten, eine so wichtige Übung zu behandeln, die Überzeugung eines jeden, daß sein Meister der bessere sei, brachte wirklich eine Spaltung unter die jungen Leute, die ungefähr von einem Alter waren, und es fehlte wenig, so hätten die Fechtschulen ganz ernstliche Gesechte veranlaßt; denn fast ward ebenso sehr mit Worten gestritten, als mit der Klinge gefochten, und um zuletzt der Sache ein Ende zu machen, ward ein Wettkampf zwischen beiden Meistern veranstaltet, dessen Erfolg ich nicht umständlich zu beschreiben brauche. Der Deutsche stand in seiner Positur wie eine Mauer, paßte auf seinen Vorteil und wußte mit Battieren und Ligieren¹ seinen Gegner ein über das andre Mal zu entwaffnen. Dieser behauptete, daß sei nicht Raison, und fuhr mit seiner Beweglichkeit fort, den andern in Atem zu setzen. Auch brachte er dem Deutschen wohl einige Stöße bei, die ihn aber selbst, wenn es Ernst gewesen wäre, in die andre Welt geschickt hätten.

Im ganzen ward nichts entschieden, noch gebessert, nur

¹ über Ligieren vgl. oben, S. 110. Unter Battieren versteht man einen Vorstich ausführen, mit dem man nicht unmittelbar zu treffen, sondern eine Blöße des Gegners zu schaffen beabsichtigt, und auf den der eigentliche Stich sofort folgen muß.

wendeten sich einige zu dem Landsmann, worunter ich auch gehörte. Allein ich hatte schon zu viel von dem ersten Meister angenommen, daher eine ziemliche Zeit darüber hinging, bis der neue mir es wieder abgewöhnen konnte, der überhaupt mit uns Renegaten weniger als mit seinen Urschülern zufrieden war. 5

Mit dem Reiten¹ ging es mir noch schlimmer. Zufälligerweise schickte man mich im Herbst auf die Bahn, so daß ich in der kühlen und feuchten Jahreszeit meinen Anfang machte. Die pedantische Behandlung dieser schönen Kunst war mir höchlich zutwider. Zum ersten und letzten war immer vom Schließen 10 die Rede, und es konnte einem doch niemand sagen, worin denn eigentlich der Schluß bestehe, worauf doch alles ankommen sollte; denn man fuhr ohne Steigbügel auf dem Pferde hin und her. Übrigens schien der Unterricht nur auf Prellerei und Beschämung 15 der Scholaren angelegt. Vergaß man die Kinnkette ein- oder auszuhängen, ließ man die Gerte fallen oder wohl gar den Hut, jedes Veräumnis, jedes Unglück mußte mit Geld gebüßt werden, und man ward noch obenein ausgelacht. Dies gab mir den aller schlimmsten Humor², besonders da ich den Übungs- 20 ort selbst ganz unerträglich fand. Der garstige, große, entweder feuchte oder staubige Raum, die Kälte, der Mobergeruch, alles zusammen war mir im höchsten Grade zutwider; und da der Stallmeister den andern, weil sie ihn vielleicht durch Frühstücke und sonstige Gaben, vielleicht auch durch ihre Geschicklichkeit 25 bestachen, immer die besten Pferde, mir aber die schlechtesten zu reiten gab, mich auch wohl warten ließ, und mich, wie es schien, hintansetzte, so brachte ich die aller verdrießlichsten Stunden über einem Geschäft hin, das eigentlich das lustigste von der Welt sein sollte. Ja der Eindruck von jener Zeit, von jenen Zuständen ist mir so lebhaft geblieben, daß, ob ich gleich nachher 30 leidenschaftlich und verwegen zu reiten gewohnt war, auch tage- und wochenlang kaum vom Pferde kam, daß ich bedeckte Reitbahnen sorgfältig vermied und höchstens nur wenig Augenblicke darin verweilte. Es kommt übrigens der Fall oft genug vor, daß wenn die Anfänge einer abgeschlossenen Kunst uns überliefert 35

¹ Auch der Stallmeister (magister equarius) wurde erst im Jahre 1765 engagiert. — ² Humor meist bei Goethe im älteren Sinne = Laune, Stimmung.

werden sollen, dieses auf eine peinliche und abschreckende Art geschieht. Die Überzeugung, wie lästig und schädlich dieses sei, hat in spätern Zeiten die Erziehungsmaxime aufgestellt, daß alles der Jugend auf eine leichte, lustige und bequeme Art beibracht werden müsse; woraus denn aber auch wieder andere Übel und Nachteile entsprungen sind.

Mit der Annäherung des Frühlings¹ ward es bei uns auch wieder ruhiger, und wenn ich mir früher das Anschauen der Stadt, ihrer geistlichen und weltlichen, öffentlichen und Privatgebäude zu verschaffen suchte und besonders an dem damals noch vorherrschenden Altertümlichen das größte Vergnügen fand, so war ich nachher bemüht, durch die Lersnersche Chronik² und durch andre unter meines Vaters Frankfurterstien befindliche Bücher und Hefte die Personen vergangener Zeiten mir zu vergegenwärtigen, welches mir denn auch durch große Aufmerksamkeit auf das Besondere der Zeiten und Sitten und bedeutender Individualitäten ganz gut zu gelingen schien.

Unter den altertümlichen Nesten war mir von Kindheit an der auf dem Brückenturm aufgesteckte Schädel eines Staatsverbrechers merkwürdig gewesen, der von dreien oder vieren, wie die leeren eisernen Spizen auswiesen, seit 1616 sich durch alle Unbilden der Zeit und Witterung erhalten hatte. So oft man von Sachsenhausen nach Frankfurt zurückkehrte, hatte man den Turm vor sich, und der Schädel fiel ins Auge. Ich ließ mir als Knabe schon gern die Geschichte dieser Auführer, des Fettmilch³ und seiner Genossen, erzählen, wie sie mit dem Stadregiment unzufrieden gewesen, sich gegen dasselbe empört, Meuterei angesponnen, die Judenstadt geplündert und gräßliche Händel erregt, zuletzt aber gefangen und von kaiserlichen Abgeordneten zum Tode verurteilt worden. Späterhin lag mir daran, die nähern Umstände zu erfahren, und was es denn für Leute gewesen zu vernehmen. Als ich nun aus einem alten, gleichzeitigen, mit Holzschnitten versehenen Buche erfuhr, daß zwar

¹ 1763. — ² N. N. von Lersner, Chronica der Weitberühmten freyen Reichs-, Wahl- und Handelsstadt Frankfurt a. Mayn (1706—84, 2 Bde.). — ³ Vincenz Fettmilch und sechs andere wurden 1616 hingerichtet, die Köpfe von vieren auf dem Brückenturm aufgesteckt.

diese Menschen zum Tode verurteilt, aber zugleich auch viele Rathherren abgesetzt worden, weil mancherlei Unordnung und sehr viel Unverantwortliches im Schwange gewesen; da ich nun die nähern Umstände vernahm, wie alles hergegangen, so bedauerte ich die unglücklichen Menschen, welche man wohl als Opfer, die einer künftigen bessern Verfassung gebracht worden, ansehen dürfe; denn von jener Zeit schrieb sich die Einrichtung her, nach welcher sowohl das altadlige Haus Simpurg, das aus einem Klub entsprungene Haus Frauenstein, ferner Juristen, Kaufleute und Handwerker an einem Regimente teilnehmen sollten, das durch eine auf venezianische Weise verwickelte Ballotage ergänzt, von bürgerlichen Kollegien eingeschränkt, das Rechte zu thun berufen war, ohne zu dem Unrechten sonderliche Freiheit zu behalten.

Zu den ahnungsvollen Dingen, die den Knaben und auch wohl den Jüngling bedrängten, gehörte besonders der Zustand der Judenstadt, eigentlich die Judengasse¹ genannt, weil sie kaum aus etwas mehr als einer einzigen Straße besteht, welche in frühen Zeiten zwischen Stadtmauer und Graben wie in einen Zwinger mochte eingeklemmt worden sein. Die Enge, der Schmutz, das Gewimmel, der Accent einer unerfrenlichen Sprache, alles zusammen machte den unangenehmsten Eindruck, wenn man auch nur am Thore vorbeigehend hineinsah. Es dauerte lange, bis ich allein mich hineinwagte, und ich kehrte nicht leicht wieder dahin zurück, wenn ich einmal den Zubringlichkeiten so vieler etwas zu schwachern unermüdet fordernder oder anbietender Menschen entgangen war. Dabei schwebten die alten Märchen von Grausamkeit der Juden gegen die Christenkinder, die wir in Gottfrieds Chronik² gräßlich abgebildet gesehen, düster vor dem jungen Gemüth. Und ob man gleich in der neuern Zeit besser von ihnen dachte, so zeugte doch das große Spott- und Schandgemälde, welches unter dem Brückenturm an einer Bogenwand zu ihrem Unglimpf noch ziemlich zu sehen war, außerordentlich gegen sie, denn es war nicht etwa durch einen

¹ Auf dem Wollgraben, 1400—62 erbaut als Wohnstz für die Juden und ist 334 Jahre ein solcher geblieben. Die Gasse umfaßte 1811 159 Häuser mit 2214 Bewohnern. — ² Ngl. oben, S. 46.

Privatmutwillen, sondern aus öffentlicher Anstalt verfertigt worden.¹

Indessen blieben sie doch das auserwählte Volk Gottes und gingen, wie es nun mochte gekommen sein, zum Andenken der
 5 ältesten Zeiten umher. Außerdem waren sie ja auch Menschen, thätig, gefällig, und selbst dem Eigensinn, womit sie an ihren Gebräuchen hingen, konnte man seine Achtung nicht versagen. Überdies waren die Mädchen hübsch und mochten es wohl lei-
 10 selbe² begegnend, sich freundlich und aufmerksam bewies. Außerst neugierig war ich daher, ihre Zeremonien kennen zu lernen. Ich ließ nicht ab, bis ich ihre Schule öfters besucht, einer Beschnei-
 15 dung, einer Hochzeit beigewohnt und von dem Lauberhüttenfest mir ein Bild gemacht hatte. Überall war ich wohl aufgenom-
 20 men, gut bewirtet und zur Wiederkehr eingeladen, denn es waren Personen von Einfluß, die mich entweder hinführten oder empfahlen.

So wurde ich denn als ein junger Bewohner einer großen Stadt von einem Gegenstand zum andern hin und wieder ge-
 25 worfen, und es fehlte mitten in der bürgerlichen Ruhe und Sicherheit nicht an gräßlichen Auftritten. Bald weckte ein näherer oder entfernter Brand uns aus unserm häuslichen Frie-
 30 den, halb setzte ein entdecktes großes Verbrechen, dessen Unter- suchung und Bestrafung die Stadt auf viele Wochen in Unruhe. Wir mußten Zeugen von verschiedenen Exekutionen sein, und es ist wohl wert, zu gedenken, daß ich auch bei Verbrennung eines Buchs gegenwärtig gewesen bin. Es war der Verlag eines französischen komischen Romans, der zwar den Staat, aber nicht Religion und Sitten schonte. Es hatte wirklich etwas
 35 Furchterliches, eine Strafe an einem leblosen Wesen ausgeübt zu sehen. Die Ballen plakten im Feuer und wurden durch Ofengabeln auseinander geschürt und mit den Flammen mehr in Berührung gebracht. Es dauerte nicht lange, so flogen die

¹ Es wurde erst 1802 beseitigt. Der Gegenstand war die angebliche Martierung eines Christenknäbleins durch die Juden. — ² An der Judengasse gelegen. Das Betreten der Stadallee und auch die anderen Spaziergänge in der Stadt waren den Juden verboten.

angebrannten Blätter in der Luft herum, und die Menge haschte begierig darnach. Auch ruhten wir nicht, bis wir ein Exemplar auftrieben, und es waren nicht wenige, die sich das verbotne Vergnügen gleichfalls zu verschaffen wußten. Ja, wenn es dem Autor um Publizität zu thun war, so hätte er selbst nicht besser 5 dafür sorgen können.

Jedoch auch friedlichere Anlässe führten mich in der Stadt hin und wieder. Mein Vater hatte mich früh gewöhnt, kleine Geschäfte für ihn zu besorgen. Besonders trug er mir auf, die Handwerker, die er in Arbeit setzte, zu mahnen, da sie ihn ge- 10 wöhnlich länger als billig aufhielten, weil er alles genau wollte gearbeitet haben und zuletzt bei prompter Bezahlung die Preise zu mäßigen pflegte. Ich gelangte dadurch fast in alle Werkstätten, und da es mir angeboren war, mich in die Zustände 15 anderer zu finden, eine jede besondere Art des menschlichen Daseins zu fühlen und mit Gefallen daran teilzunehmen, so brachte ich manche vergnügliche Stunde durch Anlaß solcher Aufträge zu, lernte eines jeden Verfahrensart kennen und was die unerläßlichen Bedingungen dieser und jener Lebensweise für Freude, für Leid, Beschwerliches und Günstiges mit sich führen. Ich 20 näherte mich dadurch dieser thätigen, das Untere und Obere verbindenden Klasse. Denn wenn an der einen Seite diejenigen stehen, die sich mit den einfachen und rohen Erzeugnissen beschäftigen, an der andern solche, die schon etwas Verarbeitetes genießen wollen, so vermittelt der Gewerker durch Sinn und 25 Hand, daß jene beiden etwas voneinander empfangen, und jeder nach seiner Art seiner Wünsche theilhaft werden kann. Das Familienwesen eines jeden Handwerks, das Gestalt und Farbe von der Beschäftigung erhielt, war gleichfalls der Gegenstand meiner stillen Aufmerksamkeit, und so entwickelte, so bestärkte 30 sich in mir das Gefühl der Gleichheit, wo nicht aller Menschen, doch aller menschlichen Zustände, indem mir das nackte Dasein als die Hauptbedingung, das übrige alles aber als gleichgültig und zufällig erschien.

Da mein Vater sich nicht leicht eine Ausgabe erlaubte, die 35 durch einen augenblicklichen Genuß sogleich wäre aufgezehrt worden, wie ich mich denn kaum erinnere, daß wir zusammen

spazieren gefahren¹ und auf einem Lustorte etwas verzehrt hätten, so war er dagegen nicht karg mit Anschaffung solcher Dinge, die bei innerm Wert auch einen guten äußern Schein haben. Niemand konnte den Frieden mehr wünschen als er, ob er gleich
 5 in der letzten Zeit vom Kriege nicht die mindeste Beschwerlichkeit empfand. In diesen Gesinnungen hatte er meiner Mutter eine goldne, mit Diamanten besetzte Dose versprochen, welche sie erhalten sollte, sobald der Friede publiziert würde. In Hoff-
 10 nung dieses glücklichen Ereignisses arbeitete man schon einige Jahre an diesem Geschenk. Die Dose selbst, von ziemlicher Größe, ward in Hanau verfertigt, denn mit den dortigen Goldarbeitern sowie mit den Vorstehern der Seidenanstalt stand mein Vater
 in gutem Vernehmen. Mehrere Zeichnungen wurden dazu ver-
 fertigt; den Deckel zierte ein Blumenkorb, über welchem eine
 15 Taube mit dem Ölzweige schwebte. Der Raum für die Juwelen war gelassen, die theils an der Taube, theils an den Blumen, theils auch an der Stelle, wo man die Dose zu öffnen pflegt, angebracht werden sollten. Der Juwelier, dem die völlige Aus-
 führung nebst den dazu nötigen Steinen übergeben ward, hieß
 20 Lautensak und war ein geschickter, muntreter Mann, der, wie mehrere geistreiche Künstler, selten das Notwendige, gewöhnlich aber das Willkürliche that, was ihm Vergnügen machte. Die Juwelen, in der Figur, wie sie auf dem Dosendeckel angebracht werden sollten, waren zwar bald auf schwarzes Wachs gesetzt
 25 und nahmen sich ganz gut aus; allein sie wollten sich von da gar nicht ablösen, um aufs Gold zu gelangen. Im Anfange ließ mein Vater die Sache noch so anstehen; als aber die Hoff-
 nung zum Frieden immer lebhafter wurde², als man zuletzt schon die Bedingungen, besonders die Erhebung des Erzherzogs Joseph
 30 zum römischen König, genauer wissen wollte, so ward mein Vater immer ungeduldiger, und ich mußte wöchentlich ein paar-
 mal, ja zuletzt fast täglich den saumseligen Künstler besuchen.

¹ Doch wissen wir von Spaziersfahrten nach Offenbach, Hanau, Darnstadt. —

² England und Frankreich verabredeten bereits im November 1762, die Feindseligkeiten einzustellen, bald darauf schlossen die deutschen Reichsstände mit Preußen Frieden, und Maria Theresia folgte diesen um so lieber, als preussische Truppen Ende 1762 bis an die Donau vorgebrungen waren und Friedrich sehr bedeutende Rüstungen für den Feldzug des nächsten Jahres machte.

Durch mein unablässiges Quälen und Zureden rückte die Arbeit, wiewohl langsam genug, vorwärts; denn weil sie von der Art war, daß man sie bald vornehmen, bald wieder aus den Händen legen konnte, so fand sich immer etwas, wodurch sie verdrängt und beiseite geschoben wurde.

Die Hauptursache dieses Benehmens indes war eine Arbeit, die der Künstler für eigene Rechnung unternommen hatte. Jedermann wußte, daß Kaiser Franz eine große Neigung zu Juwelen, besonders auch zu farbigen Steinen hege. Lautensak hatte eine ansehnliche Summe, und wie sich später fand, größer als sein Vermögen, auf dergleichen Edelsteine verwandt und daraus einen Blumenstrauß zu bilden angefangen, in welchem jeder Stein nach seiner Form und Farbe günstig hervortreten und das Ganze ein Kunststück geben sollte, wert, in dem Schatzgewölbe eines Kaisers aufbewahrt zu stehen. Er hatte nach seiner zerstreuten Art mehrere Jahre daran gearbeitet und eilte nun, weil man nach dem bald zu hoffenden Frieden die Ankunft des Kaisers zur Krönung seines Sohns in Frankfurt erwartete, es vollständig zu machen und endlich zusammenzubringen. Meine Lust, dergleichen Gegenstände kennen zu lernen, benutzte er sehr gewandt, um mich als einen Mahnboten zu zerstreuen und von meinem Vorsatz abzulenken. Er suchte mir die Kenntniß dieser Steine beizubringen, machte mich auf ihre Eigenschaften, ihren Wert aufmerksam, so daß ich sein ganzes Bouquet zuletzt auswendig wußte und es ebensogut wie er einem Kunden hätte anpreisend vordemonstrieren können. Es ist mir noch jetzt gegenwärtig, und ich habe wohl kostbarere, aber nicht anmutigere Schau- und Prachtstücke dieser Art gesehen. Außerdem besaß er noch eine hübsche Kupferammlung und andere Kunstwerke, über die er sich gern unterhielt, und ich brachte viele Stunden nicht ohne Nutzen bei ihm zu. Endlich, als wirklich der Kongreß zu Hubertsburg¹ schon festgesetzt war, that er aus Liebe zu mir ein Übriges, und die Taube zusamt den Blumen gelangte am Friedensfeste wirklich in die Hände meiner Mutter.

Manchen ähnlichen Auftrag erhielt ich denn auch, um bei

¹ 15. Februar 1763.

den Malern bestellte Bilder zu betreiben. Mein Vater hatte bei sich den Begriff festgesetzt, und wenig Menschen waren davon frei, daß ein Bild auf Holz gemalt einen großen Vorzug vor einem andern habe, das nur auf Leinwand aufgetragen sei. Gute eichene Bretter von jeder Form zu besitzen, war deswegen meines Vaters große Sorgfalt, indem er wohl wußte, daß die leichtsinnigern Künstler sich gerade in dieser wichtigen Sache auf den Tischler¹ verließen. Die ältesten Bohlen wurden aufgesucht, der Tischler mußte mit Leimen, Hobeln und Zurichten derselben aufs genaueste zu Werke gehen, und dann blieben sie jahrelang in einem obern Zimmer verwahrt, wo sie genugsam austrocknen konnten. Ein solches köstliches Brett ward dem Maler Junker anvertraut, der einen verzierten Blumentopf mit den bedeutendsten Blumen nach der Natur in seiner künstlichen und zierlichen Weise darauf darstellen sollte. Es war gerade im Frühling, und ich versäumte nicht, ihm wöchentlich einigemal die schönsten Blumen zu bringen, die mir unter die Hand kamen, welche er denn auch sogleich einschaltete und das Ganze nach und nach aus diesen Elementen auf das treulichste und fleißigste zusammenbildete. Gelegentlich hatte ich auch wohl einmal eine Maus gefangen, die ich ihm brachte, und die er als ein gar so zierliches Tier nachzubilden Lust hatte, auch sie wirklich aufs genaueste vorstellte, wie sie am Fuße des Blumentopfes eine Kornähre benascht. Mehr dergleichen unschuldige Naturgegenstände, als Schmetterlinge und Käfer, wurden herbeigeschafft und dargestellt, so daß zulezt, was Nachahmung und Ausführung betraf, ein höchst schätzbares Bild beisammen war.

Ich wunderte mich daher nicht wenig, als der gute Mann mir eines Tages, da die Arbeit bald abgeliefert werden sollte, umständlich eröffnete, wie ihm das Bild nicht mehr gefalle, indem es wohl im einzelnen ganz gut geraten, im ganzen aber nicht gut komponiert sei, weil es so nach und nach entstanden und er im Anfange das Versehen begangen, sich nicht wenigstens einen allgemeinen Plan für Licht und Schatten sowie für Farben zu entwerfen, nach welchem man die einzelnen Blumen

¹ Andere Form; jetzt durch Tischler verdrängt.

hätte einordnen können. Er ging mit mir das während eines halben Jahrs vor meinen Augen entstandene und mir teilweise gefällige Bild umständlich durch und wußte mich zu meiner Betrübniß vollkommen zu überzeugen. Auch hielt er die nachgebildete Maus für einen Mißgriff; „denn“, sagte er, „solche Tiere haben für viele Menschen etwas Schauderhaftes, und man sollte sie da nicht anbringen, wo man Gefallen erregen will“. Ich hatte nun, wie es demjenigen zu gehen pflegt, der sich von einem Vorurteile geheilt sieht und sich viel klüger dünkt, als er vorher gewesen, eine wahre Verachtung gegen dies Kunstwerk und stimmte dem Künstler völlig bei, als er eine andere Tafel von gleicher Größe verfertigen ließ, worauf er, nach dem Geschmack, den er besaß, ein besser geformtes Gefäß und einen kunstreicher geordneten Blumenstrauß anbrachte, auch die lebendigen kleinen Weiwesen zierlich und erfreulich sowohl zu wählen als zu verteilen wußte. Auch diese Tafel malte er mit der größten Sorgfalt, doch freilich nur nach jener schon abgebildeten oder aus dem Gedächtnis, das ihm aber bei einer sehr langen und emsigen Praxis gar wohl zu Hülfe kam. Beide Gemälde waren nun fertig, und wir hatten eine entschiedene Freude an dem letzten, das wirklich kunstreicher und mehr in die Augen fiel. Der Vater ward anstatt mit einem mit zwei Stücken¹ überrascht und ihm die Wahl gelassen. Er billigte unsere Meinung und die Gründe derselben, besonders auch den guten Willen und die Thätigkeit; entschied sich aber, nachdem er beide Bilder einige Tage betrachtet, für das erste, ohne über diese Wahl weiter viele Worte zu machen. Der Künstler, ärgerlich, nahm sein zweites, wohlgemeintes Bild zurück und konnte sich gegen mich der Bemerkung nicht enthalten, daß die gute eichne Tafel, worauf das erste gemalt stehe, zum Entschluß des Vaters gewiß das ihrige beigetragen habe.

Da ich hier wieder der Malerei gedente, so tritt in meiner Erinnerung eine große Anstalt hervor, in der ich viele Zeit zubrachte, weil sie und deren Vorsteher mich besonders an sich zog. Es war die große Wachstuchfabrik, welche der Maler Noth-

¹ Beide Bilder sind erhalten und im Besitze des Freiherrn von Bernus auf Stift Neuburg; aber die Bilder sind nicht auf Holz, sondern auf Leinwand gemalt.

nagel¹ errichtet hatte, ein geschickter Künstler, der aber sowohl durch sein Talent als durch seine Denkweise mehr zum Fabrikwesen als zur Kunst hinneigte. In einem sehr großen Raume von Höfen und Gärten wurden alle Arten von Wachstuch gefertigt, von dem rohesten an, das mit der Spatel² aufgetragen wird, und das man zu Küstwagen und ähnlichem Gebrauch benutzte, durch die Tapeten hindurch, welche mit Formen abgedruckt wurden, bis zu den feinem und feinsten, auf welchen bald chinesische und phantastische, bald natürliche Blumen abgebildet, bald Figuren, bald Landschaften durch den Pinsel geschickter Arbeiter dargestellt wurden. Diese Mannigfaltigkeit, die ins Unendliche ging, ergötzte mich sehr. Die Beschäftigung so vieler Menschen von der gemeinsten Arbeit bis zu solchen, denen man einen gewissen Kunstwert kaum versagen konnte, war für mich höchst anziehend. Ich machte Bekanntschaft mit dieser Menge in vielen Zimmern hintereinander arbeitenden jüngern und ältern Männern und legte auch wohl selbst mitunter Hand an. Der Vertrieb dieser Ware ging außerordentlich stark. Wer damals haute oder ein Gebäude möblierte, wollte für seine Lebenszeit versorgt sein, und diese Wachstuchtapeten waren allerdings unverwiltlich. Rothnagel selbst hatte genug mit Leitung des Ganzen zu thun und saß in seinem Comptoir, umgeben von Faktoren und Handlungsdienern. Die Zeit, die ihm übrigblieb, beschäftigte er sich mit seiner Kunstsammlung, die vorzüglich aus Kupferstichen bestand, mit denen er sowie mit Gemälden, die er besaß, auch wohl gelegentlich Handel trieb. Zugleich hatte er das Radieren lieb gewonnen; er ätzte verschiedene Blätter und setzte diesen Kunstzweig bis in seine spätesten Jahre fort.

Da seine Wohnung nahe am Eichenheimer Thore lag, so führte mich, wenn ich ihn besucht hatte, mein Weg gewöhnlich zur Stadt hinaus und zu den Grundstücken, welche mein Vater vor den Thoren besaß. Das eine war ein großer Baumgarten, dessen Boden als Wiese benutzt wurde, und worin mein Vater das Nachpflanzen der Bäume und was sonst zur Erhaltung

¹ Johann Andreas Benjamin Rothnagel (1729—1804). — ² Kleines spatentartiges Werkzeug zum Streichen oder Röhren, jetzt besonders von Apothekern gebraucht.

diente, sorgfältig beobachtete, obgleich das Grundstück verpachtet war. Noch mehr Beschäftigung gab ihm ein sehr gut unterhaltener Weinberg¹ vor dem Friedberger Thore, woselbst zwischen den Reihen der Weinstöcke Spargelreihen mit großer Sorgfalt gepflanzt und gewartet wurden. Es verging in der guten Jahreszeit fast kein Tag, daß nicht mein Vater sich hinausbegab, da wir ihn denn meist begleiten durften und so von den ersten Erzeugnissen des Frühling's bis zu den letzten des Herbstes Genuß und Freude hatten. Wir lernten nun auch mit den Gartengeschäften umgehen, die, weil sie sich jährlich wiederholten, uns endlich ganz bekannt und geläufig wurden. Nach mancherlei Früchten des Sommers und Herbstes war aber doch zuletzt die Weinlese das Lustigste und am meisten Erwünschte; ja, es ist keine Frage, daß, wie der Wein selbst den Orten und Gegenden, wo er wächst und getrunken wird, einen freieren Charakter gibt, so auch diese Tage der Weinlese, indem sie den Sommer schließen und zugleich den Winter eröffnen, eine unglaubliche Heiterkeit verbreiten. Lust und Jubel erstreckt sich über eine ganze Gegend. Des Tages hört man von allen Ecken und Enden Jauchzen und Schießen, und des Nachts verkünden bald da, bald dort Raketen und Leuchtkugeln, daß man noch überall wach und munter diese Feier gern solange als möglich ausdehnen möchte. Die nachherigen Bemühungen beim Keltern und während der Gärung im Keller gaben uns auch zu Hause eine heitere Beschäftigung, und so kamen wir gewöhnlich in den Winter hinein, ohne es recht gewahr zu werden.

Dieser ländlichen Besitzungen erfreuten wir uns im Frühling 1763 um so mehr, als uns der 15. Februar dieses Jahrs durch den Abschluß des Hubertsburger Friedens zum festlichen Tage geworden, unter dessen glücklichen Folgen der größte Teil meines Lebens verfließen sollte. Ehe ich jedoch weiter schreite, halte ich es für meine Schuldigkeit, einiger Männer zu gedenken, welche einen bedeutenden Einfluß auf meine Jugend ausgeübt.

Von Osenchlager², Mitglied des Hauses Frauenstein³, Schöff

¹ Vgl. oben, S. 116. — ² Johann Daniel von Osenchlager, 1761–71 Schöff und Bürgermeister. Mitglied des Hauses Frauenstein seit 1771. — ³ Vgl. S. 170.

und Schwiegersohn des oben¹ erwähnten Doktor Orth, ein schöner, behaglicher, sanguinischer Mann. Er hätte in seiner burgemeisterlichen Festtracht gar wohl den angesehensten französischen Prälaten vorstellen können. Nach seinen akademischen Studien
 5 hatte er sich in Hof- und Staatsgeschäften umgethan und seine Reisen auch zu diesen Zwecken eingeleitet. Er hielt mich besonders wert und sprach oft mit mir von den Dingen, die ihn vorzüglich interessierten. Ich war um ihn, als er eben seine Erläuterung der Gülden Bullen² schrieb, da er mir denn den Wert
 10 und die Würde dieses Dokuments sehr deutlich herauszusehen wußte. Auch dadurch wurde meine Einbildungskraft in jene wilden und unruhigen Zeiten zurückgeführt, daß ich nicht unterlassen konnte, dasjenige, was er mir geschichtlich erzählte, gleichsam als gegenwärtig, mit Ausmalung der Charakter und Um-
 15 stände und manchmal sogar mimisch darzustellen, woran er denn große Freude hatte und durch seinen Beifall mich zur Wiederholung aufregte.

Ich hatte von Kindheit auf die wunderliche Gewohnheit, immer die Anfänge der Bücher und Abteilungen eines Werks
 20 auswendig zu lernen, zuerst der fünf Bücher Moses, sodann der Aeneide und der Metamorphosen. So machte ich es nun auch mit der Goldenen Bulle und reizte meinen Gönner oft zum Lächeln, wenn ich ganz ernsthaft unversehens ausrief: „Omne regnum in
 25 se divisum desolabitur: nam principes ejus facti sunt socii furum.“³ Der kluge Mann schüttelte lächelnd den Kopf und sagte bedenklich: „Was müssen das für Zeiten gewesen sein, in welchen der Kaiser auf einer großen Reichsversammlung seinen Fürsten dergleichen Worte ins Gesicht publizieren ließ.“

Von Olenzschlager hatte viel Anmut im Umgang. Man
 30 sah wenig Gesellschaft bei ihm, aber zu einer geistreichen Unterhaltung war er sehr geneigt, und er veranlaßte uns junge Leute, von Zeit zu Zeit ein Schauspiel aufzuführen, denn man hielt dafür, daß eine solche Übung der Jugend besonders nützlich sei.

¹ Vgl. S. 90. — ² „Neue Erläuterung der Goldenen Bulle Kayfers Karl des IV.“ (1766). Über die Goldene Bulle vgl. S. 32. — ³ „Ein jeglich Reich, so es mit ihm selbst uneins wird, das wird wüste“: denn seine Fürsten sind zu Genossen von Dieben geworden. Vgl. Matthäus 12, B. 25.

Wir gaben den „*Caimit*“ von Schlegel¹, worin mir die Rolle des Königs, meiner Schwester die *Estrithe* und also dem jüngern Sohn des Hauses² zugeteilt wurde. Sodann wagten wir uns an den „*Britannicus*“³, denn wir sollten nebst dem Schauspieler-talent auch die Sprache zur Übung bringen. Ich erhielt den Nero, meine Schwester die *Agrippine* und der jüngere Sohn den *Britannicus*. Wir wurden mehr gelobt, als wir verdienten, und glaubten es noch besser gemacht zu haben, als wie wir gelobt wurden. So stand ich mit dieser Familie in dem besten Verhältnis und bin ihr manches Vergnügen und eine schnellere 10
Entwicklung schuldig geworden.

Von *Reined*⁴, aus einem altadligen Hause, tüchtig, rechtschaffen, aber starrsinnig, ein hagerer schwarzbrauner Mann, den ich niemals lächeln gesehen. Ihm begegnete das Unglück, daß seine einzige Tochter durch einen Hausfreund⁵ entführt wurde. 15
Er verfolgte seinen Schwiegersohn mit dem heftigsten Prozeß, und weil die Gerichte in ihrer Förmlichkeit seiner Nachsicht weder schnell noch stark genug willfahren wollten, überwarf er sich mit diesen, und es entstanden Händel aus Händeln, Prozesse aus Prozessen. Er zog sich ganz in sein Haus⁶ und einen 20
daranstößenden Garten zurück, lebte in einer weitläufigen, aber traurigen Unterstube, in die seit vielen Jahren kein Pinsel eines Tünchers, vielleicht kaum der Rehrbesen einer Magd gekommen war. Mich konnte er gar gern leiden und hatte mir seinen jüngern Sohn⁷ besonders empfohlen. Seine ältesten Freunde, die 25
sich nach ihm zu richten wußten, seine Geschäftsleute, seine Sachwalter sah er manchmal bei Tische und unterließ dann niemals, auch mich einzuladen. Man aß sehr gut bei ihm und trank noch besser. Den Gästen erregte jedoch ein großer, aus vielen Rizen rauchender Ofen die ärgste Pein. Einer der Vertrautesten 30
wagte einmal, dies zu bemerken, indem er den Hausherrn fragte, ob er denn so eine Unbequemlichkeit den ganzen Winter aus-

¹ Johann Elias Schlegels „*Caimit*“ erschien Kopenhagen 1748. — ² Johann Nicolai Denslager war um zwei Jahre jünger als Goethe. — ³ Von *Racine*, 1669 erschienen. — ⁴ Friedrich Ludwig von *Reined* (1707—75), königlich polnischer Geheimer Kriegsrat. — ⁵ Hauptmann *Klend*. — ⁶ In der Hafengasse Nr. 6. — ⁷ Adalbert von *Reined* stand in demselben Lebensalter wie Goethe.

halten könne. Er antwortete darauf als ein zweiter Timon¹ und Heautontimorumenos²: „Wollte Gott, dies wäre das größte Übel von denen, die mich plagen!“ Nur spät ließ er sich bereden, Tochter und Enkel wiederzusehen. Der Schwiegervater
5 durfte ihm nicht wieder vor Augen.

Auf diesen so braven als unglücklichen Mann wirkte meine Gegenwart sehr günstig, denn indem er sich gern mit mir unterhielt und mich besonders von Welt- und Staatsverhältnissen belehrte, schien er selbst sich erleichtert und erheitert zu fühlen.
10 Die wenigen alten Freunde, die sich noch um ihn versammelten, gebrauchten mich daher oft, wenn sie seinen verdrießlichen Sinn zu mildern und ihn zu irgend einer Zerstreuung zu bereden wünschten. Wirklich fuhr er nunmehr manchmal mit uns aus und besah sich die Gegend wieder, auf die er so viele Jahre
15 keinen Blick geworfen hatte. Er gedachte der alten Besitzer, erzählte von ihren Charaktern und Begebenheiten, wo er sich denn immer streng, aber doch öfters heiter und geistreich erwies. Wir suchten ihn nun auch wieder unter andere Menschen zu bringen, welches uns aber beinah' übel geraten wäre.

Von gleichem, wenn nicht noch von höherem Alter als er war ein Herr von Malapart³, ein reicher Mann, der ein sehr schönes Haus am Roßmarkt besaß und gute Einkünfte von Salinen zog. Auch er lebte sehr abgesondert; doch war er Sommers viel in seinem Garten vor dem Bockenheimer Thore⁴, wo
25 er einen sehr schönen Nelkenflor wartete und pfl egte.

Von Keined war auch ein Nelkenfreund; die Zeit des Florz war da, und es geschahen einige Anregungen, ob man sich nicht wechselseitig besuchen wollte. Wir leiteten die Sache ein und trieben es so lange, bis endlich von Keined sich entschloß, mit
30 uns einen Sonntag Nachmittag hinauszufahren. Die Begrüßung der beiden alten Herren war sehr lakonisch, ja bloß pantomimisch, und man ging mit wahrhaft diplomatischem Schritt an den langen Nelfengerüsten hin und her. Der Flor

¹ Misanthrop, lebte zur Zeit des Sokrates in Athen, bekannt durch Lucians Dialog. — ² „Selbstquäler“; Komödie von Terenz. — ³ von Malapart (1700—1773), seit 1753 geabelt; die Salinen befanden sich in Soben. — ⁴ Jetzt Bockenheimer Landstraße 16—20.

war wirklich außerordentlich schön, und die besondern Formen und Farben der verschiedenen Blumen, die Vorzüge der einen vor der andern und ihre Seltenheit machten denn doch zuletzt eine Art von Gespräch aus, welches ganz freundlich zu werden schien, worüber wir andern uns um so mehr freuten, als wir in einer benachbarten Laube den kostbarsten alten Rheinwein in geschliffenen Flaschen, schönes Obst und andere gute Dinge aufgetischt sahen. Leider aber sollten wir sie nicht genießen. Denn unglücklicherweise sah von Reineck eine sehr schöne Nelke vor sich, die aber den Kopf etwas niedersenkte; er griff daher sehr zierlich mit dem Zeige- und Mittelfinger vom Stengel herauf gegen den Kelch und hob die Blume von hinten in die Höhe, so daß er sie wohl betrachten konnte. Aber auch diese zarte Berührung verdroß den Besitzer. Von Malapart erinnerte, zwar höflich, aber doch steif genug und eher etwas selbstgefällig, an das *oculis non manibus*¹. Von Reineck hatte die Blume schon losgelassen, fing aber auf jenes Wort gleich Feuer und sagte, mit seiner gewöhnlichen Trockenheit und Ernst, es sei einem Kenner und Liebhaber wohl gemäß, eine Blume auf die Weise zu berühren und zu betrachten, worauf er denn jenen Gest wiederholte und sie noch einmal zwischen die Finger nahm. Die beiderseitigen Hausfreunde — denn auch von Malapart hatte einen bei sich — waren nun in der größten Verlegenheit. Sie ließen einen Hasen nach dem andern laufen (dies war unsre sprichwörtliche Redensart, wenn ein Gespräch sollte unterbrochen und auf einen andern Gegenstand gelenkt werden); allein es wollte nichts versangen: die alten Herren waren ganz stumm geworden, und wir fürchteten jeden Augenblick, von Reineck möchte jenen Akt wiederholen; da wäre es denn um uns alle geschehen gewesen. Die beiden Hausfreunde hielten ihre Herren auseinander, indem sie selbige bald da, bald dort beschäftigten, und das klügste war, daß wir endlich aufzubrechen Anstalt machten; und so mußten wir leider den reizenden Kredenztiisch ungenossen mit dem Rücken ansehen.

¹ Mit den Augen, nicht mit den Händen.

Hofrat Huisgen¹, nicht von Frankfurt gebürtig, reformirter Religion und deswegen keiner öffentlichen Stelle noch auch der Advokatur fähig, die er jedoch, weil man ihm als vortrefflichem Juristen viel Vertrauen schenkte, unter fremder Signatur ganz gelassen sowohl in Frankfurt als bei den Reichsgerichten zu führen wußte, war wohl schon sechzig Jahr alt, als ich mit seinem Sohne Schreibstunde hatte und dadurch ins Haus kam. Seine Gestalt war groß, lang, ohne hager, breit, ohne beleibt zu sein. Seine Gesicht, nicht allein von den Blattern entstellt, sondern auch des einen Auges beraubt, sah man die erste Zeit nur mit Apprehension². Er trug auf einem kahlen Haupte immer eine ganz weiße Glockenmütze, oben mit einem Bande gebunden. Seine Schlafkröde von Kalmant³ oder Damast waren durchaus sehr sauber. Er bewohnte eine gar heitre Zimmerflucht auf gleicher Erde an der Allee, und die Reinlichkeit seiner Umgebung entsprach dieser Heiterkeit. Die größte Ordnung seiner Papiere, Bücher, Landkarten machte einen angenehmen Eindruck. Sein Sohn Heinrich Sebastian⁴, der sich durch verschiedene Schriften im Kunstfach bekannt gemacht, versprach in seiner Jugend wenig. Gutmütig, aber täppisch, nicht roh, aber doch geradezu und ohne besondere Neigung, sich zu unterrichten, suchte er lieber die Gegenwart des Vaters zu vermeiden, indem er von der Mutter alles, was er wünschte, erhalten konnte. Ich hingegen näherte mich dem Alten immer mehr, je mehr ich ihn kennen lernte. Da er sich nur bedeutender Rechtsfälle annahm, so hatte er Zeit genug, sich auf andere Weise zu beschäftigen und zu unterhalten. Ich hatte nicht lange um ihn gelebt und seine Lehren vernommen, als ich wohl merken konnte, daß er mit Gott und der Welt in Opposition stehe. Eins seiner Lieblingsbücher war „Agrippa de vanitate scientiarum“⁵, daß er mit

¹ Friedrich Wilhelm Huisgen, Brandenburgisch-Ansbachischer Rat und Anhalt-Röthenscher Hofrat und Agent. — ² Furcht, Unbehagen. — ³ Älterer Name für Kasting: bichter Stoff aus Rammgarn. — ⁴ Heinrich Sebastian Huisgen (1745—1802), später Schriftsteller und Kunsthändler. — ⁵ Agrippa von Nettesheim (1486—1535) aus Köln, berühmter Schwarzkünstler und mystischer Philosoph, stellte in seiner Schrift: „De incertudine et vanitate scientiarum“ (Köln 1527) die Wissenschaft als Teufelswerk hin, während er den schlichten Glauben bereits in seinem Hauptwerk „De occulta philosophia“ (bas. 1510) gepriesen hatte.

besonders empfahl, und mein junges Gehirn dadurch eine Zeitlang in ziemliche Verwirrung setzte. Ich war im Behagen der Jugend zu einer Art von Optimismus geneigt und hatte mich mit Gott oder den Göttern ziemlich wieder¹ ausgesöhnt; denn durch eine Reihe von Jahren war ich zu der Erfahrung gekommen, daß es gegen das Böse manches Gleichgewicht gebe, daß man sich von den Übeln wohl wieder herstelle, und daß man sich aus Gefahren rette und nicht immer den Hals breche. Auch was die Menschen thaten und trieben, sah ich läßlich an und fand manches Lobenswürdige, womit mein alter Herr keineswegs zufrieden sein wollte. Ja, als er einmal mir die Welt ziemlich von ihrer fragenhaften Seite geschildert hatte, merkte ich ihm an, daß er noch mit einem bedeutenden Trumpfe zu schließen gedenke. Er drückte, wie in solchen Fällen seine Art war, das blinde linke Auge stark zu, blickte mit dem andern scharf hervor und sagte mit einer näselnden Stimme: „Auch in Gott entdeck ich Fehler.“

Mein Timonischer Mentor war auch Mathematiker; aber seine praktische Natur trieb ihn zur Mechanik, ob er gleich nicht selbst arbeitete. Eine für damalige Zeiten wenigstens wunder-²⁰same Uhr, welche neben den Stunden und Tagen auch die Bewegungen von Sonne und Mond anzeigte, ließ er nach seiner Angabe verfertigen. Sonntags früh um zehn Uhr zog er sie jedesmal selbst auf, welches er um so gewisser thun konnte, als er niemals in die Kirche ging. Gesellschaft oder Gäste habe ich²⁵ nie bei ihm gesehen. Angezogen und aus dem Hause gehend, erinnere ich mir ihn in zehn Jahren kaum zweimal.

Die verschiedenen Unterhaltungen mit diesen Männern waren nicht unbedeutend, und jeder wirkte auf mich nach seiner Weise. Für einen jeden hatte ich so viel, oft noch mehr Aufmerksamkeit als die eigenen Kinder, und jeder suchte an mir,³⁰ als an einem geliebten Sohne, sein Wohlgefallen zu vermehren, indem er an mir sein moralisches Ebenbild herzustellen trachtete. Olenchlager wollte mich zum Hofmann, Keinetz zum diplomatischen Geschäftsmann bilden; beide, besonders letzterer, suchten³⁵

¹ Vgl. oben, S. 56.

mir Poesie und Schriftstellerei zu verleiden. Quisgen wollte mich zum Timon seiner Art, dabei aber zum tüchtigen Rechtsgelehrten haben, ein notwendiges Handwerk, wie er meinte, damit man sich und das Seinige gegen das Lumpenpack von
 5 Menschen regelmäßig verteidigen, einem Unterdrückten beistehen und allenfalls einem Schelmen etwas am Zeuge flicken könne; letzteres jedoch sei weder besonders thunlich noch ratsam.

Hielt ich mich gern an der Seite jener Männer, um ihren Rat, ihren Fingerzeig zu benutzen, so forderten jüngere, an Alter
 10 mir nur wenig vorausgeschrittene mich auf zum unmittelbaren Racheisern. Ich nenne hier vor allen andern die Gebrüder Schloffer¹ und Griesbach². Da ich jedoch mit diesen in der Folge in genauere Verbindung trat, welche viele Jahre ununterbrochen dauerte, so sage ich gegenwärtig nur so viel, daß
 15 sie uns damals als ausgezeichnet in Sprachen und andern die akademische Laufbahn eröffnenden Studien gepriesen und zum Muster aufgestellt wurden, und daß jedermann die gewisse Erwartung hegte, sie würden einst im Staat und in der Kirche etwas Ungemeines leisten.

20 Was mich betrifft, so hatte ich auch wohl im Sinne, etwas Außerordentliches hervorzubringen; worin es aber bestehen könne, wollte mir nicht deutlich werden. Wie man jedoch eher an den Lohn denkt, den man erhalten möchte, als an das Verdienst, das man sich erwerben sollte, so leugne ich nicht, daß, wenn ich
 25 an ein wünschenswertes Glück dachte, dieses mir am reizendsten in der Gestalt des Lorbeerkranzes erschien, der den Dichter zu zieren geflochten ist.

¹ Hieronymus Peter Schloffer (1735—97) und Johann Georg Schloffer (1739—99), Söhne des Schöffen Erasmus Schloffer, beide damals Advokaten in Frankfurt. Über Johann Georg Schloffer spricht Goethe ausführlicher im 7. und 12. Buch. — ² Johann Jakob Griesbach (1745—1812), aus Buzbach, war mit seinem Vater, dem Prediger Griesbach, nach Frankfurt gekommen. Er machte sich später bekannt durch seine neutestamentlichen Textuntersuchungen und stand als Professor in Jena zu Goethe in freundschaftlicher Beziehung.



Fünftes Buch.

Für alle Vögel gibt es Lockspeisen, und jeder Mensch wird auf seine eigene Art geleitet und verleitet. Natur, Erziehung, Umgebung, Gewohnheit hielten mich von allem Rohen absondert, und ob ich gleich mit den untern Volksklassen, besonders den Handwerkern, öfters in Berührung kam, so entstand doch daraus kein näheres Verhältnis. Etwas Ungewöhnliches, vielleicht Gefährliches zu unternehmen, hatte ich zwar Verwegenheit genug und fühlte mich wohl manchmal dazu aufgelegt, allein es mangelte mir die Handhabe, es anzugreifen 10 und zu fassen.

Indessen wurde ich auf eine völlig unerwartete Weise in Verhältnisse verwickelt, die mich ganz nahe an große Gefahr und wenigstens für eine Zeitlang in Verlegenheit und Not brachten. Mein früheres gutes Verhältnis zu jenem Knaben, 15 den ich oben Pylades¹ genannt, hatte sich bis ins Jünglingsalter fortgesetzt. Zwar sahen wir uns feltner, weil unsre Eltern nicht zum besten miteinander standen; wo wir uns aber trafen, sprang immer sogleich der alte freundschaftliche Jubel hervor. Einst begegneten wir uns in den Alleen, die zwischen dem innern 20 und äußern Sankt Gallen=Thor² einen sehr angenehmen Spaziergang darbieten. Wir hatten uns kaum begrüßt, als er zu mir sagte: „Es geht mir mit deinen Versen noch immer wie sonst. Diejenigen, die du mir nenlich mittheilst, habe ich einigen lustigen Gefellen vorgelesen, und keiner will glauben, daß du sie gemacht 25 habest.“ — „Laß es gut sein“, versetzte ich; „wir wollen sie

¹ Vgl. S. 64. -- ² Ursprünglich Galgenthor.

machen, uns daran ergötzen, und die andern mögen davon denken und sagen, was sie wollen.“

„Da kommt eben der Ungläubige!“ sagte mein Freund. — „Wir wollen nicht davon reden“, war meine Antwort. „Was hilft's, man belehrt sie doch nicht.“ — „Mit nichts“, sagte der Freund, „ich kann es ihm nicht so hingehen lassen.“

Nach einer kurzen, gleichgültigen Unterhaltung konnte es der für mich nur allzuwohlgefeynte junge Gesell nicht lassen und sagte mit einiger Empfindlichkeit gegen jenen: „Hier ist nun der Freund, der die hübschen Verse gemacht hat, und die ihr ihm nicht zutrauen wollt.“ — „Er wird es gewiß nicht übelnehmen“, versetzte jener, „denn es ist ja eine Ehre, die wir ihm erweisen, wenn wir glauben, daß weit mehr Gelehrsamkeit dazu gehöre, solche Verse zu machen, als er bei seiner Jugend besitzen kann.“ — Ich erwiderte etwas Gleichgültiges; mein Freund aber fuhr fort: „Es wird nicht viel Mühe kosten, euch zu überzeugen. Gebt ihm irgend ein Thema auf, und er macht euch ein Gedicht aus dem Stegreif.“ — Ich ließ es mir gefallen, wir wurden einig, und der dritte fragte mich, ob ich mich wohl getraue, einen recht artigen Liebesbrief in Versen aufzusetzen, den ein verschämtes junges Mädchen an einen Jüngling schriebe, um ihre Neigung zu offenbaren. — „Nichts ist leichter als das“, versetzte ich, „wenn wir nur ein Schreibzeug hätten.“ — Jener brachte seinen Taschenkalender hervor, worin sich weiße Blätter in Menge befanden, und ich setzte mich auf eine Bank, zu schreiben. Sie gingen indes auf und ab und ließen mich nicht aus den Augen. Sogleich faßte ich die Situation in den Sinn und dachte mir, wie artig es sein müßte, wenn irgend ein hübsches Kind mir wirklich gewogen wäre und es mir in Prosa oder in Versen entdecken wollte. Ich begann daher ohne Anstand meine Erklärung und führte sie in einem zwischen dem Knittelvers und Madrigal¹ schwebenden Silbenmaße mit möglichster Naivetät in kurzer Zeit dergestalt aus, daß, als ich dies

¹ Das Madrigal (ursprünglich bedeutet der Name „Hirtengebicht“), vollstän-
dliche Gedichtform der italienischen Litteratur und bald auch in die französische
und deutsche Poesie übertragen, bestand seit dem 16. Jahrhundert in einer Verbin-
dung mehrerer dreizehniger Strophen, die durch ein Reimpaar abgeschlossen wurden
z. B. abc abc dd. Bald aber galt als Hauptcharakteristikum der Wechsel langer

Gedichtchen den beiden vorlas, der Zweifler in Verwunderung und mein Freund in Entzücken versetzt wurde. Jenem konnte ich auf sein Verlangen das Gedicht um so weniger verweigern, als es in seinen Kalender geschrieben war, und ich das Dokument meiner Fähigkeiten gern in seinen Händen sah. Er schied unter vielen Versicherungen von Bewunderung und Neigung und wünschte nichts mehr, als uns öfters zu begegnen, und wir machten aus, bald zusammen aufs Land zu gehen.

Unsre Partie kam zu stande, zu der sich noch mehrere junge Leute von jenem Schlage gesellten. Es waren Menschen aus dem mittlern, ja, wenn man will, aus dem niedern Stande, denen es an Kopf nicht fehlte, und die auch, weil sie durch die Schule gelaufen, manche Kenntniss und eine gewisse Bildung hatten. In einer großen reichen Stadt gibt es vielerlei Erwerbszweige. Sie halfen sich durch, indem sie für die Advokaten schrieben, Kinder der geringern Klasse durch Hausunterricht etwas weiter brachten, als es in Trivialschulen zu geschehen pflegt. Mit erwachsenern Kindern, welche konfirmiert werden sollten, repetierten sie den Religionsunterricht, ließen dann wieder den Mäklern oder Kaufleuten einige Wege und thaten sich abends, besonders aber an Sonn- und Feiertagen, auf eine frugale Weise etwas zu gute.

Indem sie nun unterwegs meine Liebesepistel auf das beste herausstrichen, gestanden sie mir, daß sie einen sehr lustigen Gebrauch davon gemacht hätten: sie sei nämlich mit verstellter Hand abgeschrieben und mit einigen nähern Beziehungen einem eingebildeten jungen Manne zugeschoben worden, der nun in der festen Überzeugung stehe, ein Frauenzimmer, dem er von fern den Hof gemacht, sei in ihn aufs äußerste verliebt und suche Gelegenheit, ihm näher bekannt zu werden. Sie vertrauten mir dabei, er wünsche nichts mehr, als ihr auch in Versen antworten zu können; aber weder bei ihm noch bei ihnen finde sich Geschick dazu, weshalb sie mich inständig bäten, die gewünschte Antwort selbst zu verfassen.

Mystifikationen sind und bleiben eine Unterhaltung für

und kurzer (sieben- und elfsilbiger) Verszeilen und gereimter und ungeremter Verse. Daran denkt Goethe hier.

müßige, mehr oder weniger geistreiche Menschen. Eine läßliche Bosheit, eine selbstgefällige Schadenfreude sind ein Genuß für diejenigen, die sich weder mit sich selbst beschäftigen, noch nach außen heilsam wirken können. Kein Alter ist ganz frei von einem solchen Kikel. Wir hatten uns in unsern Knabenjahren einander oft angeführt; viele Spiele beruhen auf solchen Mystifikationen und Attrappen¹; der gegenwärtige Scherz schien mir nicht weiter zu gehen, ich willigte ein; sie teilten mir manches Besondere mit, was der Brief enthalten sollte, und wir brachten ihn schon fertig mit nach Hause.

Kurze Zeit darauf wurde ich durch meinen Freund dringend eingeladen, an einem Abendfeste jener Gesellschaft teilzunehmen.² Der Liebhaber wolle es diesmal ausstatten und verlange dabei ausdrücklich, dem Freunde zu danken, der sich so vortrefflich als poetischer Sekretär erwiesen.

Wir kamen spät genug zusammen, die Mahlzeit war die frugalste, der Wein trinkbar; und was die Unterhaltung betraf, so drehte sie sich fast gänzlich um die Verhöhnung des gegenwärtigen, freilich nicht sehr aufgeweckten Menschen, der nach wiederholter Lesung des Briefes nicht weit davon war, zu glauben, er habe ihn selbst geschrieben.

Meine natürliche Gutmütigkeit ließ mich an einer solchen boshaften Verstellung wenig Freude finden, und die Wiederholung desselben Themas ekelte mich bald an. Gewiß, ich brachte einen verdrießlichen Abend hin, wenn nicht eine unerwartete Erscheinung mich wieder belebt hätte. Bei unserer Ankunft stand bereits der Tisch reinlich und ordentlich gedeckt, hinreichender Wein aufgestellt; wir setzten uns und blieben allein, ohne Bedienung nötig zu haben. Als es aber doch zuletzt an Wein gebrach, rief einer nach der Magd; allein statt derselben trat ein Mädchen herein, von ungemeiner und, wenn man sie in ihrer Umgebung sah, von unglaublicher Schönheit. — „Was verlangt ihr?“ sagte sie, nachdem sie auf eine freundliche Weise guten Abend geboten, „die Magd ist krank und zu Bette. Kann ich euch dienen?“ — „Es fehlte an Wein“, sagte der eine. „Wenn

¹ Neckereien, Fallstricke. — ² Im Gasthause zur Rose, wo jetzt das von Mummische Haus steht, Seit Nr. 36.

du uns ein paar Flaschen holtest, so wäre es sehr hübsch." — „Thu es, Gretchen“, sagte der andere; „es ist ja nur ein Klagen-
 sprung.“ — „Warum nicht!“ versetzte sie, nahm ein paar leere
 Flaschen vom Tisch und eilte fort. Ihre Gestalt war von der
 Rückseite fast noch zierlicher. Das Häubchen saß so nett auf
 dem kleinen Kopfe, den ein schlanker Hals gar anmutig mit
 Nacken und Schultern verband. Alles an ihr schien auserlesen,
 und man konnte der ganzen Gestalt um so ruhiger folgen, als
 die Aufmerksamkeit nicht mehr durch die stillen, treuen Augen
 und den lieblichen Mund allein angezogen und gefesselt wurde.
 Ich machte den Gesellen Vorwürfe, daß sie das Kind in der
 Nacht allein ausschickten; sie lachten mich aus, und ich war
 bald getröstet, als sie schon wiederkam, denn der Schenkwirt
 wohnte nur über die Straße. — „Setze dich dafür auch zu uns“,
 sagte der eine. Sie that es, aber leider kam sie nicht neben
 mich. Sie trank ein Glas auf unsre Gesundheit und entfernte
 sich bald, indem sie uns riet, nicht gar lange beisammen zu
 bleiben und überhaupt nicht so laut zu werden, denn die Mutter
 wolle sich eben zu Bette legen. Es war nicht ihre Mutter, son-
 dern die unserer Wirte.

Die Gestalt dieses Mädchens verfolgte mich von dem Augen-
 blick an auf allen Wegen und Stegen; es war der erste blei-
 bende Eindruck, den ein weibliches Wesen auf mich gemacht
 hatte; und da ich einen Vorwand, sie im Hause zu sehen, weder
 finden konnte noch suchen mochte, ging ich ihr zuliebe in die
 Kirche und hatte bald ausgespiirt, wo sie saß; und so konnte
 ich während des langen protestantischen Gottesdienstes mich
 wohl satt an ihr sehen. Beim Herausgehen getraute ich mich
 nicht, sie anzureden, noch weniger sie zu begleiten, und war schon
 selig, wenn sie mich bemerkt und gegen einen Gruß genickt zu
 haben schien. Doch ich sollte das Glück, mich ihr zu nähern,
 nicht lange entbehren. Man hatte jenen Liebenden, dessen poe-
 tischer Sekretär ich geworden war, glauben gemacht, der in sei-
 nem Namen geschriebene Brief sei wirklich an das Frauenzim-
 mer abgegeben worden, und zugleich seine Erwartung aufs
 äußerste gespannt, daß nun bald eine Antwort darauf erfolgen
 müsse. Auch diese sollte ich schreiben, und die schalkische Gesell-

schafft ließ mich durch Pylades aufs inständigste ersuchen, allen meinen Wiß aufzubieten und alle meine Kunst zu verwenden, daß dieses Stück recht zierlich und vollkommen werde.

In Hoffnung, meine Schöne wiederzusehen, machte ich mich
5 sogleich ans Werk und dachte mir nun alles, was mir höchst wohlgefällig sein würde, wenn Gretchen es mir schriebe. Ich glaubte alles so aus ihrer Gestalt, ihrem Wesen, ihrer Art, ihrem Sinn herausgeschrieben zu haben, daß ich mich des Wunsches nicht enthalten konnte, es möchte wirklich so sein, und mich
10 in Entzücken verlor, nur zu denken, daß etwas Ähnliches von ihr an mich könnte gerichtet werden. So mystifizierte ich mich selbst, indem ich meinte, einen andern zum besten zu haben, und es sollte mir daraus noch manche Freude und manches Ungemach entspringen. Als ich abermals gemahnt wurde, war ich
15 fertig, versprach zu kommen und fehlte nicht zur bestimmten Stunde. Es war nur einer von den jungen Leuten zu Hause; Gretchen saß am Fenster und spann; die Mutter ging ab und zu. Der junge Mensch verlangte, daß ich's ihm vorlesen sollte; ich that es und las nicht ohne Rührung, indem ich über das
20 Blatt weg nach dem schönen Kinde hinschielte, und da ich eine gewisse Unruhe ihres Wesens, eine leichte Röthe ihrer Wangen zu bemerken glaubte, drückte ich mir besser und lebhafter aus, was ich von ihr zu vernehmen wünschte. Der Vetter, der mich oft durch Lobeserhebungen unterbrochen hatte, ersuchte mich zu
25 legt um einige Abänderungen. Sie betrafen einige Stellen, die freilich mehr auf Gretchens Zustand, als auf den jenes Frauenzimmers paßten, das von gutem Hause, wohlhabend, in der Stadt bekannt und angesehen war. Nachdem der junge Mann mir die gewünschten Änderungen artikuliert und ein Schreibzeug herbeigeholt hatte, sich aber wegen eines Geschäfts auf kurze Zeit beurlaubte, blieb ich auf der Wandbank hinter dem großen Tische sitzen und probierte die zu machenden Veränderungen auf der großen, fast den ganzen Tisch einnehmenden Schieferplatte mit einem Griffel, der stets im Fenster lag, weil
35 man auf dieser Steinfläche oft rechnete, sich mancherlei notierte, ja die Gehenden und Kommenden sich sogar Notizen dadurch mitteilten.

Ich hatte eine Zeitlang verschiedenes geschrieben und wieder ausgelöscht, als ich ungeduldig ausrief: „Es will nicht gehen!“ — „Desto besser!“ sagte das liebe Mädchen mit einem gefetzten Tone; „ich wünschte, es ginge gar nicht. Sie sollten sich mit solchen Händeln nicht befassen.“ — Sie stand vom Spinnrocken auf, und zu mir an den Tisch tretend, hielt sie mir mit viel Verstand und Freundlichkeit eine Strafpredigt. „Die Sache scheint ein unschuldiger Scherz; es ist ein Scherz, aber nicht unschuldig. Ich habe schon mehrere Fälle erlebt, wo unfere jungen Leute wegen eines solchen Frevels in große Verlegenheit kamen.“ — „Was soll ich aber thun?“ versetzte ich, „der Brief ist geschrieben, und sie verlassen sich drauf, daß ich ihn umändern werde.“ — „Glauben Sie mir“, versetzte sie, „und ändern ihn nicht um; ja, nehmen Sie ihn zurück, stecken Sie ihn ein, gehen Sie fort und suchen die Sache durch Ihren Freund ins Gleiche zu bringen. Ich will auch ein Wörtchen mit drein reden; denn, sehen Sie, so ein armes Mädchen, als ich bin, und abhängig von diesen Verwandten, die zwar nichts Böses thun, aber doch oft um der Lust und des Gewinns willen manches Wagehalfige vornehmen, ich habe widerstanden und den ersten Brief nicht abgeschrieben, wie man von mir verlangte; sie haben ihn mit verstellter Hand kopiert, und so mögen sie auch, wenn es nicht anders ist, mit diesem thun. Und Sie, ein junger Mann aus gutem Hause, wohlhabend, unabhängig, warum wollen Sie sich zum Werkzeug in einer Sache gebrauchen lassen, aus der gewiß nichts Gutes und vielleicht manches Unangenehme für Sie entspringen kann?“ — Ich war glücklich, sie in einer Folge reden zu hören; denn sonst gab sie mir wenige Worte in das Gespräch. Meine Neigung wuchs unglaublich, ich war nicht Herr von mir selbst und erwiderte: „Ich bin so unabhängig nicht, als Sie glauben, und was hilft mir wohlhabend zu sein, da mir das köstlichste fehlt, was ich wünschen dürfte.“

Sie hatte mein Konzept der poetischen Epistel vor sich hingezogen und las es halb laut, gar hold und anmutig. „Das ist recht hübsch“, sagte sie, indem sie bei einer Art naiver Pointe innehielt; „nur schade, daß es nicht zu einem bessern, zu einem wahren Gebrauch bestimmt ist.“ — „Das wäre freilich sehr

wünschenswert", rief ich aus; „wie glücklich müßte der sein, der von einem Mädchen, das er unendlich liebt, eine solche Versicherung ihrer Neigung erhielt!" — „Es gehört freilich viel dazu", versetzte sie, „und doch wird manches möglich." — „Zum Weis-
 5 spiel", fuhr ich fort, „wenn jemand, der Sie kennt, schätzt, verehrt und anbetet, Ihnen ein solches Blatt vorlegte und Sie recht dringend, recht herzlich und freundlich bäte, was würden Sie thun?" — Ich schob ihr das Blatt näher hin, das sie schon wieder mir zugeschoben hatte. Sie lächelte, besann sich einen
 10 Augenblick, nahm die Feder und unterschrieb. Ich kannte mich nicht vor Entzücken, sprang auf und wollte sie umarmen. — „Nicht küssen!" sagte sie; „das ist so was Gemeines; aber lieben, wenn's möglich ist." — Ich hatte das Blatt zu mir genommen und eingesteckt. „Niemand soll es erhalten", sagte ich, „und
 15 die Sache ist abgethan! Sie haben mich gerettet." — „Nun vollenden Sie die Rettung", rief sie aus, „und eilen fort, ehe die andern kommen und Sie in Pein und Verlegenheit geraten." Ich konnte mich nicht von ihr losreißen; sie aber bat mich so freundlich, indem sie mit beiden Händen meine Rechte nahm
 20 und liebevoll drückte. Die Thränen waren mir nicht weit: ich glaubte ihre Augen feucht zu sehen; ich drückte mein Gesicht auf ihre Hände und eilte fort. In meinem Leben hatte ich mich nicht in einer solchen Verwirrung befunden.

Die ersten Liebesneigungen einer unverborenen Jugend
 25 nehmen durchaus eine geistige Wendung. Die Natur scheint zu wollen, daß ein Geschlecht in dem andern das Gute und Schöne sinnlich gewahr werde. Und so war auch mir durch den Anblick dieses Mädchens, durch meine Neigung zu ihr eine neue Welt des Schönen und Vortrefflichen aufgegangen. Ich las
 30 meine poetische Epistel hundertmal durch, beschaute die Unterschrift, küßte sie, drückte sie an mein Herz und freute mich dieses liebenswürdigen Bekenntnisses. Je mehr sich aber mein Entzücken steigerte, desto weher that es mir, sie nicht unmittelbar besuchen, sie nicht wiedersehen und sprechen zu können; denn
 35 ich fürchtete die Vorwürfe der Bettern und ihre Zudringlichkeit. Den guten Phylades, der die Sache vermitteln konnte, wußte ich nicht anzutreffen. Ich machte mich daher den nächsten Sonn-

tag auf nach Niederrad, wohin jene Gefellen gewöhnlich zu gehen pflegten, und fand sie auch wirklich. Sehr verwundert war ich jedoch, da sie mir, anstatt verdrießlich und fremd zu thun, mit frohem Gesicht entgegenkamen. Der Jüngste besonders war sehr freundlich, nahm mich bei der Hand und sagte: „Ihr habt uns 5
neulich einen schelmischen Streich gespielt, und wir waren auf Euch recht böse; doth hat uns Euer Entweichen und das Entwenden der poetischen Epistel auf einen guten Gedanken gebracht, der uns vielleicht sonst niemals aufgegangen wäre. Zur Ver- 10
söhnung möget Ihr uns heute bewirten, und dabei sollt Ihr erfahren, was es denn ist, worauf wir uns etwas einbilden, und was Euch gewiß auch Freude machen wird.“ Diese Anrede 15
setzte mich in nicht geringe Verlegenheit, denn ich hatte ungefähr so viel Geld bei mir, um mir selbst und einem Freunde etwas zu gute zu thun; aber eine Gesellschaft, und besonders eine solche, die nicht immer zur rechten Zeit ihre Grenzen fand, zu gastieren, war ich keineswegs eingerichtet; ja dieser Antrag 20
verwunderte mich um so mehr, als sie sonst durchaus sehr ehrenvoll darauf hielten, daß jeder nur seine Beche bezahlte. Sie lächelten über meine Verlegenheit, und der Jüngere fuhr fort: „Laßt uns erst in der Laube sitzen, und dann sollt Ihr das 25
Weitre erfahren.“ Wir saßen, und er sagte: „Als Ihr die Liebesepistel neulich mitgenommen hattet, sprachen wir die ganze Sache noch einmal durch und machten die Betrachtung, daß wir so ganz umsonst, andern zum Verdruß und uns zur Ge- 30
fahr, aus bloßer leidiger Schadenfreude Euer Talent mißbrauchen, da wir es doch zu unser aller Vorteil benutzen könnten. Seht, ich habe hier eine Bestellung auf ein Hochzeitgedicht sowie auf ein Leichenkarmen. Das zweite muß gleich fertig sein, das erste hat noch acht Tage Zeit. Mögt Ihr sie machen, welches Euch ein Leichtes ist, so traktiert Ihr uns zweimal, und wir bleiben auf lange Zeit Eure Schuldner.“ — Dieser Vor- 35
schlag gefiel mir von allen Seiten, denn ich hatte schon von Jugend auf die Gelegenheitsgedichte, deren damals in jeder Woche mehrere zirkulierten, ja besonders bei ansehnlichen Ver-
 heiratungen dukendweise zum Vorschein kamen, mit einem gewissen Meid betrachtet, weil ich solche Dinge ebenso gut, ja noch

besser zu machen glaubte. Nun ward mir die Gelegenheit angeboten, mich zu zeigen und besonders mich gedrückt zu sehen. Ich erwies mich nicht abgeneigt. Man machte mich mit den Personalien, mit den Verhältnissen der Familie bekannt; ich
 5 ging etwas abseits, machte meinen Entwurf und führte einige Strophen aus. Da ich mich jedoch wieder zur Gesellschaft begab und der Wein nicht geschont wurde, so fing das Gedicht an zu stocken, und ich konnte es diesen Abend nicht abliefern. „Es hat noch bis morgen abend Zeit“, sagten sie, „und wir
 10 wollen Euch nur gestehen, das Honorar, welches wir für das Leichenkarmen erhalten, reicht hin, uns morgen noch einen lustigen Abend zu verschaffen. Kommt zu uns; denn es ist billig, daß Gretchen auch mit genieße, die uns eigentlich auf diesen Einfall gebracht hat.“ — Meine Freude war unsäglich. Auf
 15 dem Heimwege hatte ich nur die noch fehlenden Strophen im Sinne, schrieb das Ganze noch vor Schlafengehn nieder und den andern Morgen sehr sauber ins Reine. Der Tag ward mir unendlich lang, und kaum war es dunkel geworden, so fand ich mich wieder in der kleinen engen Wohnung neben dem aller-
 20 liebsten Mädchen.

Die jungen Leute, mit denen ich auf diese Weise immer in nähere Verbindung kam, waren nicht eigentlich gemeine, aber doch gewöhnliche Menschen. Ihre Thätigkeit war lobenswürdig, und ich hörte ihnen mit Vergnügen zu, wenn sie von den
 25 vielfachen Mitteln und Wegen sprachen, wie man sich etwas erwerben könne; auch erzählten sie am liebsten von gegenwärtig sehr reichen Leuten, die mit nichts angefangen. Andere hätten als arme Handlungsdiener sich ihren Patronen notwendig gemacht und wären endlich zu ihren Schwiegersöhnen erhoben
 30 worden; noch andere hätten einen kleinen Kram mit Schwefelfaden und dergleichen so erweitert und veredelt, daß sie nun als reiche Kauf- und Handelsmänner erschienen. Besonders sollte jungen Leuten, die gut auf den Beinen wären, das Beiläufiger- und Mätklerhandwerk und die Übernahme von allerlei Aufträgen
 35 und Besorgungen für unbehülfsliche Wohlhabende durchaus ernährend und einträglich sein. Wir alle hörten das gern, und jeder dünkte sich etwas, wenn er sich in dem Augenblick vor-

stellte, daß in ihm selbst so viel vorhanden sei, nicht nur, um in der Welt fortzukommen, sondern sogar ein außerordentliches Glück zu machen. Niemand jedoch schien dies Gespräch ernstlicher zu führen als Pylades, der zuletzt gestand, daß er ein Mädchen außerordentlich liebe und sich wirklich mit ihr versprochen habe. Die Vermögensumstände seiner Eltern litten es nicht, daß er auf Akademien gehe; er habe sich aber einer sehr schönen Handschrift, des Rechnens und der neuern Sprachen befließigt und wolle nun in Hoffnung auf jenes häusliche Glück sein möglichstes versuchen. Die Vettern lobten ihn deshalb, ob sie gleich das frühzeitige Versprechen an ein Mädchen nicht billigen wollten, und setzten hinzu, sie müßten ihn zwar für einen braven und guten Jungen anerkennen, hielten ihn aber weder für thätig, noch für unternehmend genug, etwas Außerordentliches zu leisten. Indem er nun zu seiner Rechtfertigung umständlich auseinandersetzte, was er sich zu leisten getraue, und wie er es anzufangen gedente, so wurden die übrigen auch angereizt, und jeder fing nun an zu erzählen, was er schon vermöge, thue, treibe, welchen Weg er zurückgelegt, und was er zunächst vor sich sehe. Die Reihe kam zuletzt an mich. Ich sollte nun auch meine Lebensweise und Aussichten darstellen, und indem ich mich besann, sagte Pylades: „Das einzige behalte ich mir vor, damit wir nicht gar zu kurz kommen, daß er die äußern Vorteile seiner Lage nicht mit in Anrechnung bringe. Er mag uns lieber ein Märchen erzählen, wie er es anfangen würde, wenn er in diesem Augenblick, so wie wir, ganz auf sich selbst gestellt wäre.“

Gretchen, die bis diesen Augenblick fortgesponnen hatte, stand auf und setzte sich wie gewöhnlich ans Ende des Tisches. Wir hatten schon einige Flaschen geleert, und ich fing mit dem besten Humor meine hypothetische Lebensgeschichte zu erzählen an. „Zuvörderst also empfehle ich mich euch“, sagte ich, „daß ihr mir die Rundschaft erhaltet, welche mir zuzuweisen ihr den Anfang gemacht habt. Wenn ihr mir nach und nach den Verdienst der sämtlichen Gelegenheitsgedichte zuwendet und wir ihn nicht bloß verschmausen, so will ich schon zu etwas kommen. Aldann müßt ihr mir nicht übel nehmen, wenn ich auch in

euer Handwerk pfusche.“ Worauf ich ihnen denn vorerzählte, was ich mir aus ihren Beschäftigungen gemerkt hatte, und zu welchen ich mich allenfalls fähig hielt. Ein jeder hatte vorher sein Verdienst zu Gelde angeschlagen, und ich ersuchte sie, mir
 5 auch zu Fertigung meines Etats behülflich zu sein. Gretchen hatte alles Bisherige sehr aufmerksam mit angehört, und zwar in der Stellung, die sie sehr gut kleidete, sie mochte nun zuhören oder sprechen. Sie faßte mit beiden Händen ihre übereinandergeschlagenen Arme und legte sie auf den Rand des
 10 Tisches. So konnte sie lange sitzen, ohne etwas anders als den Kopf zu bewegen, welches niemals ohne Anlaß oder Bedeutung geschah. Sie hatte manchmal ein Wörtchen mit eingesprochen und über dieses und jenes, wenn wir in unsern Einrichtungen stockten, nachgeholfen; dann war sie aber wieder still und ruhig
 15 wie gewöhnlich. Ich ließ sie nicht aus den Augen, und daß ich meinen Plan nicht ohne Bezug auf sie gedacht und ausgesprochen, kann man sich leicht denken, und die Neigung zu ihr gab dem, was ich sagte, einen Anschein von Wahrheit und Möglichkeit, daß ich mich selbst einen Augenblick täuschte, mich so abgesondert
 20 und hilflos dachte, wie mein Märchen mich voraussetzte, und mich dabei in der Aussicht, sie zu besitzen, höchst glücklich fühlte. Pylades hatte seine Konfession mit der Heirat geendigt, und bei uns andern war nun auch die Frage, ob wir es in unsern Planen so weit gebracht hätten. „Ich zweifle ganz und gar
 25 nicht daran“, sagte ich: „denn eigentlich ist einem jeden von uns eine Frau nötig, um das im Hause zu bewahren und uns im Ganzen genießen zu lassen, was wir von außen auf eine so wunderliche Weise zusammenstoppeln.“ Ich machte die Schilderung von einer Gattin, wie ich sie wünschte, und es mußte
 30 seltsam zugegangen sein, wenn sie nicht Gretchens vollkommenes Ebenbild gewesen wäre.

Das Leichenkarmen war verzehrt, das Hochzeitgedicht stand nun auch wohlthätig in der Nähe; ich überwand alle Furcht und Sorge und wußte, weil ich viel Bekannte hatte, meine
 35 eigentlichen Abendunterhaltungen vor den Meinigen zu verbergen. Das liebe Mädchen zu sehen und neben ihr zu sein, war nun bald eine unerläßliche Bedingung meines Wesens.

Jene hatten sich ebenso an mich gewöhnt, und wir wären fast täglich zusammen, als wenn es nicht anders sein könnte. Pylades hatte indessen seine Schöne auch in das Haus gebracht, und dieses Paar verlebte manchen Abend mit uns. Sie als Brautleute, obgleich noch sehr im Reime, verbargen doch nicht ihre Zärtlichkeit; Gretchens Betragen gegen mich war nur geschickt, mich in Entfernung zu halten. Sie gab niemanden die Hand, auch nicht mir; sie litt keine Berührung; nur setzte sie sich manchmal neben mich, besonders wenn ich schrieb oder vorlas, und dann legte sie mir vertraulich den Arm auf die Schulter, sah mir ins Buch oder aufs Blatt; wollte ich mir aber eine ähnliche Freiheit gegen sie herausnehmen, so wich sie und kam so bald nicht wieder. Doch wiederholte sie oft diese Stellung, so wie alle ihre Gesten und Bewegungen sehr einförmig waren, aber immer gleich gehörig, schön und reizend. Allein jene Vertraulichkeit habe ich sie gegen niemanden weiter ausüben sehen.

Eine der unschuldigsten und zugleich unterhaltendsten Lustpartien, die ich mit verschiedenen Gesellschaften junger Leute unternahm, war, daß wir uns in das Höchster Marktschiff setzten, die darin eingepackten seltsamen Passagiere beobachteten und uns bald mit diesem, bald mit jenem, wie uns Lust oder Mutwille trieb, scherzhaft und neckend einließen. Zu Höchst stiegen wir aus, wo zu gleicher Zeit das Marktschiff von Mainz eintraf. In einem Gasthose fand man eine gut besetzte Tafel, wo die Besseren der Auf- und Abfahrenden miteinander speisten und alsdann jeder seine Fahrt weiter fortsetzte; denn beide Schiffe gingen wieder zurück. Wir fuhren dann jedesmal nach eingenommenem Mittagessen hinauf nach Frankfurt und hatten in sehr großer Gesellschaft die wohlfeilste Wasserfahrt gemacht, die nur möglich war. Einmal hatte ich auch mit Gretchens Vettern diesen Zug unternommen, als am Tisch in Höchst sich ein junger Mann zu uns gesellte, der etwas älter als wir sein mochte. Jene kannten ihn, und er ließ sich mir vorstellen. Er hatte in seinem Wesen etwas sehr Gefälliges, ohne sonst ausgezeichnet zu sein. Von Mainz heraufgekommen, fuhr er nun mit uns nach Frankfurt zurück und unterhielt sich mit mir von allerlei Dingen, welche das innere Stadtwesen, die Unter und

Stellen betrafen, worin er mir ganz wohl unterrichtet schien. Als wir uns trennten, empfahl er sich mir und fügte hinzu: er wünsche, daß ich gut von ihm denken möge, weil er sich gelegentlich meiner Empfehlung zu erfreuen hoffe. Ich wußte nicht, was er damit sagen wollte, aber die Bettern klärten mich nach einigen Tagen auf; sie sprachen Gutes von ihm und ersuchten mich um ein Fürwort bei meinem Großvater, da jetzt eben eine mittlere Stelle offen sei, zu welcher dieser Freund gern gelangen möchte. Ich entschuldigte mich anfangs, weil ich mich niemals in dergleichen Dinge gemischt hatte; allein sie setzten mir so lange zu, bis ich mich es zu thun entschloß. Hatte ich doch schon manchmal bemerkt, daß bei solchen Untervergebungen, welche leider oft als Gnadensachen betrachtet werden, die Vorsprache der Großmutter oder einer Tante nicht ohne Wirkung gewesen. Ich war so weit herangewachsen, um mir auch einigen Einfluß anzumaßen. Deshalb überwand ich meinen Freunden zulieb, welche sich auf alle Weise für eine solche Gefälligkeit verbunden erklärten, die Schüchternheit eines Onkels und übernahm es, ein Bittschreiben, das mir eingehändigt wurde, zu überreichen.

Eines Sonntags nach Tische, als der Großvater in seinem Garten beschäftigt war, um so mehr, als der Herbst herannahte und ich ihm allenthalben behüflich zu sein suchte, rückte ich nach einigem Zögern mit meinem Anliegen und dem Bittschreiben hervor. Er sah es an und fragte mich, ob ich den jungen Menschen kenne? Ich erzählte ihm im allgemeinen, was zu sagen war, und er ließ es dabei bewenden. „Wenn er Verdienst und sonst ein gutes Zeugnis hat, so will ich ihm um feinet- und deinetwillen günstig sein.“ Mehr sagte er nicht, und ich erfuhr lange nichts von der Sache.

Seit einiger Zeit hatte ich bemerkt, daß Gretchen nicht mehr spann und sich dagegen mit Nähen beschäftigte und zwar mit sehr feiner Arbeit, welches mich um so mehr wunderte, da die Tage schon abgenommen hatten und der Winter herankam. Ich dachte darüber nicht weiter nach, nur beunruhigte es mich, daß ich sie einigemal des Morgens nicht wie sonst zu Hause fand und ohne Zubringlichkeit nicht erfahren konnte, wo sie hinge-

gangen sei. Doch sollte ich eines Tages sehr wunderbarlich überrascht werden. Meine Schwester, die sich zu einem Balle vorbereitete, bat mich, ihr bei einer Galanteriehändlerin sogenannte italienische Blumen zu holen. Sie wurden in Klöstern gemacht, waren klein und niedlich. Myrten besonders, Zwerggröslein und dergleichen fielen gar schön und natürlich aus. Ich that ihr die Liebe und ging in den Laden, in welchem ich schon öfter mit ihr gewesen war. Kaum war ich hineingetreten und hatte die Eigentümerin begrüßt, als ich im Fenster ein Frauenzimmer sitzen sah, das mir unter einem Spizenhäubchen gar jung und hübsch und unter einer seidnen Mantille sehr wohlgebaut schien. Ich konnte leicht an ihr eine Gehülfin erkennen, denn sie war beschäftigt, Band und Federn auf ein Hütchen zu stecken. Die Puzhändlerin zeigte mir den langen Kasten mit einzelnen mannigfaltigen Blumen vor; ich besah sie und blickte, indem ich wählte, wieder nach dem Frauenzimmerchen im Fenster: aber wie groß war mein Erstaunen, als ich eine unglaubliche Ähnlichkeit mit Gretchen gewahr wurde, ja zuletzt mich überzeugen mußte, es sei Gretchen selbst. Auch blieb mir kein Zweifel übrig, als sie mir mit den Augen winkte und ein Zeichen gab, daß ich unsre Bekanntschaft nicht verraten sollte. Nun brachte ich mit Wählen und Verwerfen die Puzhändlerin in Verzweiflung, mehr als ein Frauenzimmer selbst hätte thun können. Ich hatte wirklich keine Wahl, denn ich war aufs äußerste verwirrt, und zugleich liebte ich mein Zaudern, weil es mich in der Nähe des Kindes hielt, dessen Maske mich verdroß, und das mir doch in dieser Maske reizender vorkam als jemals. Endlich mochte die Puzhändlerin alle Geduld verlieren und suchte mir eigenhändig einen ganzen Pappkasten voll Blumen aus, den ich meiner Schwester vorstellen und sie selbst sollte wählen lassen. So wurde ich zum Laden gleichsam hinausgetrieben, indem sie den Kasten durch ihr Mädchen vorausschickte.

Kaum war ich zu Hause angekommen, als mein Vater mich berufen ließ und mir die Eröffnung that, es sei nun ganz gewiß, daß der Erzherzog Joseph zum Römischen König gewählt und gekrönt werden solle. Ein so höchst bedeutendes Ereignis müsse man nicht unvorbereitet erwarten und etwa nur gaffend

und staunend an sich vorbei gehen lassen. Er wolle daher die Wahl- und Krönungsdiarien der beiden letzten Krönungen¹ mit mir durchgehen, nicht weniger die letzten Wahlkapitulationen, um alsdann zu bemerken, was für neue Bedingungen man im
 5 gegenwärtigen Falle hinzufügen werde. Die Diarien wurden aufgeschlagen², und wir beschäftigten uns den ganzen Tag damit bis tief in die Nacht, indessen mir das hübsche Mädchen, bald in ihrem alten Hauskleide, bald in ihrem neuen Kostüm, immer zwischen den höchsten Gegenständen des heiligen Römischen
 10 Reichs hin und wider schwebte. Für diesen Abend war es unmöglich, sie zu sehen, und ich durchwachte eine sehr unruhige Nacht. Das gestrige Studium wurde den andern Tag eifrig fortgesetzt, und nur gegen abend machte ich es möglich, meine Schöne zu besuchen, die ich wieder in ihrem gewöhnlichen Haus-
 15 kleide fand. Sie lächelte, indem sie mich ansah, aber ich getraute mich nicht, vor den andern etwas zu erwähnen. Als die ganze Gesellschaft wieder ruhig zusammensaß, fing sie an und sagte: „Es ist unbillig, daß ihr unserm Freunde nicht vertrauet, was in diesen Tagen von uns beschloffen worden.“ Sie fuhr
 20 darauf fort zu erzählen, daß nach unsrer neulichen Unterhaltung, wo die Rede war, wie ein jeder sich in der Welt wolle geltend machen, auch unter ihnen zur Sprache gekommen, auf welche Art ein weibliches Wesen seine Talente und Arbeiten steigern und seine Zeit vorteilhaft antwenden könne. Darauf
 25 habe der Better vorgeschlagen, sie solle es bei einer Putzmacherin versuchen, die jetzt eben eine Gehülfin brauche. Man sei mit der Frau einig geworden, sie gehe täglich so viele Stunden hin, werde gut gelohnt; nur müsse sie dort um des Anstandes willen sich zu einem gewissen Anpuß bequemen, den sie aber jederzeit
 30 zurücklasse, weil er zu ihrem übrigen Leben und Wesen sich gar nicht schicken wolle. Durch diese Erklärung war ich zwar beruhigt, nur wollte es mir nicht recht gefallen, das hübsche Kind in einem öffentlichen Laden und an einem Orte zu wissen, wo die galante Welt gelegentlich ihren Sammelplatz hatte. Doch

¹ Vom Jahre 1742 und 1745; sie waren herausgegeben worden von Menschlagar.

— ² Wahrscheinlich im Dezember 1763. Anfang dieses Monats wurde der kurfürstliche Kollegialtag festgesetzt.

ließ ich mir nichts merken und suchte meine eifersüchtige Sorge im stillen bei mir zu verarbeiten. Hierzu gönnte mir der jüngere Vetter nicht lange Zeit, der alsbald wieder mit dem Auftrag zu einem Gelegenheitsgedicht hervortrat, mir die Personalien erzählte und sogleich verlangte, daß ich mich zur Erfindung und Disposition des Gedichtes anschicken möchte. Er hatte schon einigemal über die Behandlung einer solchen Aufgabe mit mir gesprochen, und wie ich in solchen Fällen sehr redselig war, gar leicht von mir erlangt, daß ich ihm, was an diesen Dingen rhetorisch ist, umständlich auslegte, ihm einen Begriff von der Sache gab und meine eigenen und fremden Arbeiten dieser Art als Beispiele benutzte. Der junge Mensch war ein guter Kopf, obgleich ohne Spur von poetischer Ader, und nun ging er so sehr ins einzelne und wollte von allem Rechen- schaft haben, daß ich mit der Bemerkung laut ward: „Sieht es doch aus, als wolltet Ihr mir ins Handwerk greifen und mir die Kundschaft entziehen.“ — „Ich will es nicht leugnen“, sagte jener lächelnd, „denn ich thue Euch dadurch keinen Schaden. Wie lange wird's währen, so geht Ihr auf die Akademie, und bis dahin laßt mich noch immer etwas bei Euch profitieren.“ — „Herzlich gern“, versetzte ich und munterte ihn auf, selbst eine Disposition zu machen, ein Silbenmaß nach dem Charakter des Gegenstandes zu wählen, und was etwa sonst noch nötig scheinen mochte. Er ging mit Ernst an die Sache; aber es wollte nicht glücken. Ich mußte zuletzt immer daran so viel umschreiben, daß ich es leichter und besser von vornherein selbst geleistet hätte. Dieses Lehren und Lernen jedoch, dieses Mit- teilen, diese Wechselarbeit gab uns eine gute Unterhaltung; Gretchen nahm teil daran und hatte manchen artigen Einfall, so daß wir alle vergnügt, ja man darf sagen, glücklich waren. Sie arbeitete des Tags bei der Putzmacherin; abends kamen wir gewöhnlich zusammen, und unsre Zufriedenheit ward selbst dadurch nicht gestört, daß es mit den Bestellungen zu Gelegenheitsgedichten endlich nicht recht mehr fort wollte. Schmerzlich jedoch empfanden wir es, daß uns eins einmal mit Protest zu- rückkam, weil es dem Besteller nicht gefiel. Indes trösteten wir uns, weil wir es gerade für unsere beste Arbeit hielten

und jenen für einen schlechten Kenner erklären durften. Der
 Better, der ein für allemal etwas lernen wollte, veranlaßte
 nunmehr fingierte Aufgaben, bei deren Auflösung wir uns zwar
 noch immer gut genug unterhielten, aber freilich, da sie nichts
 5 einbrachten, unsre kleinen Gelage viel mäßiger einrichten mußten.

Mit jenem großen staatsrechtlichen Gegenstande, der Wahl
 und Krönung eines Römischen Königs, wollte es nun immer
 mehr Ernst werden. Der anfänglich auf Augsburg im Oktober
 1763 ausgeschriebene kurfürstliche Kollegialtag ward nun nach
 10 Frankfurt verlegt, und sowohl zu Ende dieses Jahrs als zu
 Anfang des folgenden regten sich die Vorbereitungen, welche
 dieses wichtige Geschäft einleiten sollten. Den Anfang machte
 ein von uns noch nie gesehener Aufzug. Eine unserer Kanzlei-
 personen zu Pferde, von vier gleichfalls berittenen Trompetern
 15 begleitet und von einer Fußwache umgeben, verlas mit lauter
 und vernehmlicher Stimme an allen Ecken der Stadt ein weit-
 läufiges Edikt¹, das uns von dem Bevorstehenden benachrichtigte
 und den Bürgern ein geziemendes und den Umständen ange-
 messenes Betragen einschärfte. Bei Rat wurden große Über-
 20 legungen gepflogen, und es dauerte nicht lange, so zeigte sich der
 Reichsquartiermeister², vom Erbmarschall³ abgesendet, um die
 Wohnungen der Gesandten und ihres Gefolges nach altem Her-
 kommen anzuordnen und zu bezeichnen. Unser Haus lag im
 kurpfälzischen Sprengel, und wir hatten uns einer neuen, ob-
 25 gleich erfreulichern Einquartierung zu versehen. Der mittlere
 Stock, welchen ehemals Graf Thorane innegehabt, wurde einem
 kurpfälzischen Cavalier eingeräumt, und da Baron von Königs-
 thal, nürnbergischer Geschäftsträger, den obern Stock einge-
 nommen hatte, so waren wir noch mehr als zur Zeit der Fran-
 30 zosen zusammengedrängt. Dieses diente mir zu einem neuen
 Vorwand, außer dem Hause zu sein und die meiste Zeit des
 Tages auf der Straße zuzubringen, um das, was öffentlich zu
 sehen war, ins Auge zu fassen.

Nachdem uns die vorhergegangene Veränderung und Ein-
 35 richtung der Zimmer auf dem Rathause sehenswert geschienen,

¹ Am 12. Dezember 1763. — ² Von Lang. — ³ Von Pappenheim.

nachdem die Ankunft der Gesandten eines nach dem andern und ihre erste solenne Gesamtaufahrt den sechsten Februar stattgefunden, so bewunderten wir nachher die Ankunft der kaiserlichen Kommissarien und deren Aufahrt, ebenfalls auf den Römer, welche mit großem Pomp geschah. Die würdige Persönlichkeit des Fürsten von Sichtenstein machte einen guten Eindruck; doch wollten Kenner behaupten, die prächtigen Livreen seien schon einmal bei einer andern Gelegenheit gebraucht worden, und auch diese Wahl und Krönung werde schwerlich an Glanz jener von Karl dem Siebenten gleich kommen. Wir Jüngern ließen uns das gefallen, was wir vor Augen hatten, uns deuchte alles sehr gut, und manches setzte uns in Erstaunen.

Der Wahlkonvent war endlich auf den dritten März anberaumt. Nun kam die Stadt durch neue Förmlichkeiten in Bewegung, und die wechselseitigen Zeremoniebesuche der Gesandten hielten uns immer auf den Beinen. Auch mußten wir genau aufpassen, weil wir nicht nur gaffen, sondern alles wohl bemerken sollten, um zu Hause gehörig Rechenschaft zu geben, ja manchen kleinen Aufsatz auszufertigen, worüber sich mein Vater und Herr von Königsthal, teils zu unserer Übung, teils zu eigener Notiz, beredet hatten. Und wirklich gereichte mir dies zu besondrem Vorteil, indem ich über das Außersichliche so ziemlich ein lebendiges Wahl- und Krönungsdiarium vorstellen konnte.

Die Persönlichkeiten der Abgeordneten, welche einen bleibenden Eindruck gemacht haben, waren zunächst die des kurmainzischen ersten Botschafters, Barons von Erthal¹, nachmaligen Kurfürsten. Ohne irgend etwas Auffallendes in der Gestalt zu haben, wollte er mir in seinem schwarzen, mit Spizen besetzten Talar immer gar wohlgefallen. Der zweite Botschafter, Baron von Groschlag, war ein wohlgebauter, im Außern bequem, aber höchst anständig sich betragender Weltmann. Er machte überhaupt einen sehr behaglichen Eindruck. Fürst Eszterházy, der böhmische Gesandte, war nicht groß, aber

¹ Friedrich Karl Joseph, Freiherr von Erthal (1719—1802), seit 1769 Mainzer Botschafter in Wien, seit 1774 Kurfürst von Mainz.

wohlgebaut, lebhaft und zugleich vornehm anständig, ohne Stolz und Kälte. Ich hatte eine besondere Neigung zu ihm, weil er mich an den Marschall von Broglio¹ erinnerte. Doch verschwand gewissermaßen die Gestalt und Würde dieser trefflichen Personen über dem Vorurteil, das man für den braunschweigischen Gesandten, Baron von Plottho, gefaßt hatte. Dieser Mann, der durch eine gewisse Spärlichkeit, sowohl in eigener Kleidung als in Livreen und Equipagen sich auszeichnete, war vom Siebenjährigen Kriege her als diplomatischer Held berühmt, hatte zu Regensburg den Notarius April², der ihm die gegen seinen König ergangene Aichtserklärung von einigen Zeugen begleitet zu insinuieren³ gedachte, mit der lakonischen Gegenrede: „Was! Er insinuieren?“ die Treppe hinuntergeworfen oder werfen lassen. Das erste glaubten wir, weil es uns besser gefiel und wir es auch dem kleinen gedrungenen, mit schwarzen Feuer-
 15
 20
 25
 30
 35

Augen hin und wider blickenden Manne gar wohl zutrauten. Mer Augen waren auf ihn gerichtet, besonders wo er ausstieg. Es entstand jederzeit eine Art von frohem Zischeln, und wenig fehlte, daß man ihm applaudiert, vivat oder bravo zugerufen hätte. So hoch stand der König und alles, was ihm mit Leib und Seele ergeben war, in der Gunst der Menge, unter der sich außer den Frankfurtern schon Deutsche aus allen Gegenden befanden.

Einerseits hatte ich an diesen Dingen manche Lust, weil
 25
 30
 35

¹ Vgl. oben, S. 114. — ² Dr. April. — ³ Veibringen, justeden, übergeben.

alten zu beschränken gedachten; daß jedermann sich nur insofern seines Einflusses freute, als er seine Privilegien zu erhalten und zu erweitern und seine Unabhängigkeit mehr zu sichern hoffte. Ja, man war diesmal noch aufmerksamer als sonst, weil man sich vor Joseph dem Zweiten, vor seiner Heftigkeit und seinen 5 vermutlichen Planen zu fürchten anfing.

Bei meinem Großvater und den übrigen Ratsverwandten, deren Häuser ich zu besuchen pflegte, war es auch keine gute Zeit, denn sie hatten so viel mit Einholen der vornehmen Gäste, mit Bekomplimentieren, mit Überreichung von Geschenken zu 10 thun. Nicht weniger hatte der Magistrat im ganzen wie im einzelnen sich immer zu wehren, zu widerstehn und zu protestieren, weil bei solchen Gelegenheiten ihm jedermann etwas abzwacken oder aufbürden will, und ihm wenige von denen, die er anspricht, beistehn oder zu Hülfe kommen. Genug, mir trat alles nun- 15 mehr lebhaft vor Augen, was ich in der Versnerschen Chronik¹ von ähnlichen Vorfällen bei ähnlichen Gelegenheiten mit Bewunderung der Geduld und Ausdauer jener guten Ratsmänner gelesen hatte.

Mancher Verdruß entspringt auch daher, daß sich die Stadt 20 nach und nach mit nötigen und unnötigen Personen anfüllt. Vergebens werden die Höfe von seiten der Stadt an die Vorschriften der freilich veralteten Goldnen Bulle erinnert. Nicht allein die zum Geschäft Verordneten und ihre Begleiter, sondern manche Standes- und andere Personen, die aus Neugier 25 oder zu Privat Zwecken herankommen, stehen unter Protektion, und die Frage, wer eigentlich einquartiert wird, und wer selbst sich eine Wohnung mieten soll, ist nicht immer sogleich entschieden. Das Getümmel wächst, und selbst diejenigen, die nichts dabei zu leisten oder zu verantworten haben, fangen an sich un- 30 behaglich zu fühlen.

Selbst wir jungen Leute, die wir das alles wohl mit ansehen konnten, fanden doch immer nicht genug Befriedigung für unsere Augen, für unsere Einbildungskraft. Die spanischen Mantelkleider, die großen Federhüte der Gesandten und hie und da 35

¹ Vgl. oben, S. 169.

noch einiges andere gaben wohl ein echt altertümliches Ansehen; manches dagegen war wieder so halb neu oder ganz modern, daß überall nur ein buntes unbefriedigendes, öfter sogar geschmackloses Wesen hervortrat. Sehr glücklich machte es uns
 5 daher, zu vernehmen, daß wegen der Herreise des Kaisers und des künftigen Königs große Anstalten gemacht wurden, daß die kurfürstlichen Kollegialhandlungen, bei welchen die letzte Wahlkapitulation zum Grunde lag, eifrig vorwärts gingen, und daß der Wahltag auf den 27. März festgesetzt sei. Nun
 10 ward an die Herbeischaffung der Reichsinsignien von Nürnberg und Aachen gedacht, und man erwartete zunächst den Einzug des Kurfürsten von Mainz, während mit seiner Gesandtschaft die Irrungen wegen der Quartiere immer fortbauerten.

Indessen betrieb ich meine Kanzelistenarbeit zu Hause sehr
 15 lebhaft und wurde dabei freilich mancherlei kleinliche Monita gewahr, die von vielen Seiten einliefen und bei der neuen Kapitulation berücksichtigt werden sollten. Jeder Stand wollte in diesem Dokument seine Gerechtfame gewahrt und sein Ansehen vermehrt wissen. Gar viele solcher Bemerkungen und
 20 Wünsche wurden jedoch beiseite geschoben; vieles blieb, wie es gewesen war; gleichwohl erhielten die Monenten die bündigsten Versicherungen, daß ihnen jene Übergehung keineswegs zum Präjudiz gereichen solle.

Sehr vielen und beschwerlichen Geschäften mußte sich in-
 25 dessen das Reichsmarschallamt unterziehen: die Masse der Fremden wuchs, es wurde immer schwieriger, sie unterzubringen. Über die Grenzen der verschiedenen kurfürstlichen Bezirke war man nicht einig. Der Magistrat wollte von den Bürgern die Lasten abhalten, zu denen sie nicht verpflichtet schienen, und so
 30 gab es bei Tag und bei Nacht stündlich Beschwerden, Rekurse, Streit und Mißhelligkeiten.

Der Einzug des Kurfürsten von Mainz¹ erfolgte den 21. März. Hier fing nun das Kanonieren an, mit dem wir auf lange Zeit
 mehrmals betäubt werden sollten. Wichtig in der Reihe der
 35 Zeremonien war diese Festlichkeit; denn alle die Männer, die

¹ Emmerich Joseph (1707—74), Kurfürst seit 1768.

wir bisher auftreten sahen, waren, so hoch sie auch standen, doch immer nur Untergeordnete; hier aber erschien ein Souverän, ein selbstständiger Fürst, der Erste nach dem Kaiser, von einem großen, seiner würdigen Gefolge eingeführt und begleitet. Von dem Pompe dieses Einzugs würde ich hier manches zu erzählen haben, wenn ich nicht später wieder darauf zurückzukommen gedächte, und zwar bei einer Gelegenheit, die niemand leicht erraten sollte.¹

An demselben Tage nämlich kam Lavater², auf seinem Rückwege von Berlin nach Hause begriffen, durch Frankfurt und sah diese Feierlichkeit mit an. Ob nun gleich solche weltliche Außerlichkeiten für ihn nicht den mindesten Wert hatten, so mochte doch dieser Zug mit seiner Pracht und allem Weitwesen deutlich in seine sehr lebhafteste Einbildungskraft sich eingedrückt haben, denn nach mehreren Jahren, als mir dieser vorzügliche, aber eigene Mann eine poetische Paraphrase, ich glaube der Offenbarung Sankt Johannis³, mittheilte, fand ich den Einzug des Antichrist Schritt vor Schritt, Gestalt vor Gestalt, Umstand vor Umstand, dem Einzug des Kurfürsten von Mainz in Frankfurt nachgebildet, dergestalt, daß sogar die Quasten an den Köpfen der Habbellpferde nicht fehlten. Es wird sich mehr davon sagen lassen, wenn ich zur Epoche jener wunderlichen Dichtungsart gelange, durch welche man die alt- und neutestamentlichen Mythen dem Anschauen und Gefühl näher zu bringen glaubte, wenn man sie völlig ins Moderne travestizierte und ihnen aus dem gegenwärtigen Leben, es sei nun gemeiner oder vornehmer, ein Gewand umhinge. Wie diese Behandlungsart sich nach und nach beliebt gemacht, davon muß gleichfalls künftig die Rede sein; doch bemerkte ich hier so viel, daß sie weiter als durch Lavater und seine Nachseiferer wohl nicht getrieben worden, indem einer derselben die heiligen drei Könige, wie sie

¹ Dort, wo Goethe ausführlich von Lavater sprechen wollte, im 19. Buch. Es ist aber nicht geschehen. — ² Johann Kaspar Lavater (1741—1801), der berühmte Prediger und Schriftsteller, machte 1763 mit seinem Freunde S. Füssli von Zürich aus eine Reise nach Berlin und Barth in Pommern, wo er acht Monate blieb und durch den Verkehr mit dem namhaftesten Theologen Johann Joachim Spalding (1714—1804) bedeutende Anregungen erfuhr. — ³ Wahrscheinlich ist der 19. Gesang des Gedichtes „Jesus Messias“ (1780) gemeint.

zu Bethlehem einreiten, so modern schilderte, daß die Fürsten und Herren, welche Lavatern zu besuchen pflegten, persönlich darin nicht zu verkennen waren.

Wir lassen also für diesmal den Kurfürsten Emmerich Joseph sozusagen infognito im Compostell¹ eintreffen und wenden uns zu Gretchen, die ich, eben als die Volksmenge sich verließ, von Pylades und seiner Schönen begleitet (deun diese drei schienen nun unzertrennlich zu sein), im Getümmel erblickte. Wir hatten uns kaum erreicht und begrüßt, als schon ausgemacht war, daß wir diesen Abend zusammen zubringen wollten, und ich fand mich beizeiten ein. Die gewöhnliche Gesellschaft war beisammen, und jedes hatte etwas zu erzählen, zu sagen, zu bemerken; wie denn dem einen dies, dem andern jenes am meisten aufgefallen war. „Gute Reden“, sagte Gretchen zuletzt, „machen mich fast noch verworrner als die Begebenheiten dieser Tage selbst. Was ich gesehen, kann ich nicht zusammenreimen und möchte von manchem gar zu gern wissen, wie es sich verhält.“ Ich versetzte, daß es mir ein Leichtes sei, ihr diesen Dienst zu erzeigen. Sie sollte nur sagen, wofür sie sich eigentlich interessiere. Dies that sie, und indem ich ihr einiges erklären wollte, fand sich's, daß es besser wäre, in der Ordnung zu verfahren. Ich verglich nicht ungeschicklich diese Feierlichkeiten und Funktionen mit einem Schauspiel, wo der Vorhang nach Belieben heruntergelassen würde, indessen die Schauspieler fortspielten, dann werde er wieder aufgezo- gen, und der Zuschauer könne an jenen Verhandlungen einigermaßen wieder teilnehmen. Weil ich nun sehr redselig war, wenn man mich gewähren ließ, so erzählte ich alles von Anfang an bis auf den heutigen Tag, in der besten Ordnung, und versäumte nicht, um meinen Vortrag anschaulicher zu machen, mich des vorhandenen Griffels und der großen Schieferplatte zu bedienen. Nur durch einige Fragen und Rechthabereien der andern wenig gestört, brachte ich meinen Vortrag zu allgemeiner Zufriedenheit ans Ende, indem mich Gretchen durch ihre fortgesetzte Aufmerksamkeit höchlich ermuntert hatte. Sie dankte mir zuletzt und beneidete, nach

¹ Vgl. S. 28, Anm. 2.

ihrem Ausdruck, alle diejenigen, die von den Sachen dieser Welt unterrichtet seien und wüßten, wie dieses und jenes zugehe, und was es zu bedeuten habe. Sie wünschte sich, ein Knabe zu sein, und wußte mit vieler Freundlichkeit anzuerkennen, daß sie mir schon manche Belehrung schuldig geworden. „Wenn ich ein Knabe 5 wäre“, sagte sie, „so wollten wir auf Universitäten zusammen etwas Rechtes lernen.“ Das Gespräch ward in der Art fortgeführt, sie setzte sich bestimmt vor, Unterricht im Französischen zu nehmen, dessen Unerläßlichkeit sie im Laden der Buchhändlerin wohl gewahr worden. Ich fragte sie, warum sie nicht 10 mehr dorthin gehe, denn in der letzten Zeit, da ich des Abends nicht viel abkommen konnte, war ich manchmal bei Tage ihr zu Gefallen am Laden vorbeigegangen, um sie nur einen Augenblick zu sehen. Sie erklärte mir, daß sie in dieser unruhigen Zeit sich dort nicht hätte aussetzen wollen. Befände sich die 15 Stadt wieder in ihrem vorigen Zustande, so denke sie auch wieder hinzugehen.

Nun war von dem nächst bevorstehenden Wahltag die Rede. Was und wie es vorgehe, wußte ich weitläufig zu erzählen und meine Demonstration durch umständliche Zeichnungen auf 20 der Tafel zu unterstützen; wie ich denn den Raum des Konklave mit seinen Altären, Thronen, Sesseln und Sitzen vollkommen gegenwärtig hatte. — Wir schieden zu rechter Zeit und mit sonderlichem Wohlbehagen.

Denn einem jungen Paare, das von der Natur einigermaßen harmonisch gebildet ist, kann nichts zu einer schönern Vereinigung gereichen, als wenn das Mädchen lehrbegierig und 25 der Jüngling lehrhaft ist. Es entsteht daraus ein so gründliches als angenehmes Verhältnis. Sie erblickt in ihm den Schöpfer ihres geistigen Daseins, und er in ihr ein Geschöpf, 30 das nicht der Natur, dem Zufall oder einem einseitigen Willen, sondern einem beiderseitigen Willen seine Vollendung verdankt; und diese Wechselwirkung ist so süß, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn seit dem alten und neuen Abälard¹ aus einem

¹ Gemeint ist Peter Abälard's (1079—1142) romantisches Liebesverhältnis zu seiner Schülerin Heloise und Rousseaus ähnliches Verhältnis, das er in der „Neuen Heloise“ (1761) geschildert hat.

solchen Zusammentreffen zweier Wesen die gewaltfamsten Leidenschaften und so viel Glück als Unglück entsprungen sind.

Gleich den nächsten Tag war große Bewegung in der Stadt wegen der Visiten und Gegenvisiten, welche nunmehr mit dem größten Zeremoniell abgestattet wurden. Was mich aber als einen Frankfurter Bürger besonders interessierte und zu vielen Betrachtungen veranlaßte, war die Ablegung des Sicherheits-
 5 eides¹, den der Rat, das Militär, die Bürgerschaft nicht etwa durch Repräsentanten, sondern persönlich und in Masse leisteten: erst auf dem großen Römersaale der Magistrat und die Stabs-
 10 offiziere, dann auf dem großen Plage, dem Römerberg, die sämtliche Bürgerschaft nach ihren verschiedenen Graden, Abstufungen und Quartieren und zuletzt das übrige Militär. Hier konnte man das ganze Gemeinwesen mit Einem Blick über-
 15 schauen, versammelt zu dem ehrenvollen Zweck, dem Haupt und den Gliedern des Reichs Sicherheit und bei dem bevorstehenden großen Werke unverbrüchliche Ruhe anzugeloben. Nun waren auch Kur-Trier und Kur-Köln in Person² angekommen. Am
 20 Vorabend³ des Wahltags werden alle Fremden aus der Stadt gewiesen, die Thore sind geschlossen, die Juden in ihre Gasse eingesperrt, und der Frankfurter Bürger dünkt sich nicht wenig, daß er allein Zeuge einer so großen Feierlichkeit bleiben darf.

Bisher war alles noch ziemlich modern hergegangen, die höchsten und hohen Personen bewegten sich nur in Kutschen hin
 25 und wider; nun aber sollten wir sie, nach uralter Weise, zu Pferde sehen. Der Zulauf und das Gedränge war außerordentlich. Ich wußte mich in dem Römer, den ich, wie eine Maus den heimischen Kornboden, genau kannte, so lange herumzuschmiegen, bis ich an den Haupteingang gelangte, vor welchem
 30 die Kurfürsten und Gesandten, die zuerst in Prachtkutschen herangefahren und sich oben versammelt hatten, nunmehr zu Pferde steigen sollten. Die stattlichsten, wohlzugerittenen Rosse waren mit reich gestickten Waldrappen⁴ überhangen und auf

¹ Am 23. März. — ² Am 24. März. Johann Philipp, Freiherr von Walberdorf, Kurfürst von Trier von 1756—68, und Maximilian Friedrich, Graf im Königsfeld-Rotenfels, Kurfürst von Köln von 1761—84. — ³ Am 26. März. — ⁴ Waldrappe, vom italienischen gualdrappa, Schabrack, Sattelbede.

alle Weise geschmückt. Kurfürst Emmerich Joseph, ein schöner, behaglicher Mann, nahm sich zu Pferde gut aus. Der beiden andern erinnere ich mich weniger, als nur überhaupt, daß uns diese roten, mit Hermelin ausgeschlagenen Fürstenmäntel, die wir sonst nur auf Gemälden zu sehen gewohnt waren, unter freiem Himmel sehr romantisch vorkamen. Auch die Botschafter der abwesenden weltlichen Kurfürsten in ihren goldstoffnen, mit Gold überstickten, mit goldnen Spitzentressen reich besetzten spanischen Kleidern thaten unsern Augen wohl; besonders wehten die großen Federn von den altertümlich aufgetrempten Hüten aufs prächtigste. Was mir aber gar nicht dabei gefallen wollte, waren die kurzen modernen Beinkleider, die weißseidenen Strümpfe und modischen Schuhe. Wir hätten Halbstiefelchen, so golden als man gewollt, Sandalen oder dergleichen gewünscht, um nur ein etwas konsequenteres Kostüm zu erblicken.

Im Betragen unterschied sich auch hier der Gesandte von Plotho wieder vor allen andern. Er zeigte sich lebhaft und munter und schien vor der ganzen Zeremonie nicht sonderlichen Respekt zu haben. Denn als sein Vordermann, ein ältlicher Herr, sich nicht sogleich aufs Pferd schwingen konnte und er deshalb eine Weile an dem großen Eingang warten mußte, enthielt er sich des Lachens nicht, bis sein Pferd auch vorgeführt wurde, auf welches er sich denn sehr behend hinaufschwang, und von uns abermals als ein würdiger Abgesandter Friedrichs des Zweiten bewundert wurde.

Nun war für uns der Vorhang wieder gefallen. Ich hatte mich zwar in die Kirche zu drängen gesucht; allein es fand sich auch dort mehr Unbequemlichkeit als Lust. Die Wählenden hatten sich ins Allerheiligste¹ zurückgezogen, in welchem weitläufigen Zeremonien die Stelle einer bedächtigen Wahlüberlegung vertraten. Nach langem Harren, Drängen und Wogen vernahm denn zuletzt das Volk den Namen Josephs des Zweiten, der zum Römischen König ausgerufen wurde.

Der Zudrang der Fremden in die Stadt ward nun immer

¹ Das Konklave. Dieser Ausdruck, der außer für den Ort der Wahlversammlung auch für die Wahlversammlung selbst gebraucht wird, kommt sonst vorwiegend für die Papstwahl durch die Kardinäle zur Anwendung.

stärker. Alles fuhr und ging in Galakleidern, so daß man zuletzt nur die ganz goldenen Anzüge bemerkenswert fand. Kaiser und König¹ waren schon in Heusenstamm, einem gräßlich Schönbornischen Schlosse, angelangt und wurden dort herkömmlich begrüßt und willkommen geheißten; die Stadt aber feierte diese wichtige Epoche durch geistliche Feste sämtlicher Religionen, durch Hochämter und Predigten, und von weltlicher Seite, zu Begleitung des Tebeum, durch unablässiges Kanonieren.

Hätte man alle diese öffentlichen Feierlichkeiten von Anfang bis hierher als ein überlegtes Kunstwerk angesehen, so würde man nicht viel daran auszusetzen gefunden haben. Alles war gut vorbereitet; sachte fingen die öffentlichen Auftritte an und wurden immer bedeutender; die Menschen wuchsen an Zahl, die Personen an Würde, ihre Umgebungen wie sie selbst an Pracht, und so stieg es mit jedem Tage, so daß zuletzt auch ein vorbereitetes gefaßtes Auge in Verwirrung geriet.

Der Einzug des Kurfürsten von Mainz, welchen ausführlicher zu beschreiben wir abgelehnt, war prächtig und imposant genug, um in der Einbildungskraft eines vorzüglichen Mannes² die Ankunft eines großen geweissagten Weltherrschers zu bedeuten. Auch wir waren dadurch nicht wenig geblendet worden. Nun aber spannte sich unsere Erwartung aufs höchste, als es hieß, der Kaiser und der künftige König näherten sich der Stadt. In einiger Entfernung von Sachsenhausen war ein Zelt errichtet, in welchem der ganze Magistrat sich aufhielt, um dem Oberhaupt des Reichs die gehörige Verehrung zu bezeigen und die Stadtschlüssel anzubieten. Weiter hinaus, auf einer schönen geräumigen Ebene, stand ein andres, ein Prachtgezelt, wohin sich die sämtlichen Kurfürsten und Wahlbotschafter zum Empfang der Majestäten verfügten, indessen ihr Gefolge sich den ganzen Weg entlang erstreckte, um nach und nach, wie die Reihe an sie käme, sich wieder gegen die Stadt in Bewegung zu setzen und gehörig in den Zug einzutreten³. Nunmehr fuhr der Kaiser bei dem Zelt an, betrat solches, und nach ehrfurchtsvollem Empfange

¹ Kaiser Franz und seine beiden ältesten Söhne Joseph und Leopold waren am 23. März 1764 in Schloß Heusenstamm auf darmstädtischem Gebiet eingetroffen. — ² Lavater, s. oben, S. 208. — ³ Am 20. März.

beurlaubten sich die Kurfürsten und Gesandten; um ordnungsmäßig dem höchsten Herrscher den Weg zu bahnen.

Wir andern, die wir in der Stadt geblieben, um diese Pracht innerhalb der Mauern und Straßen noch mehr zu bewundern, als es auf freiem Felde hätte geschehen können, waren durch das von der Bürgerschaft in den Gassen aufgestellte Spalier, durch den Zubrang des Volks, durch mancherlei dabei vorkommende Späße und Unschicklichkeiten einstweilen gar wohl unterhalten, bis uns das Geläute der Glocken und der Kanonendonner die unmittelbare Nähe des Herrschers ankündigten. Was einem Frankfurter besonders wohlthun mußte, war, daß bei dieser Gelegenheit, bei der Gegenwart so vieler Souveräne und ihrer Repräsentanten, die Reichsstadt Frankfurt auch als ein kleiner Souverän erschien: denn ihr Stallmeister eröffnete den Zug, Reitpferde mit Wappendecken, worauf der weiße Adler im roten Felde sich gar gut ausnahm, folgten ihm, Bediente und Offizianten, Pauker und Trompeter, Deputierte des Rats, von Ratsbedienten in der Stadtklivree zu Fuße begleitet. Hieran schlossen sich die drei Kompanien der Bürgerkavallerie, sehr wohl beritten, dieselbigen, die wir von Jugend auf bei Einholung des Geleites und andern öffentlichen Gelegenheiten gekannt hatten. Wir erfreuten uns an dem Mitgefühl dieser Ehre und an dem Hunderttausendteilchen einer Souveränität, welche gegenwärtig in ihrem vollen Glanz erschien. Die verschiedenen Gefolge des Reichserbmarschalls¹ und der von den sechs weltlichen Kurfürsten abgeordneten Wahlgesandten zogen sodann schrittweise daher. Keins derselben bestand aus weniger denn zwanzig Bedienten und zwei Staatswagen, bei einigen aus einer noch größern Anzahl. Das Gefolge der geistlichen Kurfürsten war nun immer im Steigen; die Bedienten und Hausoffizianten schienen unzählig, Kur-Köln und Kur-Trier hatten über zwanzig Staatswagen, Kur-Mainz allein ebensoviel. Die Dienerschaft zu Pferde und zu Fuß war durchaus aufs prächtigste gekleidet,

¹ Es war Brauch geworden, daß die weltlichen Kurfürsten eine hochablige Familie mit der Vertretung ihres Erzbistums erblich betrauten; diese Vertretungsämter hießen Erbämter. Das Erbmarschallamt war der Familie Pappenheim zu gewiesen.

die Herren in den Equipagen, geistliche und weltliche, hatten es auch nicht fehlen lassen, reich und ehrwürdig angethan und geschmückt mit allen Ordenszeichen zu erscheinen. Das Gefolg der kaiserlichen Majestät übertraf nunmehr wie billig die übrigen. Die Bereiter, die Handpferde, die Reitzzeuge, Schabracken und Decken zogen aller Augen auf sich, und sechzehn sechsspännige Galawagen der kaiserlichen Kammerherren, Geheimenräte, des Oberkammerers, Oberhofmeisters, Oberstallmeisters beschloffen mit großem Prunk diese Abtheilung des Zugs, welche ungeachtet ihrer Pracht und Ausdehnung doch nur der Vortrab sein sollte.

Nun aber konzentrierte sich die Reihe, indem sich Würde und Pracht steigerten, immer mehr. Denn unter einer ausgewählten Begleitung eigener Hausdienerschaft, die meisten zu Fuß, wenige zu Pferde, erschienen die Wahlbotschafter sowie die Kurfürsten in Person nach aufsteigender Ordnung¹, jeder in einem prächtigen Staatswagen. Unmittelbar hinter Kur-Mainz kündigten zehn kaiserliche Lauffer, einundvierzig Lakaien und acht Heibuden die Majestäten selbst an. Der prächtigste Staatswagen, auch im Rücken mit einem ganzen Spiegelglas versehen, mit Malerei, Lackierung, Schnitzwerk und Vergoldung ausgeziert, mit rotem, gesticktem Samt obenher und inwendig bezogen, ließ uns ganz bequem Kaiser und König, die längst erwünschten Häupter, in aller ihrer Herrlichkeit betrachten. Man hatte den Zug einen weiten Umweg geführt, theils aus Nothwendigkeit, damit er sich nur entfalten könne, theils um ihn der großen Menge Menschen sichtbar zu machen. Er war durch Sachsenhausen, über die Brücke, die Fahrgasse, sodann die Zeile hinunter gegangen und wendete sich nach der innern Stadt durch die Katharinenpforte, ein ehemaliges Thor und seit Erweiterung der Stadt ein offener Durchgang. Hier hatte man glücklich bedacht, daß die äußere Herrlichkeit der Welt seit einer Reihe von Jahren sich immer mehr in die Höhe und Breite ausgedehnt. Man hatte gemessen und gefunden, daß durch diesen Thorweg, durch

¹ Braunschweig, Pfalz, Brandenburg, Sachsen, Bayern, Böhmen, Köln, Trier, Mainz in aufsteigender Ordnung. Die weltlichen Kurfürsten waren jedoch nicht persönlich anwesend.

welchen so mancher Fürst und Kaiser aus- und eingezogen, der jegige kaiserliche Staatswagen, ohne mit seinem Schnitzwerk und andern Außerlichkeiten anzustoßen, nicht hindurchkommen könne. Man berathschlagte, und zu Vermeidung eines unbequemen Umwegs entschloß man sich, das Pflaster aufzuheben und eine sanfte Ab- und Auffahrt zu veranstalten. In eben dem Sinne hatte man auch alle Wetterdächer der Läden und Buden in den Straßen ausgehoben, damit weder die Krone, noch der Adler, noch die Genien Anstoß und Schaden nehmen möchten.

So sehr wir auch, als dieses kostbare Gefäß mit so kostbarem Inhalt sich uns näherte, auf die hohen Personen unsere Augen gerichtet hatten, so konnten wir doch nicht umhin, unsern Blick auf die herrlichen Pferde, das Geschirr und dessen Possamentschmuck¹ zu wenden; besonders aber fielen uns die wunderlichen, beide auf den Pferden sitzenden Kutscher und Vorreiter auf. Sie sahen wie aus einer andern Nation, ja wie aus einer andern Welt, in langen schwarz- und gelbsamtnen Röcken und Kappen mit großen Federbüschen, nach kaiserlicher Hofsitte. Nun drängte sich so viel zusammen, daß man wenig mehr unterscheiden konnte. Die Schweizergarde zu beiden Seiten des Wagens, der Erbmarschall², das sächsische Schwert aufwärts in der rechten Hand haltend, die Feldmarschälle als Anführer der kaiserlichen Garden hinter dem Wagen reitend, die kaiserlichen Edelknaben in Masse und endlich die Gatschiergarde³ selbst in schwarzsamtnen Flügelröcken, alle Röhre reich mit Gold galoniert, darunter rote Leibbrücke und lederfarbne Kamisole, gleichfalls reich mit Gold besetzt. Man kam vor lauter Sehen, Deuten und Hinweisen gar nicht zu sich selbst, so daß die nicht minder prächtig gekleideten Leibgarden der Kurfürsten kaum beachtet wurden; ja wir hätten uns vielleicht von den Fenstern zurückgezogen, wenn wir nicht noch unsern Magistrat, der in funfzehn zweispännigen Kutschen den Zug beschloß, und besonders in der letzten den Ratschreiber mit den Stadtschlüsseln auf rotsamtem Kissen hätten in Augenschein nehmen wollen. Daß unsere Stadt-

¹ Worten- und Treffenschmuck. — ² Das Marschallamt hatte Sachsen; aber dessen Vertreter vgl. S. 214, Anm. — ³ Verdeutschte Form für arotarius, Bogenschütze, Gataliebwaage.

grenadierkompanie das Ende deckte, beehrte uns auch ehrenvoll genug, und wir fühlten uns als Deutsche und als Frankfurter von diesem Ehrentag doppelt und höchlich erbaut.

Wir hatten in einem Hause Platz genommen, wo der Aufzug, wenn er aus dem Dom zurückkam, ebenfalls wieder an uns vorbei mußte. Des Gottesdienstes, der Musik, der Zeremonien und Feierlichkeiten, der Anreden und Antworten, der Vorträge und Vorlesungen waren in Kirche, Chor und Konklave so viel, bis es zur Beschwörung der Wahlkapitulation kam, daß wir Zeit genug hatten, eine vortreffliche Kollation einzunehmen und auf die Gesundheit des alten und jungen Herrschers manche Flasche zu leeren. Das Gespräch verlor sich indes, wie es bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, in die vergangene Zeit, und es fehlte nicht an bejahrten Personen, welche jener vor der gegenwärtigen den Vorzug gaben, wenigstens in Absicht auf ein gewisses menschliches Interesse und einer leidenschaftlichen Theilnahme, welche dabei vorgewaltet. Bei Franz des Ersten Krönung¹ war noch nicht alles so ausgemacht wie gegenwärtig; der Friede war noch nicht abgeschlossen², Frankreich, Kur-Brandenburg und Kur-Pfalz widersetzten sich der Wahl; die Truppen des künftigen Kaisers standen bei Heidelberg, wo er sein Hauptquartier hatte, und fast wären die von Aachen heraufkommenden Reichsinsignien von den Pfälzern weggenommen worden. Indessen unterhandelte man doch und nahm von beiden Seiten die Sache nicht aufs strengste. Maria Theresia selbst, obgleich in gesegneten Umständen, kommt, um die endlich durchgeführte Krönung ihres Gemahls in Person zu sehen. Sie traf in Aschaffenburg ein und bestieg eine Nacht, um sich nach Frankfurt zu begeben. Franz, von Heidelberg aus, denkt seiner Gemahlin zu begegnen, allein er kommt zu spät, sie ist schon abgefahren. Ungekannt wirft er sich in einen kleinen Nachen, eilt ihr nach, erreicht ihr Schiff, und das liebende Paar erfreut sich dieser überraschenden Zusammenkunft. Das Märchen davon verbreitet sich sogleich, und alle Welt nimmt teil an diesem zärtlichen, mit Kindern reich gesegneten Ehepaar, das seit

¹ Am 4. Oktober 1745. — ² Der Oesterreichische Erbfolgekrieg (seit 1741) fand erst am 18. Oktober 1748 durch den Aachener Frieden seinen Abschluß.

seiner Verbindung so unzertrennlich gewesen, daß sie schon einmal auf einer Reise von Wien nach Florenz zusammen an der venezianischen Grenze Quarantäne halten müssen. Maria Theresia wird in der Stadt mit Jubel bewillkommt, sie betritt den Gasthof zum Römischen Kaiser, indessen auf der Bornheimer Heide das große Zelt zum Empfang ihres Gemahls errichtet ist. Dort findet sich von den geistlichen Kurfürsten nur Mainz allein, von den Abgeordneten der weltlichen nur Sachsen, Böhmen und Hannover. Der Einzug beginnt, und was ihm an Vollständigkeit und Pracht abgehen mag, ersetzt reichlich die Gegenwart einer schönen Frau. Sie steht auf dem Balkon des wohlgelegnen Hauses und begrüßt mit Vivatruf und Händeklatschen ihren Gemahl: das Volk stimmt ein, zum größten Enthusiasmus aufgeregt. Da die Großen nun auch einmal Menschen sind, so denkt sie der Bürger, wenn er sie lieben will, als seinesgleichen, und das kann er am füglichsten, wenn er sie als liebende Gatten, als zärtliche Eltern, als anhängliche Geschwister, als treue Freunde sich vorstellen darf. Man hatte damals alles Gute gewünscht und prophezeit, und heute sah man es erfüllt an dem erstgebornen Sohne, dem jedermann wegen seiner schönen Jünglingsgestalt geneigt war, und auf den die Welt bei den hohen Eigenschaften, die er ankündigte, die größten Hoffnungen setzte.

Wir hatten uns ganz in die Vergangenheit und Zukunft verloren, als einige hereintretende Freunde uns wieder in die Gegenwart zurückriefen. Sie waren von denen, die den Wert einer Neuigkeit einsehen und sich deswegen beeilen, sie zuerst zu verkündigen. Sie wußten auch einen schönen menschlichen Zug dieser hohen Personen zu erzählen, die wir soeben in dem größten Prunk vorbeiziehen gesehen. Es war nämlich verabredet worden, daß unterwegs, zwischen Heusenstamm und jenem großen Gezelte, Kaiser und König den Landgrafen von Darmstadt¹ im Wald antreffen sollten. Dieser alte, dem Grabe sich nähernde Fürst wollte noch einmal den Herrn sehen, dem er in früherer Zeit sich gewidmet. Beide mochten sich jenes Tages erinnern,

¹ Ludwig VIII., geboren 1691, regierte seit 1733 und starb 1768.

als der Landgraf das Dekret der Kurfürsten, das Franzen zum Kaiser erwählte, nach Heidelberg überbrachte und die erhaltenen kostbaren Geschenke mit Beteuerung einer unverbrüchlichen Anhänglichkeit erwiderte. Diese hohen Personen standen in einem
 5 Tannicht, und der Landgraf, vor Alter schwach, hielt sich an eine Fichte, um das Gespräch noch länger fortsetzen zu können, das von beiden Theilen nicht ohne Nührung geschah. Der Platz ward nachher auf eine unschuldige Weise bezeichnet, und wir jungen Leute sind einigemal hingewandert.

10 So hatten wir mehrere Stunden mit Erinnerung des Alten, mit Erwägung des Neuen hingbracht, als der Zug abermals, jedoch abgekürzt und gedrängter, vor unsern Augen vorbeiwogte; und wir konnten das Einzelne näher beobachten, bemerken und uns für die Zukunft einprägen.

15 Von dem Augenblick an war die Stadt in ununterbrochener Bewegung; denn bis alle und jede, denen es zukommt und von denen es gefordert wird, den höchsten Häuptern ihre Aufwartung gemacht und sich einzeln denselben dargestellt hatten, war
 20 Hofstaat eines jeden der hohen Gegentwärtigen ganz bequem im einzelnen wiederholen.

Nun kamen auch die Reichsinsignien heran. Damit es aber auch hier nicht an hergebrachten Händeln fehlen möge, so mußten sie auf freiem Felde den halben Tag bis in die späte Nacht
 25 zubringen wegen einer Territorial- und Geleitsstreitigkeit zwischen Kur-Mainz und der Stadt. Die letzte gab nach, die Mainzischen geleiteten die Insignien bis an den Schlagbaum, und somit war die Sache für diesmal abgethan.

In diesen Tagen kam ich nicht zu mir selbst. Zu Hause
 30 gab es zu schreiben und zu kopieren; sehen wollte und sollte man alles, und so ging der März zu Ende, dessen zweite Hälfte für uns so festreich gewesen war. Von dem, was zuletzt vorgegangen, und was am Krönungstag zu erwarten sei, hatte ich Gretchen eine treuliche und ausführliche Belehrung versprochen. Der große
 35 Tag nahte heran; ich hatte mehr im Sinne, wie ich es ihr sagen wollte, als was eigentlich zu sagen sei; ich verarbeitete alles, was mir unter die Augen und unter die Kanzleijeder kam, nur

geschwind zu diesem nächsten und einzigen Gebrauch. Endlich erreichte ich noch eines Abends ziemlich spät ihre Wohnung und that mir schon im voraus nicht wenig darauf zu gute, wie mein diesmaliger Vortrag noch viel besser als der erste unvorbereitete 5
gelingen sollte. Allein gar oft bringt uns selbst und andern durch uns ein augenblicklicher Anlaß mehr Freude, als der unterschiedenste Voratz nicht gewähren kann. Zwar fand ich ziemlich dieselbe Gesellschaft, allein es waren einige Unbekannte darunter. Sie setzten sich hin zu spielen; nur Gretchen und der 10
jüngere Vetter hielten sich zu mir und der Schiefertafel¹. Das liebe Mädchen äußerte gar anmutig ihr Behagen, daß sie als eine Fremde am Wahltag für eine Bürgerin gegolten habe und ihr dieses einzige Schauspiel zu teil geworden sei. Sie dankte mir aufs verbindlichste, daß ich für sie zu sorgen gewußt und ihr zeither durch Pylades allerlei Einlässe mittelst Bilette, An- 15
weisungen, Freunde und Fürsprache zu verschaffen die Aufmerksamkeit gehabt.

Von den Reichskleinodien hörte sie gern erzählen. Ich versprach ihr, daß wir diese womöglich zusammen sehen wollten. Sie machte einige scherzhafte Anmerkungen, als sie erfuhr, daß 20
man Gewänder und Krone dem jungen König anprobiert habe. Ich wußte, wo sie den Feierlichkeiten des Krönungstages zusehen würde, und machte sie aufmerksam auf alles, was bevorstand, und was besonders von ihrem Plaze genau beobachtet 25
werden konnte.

So vergaßen wir an die Zeit zu denken; es war schon über Mitternacht geworden, und ich fand, daß ich unglücklicherweise den Haus Schlüssel nicht bei mir hatte. Ohne das größte Aufsehen zu erregen, konnte ich nicht ins Haus. Ich teilte ihr meine Verlegenheit mit. „Am Ende“, sagte sie, „ist es das Beste, die 30
Gesellschaft bleibt beisammen.“ Die Vettern und jene Fremden hatten schon den Gedanken gehabt, weil man nicht wußte, wo man diese für die Nacht unterbringen sollte. Die Sache war bald entschieden; Gretchen ging, um Kasse zu kochen, nachdem sie, weil die Lichter auszubrennen drohten, eine große messingene 35

¹ Vgl. oben, S. 209.

Familienlampe mit Docht und Öl versehen und angezündet hereingebracht hatte.

Der Kaffee diente für einige Stunden zur Ermunterung; nach und nach aber ermattete das Spiel, das Gespräch ging aus; die Mutter schließ im großen Sessel; die Fremden, von der Reise müde, nickten da und dort, Pylades und seine Schöne saßen in einer Ecke. Sie hatte ihren Kopf auf seine Schulter gelegt und schließ; auch er wachte nicht lange. Der jüngere Better, gegen uns über am Schiefertische sitzend, hatte seine Arme vor sich übereinander geschlagen und schließ mit aufstiegenderm Gesichte. Ich saß in der Fensterecke hinter dem Tische und Gretchen neben mir. Wir unterhielten uns leise; aber endlich übermannte auch sie der Schlaf, sie lehnte ihr Köpfschen an meine Schulter und war gleich eingeschlummert. So saß ich nun allein, wachend, in der wunderbarlichsten Lage, in der auch mich der freundliche Bruder des Todes zu beruhigen wußte. Ich schließ ein, und als ich wieder erwachte, war es schon heller Tag. Gretchen stand vor dem Spiegel und rückte ihr Häubchen zurechte; sie war liebenswürdiger als je und drückte mir, als ich schied, gar herzlich die Hände. Ich schlich durch einen Umweg nach unserm Hause, denn an der Seite nach dem kleinen Hirschgraben zu hatte sich mein Vater in der Mauer ein kleines Guckfenster¹, nicht ohne Widerspruch des Nachbarn, angelegt. Diese Seite vermieden wir, wenn wir, nach Hause kommend, von ihm nicht bemerkt sein wollten. Meine Mutter, deren Vermittelung uns immer zu gute kam, hatte meine Abwesenheit des Morgens beim Thee durch ein frühzeitiges Ausgehen meiner zu beschönigen gesucht, und ich empfand also von dieser unschuldigen Nacht keine unangenehmen Folgen.

Überhaupt und im ganzen genommen machte diese unendlich mannigfaltige Welt, die mich umgab, auf mich nur sehr einfachen Eindruck. Ich hatte kein Interesse, als das Äußere der Gegenstände genau zu bemerken, kein Geschäft, als das mir mein Vater und Herr von Königsthal² auftrugen, wodurch ich freilich den innern Gang der Dinge gewahr ward. Ich hatte

¹ Noch heute vorhanden (im zweiten Stock). — ² Vgl. oben, S. 203.

keine Neigung, als zu Gretchen, und keine andere Absicht, als nur alles recht gut zu sehen und zu fassen, um es mit ihr wiederholen und ihr erklären zu können. Ja, ich beschrieb oft, indem ein solcher Zug vorbeiging, diesen Zug halb laut vor mir selbst, um mich alles Einzelnen zu versichern und dieser Aufmerksamkeit und Genauigkeit wegen von meiner Schönen gelobt zu werden; und nur als eine Zugabe betrachtete ich den Beifall und die Anerkennung der andern. 5

Zwar ward ich manchen hohen und vornehmen Personen vorgestellt; aber theils hatte niemand Zeit, sich um andere zu bekümmern, und theils wissen auch Ältere nicht gleich, wie sie sich mit einem jungen Menschen unterhalten und ihn prüfen sollen. Ich von meiner Seite war auch nicht sonderlich geschickt, mich den Leuten bequem darzustellen. Gewöhnlich erwarb ich ihre Gunst, aber nicht ihren Beifall. Was mich beschäftigte, war mir vollkommen gegenwärtig; aber ich fragte nicht, ob es auch andern gemäß sein könne. Ich war meist zu lebhaft oder zu still und schien entweder zudringlich oder stöckig, je nachdem die Menschen mich anzogen oder abstießen; und so wurde ich zwar für hoffnungsvoll gehalten, aber dabei für wunderlich erklärt. 10 15 20

Der Krönungstag brach endlich an, den 3. April 1764; das Wetter war günstig und alle Menschen in Bewegung. Man hatte mir nebst mehreren Verwandten und Freunden in dem Römer selbst in einer der obern Stagen einen guten Platz angewiesen, wo wir das Ganze vollkommen übersehen konnten. 25 Mit dem frühesten begaben wir uns an Ort und Stelle und besehten nunmehr von oben, wie in der Vogelperspektive, die Anstalten, die wir tags vorher in nähern Augenschein genommen hatten. Da war der neuerrichtete Springbrunnen mit zwei großen Rufen rechts und links, in welche der Doppeladler auf dem Ständer weißen Wein hüben und roten Wein drüben aus seinen zwei Schnäbeln ausgießen sollte. Aufgeschüttet zu einem Haufen lag dort der Hafer, hier stand die große Bretterhütte, in der man schon einige Tage den ganzen fetten Ochsen an einem ungeheuren Spieße bei Kohlenfeuer braten und schmoren sah. 30 Alle Zugänge, die vom Römer aus dahin und von andern Straßen nach dem Römer führen, waren zu beiden Seiten durch 35

Schranken und Wachen gesichert. Der große Platz füllte sich nach und nach, und das Wogen und Drängen ward immer stärker und bewegter, weil die Menge womöglich immer nach der Gegend hinstrebte, wo ein neuer Austritt erschien und etwas
 5 Besonderes angekündigt wurde.

Bei alledem herrschte eine ziemliche Stille, und als die Sturmglocke geläutet wurde, schien das ganze Volk von Schauer und Erstaunen ergriffen. Was nun zuerst die Aufmerksamkeit aller, die von oben herab den Platz übersehen konnten, erregte,
 10 war der Zug, in welchem die Herren von Aachen und Nürnberg die Reichskleinodien nach dem Dome brachten. Diese hatten als Schutzheiligthümer den ersten Platz im Wagen eingenommen, und die Deputierten saßen vor ihnen in anständiger Verehrung auf dem Rücksitz. Nunmehr begeben sich die drei Kurfürsten¹ in
 15 den Dom. Nach Überreichung der Insignien an Kur-Mainz werden Krone und Schwert sogleich nach dem kaiserlichen Quartier gebracht. Die weiteren Anstalten und mancherlei Zeremoniell beschäftigen mittlerweile die Hauptpersonen sowie die Zuschauer in der Kirche, wie wir andern Unterrichteten uns wohl
 20 denken konnten.

Vor unsern Augen führen indessen die Gesandten auf den Römer, aus welchem der Baldachin von Unteroffizieren in das kaiserliche Quartier getragen wird. Sogleich besteigt der Erb-
 25 marschall Graf von Pappenheim sein Pferd; ein sehr schöner schlankgebildeter Herr, den die spanische Tracht, das reiche Wams, der goldne Mantel, der hohe Federhut und die gestrählten fliegenden Haare sehr wohl kleideten. Er setzt sich in Bewegung, und unter dem Geläute aller Glocken folgen ihm zu Pferde die
 30 Gesandten nach dem kaiserlichen Quartier² in noch größerer Pracht als am Wahltag. Dort hätte man auch sein mögen, wie man sich an diesem Tage durchaus zu vielfältigen wünschte. Wir erzählten einander indessen, was dort vorgehe. „Nun zieht der Kaiser seinen Hausornat an“, sagten wir, „eine neue Bekleidung nach dem Muster der alten Karolingischen fertig. Die
 35 Erbämter erhalten die Reichsinsignien und setzen sich damit zu

¹ Die drei geistlichen Kurfürsten. — ² Der Kranichhof am Roßmarkt.

Pferde. Der Kaiser im Ornat; der römische König im spanischen Habit, besteigen gleichfalls ihre Rosse, und indem dieses geschieht, hat sie uns der vorausgeschrittene unendliche Zug bereits angemeldet.“

Das Auge war schon ermüdet durch die Menge der reich- 5
gekleideten Dienerschaft und der übrigen Behörden, durch den
stattlich einherwandelnden Adel; und als nunmehr die Wahl-
botschafter, die Erbämter und zuletzt unter dem reichgestickten,
von zwölf¹ Schöffen und Ratskammern getragenen Baldachin der 10
Kaiser in romantischer Kleidung, zur Linken, etwas hinter ihm, 10
sein Sohn in spanischer Tracht, langsam auf prächtig geschmück-
ten Pferden einerschwebten, war das Auge nicht mehr sich
selbst genug. Man hätte gewünscht, durch eine Zauberformel
die Erscheinung nur einen Augenblick zu fesseln; aber die Herr- 15
lichkeit zog unaufhaltsam vorbei, und den kaum verlassenen 15
Raum erfüllte sogleich wieder das hereintwogende Volk.

Nun aber entstand ein neues Gedränge, denn es mußte ein
anderer Zugang, von dem Markte her, nach der Römerthür er-
öffnet und ein Bretterweg aufgebriekt werden, welchen der aus
dem Dom zurückkehrende Zug beschreiten sollte. 20

Was in dem Dome vorgegangen, die unendlichen Zeremo-
nien, welche die Salbung, die Krönung, den Ritterschlag vor-
bereiten und begleiten, alles dieses ließen wir uns in der Folge
gar gern von denen erzählen, die manches andere aufgeopfert
hatten, um in der Kirche gegenwärtig zu sein. 25

Wir andern verzehrten mittlerweile auf unsern Plätzen eine
frugale Mahlzeit, denn wir mußten an dem festlichsten Tage,
den wir erlebten, mit kalter Küche vorlieb nehmen. Dagegen
aber war der beste und älteste Wein aus allen Familientellern
herangebracht worden, so daß wir von dieser Seite wenigstens 30
dies altertümliche Fest altertümlich feierten.

Auf dem Platze war jetzt das Sehenswürdigste die fertig
gewordene und mit rotgelb und weißem Tuch überlegte Brücke,
und wir sollten den Kaiser, den wir zuerst im Wagen, dann zu
Pferde sitzend angestaunt, nun auch zu Fuße wandelnd bewun- 35

¹ Es waren nur zehn.

bern; und sonderbar genug, auf das letzte freuten wir uns am meisten; denn uns deuchte diese Weise sich darzustellen so wie die natürlichste, so auch die würdigste.

5 Ältere Personen, welche der Krönung Franz des Ersten bei-
gewohnt, erzählten, Maria Theresia, über die Maßen schön,
habe jener Feierlichkeit an einem Balkonsenster des Hauses
Frauenstein, gleich neben dem Römer, zugesehen. Als nun ihr
Gemahl in der seltsamen Verkleidung aus dem Dome zurück-
10 gekommen und sich ihr sozusagen als ein Gespenst Karls des
Großen dargestellt, habe er wie zum Scherz beide Hände er-
hoben und ihr den Reichsapfel, den Zepter und die wunder-
samen Handschuh' hingewiesen, worüber sie in ein unendliches
Lachen ausgebrochen, welches dem ganzen zuschauenden Volke
zur größten Freude und Erbauung gedient, indem es darin das
15 gute und natürliche Ehegattenverhältnis des allerhöchsten Paares
der Christenheit mit Augen zu sehen gewürdiget worden. Als
aber die Kaiserin, ihren Gemahl zu begrüßen, das Schnupftuch
geschwungen und ihm selbst ein lautes Vivat zugerufen, sei der
Enthusiasmus und der Jubel des Volks aufs höchste gestiegen,
20 so daß das Freudengeschrei gar kein Ende finden können.

Nun verkündigte der Glockenschall und nun die Vordersten
des langen Zuges, welche über die bunte Brücke ganz sachte ein-
herstritten, daß alles gethan sei. Die Aufmerksamkeit war
größer denn je, der Zug deutlicher als vorher, besonders für
25 uns, da er jetzt gerade nach uns zugin. Wir sahen ihn so wie
den ganzen volkerfüllten Platz beinah' im Grundriß. Nur zu
sehr drängte sich am Ende die Pracht; denn die Gesandten, die
Erbämter, Kaiser und König unter dem Baldachin, die drei
geistlichen Kurfürsten, die sich angeschlossen, die schwarz gekleideten
30 Schöffen und Ratsherren, der goldgestickte Himmel, alles schien
nur eine Masse zu sein, die nur von einem Willen bewegt,
prächtigt harmonisch, und soeben unter dem Geläute der Glocken
aus dem Tempel tretend, als ein Heiliges uns entgegenstrahlte.

Eine politisch-religiöse Feierlichkeit hat einen unendlichen
35 Reiz. Wir sehen die irdische Majestät vor Augen, umgeben von
allen Symbolen ihrer Macht; aber indem sie sich vor der himm-
lischen beugt, bringt sie uns die Gemeinschaft beider vor die

Sinne. Denn auch der Einzelne vermag seine Verwandtschaft mit der Gottheit nur dadurch zu bethätigen, daß er sich unterwirft und anbetet.

Der von dem Markt her ertönende Jubel verbreitete sich nun auch über den großen Platz, und ein ungestümes Vivat erscholl aus tausend und abertausend Kehlen und gewiß auch aus den Herzen. Denn dieses große Fest sollte ja das Pfand eines dauerhaften Friedens werden, der auch wirklich lange Jahre hindurch Deutschland beglückte.

Mehrere Tage vorher war durch öffentlichen Ausruf bekannt gemacht, daß weder die Brücke noch der Adler über dem Brunnen preisgegeben und also nicht vom Volke wie sonst angetastet werden solle. Es geschah dies, um manches bei solchem Anstürmen unvermeidliche Unglück zu verhüten. Allein um doch einigermaßen dem Genius des Pöbels zu opfern, gingen eigens bestellte Personen hinter dem Zuge her, lösten das Tuch von der Brücke, wickelten es bahnenweise¹ zusammen und warfen es in die Luft. Hiedurch entstand nun zwar kein Unglück, aber ein lächerliches Unheil: denn das Tuch entrollte sich in der Luft und bedeckte, wie es niederfiel, eine größere oder geringere Anzahl Menschen. Diejenigen nun, welche die Enden faßten und solche an sich zogen, rissen alle die Mittleren zu Boden, umhüllten und ängstigten sie so lange, bis sie sich durchgerissen oder durchgeschnitten und jeder nach seiner Weise einen Zipfel dieses durch die Fußtritte der Majestäten geheiligten Gewebes davongetragen hatte.

Dieser wilden Belustigung sah ich nicht lange zu, sondern eilte von meinem hohen Standorte durch allerlei Treppchen und Gänge hinunter an die große Römerstiege², wo die aus der Ferne angestaunte, so vornehme als herrliche Masse heraufwallen sollte. Das Gedräng war nicht groß, weil die Zugänge des Rathhauses wohl besetzt waren, und ich kam glücklich unmittelbar oben an das eiserne Geländer. Nun stiegen die Hauptpersonen an mir vorüber, indem das Gefolge in den untern Gewölbhängen zurückblieb, und ich konnte sie auf der dreimal

¹ S. oben, S. 128. — ² S. oben, S. 30. Dort Kaiserstiege genannt.

gebrochenen Treppe von allen Seiten und zuletzt ganz in der Nähe betrachteten.

Endlich kamen auch die beiden Majestäten herauf. Vater und Sohn waren wie Menächmen¹ überein gekleidet. Des Kaisers
 5 Hausornat von purpurfarbner Seide, mit Perlen und Steinen reich geziert, sowie Krone, Zepter und Reichsapfel fielen wohl in die Augen: denn alles war neu daran und die Nachahmung
 des Altertums geschmackvoll. So bewegte er sich auch in seinem Anzuge ganz bequem, und sein treuherzig würdiges Gesicht gab
 10 zugleich den Kaiser und den Vater zu erkennen. Der junge König hingegen schleppte sich² in den ungeheuren Gewandstücken mit den Kleinodien Karls des Großen, wie in einer Verkleidung,
 einher, so daß er selbst, von Zeit zu Zeit seinen Vater ansehend, sich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die Krone, welche
 15 man sehr hatte füttern müssen, stand wie ein übergreifendes Dach vom Kopf ab. Die Dalmatica³, die Stola³, so gut sie auch angepaßt und eingenäht worden, gewährte doch keineswegs ein vorteilhaftes Aussehen. Zepter und Reichsapfel setzten in Verwunderung; aber man konnte sich nicht leugnen, daß man lieber
 20 eine mächtige, dem Anzuge gewachsene Gestalt, um der günstigern Wirkung willen, damit bekleidet und ausgeschmückt gesehen hätte.

Raum waren die Pforten des großen Saales hinter diesen Gestalten wieder geschlossen, so eilte ich auf meinen vorigen
 25 Platz, der, von andern bereits eingenommen, nur mit einiger Not mir wieder zu teil wurde.

Es war eben die rechte Zeit, daß ich von meinem Fenster wieder Besitz nahm, denn das Merkwürdigste, was öffentlich zu erblicken war, sollte eben vorgehen. Alles Volk hatte sich
 30 gegen den Römer zugewendet, und ein abermaliges Vivat-

¹ „Die Menächmen.“ Lustspiel von Plautus, zwei zum Verwechseln ähnliche Zwillingbrüder. — ² Das Gewicht des Ornat war 130 Pfund, das der Krone allein 14 Pfund. — ³ „Die Dalmatica oder Obergewand von blauem, selbenerm Zeug, mit vielen Perlen besetzt und mit goldenen Löwen geziert. Die Alba oder Salarhabit von weißer Seide, dessen enge Ärmeln mit Edelsteinen eingefast und am Ende mit Gold gestickt. Die Stola oder ein breiter Überschlager, wie solchen die Geistlichen tragen, welcher kreuzweise über die Alba gelegt wird, und an welchem eingewirkte goldene, einfache Adler, so in der Kunde mit Gold und Edelsteinen besetzt, wahrgenommen werden.“

schreien gab uns zu erkennen, daß Kaiser und König an dem
 Balkonfenster des großen Saales in ihrem Ornate sich dem
 Volke zeigten. Aber sie sollten nicht allein zum Schauspiel
 dienen, sondern vor ihren Augen sollte ein seltsames Schauspiel
 vorgehen. Vor allen schwang sich nun der schöne schlanke Erb-
 marschall¹ auf sein Roß; er hatte das Schwert abgelegt, in seiner
 Rechten hielt er ein silbernes gehenktes Gemäß und ein Streich-
 blech² in der Linken. So ritt er in den Schranken auf den
 großen Haserhausen zu, sprengte hinein, schöpfte das Gefäß über-
 voll, strich es ab und trug es mit großem Anstande wieder zu-
 rück. Der kaiserliche Marstall war nunmehr versorgt. Der
 Erbkämmerer³ ritt sodann gleichfalls auf jene Gegend zu und
 brachte ein Handbecken nebst Gießfaß und Handquele⁴ zurück.
 Unterhaltender aber für die Zuschauer war der Erbtruchseß⁵, der
 ein Stück von dem gebratnen Ochsen zu holen kam. Auch er
 ritt mit einer silbernen Schüssel durch die Schranken bis zu der
 großen Bretterküche und kam bald mit verdecktem Gericht wie-
 der hervor, um seinen Weg nach dem Römer zu nehmen. Die
 Reihe traf nun den Erbschenken⁶, der zu dem Springbrunnen ritt
 und Wein holte. So war nun auch die kaiserliche Tafel bestellt,
 und aller Augen warteten auf den Erbschatzmeister⁷, der das
 Geld auswerfen sollte. Auch er bestieg ein schönes Roß, dem
 zu beiden Seiten des Sattels anstatt der Pistolenhalktern ein
 Paar prächtige, mit dem kurpfälzischen Wappen gestickte Beutel
 befestigt hingen. Kaum hatte er sich in Bewegung gesetzt, als
 er in diese Taschen griff und rechts und links Gold- und Silber-
 münzen freigebig austreute, welche jedesmal in der Luft als
 ein metallner Regen gar lustig glänzten. Tausend Hände zap-
 pelten augenblicklich in der Höhe, um die Gaben aufzufangen;
 kaum aber waren die Münzen niedergefallen, so wühlte die
 Masse in sich selbst gegen den Boden und rang gewaltig um die
 Stücke, welche zur Erde mochten gekommen sein. Da nun diese

¹ Graf Pappenheim, s. oben, S. 216, Vertreter von Kur-Sachsen. — ² Ein
 Blechgefäß zum Abstreichen. — ³ Der Fürst von Hohenzollern, Vertreter von
 Kur-Brandenburg. — ⁴ Handtuch. — ⁵ Graf von Truchseß, Vertreter von Kur-
 Bayern. — ⁶ Graf von Althan, Vertreter von Böhmen. — ⁷ Graf von Singen-
 dorf, Vertreter von der Kur-Pfalz.

Bewegung von beiden Seiten sich immer wiederholte, wie der Geber vorwärts ritt, so war es für die Zuschauer ein sehr belustigender Anblick. Zum Schlusse ging es am allerlebhaftesten her, als er die Beutel selbst auswarf, und ein jeder noch diesen
 5 höchsten Preis zu erhaschen trachtete.

Die Majestäten hatten sich vom Balkon zurückgezogen, und nun sollte dem Pöbel abermals ein Opfer gebracht werden, der in solchen Fällen lieber die Gaben rauben, als sie gelassen und dankbar empfangen will. In rohern und derberen Zeiten herrschte
 10 der Gebrauch, den Hafer, gleich nachdem der Erbmarschall das Teil weggenommen, den Springbrunnen, nachdem der Erbschenk, die Küche, nachdem der Erbtruchseß sein Amt verrichtet, auf der Stelle preiszugeben. Diesmal aber hielt man, um alles Unglück zu verhüten, soviel es sich thun ließ, Ordnung und Maß.
 15 Doch fielen die alten schadensfrohen Späße wieder vor, daß, wenn einer einen Sack Hafer aufgepackt hatte, der andere ihm ein Loch hineinschnitt, und was dergleichen Artigkeiten mehr waren. Um den gebratnen Ochsen aber wurde diesmal wie sonst ein ernstere Kampf geführt. Man konnte sich denselben
 20 nur in Masse streitig machen. Zwei Innungen, die Mehger und Weinschröter, hatten sich hergebrachtermaßen wieder so postiert, daß einer von beiden dieser ungeheure Braten zu teil werden mußte. Die Mehger glaubten das größte Recht an einen Ochsen zu haben, den sie unzerstückt in die Küche ge-
 25 liefert; die Weinschröter dagegen machten Anspruch, weil die Küche in der Nähe ihres zunftmäßigen Aufenthalts erbaut war, und weil sie das letzte Mal obgesiegt hatten; wie denn aus dem vergitterten Siebelfenster ihres Zunft- und Versammlungshauses die Hörner jenes erbeuteten Stiers als Siegeszeichen hervor-
 30 starrend zu sehen waren. Beide zahlreichen Innungen hatten sehr kräftige und tüchtige Mitglieder; wer aber diesmal den Sieg davongetragen, ist mir nicht mehr erinnerlich¹.

Wie nun aber eine Feierlichkeit dieser Art mit etwas Gefährlichem und Schreckhaften schließen soll, so war es wirklich
 35 ein fürchterlicher Augenblick, als die bretterne Küche selbst Preis

¹ Sieger waren die Weinschröter.

gemacht wurde. Das Dach derselben wimmelte sogleich von Menschen, ohne daß man wußte, wie sie hinaufgekommen; die Bretter wurden losgerissen und heruntergestürzt, so daß man, besonders in der Ferne, denken mußte, ein jedes werde ein paar der Zubringenden totschlagen. In einem Nu war die Hütte 5 abgedeckt, und einzelne Menschen hingen an Sparren und Balken, um auch diese aus den Fugen zu reißen; ja manche schwebten noch oben herum, als schon unten die Pfosten abgeseigt waren, das Gerippe hin und wieder schwankte und jähen Einsturz drohte. Barte Personen wandten die Augen hinweg, und 10 jedermann erwartete sich ein großes Unglück; allein man hörte nicht einmal von irgend einer Beschädigung, und alles war, obgleich heftig und gewaltiam, doch glücklich vorübergegangen.

Jedermann wußte nun, daß Kaiser und König aus dem Kabinett, wohin sie vom Balkon abgetreten, sich wieder hervor- 15 begeben und in dem großen Römerversaale speisen würden. Man hatte die Anstalten dazu tages vorher bewundern können, und mein sehnlichster Wunsch war, heute womöglich nur einen Blick hinein zu thun. Ich begab mich daher auf gewohnten Pfaden wieder an die große Treppe, welcher die Thür des Saals 20 gerade gegenübersteht. Hier staunte ich nun die vornehmen Personen an, welche sich heute als Diener des Reichsoberhauptes bekannten. Vierundvierzig Grafen, die Speisen aus der Küche herantragend, zogen an mir vorbei, alle prächtig gekleidet, so daß der Kontrast ihres Anstandes mit der Handlung für einen 25 Knaben wohl sinnverwirrend sein konnte. Das Gedränge war nicht groß, doch wegen des kleinen Raums merklich genug. Die Saalthür war bewacht, indes gingen die Befugten häufig aus und ein. Ich erblickte einen pfälzischen Hausoffizianten, den ich anredete, ob er mich nicht mit hineinbringen könne. Er be- 30 sann sich nicht lange, gab mir eins der silbernen Gefäße, die er eben trug, welches er um so eher konnte, als ich sauber gekleidet war; und so gelangte ich denn in das Heiligtum. Das pfälzische Büffet stand links, unmittelbar an der Thür, und mit einigen Schritten befand ich mich auf der Erhöhung desselben 35 hinter den Schranken.

Am andern Ende des Saals, unmittelbar an den Fenstern,

saßen auf Thronstufen erhöht, unter Baldachinen, Kaiser und König in ihren Ornaten; Krone und Szepter aber lagen auf goldnen Kissen rückwärts in einiger Entfernung. Die drei geistlichen Kurfürsten hatten, ihre Büffette hinter sich, auf einzelnen Estradenplatz genommen: Kur-Mainz den Majestäten gegenüber, Kur-Trier zur Rechten und Kur-Köln zur Linken. Dieser obere Teil des Saals war würdig und erfreulich anzusehen und erregte die Bemerkung, daß die Geistlichkeit sich solange als möglich mit dem Herrscher halten mag. Dagegen ließen die zwar prächtig aufgeputzten, aber herrenleeren Büffette und Tische der sämtlichen weltlichen Kurfürsten¹ an das Mißverhältnis denken, welches zwischen ihnen und dem Reichsoberhaupt durch Jahrhunderte allmählich entstanden war. Die Gesandten derselben hatten sich schon entfernt, um in einem Seitenzimmer zu speisen; und wenn dadurch der größte Teil des Saales ein gespensterhaftes Ansehn bekam, daß so viele unsichtbare Gäste auf das prächtigste bedient wurden, so war eine große unbefetzte Tafel in der Mitte noch betrübter anzusehen: denn hier standen auch so viele Kouverte leer, weil alle die, welche allenfalls ein Recht hatten, sich daran zu setzen, anstandshalber², um an dem größten Ehrentage ihrer Ehre nichts zu vergeben, ausblieben, wenn sie sich auch dormalen in der Stadt befanden.

Viele Betrachtungen anzustellen, erlaubten mir weder meine Jahre noch das Gedräng der Gegenwart. Ich bemühte mich, alles möglichst ins Auge zu fassen, und wie der Nachtiſch aufgetragen wurde, da die Gesandten, um ihren Hof zu machen, wieder hereintraten, suchte ich das Freie und wußte mich bei guten Freunden in der Nachbarschaft nach dem heutigen Halbfasten wieder zu erquicken und zu den Illuminationen des Abends vorzubereiten.

Diesen glänzenden Abend gedachte ich auf eine gemüthliche Weise zu feiern, denn ich hatte mit Gretchen, mit Pylades und der Seinigen abgeredet, daß wir uns zur nächtliden Stunde irgendwo treffen wollten. Schon leuchtete die Stadt an allen Gassen und Enden, als ich meine Geliebten antraf. Ich reichte

¹ Die weltlichen Kurfürsten waren der Krönung fern geblieben. — ² Es handelte sich um Rangstreitigkeiten.

Gretchen den Arm, wir zogen von einem Quartier zum andern und befanden uns zusammen sehr glücklich. Die Bettern waren anfangs auch bei der Gesellschaft, verloren sich aber nachher unter der Masse des Volks. Vor den Häusern einiger Gesandten, wo man prächtige Illuminationen angebracht hatte (die kurpfälzische zeichnete sich vorzüglich aus), war es so hell, wie es am Tage nur sein kann. Um nicht erkannt zu werden, hatte ich mich einigermaßen ver mummt, und Gretchen fand es nicht übel. Wir bewunderten die verschiedenen glänzenden Darstellungen und die feenmäßigen Flammengebäude, womit immer ein Gesandter den andern zu überbieten gedacht hatte. Die Anstalt des Fürsten Esterhazy¹ jedoch übertraf alle die übrigen. Unsere kleine Gesellschaft war von der Erfindung und Ausführung entzückt, und wir wollten eben das Einzelne recht genießen, als uns die Bettern wieder begegneten und von der herrlichen Erleuchtung sprachen, womit der brandenburgische Gesandte² sein Quartier ausgeschmückt habe. Wir ließen uns nicht verbrießen, den weiten Weg von dem Roßmarke bis zum Saalhof³ zu machen, fanden aber, daß man uns auf eine frevle⁴ Weise zum besten gehabt hatte.

Der Saalhof ist nach dem Main zu ein regelmäßiges und ansehnliches Gebäude, dessen nach der Stadt gerichteter Teil aber uralt, unregelmäßig und unscheinbar. Kleine, weder in Form noch Größe übereinstimmende, noch auf eine Linie, noch in gleicher Entfernung gesetzte Fenster, unsymmetrisch angebrachte Thore und Thüren, ein meist in Kramläden verwandeltes Untergeschoß bilden eine verworrene Außenseite, die von niemand jemals betrachtet wird. Hier war man nun der zufälligen, unregelmäßigen, unzusammenhängenden Architektur gefolgt und hatte jedes Fenster, jede Thür, jede Öffnung für sich mit Lampen umgeben, wie man es allenfalls bei einem wohlgebauten Hause thun kann, wodurch aber hier die schlechteste und mißgebildetste aller Fassaden ganz unglaublich in das hellste Licht gesetzt wurde. Hatte man sich nun hieran wie etwa an den

¹ Des böhmischen Gesandten; vgl. oben, S. 204. — ² Plotho; vgl. S. 205. — ³ Dort wohnte Plotho. — ⁴ Das Adjektivum frevel bei Goethe noch häufig im Sinne von übermüthig.

Späßen des Pagliasso¹ ergötzt, obgleich nicht ohne Bedenklichkeiten, weil jedermann etwas Vorsätzliches darin erkennen mußte; wie man denn schon vorher über das sonstige äußre Benehmen des übrigen sehr geschätzten Plotho glossiert, und da man ihm nun einmal gewogen war, auch den Schalk in ihm bewundert hatte, der sich über alles Ceremoniell wie sein König hinauszusetzen pflege, so ging man doch lieber in das Esterhazy'sche Feenreich wieder zurück.

Dieser hohe Botschafter hatte, diesen Tag zu ehren, sein ungünstig gelegenes Quartier ganz übergangen und dafür die große Linden-Esplanade am Roßmarkt vorn mit einem farbig erleuchteten Portal, im Hintergrund aber mit einem wohl noch prächtigeren Prospekte verzieren lassen. Die ganze Einfassung bezeichneten Lampen. Zwischen den Bäumen standen Lichtpyramiden und Kugeln auf durchscheinenden Piedestalen; von einem Baum zum andern zogen sich leuchtende Guirlanden, an welchen Hängeleuchter schwebten. An mehreren Orten verteilte man Brot und Würste unter das Volk und ließ es an Wein nicht fehlen.

Hier gingen wir nun zu vieren aneinander geschlossen höchst behaglich auf und ab, und ich an Gretchens Seite dachte mir wirklich in jenen glücklichen Gesilden Elysiums zu wandeln, wo man die kristallinen Gefäße vom Baume bricht, die sich mit dem gewünschten Wein sogleich füllen, und wo man Früchte schüttelt, die sich in jede beliebige Speise verwandeln². Ein solches Bedürfnis fühlten wir denn zulezt auch, und geleitet von Pylades fanden wir ein ganz artig eingerichtetes Speisehaus; und da wir keine Gäste weiter antrafen, indem alles auf den Straßen umherzog, ließen wir es uns um so wohler sein und verbrachten den größten Teil der Nacht im Gefühl von Freundschaft, Liebe und Neigung auf das heiterste und glücklichste. Als ich Gretchen bis an ihre Thür begleitet hatte, küßte sie mich auf die Stirn. Es war das erste und letzte Mal, daß sie mir diese Gunst erwies, denn leider sollte ich sie nicht wiedersehen.

Den andern Morgen lag ich noch im Bette, als meine

¹ Von pagliaccio (eigentlich = Strohsack), Bajazzo. — ² So erzählt Lukianos in seinen „Wahren Geschichten“ (II, 14).

Mutter verstört und ängstlich hereintrat. Man konnte es ihr gar leicht ansehen, wenn sie sich irgend bedrängt fühlte. — „Steh auf“, sagte sie, „und mache dich auf etwas Unangenehmes gefaßt. Es ist herausgekommen, daß du sehr schlechte Gesellschaft besuchst und dich in die gefährlichsten und schlimmsten Händel verwickelt hast. Der Vater ist außer sich, und wir haben nur so viel von ihm erlangt, daß er die Sache durch einen Dritten untersuchen will. Bleib auf deinem Zimmer und erwarte, was bevorsteht. Der Rat Schneider wird zu dir kommen; er hat sowohl vom Vater als von der Obrigkeit den Auftrag, denn die Sache ist schon anhängig und kann eine sehr böse Wendung nehmen.“

Ich sah wohl, daß man die Sache viel schlimmer nahm, als sie war; doch fühlte ich mich nicht wenig beunruhigt, wenn auch nur das eigentliche Verhältnis entdeckt werden sollte. Der alte messianische Freund trat endlich herein, die Thränen standen ihm in den Augen; er faßte mich beim Arm und sagte: „Es thut mir herzlich leid, daß ich in solcher Angelegenheit zu Ihnen komme. Ich hätte nicht gedacht, daß Sie sich so weit verirren könnten. Aber was thut nicht schlechte Gesellschaft und böses Beispiel; und so kann ein junger unerfahrener Mensch Schritt vor Schritt bis zum Verbrechen geführt werden.“ — „Ich bin mir keines Verbrechens bewußt“, versetzte ich darauf, „so wenig, als schlechte Gesellschaft besucht zu haben.“ — „Es ist jetzt nicht von einer Verteidigung die Rede“, fiel er mir ins Wort, „sondern von einer Untersuchung, und Ihrerseits von einem aufrichtigen Bekenntnis.“ — „Was verlangen Sie zu wissen?“ sagte ich dagegen. Er setzte sich und zog ein Blatt hervor und fing zu fragen an: „Haben Sie nicht den N. N.¹ Ihrem Großvater als einen Klienten zu einer *** Stelle empfohlen?“ Ich antwortete: „Ja.“ — „Wo haben Sie ihn kennen gelernt?“ — „Auf Spaziergängen.“ — „In welcher Gesellschaft?“ — Ich stuzte: denn ich wollte nicht gern meine Freunde verraten. — „Das Verschweigen wird nichts helfen“, fuhr er fort, „denn es ist alles schon genugsam bekannt.“ — „Was ist denn bekannt?“

¹ Vgl. die Anmerkung am Schlusse des Bandes und oben, S. 108.

sagte ich. — „Daß Ihnen dieser Mensch durch andere Seinesgleichen ist vorgeführt worden und zwar durch ***.“ Hier nannte er die Namen von drei Personen, die ich niemals gesehen noch gekannt hatte; welches ich dem Fragenden denn auch so gleich erklärte. — „Sie wollen“, fuhr jener fort, „diese Menschen nicht kennen und haben doch mit ihnen öftere Zusammenkünfte gehabt!“ — „Auch nicht die geringste“, versetzte ich, „denn wie gesagt, außer dem ersten kenne ich keinen und habe auch den niemals in einem Hause gesehen.“ — „Sind Sie nicht oft in
10 der *** Straße gewesen?“ — „Niemals“, versetzte ich. Dies war nicht ganz der Wahrheit gemäß. Ich hatte Pylades einmal zu seiner Geliebten begleitet, die in der Straße wohnte; wir waren aber zur Hinterthür hereingegangen und im Gartenhause geblieben. Daher glaubte ich mir die Ausflucht erlauben
15 zu können, in der Straße selbst nicht gewesen zu sein.

Der gute Mann that noch mehr Fragen, die ich alle verneinen konnte, denn es war mir von alledem, was er zu wissen verlangte, nichts bekannt. Endlich schien er verbrießlich zu werden und sagte: „Sie belohnen mein Vertrauen und meinen guten
20 Willen sehr schlecht; ich komme, um Sie zu retten. Sie können nicht leugnen, daß Sie für diese Leute selbst oder für ihre Mitschuldigen Briefe verfaßt, Aufsätze gemacht und so zu ihren schlechten Streichen behülflich gewesen. Ich komme, um Sie zu retten, denn es ist von nichts Geringerem als nachgemachten
25 Handschriften, falschen Testamenten, untergeschobenen Schuldscheinen und ähnlichen Dingen die Rede. Ich komme nicht allein als Hausfreund; ich komme im Namen und auf Befehl der Obrigkeit, die in Betracht Ihrer Familie und Ihrer Jugend Sie und einige andere Jünglinge verschonen will, die gleich
30 Ihnen ins Netz gelockt worden.“ — Es war mir auffallend, daß unter den Personen, die er nannte, sich gerade die nicht fanden, mit denen ich Umgang gepflogen. Die Verhältnisse trafen nicht zusammen, aber sie berührten sich, und ich konnte noch immer hoffen, meine jungen Freunde zu schonen. Allein der
35 wackre Mann ward immer dringender. Ich konnte nicht leugnen, daß ich manche Nächte spät nach Hause gekommen war, daß ich mir einen Haus Schlüssel zu verschaffen gewußt, daß ich

mit Personen von geringem Stand und verdächtigem Aussehen an Lustorten mehr als einmal bemerkt worden, daß Mädchen mit in die Sache verwickelt seien; genug, alles schien entdeckt bis auf die Namen. Dies gab mir Mut, standhaft im Schweigen zu sein. — „Lassen Sie mich“, sagte der brave Freund, 5 „nicht von Ihnen weggehen. Die Sache leidet keinen Aufschub; unmittelbar nach mir wird ein anderer kommen, der Ihnen nicht so viel Spielraum läßt. Verschlimmern Sie die ohnehin böse Sache nicht durch Ihre Hartnäckigkeit.“

Nun stellte ich mir die guten Vettern und Gretchen beson- 10 ders recht lebhaft vor; ich sah sie gefangen, verhört, bestraft, geschmäht, und mir fuhr wie ein Blitz durch die Seele, daß die Vettern denn doch, ob sie gleich gegen mich alle Rechtlichkeit beobachtet, sich in so böse Händel konnten eingelassen haben, wenigstens der älteste, der mir niemals recht gefallen wollte, der 15 immer später nach Hause kam und wenig Heiteres zu erzählen wußte. Noch immer hielt ich mein Bekenntnis zurück. — „Ich bin mir“, sagte ich, „persönlich nichts Böses bewußt und kann von der Seite ganz ruhig sein; aber es wäre nicht unmöglich, daß diejenigen, mit denen ich umgegangen bin, sich einer ver- 20 wegenu oder gesekwidrigen Handlung schuldig gemacht hätten. Man mag sie suchen, man mag sie finden, sie überführen und bestrafen, ich habe mir bisher nichts vorzutwerfen und will auch gegen die nichts verschulden, die sich freundlich und gut gegen mich benommen haben.“ — Er ließ mich nicht ausreden, sondern 25 rief mit einiger Bewegung: „Ja, man wird sie finden. In drei Häusern kamen diese Bösewichter zusammen.“ (Er nannte die Straßen, er bezeichnete die Häuser, und zum Unglück befand sich auch das darunter, wohin ich zu gehen pflegte.) „Das erste Nest ist schon ausgehoben“, fuhr er fort, „und in diesem Augen- 30 blick werden es die beiden andern. In wenig Stunden wird alles im klaren sein. Entziehen Sie sich durch ein redliches Bekenntnis einer gerichtlichen Untersuchung, einer Konfrontation und wie die garstigen Dinge alle heißen.“ — Das Haus war genannt und bezeichnet. Nun hielt ich alles Schweigen für 35 unnützlich; ja, bei der Unschuld unserer Zusammenkünfte konnte ich hoffen, jenen noch mehr als mir unnützlich zu sein. — „Setzen

Sie sich“, rief ich aus und holte ihn von der Thür zurück, „ich will Ihnen alles erzählen und zugleich mir und Ihnen das Herz erleichtern, nur das eine bitte ich: von nun an keine Zweifel in meine Wahrhaftigkeit.“

5 Ich erzählte nun dem Freunde den ganzen Hergang der Sache, anfangs ruhig und gefaßt; doch je mehr ich mir die Personen, Gegenstände, Begebenheiten ins Gedächtnis rief und vergegenwärtigte und so manche unschuldige Freude, so manchen heitern Genuß gleichsam vor einem Kriminalgericht deponieren
10 sollte, desto mehr wuchs die schmerzlichste Empfindung, so daß ich zuletzt in Thränen ausbrach und mich einer unbändigen Leidenschaft überließ. Der Hausfreund, welcher hoffte, daß eben jetzt das rechte Geheimnis auf dem Wege sein möchte, sich zu offenbaren (denn er hielt meinen Schmerz für ein Symptom,
15 daß ich im Begriff stehe, mit Widerwillen ein Ungeheures zu bekennen), suchte mich, da ihm an der Entdeckung alles gelegen war, aufs beste zu beruhigen; welches ihm zwar nur zum Teil gelang, aber doch insofern, daß ich meine Geschichte notdürftig auserzählen konnte. Er war, obgleich zufrieden über die Un-
20 schuld der Vorgänge, doch noch einigermaßen zweifelhaft und erließ neue Fragen an mich, die mich abermals aufregten und in Schmerz und Wut versetzten. Ich versicherte endlich, daß ich nichts weiter zu sagen habe und wohl wisse, daß ich nichts zu fürchten brauche, denn ich sei unschuldig, von gutem Hause
25 und wohl empfohlen; aber jene könnten ebenso unschuldig sein, ohne daß man sie dafür anerkenne oder sonst begünstige. Ich erklärte zugleich, daß wenn man jene nicht wie mich schonen, ihren Thorheiten nachsehen und ihre Fehler verzeihen wolle, wenn ihnen nur im mindesten hart und unrecht geschehe, so
30 würde ich mir ein Leids anthun, und daran solle mich niemand hindern. Auch hierüber suchte mich der Freund zu beruhigen; aber ich traute ihm nicht und war, als er mich zuletzt verließ, in der entseztlichsten Lage. Ich machte mir nun doch Vorwürfe, die Sache erzählt und alle die Verhältnisse ans Licht gebracht
35 zu haben. Ich sah voraus, daß man die kindlichen Handlungen, die jugendlichen Neigungen und Vertraulichkeiten ganz anders auslegen würde, und daß ich vielleicht den guten Pylades mit

in diesen Handel verwickeln und sehr unglücklich machen könnte. Alle diese Vorstellungen drängten sich lebhaft hintereinander vor meiner Seele, schärften und spornten meinen Schmerz, so daß ich mir vor Jammer nicht zu helfen wußte, mich die Länge lang auf die Erde warf und den Fußboden mit meinen Thränen 5 benezte.

Ich weiß nicht, wie lange ich mochte gelegen haben, als meine Schwester hereintrat, über meine Gebärde erschraf und alles mögliche that, mich aufzurichten. Sie erzählte mir, daß eine Magistratsperson unten beim Vater die Rückkunft des 10 Hausfreundes erwartet, und nachdem sie sich eine Zeitlang eingeschlossen gehalten, seien die beiden Herren weggegangen und hätten untereinander sehr zufrieden, ja mit Sachen geredet, und sie glaube die Worte verstanden zu haben: es ist recht gut, die Sache hat nichts zu bedeuten. — „Freilich“, fuhr ich auf, „hat 15 die Sache nichts zu bedeuten für mich, für uns, denn ich habe nichts verbrochen, und wenn ich es hätte, so würde man mir durchzuhelfen wissen; aber jene, jene“, rief ich aus, „wer wird ihnen beistehn!“ — Meine Schwester suchte mich umständlich mit dem Argumente zu trösten, daß wenn man die Vornehme- 20 ren retten wolle, man auch über die Fehler der Geringern einen Schleier werfen müsse. Das alles half nichts. Sie war kaum weggegangen, als ich mich wieder meinem Schmerz überließ, und sowohl die Bilder meiner Neigung und Leidenschaft als auch des gegenwärtigen und möglichen Unglücks immer wech- 25 selweise hervorrief. Ich erzählte mir Märchen auf Märchen, sah nur Unglück auf Unglück, und ließ es besonders daran nicht fehlen, Gretchen und mich recht elend zu machen.

Der Hausfreund hatte mir geboten, auf meinem Zimmer zu bleiben und mit niemand mein Geschäft zu pflegen, außer 30 den Unsrigen. Es war mir ganz recht, denn ich besand mich am liebsten allein. Meine Mutter und Schwester besuchten mich von Zeit zu Zeit und ermangelten nicht, mir mit allerlei gutem Trost auf das kräftigste beizustehen; ja sie kamen sogar schon den zweiten Tag, im Namen des nun besser unterrichteten 35 Vaters mir eine völlige Amnestie anzubieten, die ich zwar dankbar annahm, allein den Antrag, daß ich mit ihm ausgehen und

die Reichsinsignien, welche man nunmehr den Neugierigen vorzeigte, beschauen sollte, hartnäckig ablehnte und versicherte, daß ich weder von der Welt, noch von dem Römischen Reiche etwas weiter wissen wolle, bis mir bekannt geworden, wie jener verbrießliche Handel, der für mich weiter keine Folgen haben würde, für meine armen Bekannten ausgegangen. Sie wußten hierüber selbst nichts zu sagen und ließen mich allein. Doch machte man die folgenden Tage noch einige Versuche, mich aus dem Hause und zur Theilnahme an den öffentlichen Feierlichkeiten zu bewegen. Vergebens! weder der große Galatag, noch was bei Gelegenheit so vieler Standeserhöhungen vorkam, noch die öffentliche Tafel des Kaisers und Königs, nichts konnte mich rühren. Der Kurfürst von der Pfalz mochte kommen, um den beiden Majestäten aufzuwarten, diese mochten die Kurfürsten besuchen, man mochte zur letzten kurfürstlichen Sitzung zusammenfahren, um die rückständigen Punkte zu erledigen und den Kurverein zu erneuern, nichts konnte mich aus meiner leidenschaftlichen Einsamkeit hervorrufen. Ich ließ am Dankfeste¹ die Glocken läuten, den Kaiser sich in die Kapuzinerkirche begeben, die Kurfürsten und den Kaiser² abreisen, ohne deshalb einen Schritt von meinem Zimmer zu thun. Das letzte Kanonieren, so unmäßig es auch sein mochte, regte mich nicht auf, und wie der Pulverdampf sich verzog und der Schall verhallte, so war auch alle diese Herrlichkeit vor meiner Seele weggeschwunden.

Ich empfand nun keine Zufriedenheit, als im Wiedererkäuen meines Elends und in der tausendfachen imaginären Vervielfältigung desselben. Meine ganze Erfindungsgabe, meine Poesie und Rhetorik hatten sich auf diesen kranken Fleck geworfen und drohten, gerade durch diese Lebensgewalt, Leib und Seele in eine unheilbare Krankheit zu verwickeln. In diesem traurigen Zustande kam mir nichts mehr wünschenswert, nichts begehrenswert mehr vor. Zwar ergriff mich manchmal ein unendliches Verlangen, zu wissen, wie es meinen armen Freunden und Geliebten ergehe, was sich bei näherer Untersuchung ergeben, inwiefern sie mit in jene Verbrechen verwickelt oder unschuldig.

¹ Sonntag, den 8. April 1764. — ² Am 10. April 1764.

möchten erfunden sein. Auch dies malte ich mir auf das man-
nigfaltigste umständlich aus und ließ es nicht fehlen, sie für un-
schuldig und recht unglücklich zu halten. Bald wünschte ich
mich von dieser Ungewißheit befreit zu sehen und schrieb heftig
drohende Briefe an den Hausfreund, daß er mir den weitem 5
Gang der Sache nicht vorenthalten solle. Bald zerriß ich sie
wieder, aus Furcht, mein Unglück recht deutlich zu erfahren und
des phantastischen Trostes zu entbehren, mit dem ich mich bis
jetzt wechselseitig gequält und aufgerichtet hatte.

So verbrachte ich Tag und Nacht in großer Unruhe, in 10
Kasern und Ermattung, so daß ich mich zuletzt glücklich fühlte,
als eine körperliche Krankheit mit ziemlicher Heftigkeit eintrat,
wobei man den Arzt zu Hülfe rufen und darauf denken mußte,
mich auf alle Weise zu beruhigen. Man glaubte es im allge-
meinen thun zu können, indem man mir heilig versicherte, daß 15
alle in jene Schuld mehr oder weniger Verwickelten mit der
größten Schonung behandelt worden, daß meine nächsten Freunde,
so gut wie ganz schuldlos, mit einem leichten Verweise entlassen
worden, und daß Gretchen sich aus der Stadt entfernt habe
und wieder in ihre Heimat gezogen sei. Mit dem letztern zau- 20
bete man am längsten, und ich nahm es auch nicht zum besten
auf, denn ich konnte darin keine freiwillige Abreise, sondern nur
eine schmählische Verbannung entdecken. Mein körperlicher und
geistiger Zustand verbesserte sich dadurch nicht, die Not ging
nun erst recht an, und ich hatte Zeit genug, mir den seltsamsten 25
Roman von traurigen Ereignissen und einer unvermeidlich tra-
gischen Katastrophe selbstquälerisch auszumalen.



Aus meinem Leben.
Dichtung und Wahrheit.

Zweiter Teil.

Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.¹

¹ Das Motto von Goethe selbst erklärt im 9. Buch, S. 424.



Sechstes Buch.

So trieb es mich wechselsweise, meine Genesung zu befördern und zu verhindern, und ein gewisser heimlicher Ärger gesellte sich noch zu meinen übrigen Empfindungen; denn ich bemerkte wohl, daß man mich beobachtete, daß man mir nicht leicht etwas Versiegeltes zustellte, ohne darauf acht zu haben, was es für Wirkungen hervorbringe, ob ich es geheim hielt, oder ob ich es offen hinlegte, und was dergleichen mehr war. Ich vermutete daher, daß Pylades, ein Vetter, oder wohl gar Gretchen selbst den Versuch möchte gemacht haben, mir zu schreiben, um Nachricht zu geben oder zu erhalten. Ich war nun erst recht verdrießlich neben meiner Bekümmerniß und hatte wieder neue Gelegenheit, meine Vermutungen zu üben und mich in die seltsamsten Verknüpfungen zu verirren.

Es dauerte nicht lange, so gab man mir noch einen besondern Aufseher. Glücklicherweise war es ein Mann, den ich liebte und schätzte; er hatte eine Hofmeisterstelle in einem befreundeten Hause bekleidet, sein bisheriger Zögling war allein auf die Akademie gegangen. Er besuchte mich öfters in meiner traurigen Lage, und man fand zuletzt nichts natürlicher, als ihm ein Zimmer neben dem meinigen einzuräumen, da er mich denn beschäftigen, beruhigen und, wie ich wohl merken konnte, im Auge behalten sollte. Weil ich ihn jedoch von Herzen schätzte und ihm auch früher gar manches, nur nicht die Neigung zu Gretchen vertraut hatte, so beschloß ich um so mehr, ganz offen und gerade gegen ihn zu sein, als es mir unerträglich war, mit jemand täglich zu leben und auf einem unsicheren gespannten Fuß mit ihm zu stehen. Ich säumte daher nicht lange, sprach ihm von der Sache, erquickte mich in Erzählung und Wiederholung der kleinsten Umstände meines vergangenen Glücks und

erreichte dadurch so viel, daß er als ein verständiger Mann ein-
 sah, es sei besser, mich mit dem Ausgang der Geschichte bekannt
 zu machen und zwar im einzelnen und besonderen, damit ich
 klar über das Ganze würde und man mir mit Ernst und Eifer
 zureden könne, daß ich mich fassen, das Vergangene hinter mich 5
 werfen und ein neues Leben anfangen müsse. Zuerst vertraute
 er mir, wer die anderen jungen Leute von Stande gewesen, die
 sich anfangs zu verwegenen Mystifikationen, dann zu possen-
 haften Polizeiverbrechen, ferner zu lustigen Geldschneidereien
 und anderen solchen verhänglichen Dingen hatten verleiten lassen. 10
 Es war dadurch wirklich eine kleine Verschwörung entstanden,
 zu der sich gewissenlose Menschen gesellten, durch Verfälschung
 von Papieren, Nachbildung von Unterschriften manches Straf-
 würdige begingen und noch Strafwürdigeres vorbereiteten. Die
 Bettern, nach denen ich zuletzt ungeduldig fragte, waren ganz 15
 unschuldig, nur im allgemeinsten mit jenen andern bekannt,
 keineswegs aber vereinigt befunden worden. Mein Klient, durch
 dessen Empfehlung an den Großvater man mir eigentlich auf
 die Spur gekommen, war einer der Schlimmsten und bewarb
 sich um jenes Amt hauptsächlich, um gewisse Bubenstücke unter- 20
 nehmen oder bedecken zu können. Nach allem diesem konnte ich
 mich zuletzt nicht halten und fragte, was aus Gretchen gewor-
 den sei, zu der ich ein für allemal die größte Neigung bekannte.
 Mein Freund schüttelte den Kopf und lächelte: „Beruhigen Sie
 sich“, versetzte er, „dieses Mädchen ist sehr wohl bestanden und 25
 hat ein herrliches Zeugnis davongetragen. Man konnte nichts
 als Gutes und Liebes an ihr finden, die Herren Examinatoren
 selbst wurden ihr gewogen und haben ihr die Entfernung aus
 der Stadt, die sie wünschte, nicht versagen können. Auch das,
 was sie in Rücksicht auf Sie, mein Freund, bekannt hat, macht 30
 ihr Ehre; ich habe ihre Aussage in den geheimen Akten selbst
 gelesen und ihre Unterschrift gesehen.“ — „Die Unterschrift!“
 rief ich aus, „die mich so glücklich und so unglücklich macht.
 Was hat sie denn bekannt? was hat sie unterschrieben?“ Der
 Freund zauderte, zu antworten; aber die Heiterkeit seines Ge- 35
 sichts zeigte mir an, daß er nichts Gefährliches verberge. „Wenn
 Sie's denn wissen wollen“, versetzte er endlich, „als von Ihnen

und Ihrem Umgang mit ihr die Rede war, sagte sie ganz freimütig: „Ich kann es nicht leugnen, daß ich ihn oft und gern gesehen habe; aber ich habe ihn immer als ein Kind betrachtet und meine Neigung zu ihm war wahrhaft Schwesterlich. In
5 manchen Fällen habe ich ihn gut beraten, und anstatt ihn zu einer zweideutigen Handlung aufzuregen, habe ich ihn verhindert, an mutwilligen Streichen teilzunehmen, die ihm hätten Verdruß bringen können.“

Der Freund fuhr noch weiter fort, Gretchen als eine Hofmeisterin reden zu lassen; ich hörte ihm aber schon lange nicht mehr zu; denn daß sie mich für ein Kind zu den Akten erklärt, nahm ich ganz entsetzlich übel und glaubte mich auf einmal von aller Leidenschaft für sie geheilt; ja, ich versicherte hastig meinen Freund, daß nun alles abgethan sei! Auch sprach ich
15 nicht mehr von ihr, nannte ihren Namen nicht mehr; doch konnte ich die böse Gewohnheit nicht lassen, an sie zu denken, mir ihre Gestalt, ihr Wesen, ihr Betragen zu vergegenwärtigen, das mir denn nun freilich jetzt in einem ganz anderen Lichte erschien. Ich fand es unerträglich, daß ein Mädchen,
20 höchstens ein paar Jahre älter als ich, mich für ein Kind halten sollte, der ich doch für einen ganz gescheiten und geschickten Jungen zu gelten glaubte. Nun kam mir ihr kaltes, abstoßendes Wesen, das mich sonst so angereizt hatte, ganz widerlich vor; die Familiaritäten, die sie sich gegen mich erlaubte, mir
25 aber zu erwidern nicht gestattete, waren mir ganz verhaßt. Das alles wäre jedoch noch gut gewesen, wenn ich sie nicht wegen des Unterscheidens jener poetischen Liebesepistel, wodurch sie mir denn doch eine förmliche Neigung erklärte, für eine verschmitzte und selbstsüchtige Kokette zu halten berechtigt gewesen
30 wäre. Auch maskiert zur Puzmacherin kam sie mir nicht mehr so unschuldig vor, und ich kehrte diese ärgerlichen Betrachtungen so lange bei mir hin und wieder, bis ich ihr alle liebenswürdigen Eigenschaften sämtlich abgestreift hatte. Dem Verstande nach war ich überzeugt und glaubte sie verwerfen zu müssen;
35 nur ihr Bild! ihr Bild strafte mich Lügen, so oft es mir wieder vorschwebte, welches freilich noch oft genug geschah.

Indessen war denn doch dieser Pfeil mit seinen Widerhaken

aus dem Herzen gerissen, und es fragte sich, wie man der inneren jugendlichen Heilkraft zu Hülfe käme? Ich ermannete mich wirklich, und das erste, was sogleich abgethan wurde, war das Weinen und Niesen, welches ich nun für höchst kindisch ansah. Ein großer Schritt zur Besserung! Denn ich hatte oft halbe Nächte durch mich mit dem größten Ungestüm diesen Schmerzen überlassen, so daß es durch Thränen und Schluchzen zuletzt dahin kam, daß ich kaum mehr schlingen konnte und der Genuß von Speise und Trank mir schmerzlich ward, auch die so nah' verwandte Brust zu leiden schien. Der Verdruß, den ich über jene Entdeckung immerfort empfand, ließ mich jede Weichlichkeit verbannen; ich fand es schrecklich, daß ich um eines Mädchens willen Schlaf und Ruhe und Gesundheit aufgeopfert hatte, die sich darin gefiel, mich als einen Säugling zu betrachten und sich höchst ammenhaft weise gegen mich zu dünken.

Diese kränkenden Vorstellungen waren, wie ich mich leicht überzeugte, nur durch Thätigkeit zu verbannen; aber was sollte ich ergreifen? Ich hatte in gar vielen Dingen freilich manches nachzuholen und mich in mehr als einem Sinne auf die Akademie vorzubereiten, die ich nun beziehen sollte; aber nichts wollte mir schmecken noch gelingen. Gar manches erschien mir bekannt und trivial; zu mehrerer Begründung fand ich weder eigne Kraft noch äußere Gelegenheit und ließ mich daher durch die Liebhaberei meines braven Stubennachbarn zu einem Studium bewegen, das mir ganz neu und fremd war und für lange Zeit ein weites Feld von Kenntnissen und Betrachtungen darbot. Mein Freund fing nämlich an, mich mit den philosophischen Geheimnissen bekannt zu machen. Er hatte unter Davies¹ in Jena studiert und als ein sehr wohlgeordneter Kopf den Zusammenhang jener Lehre scharf gefaßt, und so suchte er sie auch mir beizubringen. Aber leider wollten diese Dinge in meinem Gehirn auf eine solche Weise nicht zusammenhängen. Ich that

¹ Joachim Georg Davies (1714—91) aus Gilstrow in Mecklenburg, wirkte seit 1735 als Privatlehrer der Philosophie und Jurisprudenz in Jena, seit 1763 als Professor an der Universität in Frankfurt a. D. Seine „Elementa metaphysica“ erschienen Jena 1743/44; er zeigt sich darin als Gegner Christian Wolffs. Größere Verdienste erwarb er sich auf dem Gebiete der Rechts- und Kameralwissenschaften.

Fragen, die er später zu beantworten, ich machte Forderungen, die er künftig zu befriedigen versprach. Unsere wichtigste Differenz war jedoch diese, daß ich behauptete, eine abgefonderte Philosophie sei nicht nötig, indem sie schon in der Religion und Poesie vollkommen enthalten sei. Dieses wollte er nun keineswegs gelten lassen, sondern suchte mir vielmehr zu beweisen, daß erst diese durch jene begründet werden müßten, welches ich hartnäckig leugnete und im Fortgange unserer Unterhaltung bei jedem Schritt Argumente für meine Meinung fand. Denn da in der Poesie ein gewisser Glaube an das Unmögliche, in der Religion ein ebensolcher Glaube an das Unergründliche stattfinden muß, so schienen mir die Philosophen in einer sehr üblen Lage zu sein, die auf ihrem Felde beides beweisen und erklären wollten; wie sich denn auch aus der Geschichte der Philosophie sehr geschwind darthun ließ, daß immer einer einen andern Grund suchte als der andre, und der Skeptiker zuletzt alles für grund- und bodenlos ansprach.

Eben diese Geschichte der Philosophie jedoch, die mein Freund mit mir zu treiben sich genötigt sah, weil ich den dogmatischen Vortrag gar nichts abgewinnen konnte, unterhielt mich sehr, aber nur in dem Sinne, daß mir eine Lehre, eine Meinung so gut wie die andre vorkam, insofern ich nämlich in dieselbe einzudringen fähig war. An den ältesten Männern und Schulen gefiel mir am besten, daß Poesie, Religion und Philosophie ganz in eins zusammenfielen, und ich behauptete jene meine erste Meinung nur um desto lebhafter, als mir das Buch Hiob, das Hohe Lied und die Sprichwörter Salomonis ebenfogat als die Orphischen und Hesiodischen Gesänge dafür ein gültiges Zeugnis abzulegen schienen. Mein Freund hatte den Kleinen Bruder¹ zum Grunde seines Vortrags gelegt, und je weiter wir vorwärts kamen, je weniger wußte ich daraus zu machen. Was die ersten griechischen Philosophen wollten, konnte mir nicht deutlich werden. Sokrates galt mir für einen trefflichen weisen Mann, der wohl im Leben und Tod sich mit Christo vergleichen lasse. Seine Schüler hingegen schienen mir große Ähnlich-

¹ Institutiones historiae philosophiae. Auszug aus dem Werke Jakob Bruders „Historia critica philosophiae“ (1736).

keit mit den Aposteln zu haben, die sich nach des Meisters Tode sogleich entzweiten und offenbar jeder nur eine beschränkte Sinnesart für das Rechte erkannte. Weder die Schärfe des Aristoteles, noch die Fülle des Plato fruchteten bei mir im mindesten. Zu den Stoikern hingegen hatte ich schon früher einige Neigung 5 gefaßt und schaffte nun den Epiktet¹ herbei, den ich mit vieler Theilnahme studierte. Mein Freund ließ mich ungern in dieser Einseitigkeit hingehen, von der er mich nicht abzuziehen vermochte; denn ungeachtet seiner mannigfaltigen Studien wußte er doch die Hauptfrage nicht ins Enge zu bringen. Er hätte 10 mir nur sagen dürfen, daß es im Leben bloß aufs Thun ankomme, das Genießen und Leiden finde sich von selbst. Indessen darf man die Jugend nur gewähren lassen; nicht sehr lange hastet sie an falschen Maximen; das Leben reißt oder lockt sie bald davon wieder los. 15

Die Jahreszeit² war schön geworden, wir gingen oft zusammen ins Freie und besuchten die Lustörter, die in großer Anzahl um die Stadt umherliegen. Aber gerade hier konnte es mir am wenigsten wohl sein; denn ich sah noch die Gespenster der Bettlern überall und fürchtete, bald da, bald dort einen hervortreten zu sehen. Auch waren mir die gleichgültigsten Blicke der Menschen beschwerlich. Ich hatte jene bewußtlose Glückseligkeit verloren, unbekannt und unbescholten umherzugehen und in dem größten Gewühle an keinen Beobachter zu denken. Jetzt fing der hypochondrische Dünkel an, mich zu quälen, als 25 erregte ich die Aufmerksamkeit der Leute, als wären ihre Blicke auf mein Wesen gerichtet, es festzuhalten, zu untersuchen und zu tadeln.

Ich zog daher meinen Freund in die Wälder³, und indem ich die einförmigen Tichten floh, suchte ich jene schönen belaubten Haine, die sich zwar nicht weit und breit in der Gegend erstrecken, aber doch immer von solchem Umfange sind, daß ein

¹ Epiktetos, römischer Philosoph, geb. 50 n. Chr. in Hierapolis in Phrygien. Seine Lehren sind enthalten in den Schriften Arrians; hier genannt ist dessen „Encheiridion Epikteti“. Epiktets Hauptlehre lag in dem Sage: „Dulde und enthalte dich!“ der Unterschied zwischen dem, was in unserer Gewalt, und dem, was nicht in unserer Gewalt ist, galt ihm als wichtige Grundlage der Moral. — ² Mai 1764. — ³ Der Stadtwald bei Sachsenhausen.

armes verwundetes Herz sich darin verbergen kann. In der größten Tiefe des Waldes hatte ich mir einen ernststen Platz ausgesucht, wo die ältesten Eichen und Buchen einen herrlich großen beschatteten Raum bildeten. Etwas abhängig war der Boden und machte das Verdienst der alten Stämme nur desto bemerkbarer. Rings an diesen freien Kreis schlossen sich die dichtesten Gebüsche, aus denen bemooste Felsen mächtig und würdig hervorblickten und einem wasserreichen Bach einen raschen Fall verschafften.

- 10 Raum hatte ich meinen Freund, der sich lieber in freier Landschaft am Strom unter Menschen befand, hieher genötiget, als er mich scherzend versicherte, ich erweise mich wie ein wahrer Deutscher. Umständlich erzählte er mir aus dem Tacitus¹, wie sich unsere Urbäter an den Gefühlen begnügt, welche uns die
- 15 Natur in solchen Einsamkeiten mit ungekünstelter Bauart so herrlich vorbereitet. Er hatte mir nicht lange davon erzählt, als ich ausrief: „O! warum liegt dieser köstliche Platz nicht in tiefer Wildnis, warum dürfen wir nicht einen Zaun umher führen, ihn und uns zu heiligen und von der Welt abzufondern!
- 20 Gewiß, es ist keine schönere Gottesverehrung als die, zu der man kein Bild bedarf, die bloß aus dem Wechselgespräch mit der Natur in unserem Busen entspringt!“ — Was ich damals fühlte, ist mir noch gegenwärtig; was ich sagte, wüßte ich nicht wieder zu finden. So viel ist aber gewiß, daß die unbestimm-
- 25 ten, sich weit ausdehnenden Gefühle der Jugend und ungebildeter Völker allein zum Erhabenen geeignet sind, das, wenn es durch äußere Dinge in uns erregt werden soll, formlos oder zu unfäßlichen Formen gebildet, uns mit einer Größe umgeben muß, der wir nicht gewachsen sind.
- 30 Eine solche Stimmung der Seele empfinden mehr oder weniger alle Menschen, sowie sie dieses edle Bedürfnis auf mancherlei Weise zu befriedigen suchen. Aber wie das Erhabene von Dämmerung und Nacht, wo sich die Gestalten vereinigen, gar leicht erzeugt wird, so wird es dagegen vom Tage
- 35 verschleudert, der alles sondert und trennt, und so muß es auch

¹ „Germania“, Kap. 9.

durch jede wachsende Bildung vernichtet werden, wenn es nicht glücklich genug ist, sich zu dem Schönen zu flüchten und sich innig mit ihm zu vereinigen, wodurch denn beide gleich unsterblich und unverwüßlich sind.

Die kurzen Augenblicke solcher Genüsse verkürzte mir noch 5
mein denkender Freund; aber ganz umsonst versuchte ich, wenn ich heraus an die Welt trat, in der lichten und mageren Umgebung ein solches Gefühl bei mir wieder zu erregen; ja, kaum die Erinnerung davon vermochte ich zu erhalten. Mein Herz war jedoch zu verwöhnt, als daß es sich hätte beruhigen können: 10
es hatte geliebt, der Gegenstand war ihm entrißen; es hatte gelebt, und das Leben war ihm verkümmert. Ein Freund, der es zu deutlich merken läßt, daß er an euch zu bilden gedenkt, erregt kein Behagen; indessen eine Frau, die euch bildet, indem sie euch 15
zu verwöhnen scheint, wie ein himmlisches, freudebringendes Wesen angebetet wird. Aber jene Gestalt, an der sich der Begriff des Schönen mir hervorthat, war in die Ferne weggeschwunden; sie besuchte mich oft unter dem Schatten meiner Eichen, aber ich konnte sie nicht festhalten, und ich fühlte einen gewaltigen Trieb, etwas Ähnliches in der Weite zu suchen. 20

Ich hatte meinen Freund und Aufseher unvermerkt gewöhnt, ja genötigt, mich allein zu lassen; denn selbst in meinem heiligen Walde thaten mir jene unbestimmten riesenhaften Gefühle nicht genug. Das Auge war vor allen anderen das Organ, womit ich die Welt faßte. Ich hatte von Kindheit auf zwischen 25
Malern gelebt und mich gewöhnt, die Gegenstände wie sie in Bezug auf die Kunst anzusehen. Jetzt, da ich mir selbst und der Einsamkeit überlassen war, trat diese Gabe halb natürlich, halb erworben hervor; wo ich hinsah, erblickte ich ein Bild, und was mir auffiel, was mich erfreute, wollte ich festhalten, 30
und ich fing an, auf die ungeschickteste Weise nach der Natur zu zeichnen. Es fehlte mir hierzu nichts weniger als alles; doch blieb ich hartnäckig daran, ohne irgend ein technisches Mittel das Herrlichste nachbilden zu wollen, was sich meinen Augen darstellte. Ich gewann freilich dadurch eine große Aufmerksamkeit 35
auf die Gegenstände, aber ich faßte sie nur im ganzen, insofern sie Wirkung thaten; und so wenig mich die Natur zu

einem deskriptiven Dichter bestimmt hatte, ebensowenig wollte sie mir die Fähigkeit eines Zeichners fürs Einzelne verleihen. Da jedoch nur dies allein die Art war, die mir übrigblieb, mich zu äußern, so hing ich mit ebensoviel Hartnäckigkeit, ja mit Trübsinn daran, daß ich immer eifriger meine Arbeiten fortsetzte, je weniger ich etwas dabei herauskommen sah.

Leugnen will ich jedoch nicht, daß sich eine gewisse Schelmererei mit einmischte; denn ich hatte bemerkt, daß, wenn ich einen halbbeschatteten alten Stamm, an dessen mächtig gekrümmte Wurzeln sich wohlbeleuchtete Farrenkräuter anschmiegeten, von blinkenden Graslichtern begleitet, mir zu einem qualreichen Studium ausgesucht hatte, mein Freund, der aus Erfahrung wußte, daß unter einer Stunde da nicht loszukommen sei, sich gewöhnlich entschloß, mit einem Buche ein anderes gesälliges Plätzchen zu suchen. Nun störte mich nichts, meiner Liebhaberei nachzuhängen, die um desto eifriger war, als mir meine Blätter dadurch lieb wurden, daß ich mich gewöhnte, an ihnen nicht sowohl das zu sehen, was darauf stand, als dasjenige, was ich zu jeder Zeit und Stunde dabei gedacht hatte. So können uns Kräuter und Blumen der gemeinsten Art ein liebes Tagebuch bilden, weil nichts, was die Erinnerung eines glücklichen Moments zurückruft, unbedeutend sein kann; und noch jetzt würde es mir schwer fallen, manches dergleichen, was mir aus verschiedenen Epochen übriggeblieben, als wertlos zu vertilgen, weil es mich unmittelbar in jene Zeiten versetzt, deren ich mich zwar mit Wehmut, doch nicht ungern erinnere.

Wenn aber solche Blätter irgend ein Interesse an und für sich haben könnten, so wären sie diesen Vorzug der Teilnahme und Aufmerksamkeit meines Vaters schuldig. Dieser, durch meinen Aufseher benachrichtigt, daß ich mich nach und nach in meinen Zustand finde und besonders mich leidenschaftlich auf das Zeichnen nach der Natur gewendet habe, war damit gar wohl zufrieden, teils weil er selbst sehr viel auf Zeichnung und Malerei hielt, teils weil Gebatter Seekaz ihm einigemal gesagt hatte, es sei schade, daß ich nicht zum Maler bestimmt sei. Allein hier kamen die Eigenheiten des Vaters und Sohns wieder zum Konflikt; denn es war mir fast unmöglich, bei meinen

Zeichnungen ein gutes weißes, völlig reines Papier zu gebrauchen; graue veraltete, ja schon von einer Seite beschriebene Blätter reizten mich am meisten, eben als wenn meine Unfähigkeit sich vor dem Prüfstein eines weißen Grundes gefürchtet hätte. So war auch keine Zeichnung ganz ausgefüllt; und wie hätte ich denn ein Ganzes leisten sollen, das ich wohl mit Augen sah, aber nicht begriff, und wie ein Einzelnes, das ich zwar kannte, aber dem zu folgen ich weder Fertigkeit noch Geduld hatte. Wirklich war auch in diesem Punkte die Pädagogik meines Vaters zu bewundern. Er fragte wohlwollend nach meinen Ber-
suchen und zog Linien um jede unvollkommene Skizze; er wollte mich dadurch zur Vollständigkeit und Ausführlichkeit nötigen; die unregelmäßigen Blätter schnitt er zurechte und machte damit den Anfang zu einer Sammlung, in der er sich dereinst der Fortschritte seines Sohnes freuen wollte. Es war ihm daher
keineswegs unangenehm, wenn mich mein wildes, unstetes Wesen in der Gegend umhertrieb, vielmehr zeigte er sich zufrieden, wenn ich nur irgend ein Heft zurückbrachte, an dem er seine Geduld üben und seine Hoffnungen einigermaßen stärken konnte.

Man sorgte nicht mehr, daß ich in meine früheren Neigungen und Verhältnisse zurückfallen könnte, man ließ mir nach und nach vollkommene Freiheit. Durch zufällige Anregung sowie in zufälliger Gesellschaft stellte ich manche Wanderungen nach dem Gebirge¹ an, das von Kindheit auf so fern und ernsthaft vor mir gestanden hatte. So besuchten wir Homburg,
Kroneburg², bestiegen den Feldberg, von dem uns die weite Aussicht immer mehr in die Ferne lockte. Da blieb denn Königstein nicht unbesucht; Wiesbaden³, Schwalbach mit seinen Umgebungen beschäftigten uns mehrere Tage; wir gelangten an den Rhein, den wir von den Höhen herab weither schlängeln gesehen. Mainz setzte uns in Verwunderung, doch konnte es den jugendlichen Sinn nicht fesseln, der uns Freie ging; wir erheiterten uns an der Lage von Biberich und nahmen zufrieden und froh unsern Rückweg.

Diese ganze Tour, von der sich mein Vater manches Blatt

¹ Taunus. — ² Kronberg. — ³ Dort war er am 21. Juni 1765.

versprach, wär' beinahe ohne Frucht gewesen; denn welcher Sinn, welches Talent, welche Übung gehört nicht dazu, eine weite und breite Landschaft als Bild zu begreifen! Unmerklich wieder zog es mich jedoch ins Enge, wo ich einige Ausbeute fand; denn
 5 ich traf kein verfallenes Schloß, kein Gemäuer, das auf die Vorzeit hindeutete, daß ich es nicht für einen würdigen Gegenstand gehalten und so gut als möglich nachgebildet hätte. Selbst den Drusenstein auf dem Walle zu Mainz zeichnete ich mit einiger Gefahr und mit Unstatten, die ein jeder erleben muß, der sich
 10 von Reisen einige bildliche Erinnerungen mit nach Hause nehmen will. Leider hatte ich abermals nur das schlechteste Konzeptpapier mitgenommen und mehrere Gegenstände unschicklich auf ein Blatt gehäuft; aber mein väterlicher Lehrer ließ sich dadurch nicht irre machen; er schnitt die Blätter auseinander,
 15 ließ das Zusammenpassende durch den Buchbinder aufziehen, faßte die einzelnen Blätter in Linien und nötigte mich dadurch wirklich, die Umrisse verschiedener Berge bis an den Rand zu ziehen und den Vordergrund mit einigen Kräutern und Steinen auszufüllen.

20 Konnten seine treuen Bemühungen auch mein Talent nicht steigern, so hatte doch dieser Zug seiner Ordnungsliebe einen geheimen Einfluß auf mich, der sich späterhin auf mehr als eine Weise lebendig erwies.

Von solchen halb lebenslustigen, halb künstlerischen Streifpartien, welche sich in kurzer Zeit vollbringen und öfters wiederholen ließen, ward ich jedoch wieder nach Hause gezogen, und zwar durch einen Magnet, der von jeher stark auf mich wirkte: es war meine Schwester. Sie, nur ein Jahr jünger als ich, hatte mein ganzes bewußtes Leben mit mir herangelebt und
 25 sich dadurch mit mir aufs innigste verbunden. Zu diesen natürlichen Anlässen gesellte sich noch ein aus unserer häuslichen Lage hervorgehender Drang; ein zwar liebevoller und wohlgesinnter, aber ernster Vater, der, weil er innerlich ein sehr zartes Gemüt hegte, äußerlich mit unglaublicher Konsequenz eine eherne
 30 Strenge vorbildete, damit er zu dem Zwecke gelangen möchte, seinen Kindern die beste Erziehung zu geben, sein wohlgegründetes Haus zu erbauen, zu ordnen und zu erhalten; dagegen

eine Mutter, fast noch Kind, welche erst mit und in ihren beiden Ältesten zum Bewußtsein heranwuchs; diese drei, wie sie die Welt mit gesundem Blicke gewahr wurden, lebensfähig und nach gegenwärtigem Genuß verlangend. Ein solcher in der Familie schwebender Widerstreit vermehrte sich mit den Jahren. 5 Der Vater verfolgte seine Absicht unerschütterter und ununterbrochen; Mutter und Kinder konnten ihre Gefühle, ihre Anforderungen, ihre Wünsche nicht aufgeben.

Unter diesen Umständen war es natürlich, daß Bruder und Schwester sich fest aneinander schlossen und sich zur Mutter 10 hielten, um die im ganzen versagten Freuden wenigstens einzeln zu erhaschen. Da aber die Stunden der Eingezogenheit und Mühe sehr lang und weit waren gegen die Augenblicke der Erholung und des Vergnügens, besonders für meine Schwester, die das Haus niemals auf so lange Zeit als ich verlassen 15 konnte, so ward ihr Bedürfnis, sich mit mir zu unterhalten, noch durch die Sehnsucht geschärft, mit der sie mich in die Ferne begleitete.

Und so wie in den ersten Jahren Spiel und Lernen, Wachstum und Bildung den Geschwistern völlig gemein war, so daß 20 sie sich wohl für Zwillinge halten konnten, so blieb auch unter ihnen diese Gemeinschaft, dieses Vertrauen bei Entwicklung physischer und moralischer Kräfte. Jenes Interesse der Jugend, jenes Erstaunen beim Erwachen sinnlicher Triebe, die sich in geistige Formen, geistiger Bedürfnisse, die sich in sinnliche Ge- 25 stalten einkleiden, alle Betrachtungen darüber, die uns eher verbüßern als aufklären, wie ein Nebel das Thal, woraus er sich emporheben will, zudeckt und nicht erhellt, manche Irrungen und Verirrungen, die daraus entspringen, teilten und bestanden die Geschwister Hand in Hand und wurden über ihre 30 seltsamen Zustände um desto weniger aufgeklärt, als die heilige Scheu der nahen Verwandtschaft sie, indem sie, sich einander mehr nähernd, ins klare treten wollten, nur immer gewaltiger aneinander hielt.

Ungern spreche ich dies im allgemeinen aus, was ich vor 35 Jahren darzustellen unternahm, ohne daß ich es hätte ausführen können. Da ich dieses geliebte unbegreifliche Wesen nur zu

bald verlor¹, fühlte ich genugamen Anlaß, mir ihren Wert zu vergegenwärtigen, und so entstand bei mir der Begriff eines dichterischen Ganzen, in welchem es möglich gewesen wäre, ihre Individualität darzustellen; allein es ließ sich dazu keine andere Form denken als die der Richardsonschen Romane². Nur durch das genaueste Detail, durch unendliche Einzelheiten, die lebendig alle den Charakter des Ganzen tragen und, indem sie aus einer wundersamen Tiefe hervorspringen, eine Ahnung von dieser Tiefe geben; nur auf solche Weise hätte es einigermaßen gelingen können, eine Vorstellung dieser merkwürdigen Persönlichkeit mitzuteilen; denn die Quelle kann nur gedacht werden, insofern sie fließt. Aber von diesem schönen und frommen Vorsatz zog mich, wie von so vielen anderen, der Tumult der Welt zurück, und nun bleibt mir nichts übrig, als den Schatten jenes seligen Geistes nur wie durch Hilfe eines magischen Spiegels auf einen Augenblick heranzurufen.

Sie war groß, wohl und zart gebaut und hatte etwas Natürlich-Würdiges in ihrem Betragen, das in eine angenehme Weichheit verschmolz. Die Züge ihres Gesichts, weder bedeutend noch schön, sprachen von einem Wesen, das weder mit sich einig war, noch werden konnte. Ihre Augen waren nicht die schönsten, die ich jemals sah, aber die tiefsten, hinter denen man am meisten erwartete und, wenn sie irgend eine Neigung, eine Liebe ausdrückten, einen Glanz hatten ohnegleichen; und doch war dieser Ausdruck eigentlich nicht zärtlich wie der, der aus dem Herzen kommt und zugleich etwas Sehnsüchtiges und Verlangendes mit sich führt; dieser Ausdruck kam aus der Seele, er war voll und reich, er schien nur geben zu wollen, nicht des Empfangens zu bedürfen.

Was ihr Gesicht³ aber ganz eigentlich entstellte, so daß sie manchmal wirklich häßlich aussehen konnte, war die Mode jener Zeit, welche nicht allein die Stirn entblökte, sondern auch alles that, um sie scheinbar oder wirklich, zufällig oder vorsätzlich zu vergrößern. Da sie nun die weiblichste reingewölbteste Stirn

¹ Cornelia starb am 7. Juni 1777. — ² Samuel Richardson (1689—1761), Begründer des englischen Familienromans („Pamela“, „Clarissa“, „Sir Charles Grandison“). — ³ Ihr Bild ist von Goethe gezeichnet worden.

hatte und dabei ein Paar starke schwarze Augenbrauen und vorliegende Augen, so entstand aus diesen Verhältnissen ein Kontrast, der einen jeden Fremden für den ersten Augenblick wo nicht abstieß, doch wenigstens nicht anzog. Sie empfand es früh, und dies Gefühl ward immer peinlicher, je mehr sie in die Jahre trat, wo beide Geschlechter eine unschuldige Freude empfinden, sich wechselseitig angenehm zu werden. 5

Niemanden kann seine eigene Gestalt zuwider sein, der Häßlichste wie der Schönste hat das Recht, sich seiner Gegenwart zu freuen; und da das Wohlwollen verschönt und sich jedermann mit Wohlwollen im Spiegel besieht, so kann man behaupten, daß jeder sich auch mit Wohlgefallen erblicken müsse, selbst wenn er sich dagegen sträuben wollte. Meine Schwester hatte jedoch eine so entschiedene Anlage zum Verstand, daß sie hier unmöglich blind und albern sein konnte; sie wußte vielmehr vielleicht deutlicher als billig, daß sie hinter ihren Gespielinnen an äußerer Schönheit sehr weit zurückstehe, ohne zu ihrem Troste zu fühlen, daß sie ihnen an inneren Vorzügen unendlich überlegen sei. 15

Kann ein Frauenzimmer für den Mangel von Schönheit entschädigt werden, so war sie es reichlich durch das unbegrenzte Vertrauen, die Achtung und Liebe, welche sämtliche Freundinnen zu ihr trugen; sie mochten älter oder jünger sein, alle hegten die gleichen Empfindungen. Eine sehr angenehme Gesellschaft hatte sich um sie versammelt, es fehlte nicht an jungen Männern, die sich einzuschleichen wußten, fast jedes Mädchen fand einen Freund; nur sie war ohne Hälfte geblieben. Freilich wenn ihr Äußeres einigermaßen abstoßend war, so wirkte das Innere, das hindurchblickte, mehr ablehnend als anziehend; denn die Gegenwart einer jeden Würde weist den andern auf sich selbst zurück. Sie fühlte es lebhaft, sie verbarg mir's nicht, und ihre Neigung wendete sich desto kräftiger zu mir. Der Fall war eigen genug. So wie Vertraute, denen man ein Liebesverständnis offenbart, durch aufrichtige Theilnahme wirklich Mitliebende werden, ja zu Rivalen heranwachsen und die Neigung zuletzt wohl auf sich selbst hinziehen, so war es mit uns Geschwistern; denn indem mein Verhältnis zu Gretchen zerriß, tröstete mich meine Schwester nun desto ernstlicher, als sie heimlich die Zu- 20 25 30 35

friedenheit empfand, eine Nebenbuhlerin losgeworden zu sein; und so mußte auch ich mit einer stillen Halbschadenfreude empfinden, wenn sie mir Gerechtigkeit widerfahren ließ, daß ich der einzige sei, der sie wahrhaft liebe, sie kenne und sie verehere.

5 Wenn sich nun bei mir von Zeit zu Zeit der Schmerz über Gretchens Verlust erneuerte und ich aus dem Stegreife zu weinen, zu klagen und mich ungebärdig zu stellen anfing, so erregte meine Verzweiflung über das Verlorene bei ihr eine gleichfalls verzweifeln-
 10 dungene und Vorübergestrichene solcher jugendlichen Neigungen, daß wir uns beide grenzenlos unglücklich hielten, und um so mehr, als in diesem seltsamen Falle die Vertrauenden sich nicht in Liebende umwandeln durften.

Glücklicherweise mischte sich jedoch der wunderliche Liebes-
 15 gott, der ohne Not so viel Unheil anrichtet, hier einmal wohlthätig mit ein, um uns aus aller Verlegenheit zu ziehen. Mit einem jungen Engländer¹, der sich in der Pfeilischen Pension² bildete, hatte ich viel Verkehr. Er konnte von seiner Sprache gute Rechenschaft geben, ich übte sie mit ihm und erfuhr dabei
 20 manches von seinem Lande und Volke. Er ging lange genug bei uns aus und ein, ohne daß ich eine Neigung zu meiner Schwester an ihm bemerkte, doch mochte er sie im stillen bis zur Leidenschaft genährt haben; denn endlich erklärte sich's unversehens und auf einmal. Sie kannte ihn, sie schätzte ihn, und er
 25 verdiente es. Sie war oft bei unsern englischen Unterhaltungen die dritte gewesen, wir hatten aus seinem Munde uns beide die Wunderlichkeiten der englischen Aussprache anzueignen gesucht und uns dadurch nicht nur das Besondere ihres Tones und Klanges, sondern sogar das Besonderste der persönlichen Eigen-
 30 heiten unseres Lehrers angewöhnt, so daß es zuletzt seltsam genug klang, wenn wir zusammen wie aus einem Munde zu reden schienen. Seine Bemühung, von uns auf gleiche Weise so viel vom Deutschen zu lernen, wollte nicht gelingen, und ich glaube bemerkt zu haben, daß auch jener kleine Liebeshandel so-
 35 wohl schriftlich als mündlich in englischer Sprache durchgeführt

¹ Von Cornelia in ihrem Tagebuch von 1768 Harry genannt. — ² Vgl. oben, S. 139.

wurde. Beide junge Personen schickten sich recht gut füreinander; er war groß und wohlgebaut wie sie, nur noch schlanker; sein Gesicht, klein und eng beisammen, hätte wirklich hübsch sein können, wäre es durch die Blattern nicht allzusehr entstellt gewesen; sein Betragen war ruhig, bestimmt, man durfte es wohl manchmal trocken und kalt nennen; aber sein Herz war voll Güte und Liebe, seine Seele voll Edelmut und seine Neigungen so dauernd als entschieden und gelassen. Nun zeichnete sich dieses ernste Paar, das sich erst neuerlich zusammengefunden hatte, unter den andern ganz eigen aus, die schon mehr miteinander bekannt, von leichteren Charakteren, sorglos wegen der Zukunft, sich in jenen Verhältnissen leichtsinnig herumtrieben, die gewöhnlich nur als ein fruchtloses Vorspiel künftiger ernsterer Verbindungen vorübergehen und sehr selten eine dauernde Folge auf das Leben bewirken.

Die gute Jahreszeit, die schöne Gegend blieb für eine so muntere Gesellschaft nicht unbenuzt; Wasserfahrten stellte man häufig an, weil diese die gefelligsten von allen Lustpartien sind. Wir mochten uns jedoch zu Wasser oder zu Lande bewegen, so zeigten sich gleich die einzelnen anziehenden Kräfte; jedes Paar schloß sich zusammen, und für einige Männer, die nicht versagt waren, worunter ich auch gehörte, blieb entweder gar keine weibliche Unterhaltung, oder eine solche, die man an einem lustigen Tage nicht würde gewählt haben. Ein Freund¹, der sich in gleichem Falle befand, und dem es an einer Hälfte hauptsächlich deswegen ermangeln mochte, weil es ihm bei dem besten Humor an Zärtlichkeit und bei viel Verstand an jener Aufmerksamkeit fehlte, ohne welche sich Verbindungen solcher Art nicht denken lassen; dieser, nachdem er öfters seinen Zustand launig und geistreich beklagt, versprach, bei der nächsten Versammlung einen Vorschlag zu thun, wodurch ihm und dem Ganzen geholfen werden sollte. Auch versahnte er nicht, sein Versprechen zu erfüllen; denn als wir nach einer glänzenden

¹ Bernhard Crespel, Sohn des Juwelenhändlers Crespel, 1747 geboren, später Archivrath, bekannt aus seinem Briefwechsel mit Goethes Mutter, die ihn zu ihren „Söhnen“ rechnet. Er war von April 1764 bis August 1765 in Paris, weshalb die hier geschilderte Scene später fallen muß. Auch das unten (S. 263) angegebene Alter paßt nicht zum Jahr 1765.

Wasserfahrt und einem sehr anmutigen Spaziergang zwischen schattigen Hügeln gelagert im Gras oder sitzend auf bemoosten Felsen und Baumwurzeln heiter und froh ein ländliches Mahl verzehrt hatten und uns der Freund alle heiter und guter Dinge sah, gebot er mit schalkhafter Würde, einen Halbkreis sitzend zu schließen, vor den er hintrat und folgendermaßen emphatisch zu perorieren anfang:

„Höchst werthe Freunde und Freundinnen, Gepaarte und Ungepaarte! — Schon aus dieser Anrede erhellet, wie nötig es sei, daß ein Bußprediger auftrete und der Gesellschaft das Gewissen schärfe. Ein Teil meiner edlen Freunde ist gepaart und mag sich dabei ganz wohl befinden, ein anderer ungepaart, der befindet sich höchst schlecht, wie ich aus eigener Erfahrung versichern kann; und wenn nun gleich die lieben Gepaarten hier die Mehrzahl ausmachen, so gebe ich ihnen doch zu bedenken, ob es nicht eben gefellige Pflicht sei, für alle zu sorgen? Warum vereinigen wir uns zahlreich, als um aneinander wechselseitig teilzunehmen? und wie kann das geschehen, wenn sich in unserm Kreise wieder so viele kleine Absonderungen bemerken lassen? Weit entfernt bin ich, etwas gegen so schöne Verhältnisse meinen oder nur daran rühren zu wollen; aber alles hat seine Zeit! ein schönes großes Wort, woran freilich niemand denkt, wenn ihm für Zeitvertreib hinreichend gesorgt ist.“

Er fuhr darauf immer lebhafter und lustiger fort, die geselligen Tugenden den zärtlichen Empfindungen gegenüberzustellen. „Diese“, sagte er, „können uns niemals fehlen, wir tragen sie immer bei uns, und jeder wird darin leicht ohne Übung ein Meister; aber jene müssen wir aufsuchen, wir müssen uns um sie bemühen, und wir mögen darin soviel wir wollen fortschreiten, so lernt man sie doch niemals ganz aus.“ — Nun ging er ins Besondere. Mancher mochte sich getroffen fühlen, und man konnte nicht unterlassen, sich untereinander anzusehen; doch hatte der Freund das Privilegium, daß man ihm nichts übelnahm, und so konnte er ungestört fortfahren.

„Die Mängel aufdecken, ist nicht genug; ja man hat unrecht, solches zu thun, wenn man nicht zugleich das Mittel zu dem besseren Zustande anzugeben weiß. Ich will euch, meine

Freunde, daher nicht etwa wie ein Karwochenprediger zur Buße und Besserung im allgemeinen ermahnen, vielmehr wünsche ich sämtlichen liebenswürdigen Paaren das längste und dauerhafteste Glück, und um hiezu selbst auf das sicherste beizutragen, thue ich den Vorschlag, für unsere gefelligen Stunden diese kleinen allerliebsten Absonderungen zu trennen und aufzuheben. 5
Ich habe“, fuhr er fort, „schon für die Ausführung gesorgt, wenn ich Beifall finden sollte. Hier ist ein Beutel, in dem die Namen der Herren befindlich sind; ziehen Sie nun, meine Schönen, und lassen Sie sich's gefallen, denjenigen auf acht 10
Tage als Diener zu begünstigen, den Ihnen das Los zuweist. Dies gilt nur innerhalb unseres Kreises; sobald er aufgehoben ist, sind auch diese Verbindungen aufgehoben, und wer Sie nach Hause führen soll, mag das Herz entscheiden.“

Ein großer Teil der Gesellschaft war über diese Anrede und 15
die Art, wie er sie vortrug, froh geworden und schien den Einfall zu billigen; einige Paare jedoch sahen vor sich hin, als glaubten sie dabei nicht ihre Rechnung zu finden; deshalb rief er mit launiger Heftigkeit:

„Fürwahr! es überrascht mich, daß nicht jemand aufspringt 20
und, obgleich noch andere zaudern, meinen Vorschlag anpreist, dessen Vorteile auseinandersetzt und mir erspart, mein eigener Lobredner zu sein. Ich bin der Älteste unter Ihnen, das mir Gott verzeihe. Schon habe ich eine Glaze¹, daran ist mein großes Nachdenken schuld —“ 25

Hier nahm er den Hut ab —

„Aber ich würde sie mit Freuden und Ehren zur Schau stellen, wenn meine eignen Überlegungen, die mir die Haut austrocknen und mich des schönsten Schmucks berauben, nur auch mir und andern einigermaßen förderlich sein könnten. Wir sind 30
jung, meine Freunde, das ist schön; wir werden älter werden, das ist dumm; wir nehmen uns untereinander wenig übel, das ist hübsch und der Jahreszeit gemäß. Aber bald, meine Freunde, werden die Tage kommen, wo wir uns selbst manches übel zu nehmen haben; da mag denn jeder sehen, wie er mit sich zurechte 35

¹ Creşpel hatte auf der Mitte des Kopfes eine kahle Stelle.

kommt; aber zugleich werden uns andere manches übelnehmen, und zwar, wo wir es gar nicht begreifen; darauf müssen wir uns vorbereiten, und dieses soll nunmehr geschehen."

Er hatte die ganze Rede, besonders aber die letzte Stelle, mit Ton und Gebärden eines Kapuziners vorgetragen; denn da er katholisch war, so mochte er genugsame Gelegenheit gehabt haben, die Redekunst dieser Väter zu studieren. Nun schien er außer Atem, trockenete sein jung-kahles Haupt, das ihm wirklich das Ansehen eines Pfaffen gab, und setzte durch diese Poffen die leichtgesinnte Societät in so gute Laune, daß jedermann begierig war, ihn weiter zu hören. Allein anstatt fortzufahren, zog er den Beutel und wendete sich zur nächsten Dame: „Es kommt auf einen Versuch an!“ rief er aus; „das Werk wird den Meister loben. Wenn es in acht Tagen nicht gefällt, so geben wir es auf und es mag bei dem Alten bleiben.“

Halb willig, halb genötigt zogen die Damen ihre Köllchen, und gar leicht bemerkte man, daß bei dieser geringen Handlung mancherlei Leidenschaften im Spiel waren. Glücklicherweise traf sich's, daß die Heitergesinnten getrennt wurden, die Ernsteren zusammenblieben; und so behielt auch meine Schwester ihren Engländer, welches sie beiderseits dem Gott der Liebe und des Glücks sehr gut ausnahmen. Die neuen Zufallspaare wurden sogleich von dem Antistes¹ zusammengegeben, auf ihre Gesundheit getrunken und allen um so mehr Freude gewünscht, als ihre Dauer nur kurz sein sollte. Gewiß aber war dies der heiterste Moment, den unsere Gesellschaft seit langer Zeit genossen. Die jungen Männer, denen kein Frauenzimmer zu teil geworden, erhielten nunmehr das Amt, diese Woche über für Geist, Seele und Leib zu sorgen, wie sich unser Redner ausdrückte, besonders aber, meinte er, für die Seele, weil die beiden anderen sich schon eher selbst zu helfen wüßten.

Die Vorsteher, die sich gleiche Ehre machen wollten, brachten ganz artige neue Spiele schnell in Gang, bereiteten in einiger Ferne eine Abendkost, auf die man nicht gerechnet hatte, illustrierten bei unserer nächtlichen Rückkehr die Nacht, ob es gleich

¹ Vorsteher; bei den Römern Vorsteher eines Kultus.

bei dem hellen Mondschein nicht nötig gewesen wäre; sie entschuldigeten sich aber damit, daß es der neuen geselligen Einrichtung ganz gemäß sei, die zärtlichen Blicke des himmlischen Mondes durch irdische Lichter zu überscheinen. In dem Augenblick, als wir ans Land stiegen, rief unser Solon: „Ite missa est!“¹ Ein jeder führte die ihm durchs Los zugefallene Dame noch aus dem Schiffe und übergab sie alsdann ihrer eigentlichen Hälfte, wogegen er sich wieder die seinige eintaufchte.

Bei der nächsten Zusammenkunft ward diese wöchentliche Einrichtung für den Sommer festgesetzt und die Verlosung abermals vorgenommen. Es war keine Frage, daß durch diesen Scherz eine neue und unerwartete Wendung in die Gesellschaft kam und ein jeder angeregt ward, was ihm von Geist und Anmut beizubringen, an den Tag zu bringen und seiner augenblicklichen Schönen auf das verbindlichste den Hof zu machen, indem er sich wohl zutraute, wenigstens für eine Woche genugsamen Vorrat zu Gefälligkeiten zu haben.

Man hatte sich kaum eingerichtet, als man unserem Redner, statt ihm zu danken, den Vorwurf machte, er habe das Beste seiner Rede, den Schluß, für sich behalten. Er versicherte darauf, das Beste einer Rede sei die Überredung, und wer nicht zu überreden gedenke, müsse gar nicht reden; denn mit der Überzeugung sei es eine mißliche Sache. Als man ihm dessen ungeachtet keine Ruhe ließ, begann er sogleich eine Kapuzinade, fragenhafter als je, vielleicht gerade darum, weil er die ernsthaftesten Dinge zu sagen gedachte. Er führte nämlich mit Sprüchen aus der Bibel, die nicht zur Sache paßten, mit Gleichnissen, die nicht trafen, mit Auspielungen, die nichts erläuterten, den Satz aus, daß, wer seine Leidenschaften, Neigungen, Wünsche, Vorsätze, Pläne nicht zu verbergen wisse, in der Welt zu nichts komme, sondern aller Orten und Enden gestört und zum besten gehabt werde; vorzüglich aber, wenn man in der Liebe glücklich sein wolle, habe man sich des tiefsten Geheimnisses zu befleißigen.

Dieser Gedanke schlang sich durch das Ganze durch, ohne

¹ Gehet, die Gemeinde ist entlassen.

daß eigentlich ein Wort davon wäre ausgesprochen worden. Will man sich einen Begriff von diesem seltsamen Menschen machen, so bedenke man, daß er, mit viel Anlage geboren, seine Talente und besonders seinen Scharfsinn in Jesuiterschulen aus-
 5 gebildet und eine große Welt- und Menschenkenntnis, aber nur von der schlimmen Seite, zusammengewonnen hatte. Er war etwa zweiundzwanzig Jahre alt¹ und hätte mich gern zum Pro-
 felyten seiner Menschenverachtung gemacht; aber es wollte nicht bei mir greifen, denn ich hatte noch immer große Lust, gut zu
 10 sein und andere gut zu finden. Indessen bin ich durch ihn auf vieles aufmerksam geworden.

Das Personal einer jeden heiteren Gesellschaft vollständig zu machen, gehört notwendig ein Akteur, welcher Freude daran hat, wenn die Übrigen, um so manchen gleichgültigen Moment
 15 zu beleben, die Pfeile des Witzes gegen ihn richten mögen. Ist er nicht bloß ein ausgestopfter Saracene, wie derjenige, an dem bei Lustkämpfen die Ritter ihre Lanzen übten, sondern versteht er selbst zu scharmuzieren, zu necken und aufzufordern, leicht zu verwunden und sich zurückzuziehen und, indem er sich preiszu-
 20 geben scheint, anderen eins zu versetzen, so kann nicht wohl etwas Anmutigeres gefunden werden. Einen solchen besaßen wir an unserem Freund Horn², dessen Name schon zu allerlei Scherzen Anlaß gab, und der wegen seiner kleinen Gestalt immer nur Hörnchen genannt wurde. Er war wirklich der Kleinste in der
 25 Gesellschaft, von derben, aber gefälligen Formen; eine Stumpfnase, ein etwas aufgeworfener Mund, kleine funkelnde Augen bildeten ein schwarzbraunes Gesicht, das immer zum Lachen aufzufordern schien³. Sein kleiner gedrungener Schädel war mit krausen schwarzen Haaren reich besetzt, sein Bart frühzeitig blau,
 30 den er gar zu gern hätte wachsen lassen, um als komische Maske die Gesellschaft immer im Lachen zu erhalten. Übrigens war er nett und behend, behauptete aber, krumme Beine zu haben, welches man ihm zugab, weil er es gern so wollte, worüber

¹ Geb. 27. März 1747, also wesentlich jünger. — ² Johann Adam Horn, geborner Frankfurter; er studierte später mit Goethe zusammen in Leipzig, s. unten, S. 316. — ³ Ein Porträt Horns, von Goethe selbst in Kreide ausgeführt, hat sich erhalten.

denn mancher Scherz entstand; denn weil er als ein sehr guter Tänzer gesucht wurde, so rechnete er es unter die Eigenheiten des Frauenzimmers, daß sie die krummen Beine immer auf dem Plane sehen wollten. Seine Heiterkeit war unberwüßlich und seine Gegenwart bei jeder Zusammenkunft unentbehrlich. Wir beide schlossen uns um so enger aneinander, als er mir auf die Akademie folgen sollte; und er verdient wohl, daß ich seiner in allen Ehren gedenke, da er viele Jahre mit unendlicher Liebe, Treue und Geduld an mir gehalten hat.

Durch meine Leichtigkeit zu reimen und gemeinen Gegenständen eine poetische Seite abzugewinnen, hatte er sich gleichfalls zu solchen Arbeiten verführen lassen. Unsere kleinen geselligen Reisen, Lustpartien und die dabei vorkommenden Zufälligkeiten stuzten wir poetisch auf, und so entstand durch die Schilderung einer Begebenheit immer eine neue Begebenheit. Weil aber gewöhnlich dergleichen gesellige Scherze auf Ver-spottung hinauslaufen und mein Freund Horn mit seinen burlesken Darstellungen nicht immer in den gehörigen Grenzen blieb, so gab es manchmal Verdruß, der aber bald wieder gemildert und getilgt werden konnte.

So versuchte er sich auch in einer Dichtungsart, welche sehr an der Tagesordnung war: im komischen Heldengedicht. Pops „Lockenraub“¹ hatte viele Nachahmungen erweckt; Zachariä² kultivierte diese Dichtart auf deutschem Grund und Boden, und jedermann gefiel sie, weil der gewöhnliche Gegenstand derselben irgend ein läppischer Mensch war, den die Genien zum besten hatten, indem sie den besseren begünstigten.

Es ist nicht wunderbar, aber es erregt doch Verwunderung, wenn man bei Betrachtung einer Litteratur, besonders der deutschen, beobachtet, wie eine ganze Nation von einem einmal gegebenen und in einer gewissen Form mit Glück behandelten Gegenstand nicht wieder loskommen kann, sondern ihn auf alle Weise wiederholt haben will; da denn zuletzt unter

¹ „The rape of the lock“ von Alexander Pope (1712), ein satirisch-komisches Epos. — ² Just Friedrich Wilhelm Zachariä (1720–77). Von seinen komischen Gedichten erschien „Der Menomist“ 1744, „Murner in der Säu“ 1757, „Lagosiade“ 1757.

den angehäuften Nachahmungen das Original selbst verdeckt und erstickt wird.

Das Helbengebicht meines Freundes war ein Beleg zu dieser Bemerkung. Bei einer großen Schlittensfahrt wird einem täp-
 5 pißchen Menschen ein Frauenzimmer zu teil, das ihn nicht mag; ihm begegnet, neckisch genug, ein Unglück nach dem andern, das bei einer solchen Gelegenheit sich ereignen kann, bis er zuletzt, als er sich das Schlittenrecht¹ erbittet, von der Britsche fällt, wobei ihm denn, wie natürlich, die Geister ein Bein gestellt
 10 haben. Die Schöne ergreift die Zügel und fährt allein nach Hause; ein begünstigter Freund empfängt sie und triumphiert über den anmaßlichen Nebenbuhler. Übrigens war es sehr artig ausgedacht, wie ihn die vier verschiedenen Geister nach und nach beschädigen, bis ihn endlich die Gnomen gar aus dem Sattel
 15 heben. Das Gedicht, in Alexandrinern geschrieben, auf eine wahre Geschichte gegründet, ergözte unser kleines Publikum gar sehr, und man war überzeugt, daß es sich mit der „Walpurgisnacht“ von Löwen² oder dem „Nenommisten“ von Zachariä gar wohl messen könne.

20 Indem nun unsere geselligen Freuden nur einen Abend und die Vorbereitungen dazu wenige Stunden erforderten, so hatte ich Zeit genug, zu lesen und, wie ich glaubte, zu studieren. Meinem Vater zuliebe repetierte ich fleißig den Kleinen Hopp³ und konnte mich vorwärts und rückwärts darin examinieren lassen,
 25 wodurch ich mir denn den Hauptinhalt der Institutionen vollkommen zu eigen machte. Allein unruhige Wißbegierde trieb mich weiter, ich geriet in die Geschichte der alten Litteratur und von da in einen Encyclopädismus, indem ich Gesners⁴ „Isagoge“ und Morhofs⁵ „Polyhistor“ durchlief und mir dadurch einen
 30 allgemeinen Begriff erwarb, wie manches Wunderliche in Lehr- und Leben schon mochte vorgekommen sein. Durch diesen an-

¹ Nämlich seine Schöne zu küssen. — ² Johann Friedrich Löwen (1729—1771), bekannt als Leiter des Nationaltheaters in Hamburg 1767. „Die Walpurgisnacht“, ein Gedicht in drei Gesängen, erschien 1756. — ³ Vgl. oben, S. 166. — ⁴ Johann Matthias Gesner (1691—1761), war 1730 Rektor der Thomasschule zu Leipzig, 1734 Professor in Göttingen. Seine „Primaе lineae isagoges in eruditionem unversalem“ erschienen 1756. — ⁵ Daniel Georg Morhof (1639—91), Professor der Poesie in Rostod. Sein berühmter „Polyhistor“ u. s. w. erschien 1688.

haltenden und hastigen, Tag und Nacht fortgesetzten Fleiß verwirrte ich mich eher, als ich mich bildete; ich verlor mich aber in ein noch größeres Labyrinth, als ich Baylen¹ in meines Vaters Bibliothek fand und mich in denselben vertiefte.

Eine Hauptüberzeugung aber, die sich immer in mir erneuerte, war die Wichtigkeit der alten Sprachen; denn so viel drängte sich mir aus dem litterarischen Wirrwarr immer wieder entgegen, daß in ihnen alle Muster der Redekünste und zugleich alles andere Würdige, was die Welt jemals besessen, aufbewahrt sei. Das Hebräische sowie die biblischen Studien waren in den Hintergrund getreten, das Griechische gleichfalls, da meine Kenntnisse desselben sich nicht über das Neue Testament hinaus erstreckten. Desto ernstlicher hielt ich mich ans Lateinische, dessen Musterwerke uns näher liegen, und das uns nebst so herrlichen Originalproduktionen auch den übrigen Erwerb aller Zeiten in Übersetzungen und Werken der größten Gelehrten darbietet. Ich las daher viel in dieser Sprache mit großer Leichtigkeit und durfte glauben, die Autoren zu verstehen, weil mir am buchstäblichen Sinne nichts abging. Ja, es verdroß mich gar sehr, als ich vernahm, Grotius² habe übermütig geäußert, er lese den Terenz anders als die Knaben³. Glückliche Beschränkung der Jugend! ja der Menschen überhaupt, daß sie sich in jedem Augenblicke ihres Daseins für vollendet halten können und weder nach Wahrem noch Falschem, weder nach Hohem noch Tiefem fragen, sondern bloß nach dem, was ihnen gemäß ist.

So hatte ich denn das Lateinische gelernt wie das Deutsche, das Französische, das Englische nur aus dem Gebrauch, ohne Regel und ohne Begriff. Wer den damaligen Zustand des

¹ Pierre Bayle (1647—1706) ist der Vorläufer der modernen Dialektiker, Skeptiker und Aufklärer. Er lehrte unter anderem die Unabhängigkeit des moralischen Handelns von der religiösen Überzeugung. Sein „Dictionnaire historique et critique“ erschien 1695 und 1697. Verwirrend für den jungen Leser war darin der häufige Widerspruch zwischen den Artikeln des Werkes und den Noten. — ² Hugo Grotius (1583—1645), Jurist und Staatsmann, aus Delft in Holland gebürtig, war einer der besten neueren lateinischen Dichter, formgewandter Übersetzer griechischer Dichtungen und der Begründer der Rechtsphilosophie und des allgemeinen Staatsrechts. — ³ Vgl. das Xenion: „Anderes lesen Knaben den Terenz, anders Grotius. Mich Knaben ärgerte die Sentenz, Die ich nun gelten lassen muß.“

Schulunterrichts kennt, wird nicht seltsam finden, daß ich die Grammatik übersprang sowie die Redekunst: mir schien alles natürlich zuzugehen, ich behielt die Worte, ihre Bildungen und Umbildungen in Ohr und Sinn und bediente mich der Sprache mit Leichtigkeit zum Schreiben und Schwätzen.

Michael, die Zeit, da ich die Akademie besuchen sollte, rückte heran, und mein Inneres ward ebenso sehr vom Leben als von der Lehre bewegt. Eine Abneigung gegen meine Vaterstadt ward mir immer deutlicher. Durch Gretchens Entfernung war der Knaben- und Jünglingspflanze das Herz ausgebrochen; sie brauchte Zeit, um an den Seiten wieder auszuschlagen und den ersten Schaden durch neues Wachstum zu überwinden. Meine Wanderungen durch die Straßen hatten aufgehört, ich ging nur wie andere die notwendigen Wege. Nach Gretchens Viertel kam ich nie wieder, nicht einmal in die Gegend; und wie mir meine alten Mauern und Thürme nach und nach verleideten, so mißfiel mir auch die Verfassung der Stadt, alles, was mir sonst so ehrwürdig vorkam, erschien mir in verschobenen Bildern. Als Enkel des Schultheißens waren mir die heimlichen Gebrechen einer solchen Republik nicht unbekannt geblieben, um so weniger, als Kinder ein ganz eignes Erstaunen fühlen und zu emsigen Untersuchungen angereizt werden, sobald ihnen etwas, das sie bisher unbedingt verehrt, einigermassen verdächtig wird. Der vergebliche Verdruß rechtschaffener Männer im Widerstreit mit solchen, die von Parteien zu gewinnen, wohl gar zu bestechen sind, war mir nur zu deutlich geworden, ich haßte jede Ungerechtigkeit über die Maßen; denn die Kinder sind alle moralische Rigoristen. Mein Vater, in die Angelegenheiten der Stadt nur als Privatmann verflochten, äußerte sich im Verdruß über manches Mißlungene sehr lebhaft. Und sah ich ihn nicht nach so viel Studien, Bemühungen, Reisen und mannigfaltiger Bildung endlich zwischen seinen Brandmauern ein einsames Leben führen, wie ich mir es nicht wünschen konnte? Dies zusammen lag als eine entsetzliche Last auf meinem Gemüthe, von der ich mich nur zu befreien wußte, indem ich mir einen ganz anderen Lebensplan als den mir vorgeschriebenen zu ersinnen trachtete. Ich warf in Gedanken die juristischen Studien weg und widmete

mich allein den Sprachen, den Altertümern, der Geschichte und allem, was daraus hervorquillt.

Zwar machte mir jederzeit die poetische Nachbildung dessen, was ich an mir selbst, an andern und an der Natur gewahr geworden, das größte Vergnügen. Ich that es mit immer wachsende 5
Leichtigkeit, weil es aus Instinkt geschah und keine Kritik mich irre gemacht hatte; und wenn ich auch meinen Produktionen nicht recht traute, so konnte ich sie wohl als fehlerhaft, aber nicht als ganz verwerflich ansehen. Ward mir dieses oder jenes daran getadelt, so blieb es doch im stillen meine 10
Überzeugung, daß es nach und nach immer besser werden müßte, und daß ich wohl einmal neben Hagedorn, Gellert und andern solchen Männern mit Ehre dürfte genannt werden. Aber eine solche Bestimmung allein schien mir allzuleer und unzulänglich; ich wollte mich mit Ernst zu jenen gründlichen Studien 15
bekennen, und indem ich, bei einer vollständigeren Ansicht des Altertums, in meinen eigenen Werken rascher vorzuschreiten dachte, mich zu einer akademischen Lehrstelle fähig machen, welche mir das Wünschenswerteste schien für einen jungen Mann, der sich selbst auszubilden und zur Bildung anderer beizutragen 20
gedachte.

Bei diesen Gesinnungen hatte ich immer Göttingen im Auge. Auf Männern wie Heyne¹, Michaelis² und so manchem andern ruhte mein ganzes Vertrauen; mein sehnlichster Wunsch war, zu ihren Füßen zu sitzen und auf ihre Lehren zu merken. 25
Aber mein Vater blieb unbeweglich. Was auch einige Hansfreunde, die meiner Meinung waren, auf ihn zu wirken suchten: er bestand darauf, daß ich nach Leipzig gehen müsse. Nun hielt ich den Entschluß, daß ich gegen seine Gesinnungen und Willen eine eigne Studien- und Lebensweise ergreifen wollte, erst recht 30
für Nothwehr. Die Hartnäckigkeit meines Vaters, der, ohne es zu wissen, sich meinen Plänen entgegensetzte, bestärkte mich in

¹ Christian Gottlob Heyne (1729—1812), Philolog, Professor der Veredsamkeit in Göttingen, ist der Begründer einer wissenschaftlichen Behandlung der griechischen Mythologie und hat sich auf dem Gebiete antiker Kulturgeschichte verdient gemacht. — ² Johann David Michaelis (1717—91), Theolog, Orientalist in Göttingen, begründete die historisch-kritische Betrachtung des Alten Testaments.

meiner Impietät, daß ich mir gar kein Gewissen daraus machte, ihm stundenlang zuzuhören, wenn er mir den Kursus der Studien und des Lebens, wie ich ihn auf Akademien und in der Welt zu durchlaufen hätte, vorerzählte und wiederholte.

5 Da mir alle Hoffnung nach Göttingen abgeschnitten war, wendete ich nun meinen Blick nach Leipzig. Dort erschien mir Ernesti¹ als ein helles Licht, auch Morus² erregte schon viel Vertrauen. Ich erfann mir im stillen einen Gegentkursus, oder vielmehr ich baute ein Lustschloß auf einen ziemlich soliden
10 Grund; und es schien mir sogar romantisch ehrenvoll, sich seine eigene Lebensbahn vorzuzeichnen, die mir um so weniger phantastisch vorkam, als Griesbach³ auf dem ähnlichen Wege schon große Fortschritte gemacht hatte und deshalb von jedermann gerühmt wurde. Die heimliche Freude eines Gefangenen, wenn
15 er seine Ketten abgelöst und die Kerkergitter bald durchgeseilt hat, kann nicht größer sein, als die meine war, indem ich die Tage schwinden und den Oktober herannahen sah. Die unfreundliche Jahreszeit, die bösen Wege, von denen jedermann zu erzählen wußte, schreckten mich nicht. Der Gedanke, an einem
20 fremden Orte zu Winterzeit Einstand⁴ geben zu müssen, machte mich nicht trübe; genug, ich sah nur meine gegenwärtigen Verhältnisse düster und stellte mir die übrige unbekannte Welt licht und heiter vor. So bildete ich mir meine Träume, denen ich ausschließlich nachhing, und versprach mir in der Ferne
25 nichts als Glück und Zufriedenheit.

So sehr ich auch gegen jedermann von diesen meinen Vor-
sätzen ein Geheimniß machte, so konnte ich sie doch meiner
Schwester nicht verbergen, die, nachdem sie anfangs darüber
sehr erschrocken war, sich zuletzt beruhigte, als ich ihr versprach,
30 sie nachzuholen, damit sie sich meines erworbenen glänzenden
Zustandes mit mir erfreuen und an meinem Wohlbehagen teil-
nehmen könnte.

Michael kam endlich, sehnlich erwartet, heran, da ich denn mit dem Buchhändler Fleischer und dessen Gattin, einer ge-

¹ S. unten, S. 285. — ² S. unten, S. 284. — ³ S. oben, S. 185. —

⁴ S. oben, S. 146.

borenen Triller, welche ihren Vater¹ in Wittenberg besuchen wollte, mit Vergnügen abfuhr, und die werthe Stadt, die mich geboren und erzogen, gleichgültig hinter mir ließ, als wenn ich sie nie wieder betreten wollte.

So lösen sich in gewissen Epochen Kinder von Eltern, Diener von Herren, Begünstigte von Gönnern los, und ein solcher Versuch, sich auf seine Füße zu stellen, sich unabhängig zu machen, für sein eigen Selbst zu leben, er gelinge oder nicht, ist immer dem Willen der Natur gemäß.

Wir waren zur Allerheiligenpforte hinausgefahren und hatten bald Hanau hinter uns, da ich denn zu Gegenden gelangte, die durch ihre Neuheit meine Aufmerksamkeit erregten, wenn sie auch in der jetzigen Jahreszeit wenig Erfreuliches darboten. Ein anhaltender Regen hatte die Wege äußerst verdorben, welche überhaupt noch nicht in den guten Stand gesetzt waren, in welchem wir sie nachmals finden; und unsere Reise war daher weder angenehm noch glücklich. Doch verdankte ich dieser feuchten Witterung den Anblick eines Naturphänomens, das wohl höchst selten sein mag; denn ich habe nichts Ähnliches jemals wieder gesehen, noch auch von andern, daß sie es gewahrt hätten, vernommen. Wir fuhren nämlich zwischen Hanau und Gelnhausen bei Nachtzeit eine Anhöhe hinauf und wollten, ob es gleich finster war, doch lieber zu Fuße gehen, als uns der Gefahr und Beschwerlichkeit dieser Wegstrecke aussetzen. Auf einmal sah ich an der rechten Seite des Wegs in einer Tiefe eine Art von wunderbar erleuchtetem Amphitheater. Es blinkten nämlich in einem trichterförmigen Raume unzählige Lichtchen stufenweise übereinander und leuchteten so lebhaft, daß das Auge davon geblendet wurde. Was aber den Blick noch mehr verwirrte, war, daß sie nicht etwa still saßen, sondern hin und wider hüpfen, sowohl von oben nach unten als umgekehrt und nach allen Seiten. Die meisten jedoch blieben ruhig und flimmerten fort. Nur höchst ungern ließ ich mich von diesem Schauspiel abrufen, das ich genauer zu beobachten gewünscht hätte.

¹ Daniel Wilhelm Triller (1695—1782), seit 1749 Professor der Medizin in Wittenberg, Anhänger und Nachahmer Gottscheds („Der sächsische Prinzenraub“, 1743).

Auf Befragen wollte der Postillon zwar von einer solchen Erscheinung nichts wissen, sagte aber, daß in der Nähe sich ein alter Steinbruch befinde, dessen mittlere Vertiefung mit Wasser angefüllt sei. Ob dieses nun ein Pandämonium von Irrlichtern oder eine Gesellschaft von leuchtenden Geschöpfen gewesen, will ich nicht entscheiden.

Durch Thüringen wurden die Wege noch schlimmer, und leider blieb unser Wagen in der Gegend von Auerstädt¹ bei einbrechender Nacht stecken. Wir waren von allen Menschen entfernt und thaten das Mögliche, uns los zu arbeiten. Ich ermangelte nicht, mich mit Eifer anzustrengen, und mochte mir dadurch die Bänder der Brust übermäßig ausgedehnt haben; denn ich empfand bald nachher einen Schmerz, der verschwand und wiederkehrte und erst nach vielen Jahren mich völlig verließ.

Doch sollte ich noch in derselbigen Nacht, als wenn sie recht zu abwechselnden Schicksalen bestimmt gewesen wäre, nach einem unerwartet glücklichen Ereignis einen neckischen Verdruß empfinden. Wir trafen nämlich in Auerstädt ein vornehmes Ehepaar, das, durch ähnliche Schicksale verspätet, eben auch erst angekommen war; einen ansehnlichen, würdigen Mann in den besten Jahren mit einer sehr schönen Gemahlin. Zuborkommend veranlaßten sie uns, in ihrer Gesellschaft zu speisen, und ich fand mich sehr glücklich, als die treffliche Dame ein freundliches Wort an mich wenden wollte. Als ich aber hinausgesandt ward, die gehoffte Suppe zu beschleunigen, überfiel mich, der ich freilich des Wachens und der Reisebeschwerden nicht gewohnt war, eine so unüberwindliche Schlassucht, daß ich ganz eigentlich im Gehen schlief, mit dem Hut auf dem Kopfe wieder in das Zimmer trat, mich, ohne zu bemerken, daß die andern ihr Tischgebett verrichteten, bewußtlos gelassen, gleichfalls hinter den Stuhl stellte, und mir nicht träumen ließ, daß ich durch mein Betragen ihre Andacht auf eine sehr lustige Weise zu stören gekommen sei. Madame Fleischer, der es weder an Geist und Witz noch an Zunge fehlte, ersuchte die Fremden, noch ehe man sich setzte, sie möchten nicht auffallend finden, was sie hier mit

¹ Im Kreis Eckartsberga des preussischen Regierungsbezirks Merseburg, damals kursächsisch.

Augen fähen; der junge Reifegefährte habe große Anlage zum Quäker, welche Gott und den König nicht besser zu verehren glaubten als mit bedecktem Haupte. Die schöne Dame, die sich des Lachens nicht enthalten konnte, ward dadurch nur noch schöner, und ich hätte alles in der Welt darum gegeben, nicht 5 Ursache an einer Heiterkeit gewesen zu sein, die ihr so fürtrefflich zu Gesicht stand. Ich hatte jedoch den Hut kaum beiseite gebracht, als die Personen, nach ihrer Weltsitte, den Scherz sogleich fallen ließen und durch den besten Wein aus ihrem Flaschenkeller Schlaf, Mißmut und das Andenken an alle ver- 10 gangenen Übel völlig auslöschten.

Als ich in Leipzig ankam¹, war es gerade Meßzeit, woraus mir ein besonderes Vergnügen entsprang: denn ich sah hier die Fortsetzung eines vaterländischen Zustandes vor mir, bekannte 15 Waren und Verkäufer, nur an andern Plätzen und in einer andern Folge. Ich durchstrich den Markt und die Buden mit vielem Anteil; besonders aber zogen meine Aufmerksamkeit an sich in ihren seltsamen Kleidern jene Bewohner der östlichen Gegenden, die Polen und Russen, vor allen aber die Griechen, deren ansehnlichen Gestalten und würdigen Kleidungen ich gar 20 oft zu Gefallen ging.

Diese lebhafteste Bewegung war jedoch bald vorüber, und nun trat mir die Stadt selbst mit ihren schönen hohen und untereinander gleichen Gebäuden entgegen. Sie machte einen 25 sehr guten Eindruck auf mich, und es ist nicht zu leugnen, daß sie überhaupt, besonders aber in stillen Momenten der Sonn- und Feiertage, etwas Imposantes hat, so wie denn auch im Mondschein die Straßen, halb beschattet, halb beleuchtet, mich oft zu nächtlichen Promenaden einluden.

Indessen genügte mir gegen das, was ich bisher gewohnt 30 war, dieser neue Zustand keineswegs. Leipzig ruft dem Beschauer keine altertümliche Zeit zurück; es ist eine neue, kurz vergangene, von Handelsthätigkeit, Wohlhabenheit, Reichthum zengende Epoche, die sich uns in diesen Denkmalen ankündet. Jedoch ganz nach meinem Sinn waren die mir ungeheuer schei- 35

¹ Anfang Oktober 1765. Die Messe begann am 6. Oktober.

nenden Gebäude, die, nach zwei Straßen ihr Gesicht wendend, in großen, himmelhoch umbauten Hofräumen eine bürgerliche Welt umfassend, großen Burgen, ja Halbstädten ähnlich sind. In einem dieser seltsamen Räume quartierte ich mich ein, und
 5 zwar in der Feuertugel¹ zwischen dem Alten und Neuen Neumarkt². Ein paar artige Zimmer, die in den Hof sahen, der wegen des Durchgangs nicht unbelebt war, bewohnte der Buchhändler Fleischer während der Messe und ich für die übrige Zeit³ um einen leidlichen Preis. Als Stubennachbar fand ich einen
 10 Theologen⁴, der in seinem Fache gründlich unterrichtet, wohlwendend, aber arm war und, was ihm große Sorge für die Zukunft machte, sehr an den Augen litt. Er hatte sich dieses Übel durch übermäßiges Lesen bis in die tiefste Dämmerung, ja sogar, um das wenige Öl zu ersparen, bei Mondschein zugezogen.
 15 Unsere alte Wirtin⁵ erzeigte sich wohlthätig gegen ihn, gegen mich jederzeit freundlich und gegen beide sorgsam.

Nun eilte ich mit meinem Empfehlungsschreiben zu Hofrat Böhme⁶, der, ein Bögling von Maschow⁷, nunmehr sein Nachfolger, Geschichte und Staatsrecht lehrte. Ein kleiner, unter-
 20 setzter, lebhafter Mann empfing mich freundlich genug und stellte mich seiner Gattin⁸ vor. Beide sowie die übrigen Personen, denen ich aufwartete, gaben mir die beste Hoffnung wegen meines künftigen Aufenthalts; doch ließ ich mich anfangs gegen niemand merken, was ich im Schilde führte; ob ich gleich den
 25 schicklichen Moment kaum erwarten konnte, wo ich mich von der Jurisprudenz frei und dem Studium der Alten verbunden erklären wollte. Vorsichtig wartete ich ab, bis Fleischers wieder abgereist waren, damit mein Vorsatz nicht allzugeschwind

¹ So genannt nach ihrem Wahrzeichen, einer brennenden Handgranate. Goethe wohnte höchstwahrscheinlich von der Universitätsstraße aus links im zweiten Stock. — ² Jetzt Universitätsstraße. — ³ Alter Brauch in Leipzig, daß Asternmieter in der inneren Stadt während der Messe ihr Logis verlassen mußten, um Händlern und Kaufleuten Platz zu machen. Goethe wohnte während der Messe in Reubnitz in einem dem Ruchengarten gegenüber gelegenen Wirtschaftsgebäude. — ⁴ Johann Christian Dimprecht, später Magister. — ⁵ Kaufmanns Wittwe Straube. — ⁶ Johann Gottlob Böhme (1717—80), Professor der Geschichte und Jurisprudenz; Goethe war an ihn durch Denschlager (oben, S. 178) empfohlen worden. — ⁷ Johann Jakob Maschow, Professor der Rechte und der Geschichte. In seiner unvollendeten „Geschichte der Deutschen bis zum Abgang der merowingischen Könige“ gab er die erste wissenschaftliche deutsche Geschichte. — ⁸ Maria Rosina Böhme.

den Meinigen verraten würde. Sodann aber ging ich ohne Anstand zu Hofrat Böhmen, dem ich vor allen die Sache glaubte vertrauen zu müssen, und erklärte ihm mit vieler Konsequenz und Parrhesie¹ meine Absicht. Allein ich fand keineswegs eine gute Aufnahme meines Vortrags. Als Historiker und Staatsrechtler hatte er einen erklärten Haß gegen alles, was nach schönen Wissenschaften schmeckte. Unglücklicherweise stand er mit denen, welche sie kultivierten, nicht im besten Vernehmen, und Gellerten besonders, für den ich, ungeschickt genug, viel Zutrauen geäußert hatte, konnte er nun gar nicht leiden. Jenen Männern also einen treuen Zuhörer zuzuweisen, sich selbst aber einen zu entziehen, und noch dazu unter solchen Umständen, schien ihm ganz und gar unzulässig. Er hielt mir daher aus dem Stegreif eine gewaltige Straßpredigt, worin er beteuerte, daß er ohne Erlaubnis meiner Eltern einen solchen Schritt nicht zugeben könne, wenn er ihn auch, wie hier der Fall nicht sei, selbst billigte. Er verunglimpftte darauf leidenschaftlich Philologie und Sprachstudien, noch mehr aber die poetischen Übungen, die ich freilich im Hintergrunde hatte durchblicken lassen. Er schloß zuletzt, daß, wenn ich ja dem Studium der Alten mich nähern wolle, solches viel besser auf dem Wege der Jurisprudenz geschehen könne. Er brachte mir so manchen eleganten Juristen², Eberhard Otto³ und Heinecius⁴, ins Gedächtnis, versprach mir von den römischen Altertümern und der Rechtsgeschichte goldene Berge und zeigte mir sonnenklar, daß ich hier nicht einmal einen Umweg mache, wenn ich auch späterhin noch jenen Vorsatz nach reiferer Überlegung und mit Zustimmung meiner Eltern auszuführen gedächte. Er ersuchte mich freundlich, die Sache nochmals zu überlegen und ihm meine Gesinnungen bald zu eröffnen, weil es nötig sei, wegen bevorstehenden Anfangs der Kollegien sich zunächst zu entschließen.

Es war noch ganz artig von ihm, nicht auf der Stelle in mich zu dringen. Seine Argumente und das Gewicht, womit

¹ Freimütigkeit. — ² Über „elegante Jurisprudenz“ vgl. oben, S. 38. — ³ Eberhard Otto (1685—1756), lehrte zu Duisburg und Utrecht. — ⁴ Johann Gottlieb Heinecius (1681—1741), wirkte als Professor der Philosophie und der Rechte in Halle, Franeker, Frankfurt a. D. und seit 1733 wieder in Halle.

er sie vortrug, hatten meine biegsame Jugend schon überzeugt, und ich sah nun erst die Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten einer Sache, die ich mir im stillen so thulich ausgebildet hatte. Frau Hofrat Böhme ließ mich kurz darauf zu sich einladen. Ich fand sie allein. Sie war nicht mehr jung und sehr kränzlich, unendlich sanft und zart und machte gegen ihren Mann, dessen Gutmütigkeit sogar polterte, einen entschiedenen Kontrast. Sie brachte mich auf das von ihrem Manne neulich geführte Gespräch und stellte mir die Sache nochmals so freundlich, liebevoll und verständig im ganzen Umfange vor, daß ich mich nicht enthalten konnte, nachzugeben; die wenigen Reservationen, auf denen ich bestand, wurden von jener Seite denn auch bewilligt.

Der Gemahl regulierte darauf meine Stunden: da sollte ich denn Philosophie, Rechtsgeschichte und Institutionen und noch einiges andere hören. Ich ließ mir das gefallen; doch fehlte ich durch, Gellerts Bitterargeschichte über Stockhausen¹ und außerdem sein Praktikum² zu frequentieren.

Die Verehrung und Liebe, welche Gellert von allen jungen Leuten genoß, war außerordentlich. Ich hatte ihn schon besucht und war freundlich von ihm aufgerommen worden. Nicht groß von Gestalt, zierlich, aber nicht hager, sanfte, eher traurige Augen, eine sehr schöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnase, ein feiner Mund, ein gefälliges Oval des Gesichts: alles machte seine Gegenwart angenehm und wünschenswert. Es kostete einige Mühe, zu ihm zu gelangen. Seine zwei Familienshienen Priester, die ein Heiligtum bewahren, wozu nicht jedem, noch zu jeder Zeit, der Zutritt erlaubt ist; und eine solche Vorsicht war wohl notwendig; denn er würde seinen ganzen Tag aufgeopfert haben, wenn er alle die Menschen, die sich ihm vertraulich zu nähern gedachten, hätte aufnehmen und befriedigen wollen.

Meine Kollegia besuchte ich anfangs emsig und treulich: die Philosophie wollte mich jedoch keineswegs aufklären. In der Logik kam es mir wunderbarlich vor, daß ich diejenigen Geistes-

¹ Gellert legte seinen Vorlesungen das Kompendium von Stockhausen: „Aristischer Entwurf einer auserlesenen Bibliothek für die Liebhaber der Philosophie und der schönen Wissenschaften“ (1752), zu Grunde. — ² „Deutsche und lateinische Ausarbeitungen zur Bildung des Verstandes und des Stils.“

operationen, die ich von Jugend auf mit der größten Bequemlichkeit verrichtete, so auseinander zerren, vereinzeln und gleichsam zerstören sollte, um den rechten Gebrauch derselben einzusehen. Von dem Dinge, von der Welt, von Gott glaubte ich ungefähr so viel zu wissen als der Lehrer selbst, und es schien mir an mehr als einer Stelle gewaltig zu hapern. Doch ging alles noch in ziemlicher Folge bis gegen Fastnacht, wo in der Nähe des Professors Windler¹ auf dem Thomasplan² gerade um die Stunde die köstlichsten Krämpfe³ heiß aus der Pfanne kamen, welche uns denn dergestalt verspäteten, daß unsere Hefte locker wurden und das Ende derselben gegen das Frühjahr mit dem Schnee zugleich verschmolz und sich verlor.

Mit den juristischen Kollegien ward es bald ebenso schlimm; denn ich wußte gerade schon so viel, als uns der Lehrer zu überliefern für gut fand. Mein erst hartnäckiger Fleiß im Nachschreiben wurde nach und nach gelähmt, indem ich es höchst langweilig fand, dasjenige nochmals aufzuzeichnen, was ich bei meinem Vater theils fragend, theils antwortend oft genug wiederholt hatte, um es für immer im Gedächtnis zu behalten. Der Schaden, den man anrichtet, wenn man junge Leute auf Schulen in manchen Dingen zu weit führt, hat sich späterhin noch mehr ergeben, da man den Sprachübungen und der Begründung in dem, was eigentliche Vorkenntnisse sind, Zeit und Aufmerksamkeit abbrach, um sie an sogenannte Realitäten zu wenden, welche mehr zerstreuen als bilden, wenn sie nicht methodisch und vollständig überliefert werden.

Noch ein anderes Übel, wodurch Studierende sehr bedrängt sind, erwähne ich hier beiläufig. Professoren so gut wie andere in Ämtern angestellte Männer können nicht alle von einem Alter sein; da aber die jüngeren eigentlich nur lehren, um zu lernen, und noch dazu, wenn sie gute Köpfe sind, dem Zeitalter voreilen, so erwerben sie ihre Bildung durchaus auf Unkosten der Zuhörer, weil diese nicht in dem unterrichtet werden, was

¹ Johann Heinrich Windler, Professor der griechischen und römischen Sprache und der Physik (1703—70). Über sein physikalisches Kolleg berichtet Goethe ausführlich in der „Geschichte der Farbenlehre“. Windler hatte namentlich die Lehre von der Elektrizität mit Giltz ausgebildet. — ² Thomasstr. Hof. — ³ Pfannkuchen.

sie eigentlich brauchen, sondern in dem, was der Lehrer für sich zu bearbeiten nötig findet. Unter den ältesten Professoren dagegen sind manche schon lange Zeit stationär; sie überliefern im ganzen nur fixe Ansichten und, was das Einzelne betrifft, vieles, was die Zeit schon als unnütz und falsch verurteilt hat. Durch beides entsteht ein trauriger Konflikt, zwischen welchem junge Geister hin und her gezerrt werden, und welcher kaum durch die Lehrer des mittleren Alters, die, ob schon genugsam unterrichtet und gebildet, doch immer noch ein thätiges Streben zu Wissen und Nachdenken bei sich empfinden, ins Gleiche gebracht werden kann.

Wie ich nun auf diesem Wege viel Mehreres kennen als zurechte legen lernte, wodurch sich ein immer wachsendes Mißbehagen in mir hervordrang, so hatte ich auch vom Leben manche kleine Unannehmlichkeiten, wie man denn, wenn man den Ort verändert und in neue Verhältnisse tritt, immer Einstand geben muß. Das erste, was die Frauen an mir tadelten, bezog sich auf die Kleidung; denn ich war vom Hause freilich etwas wunderlich equipirt auf die Akademie gelangt.

Mein Vater, dem nichts so sehr verhaßt war, als wenn etwas vergeblich geschah, wenn jemand seine Zeit nicht zu brauchen wußte, oder sie zu benutzen keine Gelegenheit fand, trieb seine Ökonomie mit Zeit und Kräften so weit, daß ihm nichts mehr Vergnügen machte, als zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Er hatte deswegen niemals einen Bedienten, der nicht im Hause zu noch etwas nützlich gewesen wäre. Da er nun von jeher alles mit eigener Hand schrieb und später die Bequemlichkeit hatte, jenem jungen Hausgenossen¹ in die Feder zu diktieren, so fand er am vorteilhaftesten, Schneider zu Bedienten zu haben, welche die Stunden gut anwenden mußten, indem sie nicht allein ihre Livreien, sondern auch die Kleider für Vater und Kinder zu fertigen, nicht weniger alles Flickwerk zu besorgen hatten. Mein Vater war selbst um die besten Tücher und Zeuge bemüht, indem er auf den Messen von auswärtigen Handelsherren seine Ware bezog und sie in seinen Vorrat legte; wie ich mich denn noch recht wohl erinnere, daß

¹ Vgl. oben, S. 161.

er die Herren von Löwenich von Nachen jederzeit besuchte, und mich von meiner frühesten Jugend an mit diesen und anderen vorzüglichen Handelsherren bekannt machte.

Für die Lüchtigkeit des Zeugs war also gesorgt und genugamer Vorrat verschiedener Sorten Lücher, Sarschen¹, Göttinger Zeug, nicht weniger das nötige Unterfutter vorhanden, so daß wir dem Stoff nach uns wohl hätten dürfen sehen lassen; aber die Form verdarb meist alles; denn wenn ein solcher Haus- 5
schneider allenfalls ein guter Geselle gewesen wäre, um einen meisterhaft zugeschnittenen Rock wohl zu nähen und zu fertigen, 10
so sollte er nun auch das Kleid selbst zuschneiden, und dieses geriet nicht immer zum besten. Hiezu kam noch, daß mein Vater alles, was zu seinem Anzuge gehörte, sehr gut und reinlich hielt und viele Jahre mehr bewahrte als benutzte, daher eine Vorliebe für gewissen alten Zuschnitt und Verzierungen trug, wodurch 15-
unser Puz mitunter ein wunderliches Ansehen bekam.

Auf eben diesem Wege hatte man auch meine Garderobe, die ich mit auf die Akademie nahm, zu stande gebracht; sie war recht vollständig und ansehnlich und sogar ein Tressenkleid darunter. Ich, diese Art von Aufzug schon gewohnt, hielt mich 20
für gepuzt genug; allein es wahrte nicht lange, so überzeugten mich meine Freundinnen, erst durch leichte Neckereien, dann durch vernünftige Vorstellungen, daß ich wie aus einer fremden Welt hereingeschneit aussähe. So viel Verdruß ich auch hierüber empfand, sah ich doch anfangs nicht, wie ich mir helfen sollte. 25
Als aber Herr von Masuren, der so beliebte poetische Dorfjunker², einst auf dem Theater in einer ähnlichen Kleidung auftrat und mehr wegen seiner äußeren als inneren Abgeschmacktheit herzlich belacht wurde, faßte ich Mut und wagte, meine sämtliche Garderobe gegen eine neu-modische, dem Ort gemäße, auf einmal 30
umzutauschen, wodurch sie aber freilich sehr zusammenschrumpfte.

Nach dieser überstandenen Prüfung sollte abermals eine neue eintreten, welche mir weit unangenehmer auffiel, weil sie eine Sache betraf, die man nicht so leicht ablegt und umtauscht.

¹ Vgl. oben, S. 65. — ² „Der poetische Dorfjunker“, Lustspiel, von Frau Gottsched nach Destouches' „Le poëte campagnard“ bearbeitet (1741).

Ich war nämlich in dem oberdeutschen Dialekt geboren und erzogen, und obgleich mein Vater sich stets einer gewissen Reinheit der Sprache befließ und uns Kinder auf das, was man wirklich Mängel jenes Idioms nennen kann, von Jugend an
 5 aufmerksam gemacht und zu einem besseren Sprechen vorbereitet hatte, so blieben mir doch gar manche tiefer liegende Eigenheiten, die ich, weil sie mir ihrer Naivetät wegen gefielen, mit Behagen hervorhob und mir dadurch von meinen neuen Mitbürgern jedesmal einen strengen Verweis zuzog. Der Ober-
 10 deutsche nämlich, und vielleicht vorzüglich derjenige, welcher dem Rhein und Main anwohnt (denn große Flüsse haben wie das Meeresufer immer etwas Belebendes), drückt sich viel in Gleichnissen und Anspielungen aus, und bei einer inneren menschenverständigen Tüchtigkeit bedient er sich sprichwörtlicher Redensarten. In beiden Fällen ist er öfters derb, doch, wenn man
 15 auf den Zweck des Ausdrucks sieht, immer gehörig; nur mag freilich manchmal etwas mit unterlaufen, was gegen ein zarteres Ohr sich anstößig erweist.

Jede Provinz liebt ihren Dialekt; denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft.
 20 Mit welchem Eigensinn aber die meißnische Mundart die übrigen zu beherrschen, ja eine Zeitlang auszuschließen gewußt hat¹, ist jedermann bekannt. Wir haben viele Jahre unter diesem pedantischen Regimente gelitten, und nur durch vielfachen Widerstreit haben sich die sämtlichen Provinzen in ihre alten Rechte
 25 wieder eingesetzt. Was ein junger lebhafter Mensch unter diesem beständigen Hofmeistern ausgestanden habe, wird derjenige leicht ermessen, der bedenkt, daß nun mit der Aussprache, in deren Veränderung man sich endlich wohl ergäbe, zugleich Denkweise, Einbildungskraft, Gefühl, vaterländischer Charakter sollten
 30 aufgeopfert werden. Und diese unerträgliche Forderung wurde von gebildeten Männern und Frauen gemacht, deren Überzeugung ich mir nicht zueignen konnte, deren Unrecht ich

¹ Luthers Sprache und damit unsere Schriftsprache gründet sich auf diesen Dialekt. Im 17. und 18. Jahrhundert galt er als das beste Deutsch. Opitz und Gottsched verhalten ihm zum Siege. Die klassische Litteratur des 18. Jahrhunderts erst hat die sprachliche Alleinherrschaft Obersachsens beseitigt.

zu empfinden glaubte, ohne mir es deutlich machen zu können. Mir sollten die Anspielungen auf biblische Kernstellen unter-
 sagt sein sowie die Benutzung treuherziger Chronikenausdrücke. Ich sollte vergessen, daß ich den Geiler¹ von Kaisersberg gelesen
 hatte, und des Gebrauchs der Sprichwörter entbehren, die doch
 statt vieles Hin- und Herfackelns den Nagel gleich auf den Kopf
 treffen; alles dies, das ich mir mit jugendlicher Festigkeit an-
 geeignet, sollte ich mißsen, ich fühlte mich in meinem Innersten
 paralytisch und wußte kaum mehr, wie ich mich über die ge-
 meinsten Dinge zu äußern hatte. Daneben hörte ich, man solle
 reden, wie man schreibt und schreiben, wie man spricht; da mir
 Reden und Schreiben ein für allemal zweierlei Dinge schienen,
 von denen jedes wohl seine eigenen Rechte behaupten möchte. Und
 hatte ich doch auch im Meißner Dialekt manches zu hören, was
 sich auf dem Papier nicht sonderlich würde ausgenommen haben.

Jedermann, der hier vernimmt, welchen Einfluß auf einen
 jungen Studierenden gebildete Männer und Frauen, Gelehrte
 und sonst in einer feinen Societät sich gefallende Personen so
 entschieden ausüben, würde, wenn es auch nicht ausgesprochen
 wäre, sich sogleich überzeugt halten, daß wir uns in Leipzig be-
 finden. Jede der deutschen Akademien hat eine besondere Ge-
 stalt; denn weil in unserem Vaterlande keine allgemeine Bil-
 dung durchdringen kann, so beharrt jeder Ort auf seiner Art
 und Weise und treibt seine charakteristischen Eigenheiten bis
 aufs letzte; eben dieses gilt von den Akademien. In Jena und
 Halle war die Noheit aufs höchste gestiegen, körperliche Stärke,
 Fechtergewandtheit, die wildeste Selbsthülfe war dort an der
 Tagesordnung; und ein solcher Zustand kann sich nur durch
 den gemeinsten Saus und Brans erhalten und fortpflanzen.
 Das Verhältnis der Studierenden zu den Einwohnern jener
 Städte, so verschiedenes auch sein möchte, kam doch darin überein,
 daß der wilde Fremdling keine Achtung vor dem Bürger hatte
 und sich als ein eigenes, zu aller Freiheit und Frechheit privile-

¹ Johannes Geiler von Kaisersberg (1445–1510), berühmter Dom-
 prediger in Straßburg, zeichnete sich durch seinen eindringlichen, originellen und
 bilderreichen Stil aus. Von seinen Predigten waren 1508 „Predigen teutsch“,
 1510 „Die Granatapfel“ und „Der Seelen Parabel“ erschienen.

giertes Wesen ansah. Dagegen konnte in Leipzig ein Student kaum anders als galant sein, sobald er mit reichen, wohl und genau gesitteten Einwohnern in einigem Bezug stehen wollte.

Alle Galanterie freilich, wenn sie nicht als Blüte einer großen und weiten Lebensweise hervortritt, muß beschränkt, stationär und aus gewissen Gesichtspunkten vielleicht albern erscheinen; und so glaubten jene wilden Jäger von der Saale über die zahlreichen Schäfer an der Pleiße ein großes Übergewicht zu haben. Zachariäs¹ „Renommist“ wird immer ein schätzbares Dokument bleiben, woraus die damalige Lebens- und Sinnesart anschaulich hervortritt; wie überhaupt seine Gedichte jedem willkommen sein müssen, der sich einen Begriff von dem zwar schwachen, aber wegen seiner Unschuld und Kindlichkeit liebenswürdigen Zustande des damaligen geselligen Lebens und Wesens machen will.

Alle Sitten, die aus einem gegebenen Verhältnis eines gemeinen Wesens entspringen, sind unverwüstlich, und zu meiner Zeit erinnerte noch manches an Zachariäs Heldengedicht. Ein einziger unserer akademischen Mitbürger hielt sich für reich und unabhängig genug, der öffentlichen Meinung ein Schnippchen zu schlagen. Er trank Schwägerschaft mit allen Lohnkutschern, die er, als wären's die Herren, sich in die Wagen setzen ließ und selbst vom Boock fuhr, sie einmal umzuwerfen, für einen großen Spaß hielt, die zerbrochenen Halbhaisen sowie die zufälligen Beulen zu vergüten wußte, übrigens aber niemanden beleidigte, sondern nur das Publikum in Masse zu verhöhnen schien. Einst bemächtigte er und ein Spießgefell sich am schönsten Promenadentage der Gsel des Thomasmüllers; sie ritten wohlgekleidet in Schuhen und Strümpfen mit dem größten Ernst um die Stadt, angestaunt von allen Spaziergängern, von denen das Glacis² wimmelte. Als ihm einige Wohlbedenkende hierüber Vorstellungen thaten, versicherte er ganz unbefangen, er habe nur sehen wollen, wie sich der Herr Christus in einem ähnlichen Falle möchte ausgenommen haben. Nachahmer fand er jedoch keinen und wenig Gefellen.

Denn der Studierende von einigem Vermögen und Ansehen

¹ Vgl. oben, S. 264. — ² Jetztige Promenade um die innere Stadt; sie ist

hatte alle Ursache, sich gegen den Handelsstand ergeben zu erweisen und sich um so mehr schicklicher äußerer Formen zu befleißigen, als die Kolonie¹ ein Musterbild französischer Sitten darstellte. Die Professoren, wohlhabend durch eigenes Vermögen und gute Pfünden, waren von ihren Schülern nicht abhängig, und der Landeskinder mehrere, auf den Fürstenschulen oder sonstigen Gymnasien gebildet und Beförderung hoffend, wagten es nicht, sich von der herkömmlichen Sitte loszusagen. Die Nähe von Dresden, die Aufmerksamkeit von daher, die wahre Frömmigkeit der Oberaufseher des Studienwesens konnte nicht ohne sittlichen, ja religiösen Einfluß bleiben.

Mir war diese Lebensart im Anfange nicht zuwider; meine Empfehlungsbriefe hatten mich in gute Häuser eingeführt, deren verwandte Zirkel mich gleichfalls wohl aufnahmen. Da ich aber bald empfinden mußte, daß die Gesellschaft gar manches an mir auszufragen hatte, und ich, nachdem ich mich ihrem Sinne gemäß gekleidet, ihr nun auch nach dem Munde reden sollte und dabei doch deutlich sehen konnte, daß mir dagegen von alledem wenig geleistet wurde, was ich mir von Unterricht und Sinnesförderung bei meinem akademischen Aufenthalt versprochen hatte, so fing ich an lässig zu werden und die geselligen Pflichten der Besuche und sonstigen Attentionen zu versäumen, und ich wäre noch früher aus allen solchen Verhältnissen herausgetreten, hätte mich nicht an Hofrat Böhmen Scheu und Achtung und an seine Gattin Zutrauen und Neigung festgeknüpft. Der Gemahl hatte leider nicht die glückliche Gabe, mit jungen Leuten umzugehen, sich ihr Vertrauen zu erwerben und sie für den Augenblick nach Bedürfnis zu leiten. Ich fand niemals Gewinn davon, wenn ich ihn besuchte; seine Gattin² dagegen zeigte ein aufrichtiges Interesse an mir. Ihre Kränklich-

aber erst nach Goethes Zeit um die ganze Stadt geführt worden. Damals ging um die eigentliche Stadt ein im Dreißigjährigen Krieg geschaffener Festungsgürtel. Im Anfang des 18. Jahrhunderts hatte man zwischen dem Darsüher- und dem Thomaspförtchen eine Lindenallee gepflanzt, die 1748 bis zum Petersthor verlängert wurde. — ¹ Der Franzosen. — ² Vgl. oben, S. 273. Ihr Lob verkündet Wolfgang in dem Brief an die Schwester vom 11. Mai 1767 u. a.: „elle travailla avec un zèle de mere pour me corriger de temps en temps“. Sie war bereits am 17. Februar 1767 gestorben.

keit hielt sie stets zu Hause. Sie lud mich manchen Abend zu sich und wußte mich, der ich zwar gesittet war, aber doch eigentlich, was man Lebensart nennt, nicht besaß, in manchen kleinen Außerlichkeiten zurecht zu führen und zu verbessern. Nur eine
 5 einzige Freundin¹ brachte die Abende bei ihr zu; diese war aber schon herrischer und schulmeisterlicher, deswegen sie mir äußerst mißfiel und ich ihr zum Trutz öfters jene Unarten wieder annahm, welche mir die andere schon abgewöhnt hatte. Sie übten unter-

10 P'hombre und was andere dergleichen Spiele sind, deren Kenntniß und Ausübung in der Gesellschaft für unerläßlich gehalten wird.

Worauf aber Madame Böhme den größten Einfluß bei mir hatte, war auf meinen Geschmack, freilich auf eine negative Weise, worin sie jedoch mit den Kritikern vollkommen überein-

15 traf. Das Gottschedische Gewässer hatte die deutsche Welt mit einer wahren Sündflut überschwemmt, welche sogar über die höchsten Berge hinaufzusteigen drohte. Bis sich eine solche Flut wieder verläuft, bis der Schlamm austrocknet, dazu gehört viele Zeit, und da es der nachäffenden Poeten in jeder Epoche eine

20 Anzahl gibt, so brachte die Nachahmung des Seichten, Wässerigen einen solchen Wust hervor, von dem gegenwärtig kaum ein Begriff mehr geblieben ist. Das Schlechte schlecht zu finden, war daher der größte Spaß, ja der Triumph damaliger Kritiker. Wer nur einigen Menschenverstand besaß, oberflächlich

25 mit den Alten, etwas näher mit den Neueren bekannt war, glaubte sich schon mit einem Maßstabe versehen, den er überall anlegen könne. Madame Böhme war eine gebildete Frau, welcher das Unbedeutende, Schwache und Gemeine widerstand; sie war noch überdies Gattin eines Mannes, der mit der Poesie

30 überhaupt in Unfrieden lebte und dasjenige nicht gelten ließ, was sie allenfalls noch gebilligt hätte. Nun hörte sie mir zwar einige Zeit mit Geduld zu, wenn ich ihr Verse oder Prose von namhaften, schon in gutem Ansehen stehenden Dichtern zu recitieren mir herausnahm; denn ich behielt nach wie vor alles

35 auswendig, was mir nur einigermaßen gefallen mochte; allein

¹ Wilhelmine Ernestine, verwitwete Freifrau von Plotzo.

ihre Nachgiebigkeit war nicht von langer Dauer. Das erste, was sie mir ganz entfänglich heruntermachte, waren die „Poeten nach der Mode“ von Weiße¹, welche soeben mit großem Beifall öfters wiederholt wurden und mich ganz besonders ergötzt hatten. Befah ich nun freilich die Sache näher, so konnte ich ihr nicht 5 unrecht geben. Auch einigemal hatte ich gewagt, ihr etwas von meinen eigenen Gedichten, jedoch anonym, vorzutragen, denen es denn nicht besser ging als der übrigen Gesellschaft. Und so waren mir in kurzer Zeit die schönen bunten Wiesen in den Gründen des deutschen Barnasses, wo ich so gern lustwandelte, unbarm- 10 herzig niedergemäht und ich sogar genötigt, das trocknende Heu selbst mit umzuwenden und dasjenige als tot zu verspotten, was mir kurz vorher eine so lebendige Freude gemacht hatte.

Diesen ihren Lehren kam, ohne es zu wissen, der Professor Morus² zu Hülfe, ein ungemein sanfter und freundlicher Mann, 15 den ich an dem Tische des Hofrats Ludwig³ kennen lernte, und der mich sehr gefällig aufnahm, wenn ich mir die Freiheit ausbat, ihn zu besuchen. Indem ich mich nun bei ihm um das Atertum erkundigte, so verbarg ich ihm nicht, was mich unter den Neuern ergötzte; da er denn mit mehr Ruhe als Madame 20 Böhme, was aber noch schlimmer war, mit mehr Gründlichkeit über solche Dinge sprach und mir, anfangs zum größten Verdruß, nachher aber doch zum Erstaunen und zuletzt zur Erbauung die Augen öffnete.

Hierzu kamen noch die Jeremiaden, mit denen uns Gellert 25 in seinem Praktikum von der Poesie abzumahnern pflegte. Er wünschte nur prosaische Aufsätze und beurteilte auch diese immer zuerst. Die Verse behandelte er nur als eine traurige Zugabe, und, was das Schlimmste war, selbst meine Prose fand wenig Gnade vor seinen Augen; denn ich pflegte nach meiner alten 30 Weise immer einen kleinen Roman zum Grunde zu legen, den ich in Briefen anzuführen liebte. Die Gegenstände waren leidenschaftlich, der Stil ging über die gewöhnliche Prose hinaus,

¹ Christian Felix Weiße (1726—1804), war seit 1761 Kreissteuereintnehmer in Leipzig. „Die Poeten nach der Mode“, ein Lustspiel in 3 Aufzügen, erschienen 1751.

— ² Samuel Friedrich Nathanael Morus (1736—92), damals Magister; außerordentlicher Professor in der philosophischen Fakultät wurde er erst 1768. —

³ Christian Gottlieb Ludwig (1709—73), Professor der Medizin.

und der Inhalt mochte freilich nicht sehr für eine tiefe Menschenkenntnis des Verfassers zeugen; und so war ich denn von unserem Lehrer sehr wenig begünstigt, ob er gleich meine Arbeiten so gut als die der andern genau durchsah, mit roter
 5 Tinte forrigierte und hie und da eine sittliche Anmerkung hinzufügte. Mehrere Blätter dieser Art, welche ich lange Zeit mit Vergnügen bewahrte, sind leider endlich auch im Laufe der Jahre aus meinen Papieren verschwunden.

Wenn ältere Personen recht pädagogisch verfahren wollten,
 10 so sollten sie einem jungen Manne etwas, was ihm Freude macht, es sei von welcher Art es wolle, weder verbieten noch verkleiden, wenn sie nicht zu gleicher Zeit ihm etwas anderes dafür einzusetzen hätten oder unterzuschieben wüßten. Jedermann protestierte gegen meine Liebhabereien und Neigungen,
 15 und das, was man mir dagegen anpries, lag theils so weit von mir ab, daß ich seine Vorzüge nicht erkennen konnte, oder es stand mir so nah, daß ich es eben nicht für besser hielt als das Gescholtene. Ich kam darüber durchaus in Verwirrung und hatte mir aus einer Vorlesung Ernestis¹ über Ciceros „Orator“²
 20 das Beste versprochen; ich lernte wohl auch etwas in diesem Kollegium, jedoch über das, woran mir eigentlich gelegen war, wurde ich nicht aufgeklärt. Ich forderte einen Maßstab des Urtheils und glaubte gewahr zu werden, daß ihn gar niemand besitze, denn keiner war mit dem andern einig, selbst wenn sie
 25 Beispiele vorbrachten; und wo sollten wir ein Urtheil hernehmen, wenn man einem Manne wie Wieland so manches Tadelhafte in seinen liebenswürdigen, uns Jüngere völlig einnehmenden Schriften aufzuzählen wußte.

In solcher vielfachen Zerstreuung, ja Zerstückerung meines
 30 Wesens und meiner Studien traf sich's, daß ich bei Hofrat Ludwig den Mittagstisch hatte.³ Er war Medicus, Botaniker, und die Gesellschaft bestand außer Morus in lauter angehenden oder der Vollendung näheren Ärzten. Ich hörte nun in diesen

¹ Johann August Ernesti (1707—81), seit 1756 ordentlicher Professor der Berebtheit, 1759 Professor der Theologie. Als Philolog hat er sich durch vortreffliche kritische Ausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller, insbesondere durch die des Cicero, bekannt gemacht. — ² Dialogi tres de oratore. — ³ S. oben, S. 284.

Stunden gar kein ander Gespräch als von Medizin oder Naturhistorie, und meine Einbildungskraft wurde in ein ganz ander Feld hinübergezogen. Die Namen Haller¹, Linnée, Buffon² hörte ich mit großer Verehrung nennen; und wenn auch manchmal wegen Irrtümer, in die sie gefallen sein sollten, ein Streit entstand, so kam doch zuletzt, dem anerkannten Übermaß ihrer Verdienste zu Ehren, alles wieder ins Gleiche. Die Gegenstände waren unterhaltend und bedeutend und spannten meine Aufmerksamkeit. Viele Benennungen und eine weitläufige Terminologie wurden mir nach und nach bekannt, die ich um so lieber auffaßte, weil ich mich fürchtete, einen Reim niederzuschreiben, wenn er sich mir auch noch so freiwillig darbot, oder ein Gedicht zu lesen, indem mir bange war, es möchte mir gegenwärtig gefallen und ich müsse es denn doch, wie so manches andere, vielleicht nächstens für schlecht erklären.

Diese Geschmacks- und Urteilsungewißheit beunruhigte mich täglich mehr, so daß ich zuletzt in Verzweiflung geriet. Ich hatte von meinen Jugendarbeiten, was ich für das Beste hielt, mitgenommen, teils weil ich mir denn doch einige Ehre dadurch zu verschaffen hoffte, teils um meine Fortschritte desto sicherer prüfen zu können; aber ich befand mich in dem schlimmen Falle, in den man gesetzt ist, wenn eine vollkommene Sinnesänderung verlangt wird, eine Entsagung alles dessen, was man bisher geliebt und für gut befunden hat. Nach einiger Zeit und nach manchem Kampfe warf ich jedoch eine so große Verachtung auf meine begonnenen und geendigten Arbeiten, daß ich eines Tages Poesie und Prose, Pläne, Skizzen und Entwürfe sämtlich zugleich auf dem Küchenherd verbrannte und durch den das ganze Haus erfüllenden Rauchqualm unsere gute alte Wirtin in nicht geringe Furcht und Angst versetzte.

¹ Albrecht von Haller (1708—77), Anatom, Physiolog, Botaniker, Arzt und Dichter, aus Bern gebürtig. Großes Verdienst erwarb er sich durch seine physiologischen Forschungen. — ² Georg Louis Leclerc, Graf von Buffon (1707—1788), machte sich verdient durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der Naturbeschreibung. Seine „Naturgeschichte der Tiere“ erschien 1749—83 in 24 Bänden.



Siebentes Buch.

Über den Zustand der deutschen Litteratur jener Zeit ist so Vieles und Ausreichendes geschrieben worden, daß wohl jedermann, der einigen Anteil hieran nimmt, vollkommen unterrichtet sein kann; wie denn auch das Urtheil darüber wohl ziemlich übereinstimmen dürfte; und was ich gegenwärtig stück- und sprungweise davon zu sagen gedenke, ist nicht sowohl, wie sie an und für sich beschaffen sein mochte, als vielmehr, wie sie sich zu mir verhielt. Ich will deshalb zuerst von solchen Dingen sprechen, durch welche das Publicum besonders aufgeregt wird, von den beiden Erbfeinden alles behaglichen Lebens und aller heiteren, selbstgenügsamen, lebendigen Dichtkunst; von der Satire und der Kritik.

In ruhigen Zeiten will jeder nach seiner Weise leben, der Bürger sein Gewerbe, sein Geschäft treiben und sich nachher vergnügen; so mag auch der Schriftsteller gern etwas verfassen, seine Arbeiten bekannt machen und, wo nicht Lohn, doch Lob dafür hoffen, weil er glaubt, etwas Gutes und Nützlichendes gethan zu haben. In dieser Ruhe wird der Bürger durch den Satiriker, der Autor durch den Kritiker gestört und so die friedliche Gesellschaft in eine unangenehme Bewegung gesetzt.

Die litterarische Epoche, in der ich geboren bin, entwickelte sich aus der vorhergehenden durch Widerspruch. Deutschland, so lange von auswärtigen Völkern überschwemmt, von andern Nationen durchdrungen, in gelehrten und diplomatischen Verhandlungen an fremde Sprachen gewiesen, konnte seine eigne unmöglich ausbilden. Es drangen sich ihr zu so manchen neuen Begriffen auch unzählige fremde Worte nötiger- und unnötigerweise mit auf, und auch für schon bekannte Gegenstände ward man veranlaßt, sich ausländischer Ausdrücke und Wendungen

zu bedienen. Der Deutsche, seit beinahe zwei Jahrhunderten in einem unglücklichen tumultuarischen Zustande verwildert, begab sich bei den Franzosen in die Schule, um lebensartig zu werden, und bei den Römern, um sich würdig auszudrücken. Dies sollte aber auch in der Muttersprache geschehen; da denn die unmittelbare Anwendung jener Idiome und deren Halbverdeutschung sowohl den Welt- als Geschäftsstil lächerlich machte. Überdies faßte man die Gleichnißreden der südlichen Sprachen unmäßig auf und bediente sich derselben höchst übertrieben. Ebenso zog man den vornehmen Anstand der fürstengleichen römischen Bürger auf deutsche kleinstädtische Gelehrtenverhältnisse herüber und war eben nirgend, am wenigsten bei sich zu Hause.

Wie aber schon in dieser Epoche genialische Werke entsprangen, so regte sich auch hier der deutsche Frei- und Frohsinn. Dieser, begleitet von einem aufrichtigen Ernste, drang darauf, daß rein und natürlich, ohne Einmischung fremder Worte, und, wie es der gemeine verständliche Sinn gab, geschrieben würde. Durch diese löblichen Bemühungen ward jedoch der vaterländischen breiten Platte Thür und Thor geöffnet, ja der Damm durchstoßen, durch welchen das große Gewässer zunächst eindringen sollte. Indessen hielt ein steifer Pedantismus in allen vier Fakultäten lange stand, bis er sich endlich viel später aus einer in die andere flüchtete.

Gute Köpfe, freiausblickende Naturkinder hatten daher zwei Gegenstände, an denen sie sich üben, gegen die sie wirken und, da die Sache von keiner großen Bedeutung war, ihren Mutwillen auslassen konnten; diese waren eine durch fremde Worte, Wortbildungen und Wendungen verunzierte Sprache und sodann die Wertlosigkeit solcher Schriften, die sich von jenem Fehler frei zu erhalten besorgt waren, wobei niemanden einfiel, daß, indem man ein Übel bekämpfte, das andere zu Hilfe gerufen ward.

Liscow¹, ein junger kühner Mensch, wagte zuerst, einen seichten albernen Schriftsteller² persönlich anzufallen, dessen unge-

¹ Christian Ludwig Liscow (1701—60), aus Wittenburg in Mecklenburg-Schwerin, veröffentlichte seine „Sammlung satyrischer und ernster Schriften“ 1730.
— ² Johann Ernst Philipp in Halle.

schicktes Benehmen ihm bald Gelegenheit gab, heftiger zu verfahren. Er griff sodann weiter um sich und richtete seinen Spott immer gegen bestimmte Personen¹ und Gegenstände, die er verachtete und verächtlich zu machen suchte, ja mit leidenschaftlichem Haß verfolgte. Allein seine Laufbahn war kurz; er starb gar bald², verschöllen als ein unruhiger, unregelmäßiger Jüngling. In dem, was er gethan, ob er gleich wenig geleistet, mochte seinen Landsleuten das Talent, der Charakter schätzenswert vorkommen; wie denn die Deutschen immer gegen frühabgeschiedene, Gutes versprechende Talente eine besondere Frömmigkeit bewiesen haben; genug, uns ward Viscont sehr früh als ein vorzüglicher Satiriker, der sogar den Rang vor dem allgemein beliebten Rabener verlangen könnte, gepriesen und anempfohlen. Hierbei sahen wir uns freilich nicht gefördert; denn wir konnten in seinen Schriften weiter nichts erkennen, als daß er das Alberne albern gefunden habe, welches uns eine ganz natürliche Sache schien.

Rabener³, wohl erzogen, unter gutem Schulunterricht aufgewachsen, von heiterer und keineswegs leidenschaftlicher oder gehässiger Natur, ergriff die allgemeine Satire. Sein Tadel der sogenannten Laster und Thorheiten entspringt aus reinen Ansichten des ruhigen Menschenverstandes und aus einem bestimmten sittlichen Begriff, wie die Welt sein sollte. Die Rüge der Fehler und Mängel ist harmlos und heiter; und damit selbst die geringe Kühnheit seiner Schriften entschuldigt werde, so wird vorausgesetzt, daß die Besserung der Thoren durchs Lächerliche kein fruchtloses Unternehmen sei.

Rabeners Persönlichkeit wird nicht leicht wieder erscheinen. Als tüchtiger genauer Geschäftsmann thut er seine Pflicht und erwirbt sich dadurch die gute Meinung seiner Mitbürger und das Vertrauen seiner Oberen; nebenher überläßt er sich zur Erholung einer heiteren Nichtachtung alles dessen, was ihn zunächst umgibt. Pedantische Gelehrte, eitle Jünglinge, jede Art

¹ Heinrich Jakob Stevers in Lübeck und Professor Mangel in Rostock.

— ² Er wurde vielmehr 59 Jahre alt. — ³ Gottlieb Wilhelm Rabener, geboren 1714 in Bachau bei Leipzig, 1741 Steuerrevisor in Leipzig, gestorben 1771 als Obersteuerrath in Dresden.

von Beschränktheit und Dünkel bescherzt er mehr, als daß sie bespottete, und selbst sein Spott drückt keine Verachtung aus. Ebenso spaßt er über seinen eigenen Zustand, über sein Unglück, sein Leben und seinen Tod.

Die Art, wie dieser Schriftsteller seine Gegenstände behandelt, hat wenig Aesthetisches. In den äußern Formen ist er zwar mannigfaltig genug, aber durchaus bedient er sich der direkten Ironie zu viel, daß er nämlich das Tadelnswürdige lobt und das Lobenswürdige tadeln, welches rednerische Mittel nur höchst selten angewendet werden sollte; denn auf die Dauer fällt es 10 einsichtigen Menschen verdrießlich, die schwachen macht es irre, und behagt freilich der großen Mittelklasse, welche ohne besondern Geistesaufwand sich klüger dünken kann als andere. Was er aber und wie er es auch vorbringt, zeugt von seiner Rechtlichkeit, Heiterkeit und Gleichmütigkeit, wodurch wir uns immer 15 eingenommen fühlen; der unbegrenzte Beifall seiner Zeit war eine Folge solcher sittlichen Vorzüge.

Daß man zu seinen allgemeinen Schilderungen Musterbilder suchte und fand, war natürlich; daß einzelne sich über ihn beschwerten, folgte daraus; seine allzulangen Verteidigungen, daß seine Satire keine persönliche sei, zengen von dem Verdruß, den man ihm erregt hat. Einige seiner Briefe setzen ihm als Menschen und Schriftsteller den Kranz auf. Das vertrauliche Schreiben, worin er die Dresdner Belagerung schildert, wie er sein Haus, seine Habseligkeiten, seine Schriften und Perücken 25 verliert, ohne auch im mindesten seinen Gleichmut erschüttert, seine Heiterkeit getrübt zu sehen, ist höchst schätzenswert, ob ihm gleich seine Zeit- und Stadtgenossen diese glückliche Gemüthsart nicht verzeihen konnten. Der Brief, wo er von der Abnahme seiner Kräfte, von seinem nahen Tode spricht, ist äußerst respek- 30 tabel, und Rabener verdient, von allen heiteren, verständigen, in die irdischen Ereignisse froh ergebenen Menschen als Heiliger verehrt zu werden.

Ungern reiße ich mich von ihm los, nur das bemerke ich noch: seine Satire bezieht sich durchaus auf den Mittelstand; er läßt hie und da vermerken, daß er die höheren auch wohl kenne, es aber nicht für rätlich halte, sie zu berühren. Man kann

sagen, daß er keinen Nachfolger gehabt, daß sich niemand gefunden, der sich ihm gleich oder ähnlich hätte halten dürfen.

Nun zur Kritik! und zwar vorerst zu den theoretischen Versuchen. Wir holen nicht zu weit aus, wenn wir sagen, daß damals das Ideale sich aus der Welt in die Religion geflüchtet hatte, ja sogar in der Sittenlehre kaum zum Vorschein kam; von einem höchsten Prinzip der Kunst hatte niemand eine Ahnung. Man gab uns Gottscheds „Kritische Dichtkunst“¹ in die Hände; sie war brauchbar und belehrend genug, denn sie überlieferte von allen Dichtungsarten eine historische Kenntniß sowie vom Rhythmus und den verschiedenen Bewegungen desselben; das poetische Genie ward vorausgesetzt! Übrigens aber sollte der Dichter Kenntniße haben, ja gelehrt sein, er sollte Geschmack besitzen und was dergleichen mehr war. Man wies uns zuletzt auf Horazens „Dichtkunst“²; wir staunten einzelne Goldsprüche dieses unschätzbaren Werks mit Ehrfurcht an, wußten aber nicht im geringsten, was wir mit dem Ganzen machen, noch wie wir es nutzen sollten.

Die Schweizer traten auf als Gottscheds Antagonisten; sie mußten doch also etwas anderes thun, etwas Besseres leisten wollen; so hörten wir denn auch, daß sie wirklich vorzüglicher seien. Breitingers „Kritische Dichtkunst“³ ward vorgenommen. Hier gelangten wir nun in ein weiteres Feld, eigentlich aber nur in einen größeren Irrgarten, der desto ermüdender war, als ein tüchtiger Mann, dem wir vertrauten, uns darin herumtrieb. Eine kurze Übersicht rechtfertige diese Worte.

Für die Dichtkunst an und für sich hatte man keinen Grundsaß finden können; sie war zu geistig und flüchtig. Die Malerei, eine Kunst, die man mit den Augen festhalten, der man mit den äußeren Sinnen Schritt vor Schritt nachgehen konnte, schien zu solchem Ende günstiger; Engländer und Franzosen hatten schon über die bildende Kunst theoretisirt, und man glaubte nun durch ein Gleichniß von daher die Poesie zu be-

¹ „Versuch einer kritischen Dichtkunst vor die Deutschen“ (Leipz. 1730). —

² In der Ausgabe von 1737 ist „anstatt einer Einleitung Horazens Dichtkunst übersetzt und mit Anmerkungen erläutert“. — ³ Johann Jakob Breitingers „Kritische Dichtkunst, worin die poetische Malerei in Absicht auf die Erfindung im Grunde untersucht“ u. s. w., erschien in Zürich 1740.

gründen. Jene stellte Bilder vor die Augen, diese vor die Phantasie; die poetischen Bilder also waren das erste, was in Betrachtung gezogen wurde. Man fing von den Gleichnissen an, Beschreibungen folgten, und was nur immer den äußeren Sinnen darstellbar gewesen wäre, kam zur Sprache. 5

Bilder also! Wo sollte man nun aber diese Bilder anders hernehmen als aus der Natur? Der Maler ahmte die Natur offenbar nach; warum der Dichter nicht auch? Aber die Natur, wie sie vor uns liegt, kann doch nicht nachgeahmt werden; sie enthält so vieles Unbedeutende, Unwürdige, man muß also wählen; was bestimmt aber die Wahl? Man muß das Bedeutende auffuchen; was ist aber bedeutend? 10

Hierauf zu antworten, mögen sich die Schweizer lange bedacht haben; denn sie kommen auf einen zwar wunderlichen, doch artigen, ja lustigen Einfall, indem sie sagen, am bedeutendsten sei immer das Neue; und nachdem sie dies eine Weile überlegt haben, so finden sie, das Wunderbare sei immer neuer als alles andere. 15

Nun hatten sie die poetischen Erfordernisse ziemlich beisammen; allein es kam noch zu bedenken, daß ein Wunderbares auch leer sein könne und ohne Bezug auf den Menschen. Ein solcher notwendig geforderter Bezug müsse aber moralisch sein, woraus denn offenbar die Besserung des Menschen folge, und so habe ein Gedicht das letzte Ziel erreicht, wenn es außer allen anderen Geleisteten noch nützlich werde. Nach diesen sämtlichen Erfordernissen wollte man nun die verschiedenen Dichtungsarten prüfen, und diejenige, welche die Natur nachahmte, sodann wunderbar und zugleich auch von sittlichem Zweck und Nutzen sei, sollte für die erste und oberste gelten. Und nach vieler Überlegung ward endlich dieser große Vorrang mit höchster Überzeugung der Aesopischen Fabel zugeschrieben. 20 25 30

So wunderbar uns jetzt eine solche Ableitung vorkommen mag, so hatte sie doch auf die besten Köpfe den entschiedensten Einfluß. Daß Gellert und nachher Lichtwer¹ sich diesem Fache

¹ Magnus Gottfried Lichtwer, geboren 1719 in Wurzen, gestorben 1783 in Halberstadt. Seine „Vier Bücher Aesopischer Fabeln in gebundener Schreibart“ erschienen in Leipzig 1748.

widmeten, daß selbst Lessing darin zu arbeiten versuchte¹, daß so viele andere ihr Talent dahin wendeten, spricht für das Zutrauen, welches sich diese Gattung erworben hatte. Theorie und Praxis wirken immer aufeinander; aus den Werken kann man
 5 sehen, wie es die Menschen meinen, und aus den Meinungen voraussetzen, was sie thun werden.

Doch wir dürfen unsere Schweizer Theorie nicht verlassen, ohne daß ihr von uns auch Gerechtigkeit widerfahre. Bodmer, soviel er sich auch bemüht, ist theoretisch und praktisch zeit-
 10 lebens ein Kind geblieben. Breitinger war ein tüchtiger, gelehrter, einsichtsvoller Mann, dem, als er sich recht umsah, die sämtlichen Erfordernisse einer Dichtung nicht entgingen, ja es läßt sich nachweisen, daß er die Mängel seiner Methode dunkel
 15 fühlen mochte. Merkwürdig ist z. B. seine Frage, ob ein gewisses beschreibendes Gedicht von König² auf das Lustlager Augusts des Zweiten wirklich ein Gedicht sei? sowie die Beantwortung derselben guten Sinn zeigt.³ Zu seiner völligen Rechtfertigung aber mag dienen, daß er, von einem falschen Punkte
 20 ausgehend, nach beinahe schon durchlaufenem Kreise doch noch auf die Hauptsache stößt und die Darstellung der Sitten, Charaktere, Leidenschaften, kurz, des innern Menschen, auf den die Dichtkunst doch wohl vorzüglich angewiesen ist, am Ende seines
 Buchs gleichsam als Zugabe anzuraten sich genötigt findet.

In welche Verwirrung junge Geister durch solche ausge-
 25 renkte Maximen, halb verstandene Gesetze und zersplitterte Lehren sich versezt fühlten, läßt sich wohl denken. Man hielt sich an Beispiele, und war auch da nicht gebessert; die ausländischen standen zu weit ab, so sehr wie die alten, und aus den besten inländischen blickte jedesmal eine entschiedene Individualität
 30 hervor, deren Tugenden man sich nicht anmaßen konnte, und in deren Fehler zu fallen man fürchten mußte. Für den, der

¹ Lessing veröffentlichte zuerst im 1. Bande seiner „Schriften“ (Berl. 1753) Fabeln in Versen, sodann 1759 drei Bücher „Fabeln“ in Prosa „nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts“. — ² Johann Ulrich von König (1688—1744), seit 1719 Hofdichter in Dresden. Sein Helbengedicht „August im Lager“, erster Gesang, benannt: „Die Einholung“, erschien in Dresden 1731. — ³ In Breitingers „Kritischer Dichtkunst“ (10. Abschnitt, S. 348): „Ob die Schrift ‚August im Lager‘ ein Gedicht sei?“

etwas Produktives in sich fühlte, war es ein verzweiflungsvoller Zustand.

Betrachtet man genau, was der deutschen Poesie fehlte, so war es ein Gehalt, und zwar ein nationeller; an Talenten war niemals Mangel. Hier gedenken wir nur Günthers¹, der ein 5
Poet im vollen Sinne des Worts genannt werden darf. Ein
entschiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft,
Gedächtnis, Gabe des Fassens und Vergegenwärtigens, frucht-
bar im höchsten Grade, rhythmisch-bequem, geistreich, witzig
und dabei vielfach unterrichtet; genug, er besaß alles, was dazu 10
gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen,
und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern
seine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zustände
durchs Gefühl zu erhöhen und mit passenden Gesinnungen, Bil-
dern, historischen und fabelhaften Überlieferungen zu schmücken. 15
Das Rohe und Wilde daran gehört seiner Zeit, seiner Lebens-
weise und besonders seinem Charakter oder, wenn man will,
seiner Charakterlosigkeit. Er wußte sich nicht zu zähmen, und
so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten.

Durch ein unfertiges Betragen² hatte sich Günther das Glück 20
verschert, an dem Hofe Augusts des Zweiten angestellt zu wer-
den, wo man zu allem übrigen Prunk sich auch nach einem
Hofpoeten umsah, der den Festlichkeiten Schwung und Bieder-
geben und eine vorübergehende Pracht verewigen könnte. Von
König war gesitteter und glücklicher, er bekleidete diese Stelle 25
mit Würde und Beifall.

In allen souveränen Staaten kommt der Gehalt für die
Dichtkunst von oben herunter, und vielleicht war das Lustlager
bei Mühlberg³ der erste würdige, wo nicht nationale, doch pro-
vinzielle Gegenstand, der vor einem Dichter auftrat. Zwei Könige⁴, 30
die sich in Gegenwart eines großen Heers begrüßen, ihr sämt-
licher Hof- und Kriegsstaat um sie her, wohlgehaltene Truppen,

¹ Johann Christian Günther, geboren 1695 in Striegau, gestorben 1723 in Jena. Seine Gedichte wurden nach seinem Tode herausgegeben 1724. —

² Als es sich um seine Anstellung als Hofdichter in Dresden handelte, soll Günther in betrunkenem Zustande vor dem König erschienen sein. — ³ Bei Zeltbain. Dies ist der Gegenstand von Ulrich Roenigs erwähntem Selbengebicht. — ⁴ Von Preußen und Polen Junl 1730.

ein Scheinkrieg, Feste aller Art; Beschäftigung genug für den äußeren Sinn und überfließender Stoff für schildernde und beschreibende Poesie.

Freilich hatte dieser Gegenstand einen inneren Mangel, eben
 5 daß es nur Prunk und Schein war, aus dem keine That hervortreten konnte. Niemand außer den Ersten machte sich bemerkbar, und wenn es ja geschehen wäre, durfte der Dichter den einen nicht hervorheben, um andere nicht zu verletzten. Er mußte den Hof- und Staatskalender zu Rate ziehen, und die
 10 Zeichnung der Personen lief daher ziemlich trocken ab; ja schon die Zeitgenossen machten ihm den Vorwurf, er habe die Pferde besser geschildert als die Menschen. Sollte dies aber nicht gerade zu seinem Lobe gereichen, daß er seine Kunst gleich da bewies, wo sich ein Gegenstand für dieselbe darbot? Auch scheint
 15 die Hauptschwierigkeit sich ihm bald offenbart zu haben; denn das Gedicht hat sich nicht über den ersten Gesang hinaus erstreckt.

Unter solchen Studien und Betrachtungen überraschte mich ein unvermutetes Ereignis und vereitelte das löbliche Vorhaben, unsere neuere Litteratur von vorneherein kennen zu lernen. Mein
 20 Landsmann Johann Georg Schloffer¹ hatte, nachdem er seine akademischen Jahre mit Fleiß und Anstrengung zugebracht, sich zwar in Frankfurt am Main auf den gewöhnlichen Weg der Advokatur begeben, allein sein strebender und das Allgemeine suchender Geist konnte sich aus mancherlei Ursachen in diese Ver-
 25 hältnisse nicht finden. Er nahm eine Stelle als Geheimssekretär bei dem Herzog Friedrich Eugen von Württemberg², der sich in Treptow aufhielt, ohne Bedenken an; denn der Fürst war unter denjenigen Großen genannt, die auf eine edle und selbstständige Weise sich, die Ihrigen und das Ganze aufzuklären, zu bessern
 30 und zu höheren Zwecken zu vereinigen gedachten. Dieser Fürst Friedrich³ ist es, welcher, um sich wegen der Kinderzucht Rats zu erholen, an Rousseau geschrieben hatte, dessen bekannte Antwort mit der bedenklichen Phrase anfängt: „Si j'avais le malheur d'être né prince.“

35 Den Geschäften des Fürsten nicht allein, sondern auch der

¹ S. oben, S. 185. — ² Preussischer General in Treptow in Pommern. —

³ Vielmehr sein Bruder Ludwig Eugen.

Erziehung seiner Kinder sollte nun Schloffer wo nicht vorstehen, doch mit Rat und That willig zu Handen sein. Dieser junge, edle, den besten Willen hegende Mann, der sich einer vollkommenen Reinigkeit der Sitten befließ, hätte durch eine gewisse trockene Strenge die Menschen leicht von sich entfernt, wenn nicht eine schöne und seltene litterarische Bildung, seine Sprachkenntnisse, seine Fertigkeit, sich schriftlich sowohl in Versen als in Prosa auszudrücken, jedermann angezogen und das Leben mit ihm erleichtert hätte. Daß dieser durch Leipzig kommen würde, war mir angekündigt, und ich erwartete ihn mit Sehnsucht. Er kam und trat in einem kleinen Gast- oder Weinhaufe ab, das im Brühl¹ lag und dessen Wirt Schönkopf² hieß. Dieser hatte eine Frankfurterin zur Frau, und ob er gleich die übrige Zeit des Jahres wenig Personen bewirtete und in das kleine Haus keine Gäste aufnehmen konnte, so war er doch Messenzeit¹⁵ von vielen Frankfurtern besucht, welche dort zu speisen und im Notfall auch wohl Quartier zu nehmen pfliegen. Dorthin eilte ich, um Schloffern aufzusuchen³, als er mir seine Ankunft melden ließ. Ich erinnerte mich kaum, ihn früher gesehen zu haben⁴, und fand einen jungen, wohlgebauten Mann mit einem runden, 20 zusammengefaßten Gesicht, ohne daß die Züge deshalb stumpf gewesen wären. Die Form seiner gerundeten Stirn zwischen schwarzen Augenbrauen und Locken deutete auf Ernst, Strenge und vielleicht Eigensinn. Er war gewissermaßen das Gegenteil von mir, und eben dies begründete wohl unsere dauerhafte 25 Freundschaft. Ich hatte die größte Achtung für seine Talente, um so mehr, als ich gar wohl bemerkte, daß er mir in der Sicherheit dessen, was er that und leistete, durchaus überlegen war. Die Achtung und das Zutrauen, das ich ihm bewies, bestätigten seine Neigung und vermehrten die Nachsicht, die er 30 mit meinem lebhaften, fahrigem und immer regsamen Wesen, im Gegensatz mit dem feinigen, haben mußte. Er studierte die

¹ Auf dem Brühl neben dem Eckhaufe an der Hallischen Straße; es ist durch einen Neubau ersetzt worden (jetzt Brühl Nr. 19). — ² Christian Gottlob Schönkopf war eigentlich Bimblefeger; er hatte eine Frankfurter Bimblefegerstochter geheiratet, gab 1756 die Bimblefegerlei auf und that einen Weinschant auf, der 20 Jahre bestand. — ³ Anfang April 1766. — ⁴ Merkwürdig gegenüber der Darstellung auf S. 185.

Engländer fleißig, Pope¹ war, wo nicht sein Muster, doch sein Augenmerk, und er hatte, im Widerstreit mit dem „Versuch über den Menschen“ jenes Schriftstellers, ein Gedicht² in gleicher Form und Silbenmaß geschrieben, welches der christlichen Religion über jenen Deismus den Triumph verschaffen sollte. Aus dem großen Vorrat von Papieren, die er bei sich führte, ließ er mir sodann poetische und prosaische Aufsätze in allen Sprachen sehen, die, indem sie mich zur Nachahmung aufriefen, mich abermals unendlich beunruhigten. Doch wußte ich mir durch Thätigkeit sogleich zu helfen. Ich schrieb an ihn gerichtete deutsche, französische, englische, italienische Gedichte, wozu ich den Stoff aus unseren Unterhaltungen nahm, welche durchaus bedeutend und unterrichtend waren.

Schlosser wollte nicht Leipzig verlassen, ohne die Männer, welche Namen hatten, von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben. Ich führte ihn gern zu denen mir bekannten; die von mir noch nicht besuchten lernte ich auf diese Weise ehrenvoll kennen, weil er als ein unterrichteter, schon charakterisierter Mann mit Auszeichnung empfangen wurde und den Aufwand des Gesprächs recht gut zu bestreiten wußte. Unfern Besuch bei Gottsched darf ich nicht übergehen, indem die Sinnes- und Sittenweise dieses Mannes daraus hervortritt. Er wohnte sehr anständig in dem ersten Stock des Goldenen Bären³, wo ihm der ältere Breittopf wegen des großen Vorteils, den die Gottschedischen Schriften, Übersetzungen und sonstigen Assistenzen der Handlung gebracht, eine lebenslängliche Wohnung zugesagt hatte.

Wir ließen uns melden. Der Bediente führte uns in ein großes Zimmer, indem er sagte, der Herr werde gleich kommen. Ob wir nun eine Gebärde, die er machte, nicht recht verstanden, wußte ich nicht zu sagen; genug, wir glaubten, er habe uns in das anstoßende Zimmer gewiesen. Wir traten hinein zu einer sonderbaren Szene; denn in dem Augenblick trat Gottsched, der

¹ Alexander Pope (1688—1744), satirischer Dichter, vgl. oben, S. 264. Das Gedicht „Essay on Man“ beruht in den Hauptzügen auf heidnischer Anschauung.
² „Anti-Pope oder Versuch über den Natürlichen Menschen. Nebst einer neuen prosaischen Übersetzung von Papes Versuch über den Menschen.“ Leipzig 1776. —
³ Auf dem damaligen Alten Neumarkt, der heutigen Universitätsstraße, jetzt Nr. 11.

große, breite, riesenhafte Mann, in einem gründamastnen, mit rotem Taft gefütterten Schlafrock zur entgegengesetzten Thür herein; aber sein ungeheures Haupt war kahl und ohne Bedeckung. Dafür sollte jedoch sogleich gesorgt sein; denn der Bediente sprang mit einer großen Allongeperücke auf der Hand (die Locken fielen bis an den Ellenbogen) zu einer Seitenthüre herein und reichte den Hauptschmuck seinem Herrn mit erschrockener Gebärde. Gottsched, ohne den mindesten Verdruß zu äußern, hob mit der linken Hand die Perücke von dem Arme des Dieners, und, indem er sie sehr geschickt auf den Kopf schwang, gab er mit seiner rechten Tase dem armen Menschen eine Ohrfeige, so daß dieser, wie es im Lustspiel zu geschehen pflegt, sich zur Thür hinaus wirbelte, worauf der ansehnliche Altvater uns ganz gravitatisch zu sitzen nötigte und einen ziemlich langen Diskurs mit gutem Anstand durchführte.

So lange Schlosser in Leipzig blieb, speiste ich täglich mit ihm und lernte eine sehr angenehme Tischgesellschaft kennen. Einige Livländer¹ und der Sohn² des Oberhofpredigers Herrmann in Dresden, nachheriger Burgemeister in Leipzig, und ihre Hofmeister³; Hofrat Pfeil⁴, Verfasser des „Grafen von P.“⁵, eines Pendants zu Gellerts „Schwedischer Gräfin“⁶, Zachariä, ein Bruder des Dichters, und Krebel⁷, Redakteur geographischer und genealogischer Handbücher, waren gesittete, heitere und freundliche Menschen. Zachariä der stillste; Pfeil ein feiner, beinahe etwas Diplomatisches an sich habender Mann, doch ohne Bizererei und mit großer Gutmütigkeit; Krebel ein wahrer Fallstaff, groß, wohlbeleibt, blond, vorliegende, heitere, himmelhelle Augen, immer froh und guter Dinge. Diese Personen begegneten mir sämtlich, theils wegen Schlossers, theils auch wegen

¹ Georg von Lieven, Johann Georg von Oberogge, Heinrich Wilhelm von Oberogge, Wieselbrecht von Neutern und Gustav Bergmann. — ² Christian Gottlieb Herrmann, vgl. das achte Buch. — ³ Bezieht sich nur auf die Livländer. — ⁴ Johann Gottlob Benjamin Pfeil (1732—1800), geboren in Rummelsburg bei Eisenberg; er war nicht Hofrat, sondern bereitete sich zum juristischen Doktorexamen vor und war zugleich Hofmeister des Freiherrn von Griesen. — ⁵ Erschienen Leipzig 1755. — ⁶ Gellerts „Leben der schwedischen Gräfin von G***“ war in Leipzig 1747 erschienen. — ⁷ Gottlob Friedrich Krebel (1729—93), studierte seit 1763, wurde später Oberrechner der Generalacciskasse und schrieb das erste allgemeine Reisehandbuch.

meiner eignen offenen Gutmütigkeit und Zuthätigkeit, auf das allerartigste, und es brauchte kein großes Zureden, künftig mit ihnen den Tisch zu teilen. Ich blieb wirklich nach Schloßers Abreise bei ihnen, gab den Ludwigischen Tisch¹ auf und befand
 5 mich in dieser geschlossenen Gesellschaft um so wohler, als mir die Tochter vom Hause, ein gar hübsches, nettes Mädchen², sehr wohl gefiel und mir Gelegenheit ward, freundliche Blicke zu wechseln, ein Behagen, das ich seit dem Unfall mit Gretchen weder gesucht noch zufällig gefunden hatte. Die Stunden des
 10 Mittagessens brachte ich mit meinen Freunden heiter und nützlich zu. Krebel hatte mich wirklich lieb und wußte mich mit Mäßen zu necken und anzuregen; Pfeil hingegen bewies mir eine ernste Neigung, indem er mein Urtheil über manches zu leiten und zu bestimmen suchte.

Bei diesem Umgange wurde ich durch Gespräche, durch Beispiele und durch eigenes Nachdenken gewahr, daß der erste Schritt, um aus der wässerigen, weiterschweifigen, nullen Epoche sich herauszuretten, nur durch Bestimmtheit, Präzision und Kürze gethan werden könne. Bei dem bisherigen Stil konnte man das
 20 Gemeine nicht vom Besseren unterscheiden, weil alles untereinander ins Flache gezogen ward. Schon hatten Schriftsteller diesem breiten Unheil zu entgehen gesucht, und es gelang ihnen mehr oder weniger. Haller und Ramler waren von Natur zum Gedrängten geneigt; Lessing und Wieland sind durch Reflexion
 25 dazu geführt worden. Der erste wurde nach und nach ganz epigrammatisch in seinen Gedichten, knapp in der „Minna“, lakonisch in „Emilia Galotti“, später kehrte er erst zu einer heiteren Raivetät zurück, die ihn so wohl kleidet im „Nathan“. Wieland, der noch im „Agathon“, „Don Sylvio“, den „Komischen Erzählungen“
 30 mitunter prolix³ gewesen war, wird in „Musarion“ und „Ibris“ auf eine wunderbare Weise gefaßt und genau mit großer Anmut. Klopstock, in den ersten Gesängen der „Messiade“, ist nicht ohne Weiterschweifigkeit; in den „Oden“ und anderen kleinen Gedichten erscheint er gedrängt, so auch in seinen Tragödien. Durch seinen Wettstreit mit den Alten, besonders dem

¹ Vgl. oben, S. 288. — ² Anna Katharina Schönkopf (1746—1810); Genaueres s. unten. — ³ Weiterschweifig.

Tacitus, sieht er sich immer mehr ins Enge genötigt, wodurch er zuletzt unverständlich und ungenießbar wird. Gerstenberg¹, ein schönes, aber bizarres Talent, nimmt sich auch zusammen, sein Verdienst wird geschätzt, macht aber im ganzen wenig Freude. Gleim, weitschweifig, behaglich von Natur, wird kaum einmal konzis in den Kriegskliedern². Ramler ist eigentlich mehr Kritiker als Poet. Er fängt an, was Deutsche im Griechischen geleistet, zu sammeln.³ Nun findet er, daß ihm kaum ein Gedicht völlig genug thut; er muß auslassen, redigieren, verändern, damit die Dinge nur einige Gestalt bekommen. Hierdurch macht er sich fast so viel Feinde, als es Dichter und Liebhaber gibt, da sich jeder eigentlich nur an seinen Mängeln wieder erkennt, und das Publikum sich eher für ein fehlerhaftes Individuelle interessiert als für das, was nach einer allgemeinen Geschmacksregel hervorgebracht oder verbessert wird. Die Rhythmit lag damals noch in der Wiege, und niemand wußte ein Mittel, ihre Kindheit zu verkürzen. Die poetische Prosa nahm überhand. Gessner⁴ und Klopstock erregten manche Nachahmer; andere wieder forderten doch ein Silbenmaß und übersetzten diese Prose in faßliche Rhythmen. Aber auch diese machten es niemand zu Dank: denn sie mußten auslassen und zusehen, und das prosaische Original galt immer für das bessere. Je mehr aber bei allem diesem das Gedrungene gesucht wird, desto mehr wird Beurteilung möglich, weil das Bedeutende, enger zusammengebracht, endlich eine sichere Vergleichung zuläßt. Es ergab sich auch zugleich, daß mehrere Arten von wahrhaft poetischen Formen entstanden; denn indem man von einem jeden Gegenstande, den man nachbilden wollte, nur das Notwendige darzustellen suchte, so mußte man einem jeden Gerechtigkeit widerfahren lassen, und auf diese Weise, ob es gleich niemand mit

¹ Heinrich Wilhelm von Gerstenberg (1737—1823), der Verfasser der Tragödie „Agolino“ (1768). Die „Ländeleien“ erschienen 1759, die „Kriegsklieder“ 1762, das „Gedicht eines Stalben“ 1766. — ² „Preussische Kriegsklieder in den Festungen 1756 und 1757 von einem Grenadier.“ Mit Melobien, Berlin o. J. (1758). —

³ Von Ramlers Sammlungen erschienen: „Oben mit Melobien“ (Berlin 1753 und 1755); „Sammlung der besten Sinngedichte“ (1766); „Lieder der Deutschen“ (1766). —

⁴ Salomon Gessner (1730—88) erwarb sich großen Ruhm durch seine 1756 erschienenen „Ibyllen“, denen 1772 eine neue Sammlung folgte.

Bewußtsein that, vermannigfaltigten sich die Darstellungsweisen, unter welchen es freilich auch fragenhafte gab und mancher Versuch unglücklich abließ.

Ganz ohne Frage besaß Wieland unter allen das schönste
 5 Naturell. Er hatte sich früh in jenen ideellen Regionen ausgebildet¹, wo die Jugend so gern verweilt; da ihm aber diese durch das, was man Erfahrung nennt, durch Begegnisse an Welt und Weibern verleidet wurden, so warf er sich auf die Seite des Wirklichen und gefiel sich und andern im Widerstreit
 10 beider Welten, wo sich zwischen Scherz und Ernst, im leichten Gesecht, sein Talent am allerschönsten zeigte. Wie manche seiner glänzenden Produktionen fallen in die Zeit meiner akademischen Jahre. „Musarion“ wirkte am meisten auf mich, und ich kann mich noch des Ortes und der Stelle² erinnern, wo ich den ersten
 15 Nushängebogen zu Gesicht bekam, welchen mir Dier mittheilte. Hier war es, wo ich das Antike lebendig und neu wieder zu sehen glaubte. Alles, was in Wielands Genie plastisch ist, zeigte sich hier aufs vollkommenste, und da jener zur unglücklichen Nüchternheit verdamnte Phanas-Timon³ sich zuletzt wie-
 20 der mit seinem Mädchen und der Welt versöhnt, so mag man die menschenfeindliche Epoche wohl auch mit ihm durchleben. Übrigens gab man diesen Werken sehr gern einen heiteren Widerwillen gegen erhöhte Gefinnungen zu, welche bei leicht verfehlter Anwendung aufs Leben öfters der Schwärmerei ver-
 25 dächtlich werden. Man verzieh dem Autor, wenn er das, was man für wahr und ehrwürdig hielt, mit Spott verfolgte, um so eher, als er dadurch zu erkennen gab, daß es ihm selbst immerfort zu schaffen mache.

Wie kümmerlich die Kritik solchen Arbeiten damals ent-
 30 gegenkam, läßt sich aus den ersten Bänden der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“⁴ ersehen. Der „Römischen Erzählungen“ geschieht ehrenvolle Erwähnung; aber hier ist keine Spur von

¹ Das Vorbild des jugendlichen Dichters war Klopstock. Wielands Jugendbichtungen zeugen von exaltierter frommer Schwärmerei. — ² Vgl. unten im achten Buch, S. 345. — ³ Vgl. „Musarion“, Buch 1, Vers 8. — ⁴ Die angesehenste Zeitschrift jener Zeit, von Friedrich Nicolai 1765 begründet und bis 1806 fortgeführt (seit 1793 unter dem Titel „Neue allgemeine deutsche Bibliothek“).

Ginſicht in den Charakter der Dichtart ſelbſt. Der Rezenſent hatte ſeinen Geſchmack, wie damals alle, an Beiſpielen gebildet. Hier iſt nicht bedacht, daß man vor allen Dingen bei Beurteilung ſolcher parodiſtiſchen Werke den originalen, edlen, ſchönen Gegenſtand vor Augen haben müſſe, um zu ſehen, ob der Parodiſt ihm wirklich eine ſchwache und komiſche Seite abgewonnen, ob er ihm etwas geborgt oder unter dem Schein einer ſolchen Nachahmung vielleicht gar ſelbſt eine treffliche Erfindung geliefert? Von allem dem ahnet man nichts, ſondern die Gedichte werden ſtellenweis gelobt und getadelt. Der Rezenſent hat, wie er ſelbſt geſteht, ſo viel, was ihm gefallen, angeſtrichen, daß er nicht einmal im Druck alles anführen kann. Kommt man nun gar der höchſt verdienſtlichen Überſetzung Shakespeares¹ mit dem Ausruf entgegen: „Von Rechts wegen ſollte man einen Mann wie Shakespeare gar nicht überſetzt haben“, ſo begreift ſich ohne weiteres, wie unendlich weit die „Allgemeine deutſche Bibliothek“ in Sachen des Geſchmacks zurück war, und daß junge Leute, von wahrem Gefühl belebt, ſich nach anderen Leitſternen umzuſehen hatten.

Den Stoff, der auf dieſe Weiſe mehr oder weniger die Form beſtimmte, ſuchten die Deutſchen überall auf. Sie hatten wenig oder keine Nationalgegenſtände behandelt. Schlegels² „Herrmann“ deutete nur darauf hin. Die idylliſche Tendenz verbreitete ſich unendlich. Das Charakterloſe der Geſnerſchen bei großer Munut und kindlicher Herzlichkeit machte jeden glauben, daß er etwas Ähnliches vermöge. Ebenſo bloß aus dem allgemein Menſchlichen gegriffen waren jene Gedichte, die ein Fremdnationelles darſtellen ſollten, z. B. die „Jüdiſchen Schäfergedichte“³, überhaupt die patriarchaliſchen und was ſich ſonſt auf das Alte Teſtament bezog. Bodmers „Noachide“⁴ war ein vollkommeneſ Symbol der um den deutſchen Parnaß angeſchwollenen

¹ Wieland überſetzte 1762—66 zweiundzwanzig Dramen Shakespeares. Wenn die Überſetzung auch meiſt ungenügend war, und die „Noten“ vom Standpunkte des franzöſiſch gebildeten Amſtrichters geſchrieben ſind, ſo wurde doch Shakespeare erſt durch Wielands Überſetzung den meiſten Deutſchen bekannt. — ² Johann Elias Schlegel (1719—49), aus Meißen; ſein Trauerſpiel „Herrmann“ erſchien 1743. — ³ Von Georg Auguſt von Breitenbach, Leipzig 1765. — ⁴ Epos, zuerſt „Noah“ genannt (1752).

Wasserflut, die sich nur langsam verlief. Das Anakreontische Gegängel ließ gleichfalls unzählige mittelmäßige Köpfe im Breiten herumschwanken. Die Präzision des Horaz nötigte die Deutschen doch nur langsam, sich ihm gleichzustellen. Römische
 5 Helbengebichte, meist nach dem Vorbild von Papes „Lockenraub“¹, dienten auch nicht, eine bessere Zeit herbeizuführen.

Noch muß ich hier eines Wahnes gedenken, der so ernsthaft wirkte, als er lächerlich sein muß, wenn man ihn näher beleuchtet. Die Deutschen hatten nunmehr genugsam historische
 10 Kenntniss von allen Dichtarten, worin sich die verschiedenen Nationen ausgezeichnet hatten. Von Gottsched war schon dieses Fächerwerk, welches eigentlich den innern Begriff von Poesie zu Grunde richtet, in seiner „Kritischen Dichtkunst“ ziemlich vollständig zusammengezimmert und zugleich nachgewiesen, daß
 15 auch schon deutsche Dichter mit vortrefflichen Werken alle Rubriken auszufüllen gewußt. Und so ging es denn immer fort. Jedes Jahr wurde die Kollektion ansehnlicher, aber auch jedes Jahr vertrieb eine Arbeit die andere aus dem Lokat², in dem sie bisher gegläntzt hatte. Wir besaßen nunmehr, wo nicht Homere,
 20 doch Virgile und Milton, wo nicht einen Pindar, doch einen Horaz; an Theokriten war kein Mangel³; und so wiegte man sich mit Vergleichen nach außen, indem die Masse poetischer Werke immer wuchs, damit auch endlich eine Vergleichung nach innen stattfinden konnte.

25 Stand es nun mit den Sachen des Geschmacks auf einem sehr schwankenden Fuße, so konnte man jener Epoche auf keine Weise streitig machen, daß innerhalb des protestantischen Theils von Deutschland und der Schweiz sich dasjenige gar lebhaft zu regen anfang, was man Menschenverstand zu nennen pflegt. Die
 30 Schulphilosophie, welche jederzeit das Verdienst hat, alles dasjenige, wornach der Mensch nur fragen kann, nach angemessenen Grundsätzen, in einer beliebigen Ordnung, unter bestimmten Rubriken vorzutragen, hatte sich durch das oft Dunkle und Unnützscheinende ihres Inhalts, durch unzeitige Anwendung

¹ S. oben, S. 264. — ² Fach. — ³ Klopstock hieß der deutsche Vergil, Bodmer der deutsche Milton. U3 wurde Horaz, Gessner Theokrit genannt.

einer an sich respektablen Methode und durch die allzugroße Verbreitung über so viele Gegenstände der Menge fremd, ungenießbar und endlich entbehrlich gemacht. Mancher gelangte zur Überzeugung, daß ihm wohl die Natur so viel guten und geraden Sinn zur Ausstattung gegönnt habe, als er ungefähr 5 bedürfe, sich von den Gegenständen einen so deutlichen Begriff zu machen, daß er mit ihnen fertig werden und zu seinem und anderer Nutzen damit gebahren könne, ohne gerade sich um das Allgemeinste mühsam zu bekümmern und zu forschen, wie doch die entferntesten Dinge, die uns nicht sonderlich berühren, wohl 10 zusammenhängen möchten? Man machte den Versuch, man that die Augen auf, sah gerade vor sich hin, war aufmerksam, fleißig, thätig und glaubte, wenn man in seinem Kreis richtig urtheile und handle, sich auch wohl herausnehmen zu dürfen, über anderes, was entfernter lag, mitzusprechen. 15

Nach einer solchen Vorstellung war nun jeder berechtigt, nicht allein zu philosophieren, sondern sich auch nach und nach für einen Philosophen zu halten. Die Philosophie war also ein mehr oder weniger gesunder und geübter Menschenverstand, der es wagte, ins Allgemeine zu gehen und über innere und äußere 20 Erfahrungen abzusprechen. Ein heller Scharfsinn und eine besondere Mäßigkeit, indem man durchaus die Mittelstraße und Billigkeit gegen alle Meinungen für das Rechte hielt, verschaffte solchen Schriften und mündlichen Äußerungen Ansehen und Zutrauen, und so fanden sich zuletzt Philosophen in allen Fakultäten, ja in allen Ständen und Gantierungen. 25

Auf diesem Wege mußten die Theologen sich zu der sogenannten natürlichen Religion hinneigen, und wenn zur Sprache kam, inwiefern das Licht der Natur uns in der Erkenntnis Gottes, der Verbesserung und Veredlung unserer selbst zu fördern hinreichend sei, so wagte man gewöhnlich sich zu dessen 30 gunsten ohne viel Bedenken zu entscheiden. Aus jenem Mäßigkeitsprinzip gab man sodann sämtlichen positiven Religionen gleiche Rechte, wodurch denn eine mit der andern gleichgültig und unsicher wurde. Ubrigens ließ man denn doch aber alles 35 bestehen, und weil die Bibel so voller Gehalt ist, daß sie mehr als jedes andere Buch Stoff zum Nachdenken und Gelegenheit

zu Betrachtungen über die menschlichen Dinge darbietet, so konnte sie durchaus nach wie vor bei allen Kanzelreden und sonstigen religiösen Verhandlungen zum Grunde gelegt werden.

Allein diesem Werke stand sowie den sämtlichen Prosa-
 5 sribenten noch ein eigenes Schicksal bevor, welches im Laufe
 der Zeit nicht abzuwenden war. Man hatte nämlich bisher auf
 Treu und Glauben angenommen, daß dieses Buch der Bücher
 in einem Geiste verfaßt, ja, daß es von dem göttlichen Geiste
 eingehaucht und gleichsam diktiert sei. Doch waren schon längst
 10 von Gläubigen und Ungläubigen die Ungleichheiten der ver-
 schiedenen Teile desselben bald gerügt, bald verteidigt worden.
 Engländer, Franzosen, Deutsche hatten die Bibel mit mehr oder
 weniger Heftigkeit, Scharfsinn, Frechheit, Mutwillen angegriffen,
 und ebenso war sie wieder von ernsthaften, wohlbedenkenden Men-
 15 schen einer jeden Nation in Schutz genommen worden. Ich für
 meine Person hatte sie lieb und wert; denn fast ihr allein war
 ich meine sittliche Bildung schuldig, und die Begebenheiten, die
 Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, alles hatte sich tief bei
 mir eingedrückt und war auf eine oder die andere Weise wirk-
 20 sam gewesen. Mir mißfielen daher die ungerechten, spöttlichen
 und verdrehenden Angriffe; doch war man damals schon soweit,
 daß man teils als einen Hauptverteidigungsgrund vieler Stel-
 len sehr willig annahm, Gott habe sich nach der Denkweise und
 Fassungskraft der Menschen gerichtet, ja die vom Geiste getrie-
 25 benen hätten doch deswegen nicht ihren Charakter, ihre Indi-
 vidualität verleugnen können, und Amos als Kuhhirte führe
 nicht die Sprache Jesaias', welcher ein Prinz solle gewesen sein.

Aus solchen Gesinnungen und Überzeugungen entwickelte
 sich besonders bei immer wachsenden Sprachkenntnissen gar
 30 natürlich jene Art des Studiums, daß man die orientalischen
 Lokalitäten, Nationalitäten, Naturprodukte und Erscheinungen
 genauer zu studieren und sich auf diese Weise jene alte Zeit zu
 vergegenwärtigen suchte. Michaelis¹ legte die ganze Gewalt
 seines Talents und seiner Kenntnisse auf diese Seite. Reise-
 35 beschreibungen wurden ein kräftiges Hülfsmittel zu Erklärung

¹ S. oben, S. 268.

der Heiligen Schriften, und neuere Reisende, mit vielen Fragen ausgerüstet, sollten durch Beantwortung derselben für die Propheten und Apostel zeugen.

Indessen aber man von allen Seiten bemüht war, die Heiligen Schriften zu einem natürlichen Anschauen heranzuführen und die eigentliche Denk- und Vorstellungsweise derselben allgemeiner faßlich zu machen, damit durch diese historisch-kritische Ansicht mancher Einwurf beseitigt, manches Anstößige getilgt und jede schale Spötterei unwirksam gemacht würde, so trat in einigen Männern gerade die entgegengesetzte Sinnesart hervor, indem solche die dunkelsten, geheimnisvollsten Schriften zum Gegenstand ihrer Betrachtungen wählten, und solche aus sich selbst durch Konjekturen, Rechnungen und andere geistreiche und seltsame Kombinationen zwar nicht aufhellen, aber doch bekräftigen und, insofern sie Weissagungen enthielten, durch den Erfolg begründen und dadurch einen Glauben an das nächst zu Erwartende rechtfertigen wollten.

Der ehrwürdige Bengel¹ hatte seinen Bemühungen um die Offenbarung Johannis dadurch einen entschiedenen Eingang verschafft, daß er als ein verständiger, rechtschaffener, gottesfürchtiger, als ein Mann ohne Tadel bekannt war. Diese Gemüther sind genötigt, in der Vergangenheit sowie in der Zukunft zu leben. Das gewöhnliche Treiben der Welt kann ihnen von keiner Bedeutung sein, wenn sie nicht in dem Verlauf der Zeiten bis zur Gegenwart enthüllte Prophezeiungen und in der nächsten wie in der fernsten Zukunft verhüllte Weissagungen verehren. Hierdurch entspringt ein Zusammenhang, der in der Geschichte vermißt wird, die uns nur ein zufälliges Hin- und Widerschwanken in einem notwendig geschlossenen Kreise zu überliefern scheint. Doktor Crusius² gehörte zu denen, welchen der prophetische Teil der Heiligen Schriften am meisten zusagte, indem er die zwei entgegengesetztesten Eigenschaften des mensch-

¹ Johann Albrecht Bengel (1687—1752), seit 1749 Prälat in Alpirsbach, Begründer des biblischen Realismus. In seiner Schrift: „Erklärte Offenbarung Johannis“ (1740) setzte er den Untergang der Welt auf den Sommer 1836 fest. — ² Christian August Crusius (1712—75), Professor der Theologie in Leipzig zu Goethes Zeit. Seine „faßliche Vorstellung von dem ganzen Buche der Offenbarung Jesu Christi“ erschien 1766.

lichen Wesens zugleich in Thätigkeit setzt: das Gemüt und den Scharffinn. Dieser Lehre hatten sich viele Jünglinge gewidmet und bildeten schon eine ansehnliche Masse, die um desto mehr in die Augen fiel, als Ernesti mit den Seinigen
 5 das Dunkel¹, in welchem jene sich gefielen, nicht aufzuhellen, sondern völlig zu vertreiben drohte. Daraus entstanden Händel, Haß und Verfolgung und manches Unannehmliche. Ich hielt mich zur klaren Partei und suchte mir ihre Grundsätze und Vorteile zuzueignen, ob ich mir gleich zu ahnen erlaubte,
 10 daß durch diese höchst löbliche verständige Auslegungsweise zuletzt der poetische Gehalt jener Schriften mit dem prophetischen verloren gehen müsse.

Näher aber lag denen, welche sich mit deutscher Litteratur und schönen Wissenschaften abgaben, die Bemühung solcher
 15 Männer, die, wie Jerusalem², Zollikofer³, Spalding⁴, in Predigten und Abhandlungen durch einen guten und reinen Stil der Religion und der ihr so nah verwandten Sittenlehre auch bei Personen von einem gewissen Sinn und Geschmack Beifall und Anhänglichkeit zu erwerben suchten. Eine gefällige Schreibart
 20 fing an, durchaus nötig zu werden, und weil eine solche vor allen Dingen faßlich sein muß, so standen von vielen Seiten Schriftsteller auf, welche von ihren Studien, ihrem Metier klar, deutlich, eindringlich und sowohl für die Kenner als für die Menge zu schreiben unternahmen.

25 Nach dem Vorgange eines Ausländers Tissot⁵ fingen nunmehr auch die Ärzte mit Eifer an, auf die allgemeine Bildung zu wirken. Sehr großen Einfluß hatten Haller⁶, Unzer⁷, Zim-

¹ In seiner „Theologischen Bibliothek“ (1760—71); über Ernesti s. oben, S. 285.

— ² Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem (1709—89), seit 1752 Abt des Klosters Hildesheim, seit 1771 Vicepräsident des Konsistoriums in Wolfenbüttel.

— ³ Georg Joachim Zollikofer (1730—88), seit 1758 Prediger bei der reformierten Gemeinde in Leipzig. — ⁴ Johann Joachim Spalding (1714—1804), seit 1764 Propst an der Nikolaikirche in Berlin. — ⁵ Simon André Tissot

(1728—97), Arzt in Lausanne, berühmt durch seine populär-medizinischen Schriften

— ⁶ Albrecht von Haller, Physiolog, Arzt und Dichter (1708—77) in Bern, wo er seit 1729 wirkte; 1736—53 Professor in Göttingen, hierauf wieder in Bern.

— ⁷ Johann August Unzer (1727—99) aus Halle, Arzt in Altona, Herausgeber der Wochenschrift „Der Arzt“ (Hamburg 1759—61, 12 Tle.; neu umgearbeitet 1769, 8 Bde.).

mermann¹, und was man im einzelnen gegen sie, besonders gegen den letzten, auch sagen mag, sie waren zu ihrer Zeit sehr wirksam. Und davon sollte in der Geschichte, vorzüglich aber in der Biographie, die Rede sein; denn nicht insofern der Mensch etwas zurückläßt, sondern insofern er wirkt und genießt und andere zu wirken und zu genießen anregt, bleibt er von Bedeutung.

Die Rechtsgelehrten, von Jugend auf gewöhnt an einen abstrusen Stil, welcher sich in allen Expeditionen, von der Kanzlei des unmittelbaren Ritters bis auf den Reichstag zu Regensburg, auf die barockste Weise erhielt, konnten sich nicht leicht zu einer gewissen Freiheit erheben, um so weniger, als die Gegenstände, welche sie zu behandeln hatten, mit der äußern Form und folglich auch mit dem Stil aufs genaueste zusammenhingen. Doch hatte der jüngere von Moser² sich schon als ein freier und eigentümlicher Schriftsteller bewiesen und Pütter³ durch die Klarheit seines Vortrags auch Klarheit in seinen Gegenstand und den Stil gebracht, womit er behandelt werden sollte. Alles, was aus seiner Schule hervorging, zeichnete sich dadurch aus. Und nun fanden die Philosophen selbst sich genötigt, um populär zu sein, auch deutlich und faßlich zu schreiben. Mendelssohn⁴, Garbe⁵ traten auf und erregten allgemeine Teilnahme und Bewunderung.

Mit der Bildung der deutschen Sprache und des Stils in jedem Fache wuchs auch die Urteilsfähigkeit, und wir bewundern in jener Zeit Rezensionen von Werken über religiöse und sittliche Gegenstände sowie über ärztliche; wenn wir dagegen bemerken, daß die Beurteilungen von Gedichten und was sich sonst auf schöne Litteratur beziehen mag, wo nicht erbärmlich, doch wenigstens sehr schwach befunden werden. Dieses gilt sogar von den „Litteraturbriefen“⁶ und von der „Allgemeinen deutschen

¹ Johann Georg von Zimmermann (1728—95), geb. in Brugg in der Schweiz, seit 1768 großbritannischer Leibarzt in Hannover; vgl. 15. Bnch. — ² E. oben, S. 94. — ³ Johann Stephan Pütter (1725—1807), seit 1747 Professor des Staatsrechts in Göttingen. Hauptwerk: „Historische Entwicklung der heutigen Staatsverfassung des Deutschen Reichs“, 1786. — ⁴ Moses Mendelssohn (1729—86), Popularphilosoph in Berlin. 1755 erschien: „Über die Empfindungen“, 1767 der „Phädon“, 1785 „Die Morgenstunden“. — ⁵ Christian Garbe (1742—98), wurde 1766 Dozent in Leipzig. Seine Hauptthätigkeit fällt erst in spätere Zeit. — ⁶ Natürlick bezieht sich das nicht auf Lessings Anteil. Die „Briefe, die Neueste Litteratur betreffend“, erschienen hogenweise jede Woche vom 4. Januar 1759 bis 4. Juli 1765 in Berlin. Herausgeber waren Lessing, Mendelssohn und Nicolai; später Abbt, Resewitz u. a.

Bibliothek" ¹ wie von der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" ², wovon man gar leicht bedeutende Beispiele anführen könnte.

Dieses alles mochte jedoch so bunt durcheinander gehen als
 5 es wollte, so blieb einem jeden, der etwas aus sich zu produzieren gedachte, der nicht seinen Vorgängern die Worte und Phrasen nur aus dem Munde nehmen wollte, nichts weiter übrig, als sich früh und spät nach einem Stoffe umzusehen, den er zu benutzen gedächte. Auch hier wurden wir sehr in der Irre
 10 herumgeführt. Man trug sich mit einem Worte von Kleist ³, daß wir oft genug hören mußten. Er hatte nämlich gegen diejenigen, welche ihn wegen seiner östern einsamen Spaziergänge beriefen, scherzhaft, geistreich und wahrhaft geantwortet: er sei dabei nicht müßig, er gehe auf die Bilderjagd. Einem Edel-
 15 mann und Soldaten ziemte dies Gleichnis wohl, der sich dadurch Männern seines Standes gegenüberstellte, die mit der Flinte im Arm auf die Hasen- und Fühnerjagd, so oft sich nur Gelegenheit zeigte, auszugehen nicht versäumten. Wir finden daher in Kleists Gedichten von solchen einzelnen, glücklich auf-
 20 gehaschten, obgleich nicht immer glücklich verarbeiteten Bildern gar manches, was uns freundlich an die Natur erinnert. Nun aber ermahnte man uns auch ganz ernstlich, auf die Bilderjagd auszugehen, die uns denn doch zuletzt nicht ganz ohne Frucht ließ, obgleich Apfels Garten ⁴, die Kuchengärten ⁵, das Rosenthal, Gohlis,
 25 Raschwitz und Ronnewitz das wunderbarlichste Revier sein mochte, um poetisches Wildbret darin aufzusuchen. Und doch ward ich aus jenem Anlaß öfters betwogen, meinen Spaziergang einsam anzustellen, und weil weder von schönen noch erhabenen Gegenständen dem Beschauer viel entgegentrat, und in dem wirklich
 30 herrlichen Rosenthale zur besten Jahreszeit die Mücken keinen zarten Gedanken aufkommen ließen, so ward ich bei unermüdet fortgesetzter Bemühung auf das Kleinleben der Natur (ich

¹ S. oben, S. 301. — ² Leipzig 1757—65 von Nicolai und Mendelssohn, vom 5. Bande an von Christian Felix Weiße herausgegeben. — ³ Ewald Christian von Kleist (1715—59). Sein Gedicht „Der Frühling“ erschien 1749. — ⁴ In der Gegend der jetzigen Dorotheen- und Promenadenstraße. Goethe nennt ihn „königlich“. „Ich glaubte, ich käme in die Elysäischen Felder“ (Brief an die Schwester vom 12. Dec. 1765). — ⁵ In Reudnitz bei Leipzig.

möchte dieses Wort nach der Analogie von Stillleben gebrauchen) höchst aufmerksam, und weil die zierlichen Begebenheiten, die man in diesem Kreise gewahr wird, an und für sich wenig vorstellen, so gewöhnte ich mich, in ihnen eine Bedeutung zu sehen, die sich bald gegen die symbolische, bald gegen die allegorische 5 Seite hinneigte, je nachdem Anschauung, Gefühl oder Reflexion das Übergewicht behielt. Ein Ereignis statt vieler gedenke ich zu erzählen.

Ich war nach Menschenweise in meinen Namen verliebt und schrieb ihn, wie junge und ungebildete Leute zu thun pflegen, 10 überall an. Einst hatte ich ihn auch sehr schön und genau in die glatte Rinde eines Lindenbaums von mäßigem Alter geschnitten. Den Herbst darauf, als meine Neigung zu Annetten¹ in ihrer besten Blüte war, gab ich mir die Mühe, den ihrigen oben darüber zu schneiden. Indessen hatte ich gegen Ende des 15 Winters als ein launischer Liebender manche Gelegenheit vom Zaune gebrochen, um sie zu quälen und ihr Verdruß zu machen; Frühjahrs besuchte ich zufällig die Stelle, und der Saft, der mächtig in die Bäume trat, war durch die Einschnitte, die ihren Namen bezeichneten und die noch nicht verharzt waren, hervorgequollen und benetzte mit unschuldigen Pflanzenthänen die schon hart gewordenen Äste des meinigen. Sie also hier über mich 20 weinen zu sehen, der ich oft ihre Thränen durch meine Unarten hervorgerufen hatte, setzte mich in Bestürzung. In Erinnerung meines Unrechts und ihrer Liebe kamen mir selbst die Thränen 25 in die Augen, ich eilte, ihr alles doppelt und dreifach abzubitten, verwandelte dies Ereignis in eine Idylle², die ich niemals ohne Neigung lesen und ohne Rührung andern vortragen konnte.

Indem ich nun als ein Schäfer an der Pleiße mich in solche zarte Gegenstände kindlich genug vertiefte und immer nur solche 30 wählte, die ich geschwind in meinen Busen zurückführen konnte, so war für deutsche Dichter von einer größeren und wichtigeren Seite her längst geforgt gewesen.

Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des Siebenjährigen 35

¹ Käthchen Schenkopf, vgl. S. 299. Der Name Annette war dort noch nicht genannt. — ² Von dieser Idylle ist nichts bekannt.

Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal sein oder schal werden, die nicht auf dem Menschlich-Ersten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für einen Mann stehn. Könige sind darzustellen in Krieg
 5 und Gefahr, wo sie eben dadurch als die Ersten erscheinen, weil sie das Schicksal des Allerletzten bestimmen und teilen und dadurch viel interessanter werden als die Götter selbst, die, wenn sie Schicksale bestimmt haben, sich der Teilnahme derselben entziehen. In diesem Sinne muß jede Nation, wenn sie für irgend
 10 etwas gelten will, eine Epopöe besitzen, wozu nicht gerade die Form des epischen Gedichts nötig ist.

Die Kriegslieder¹, von Gleim angestimmt, behaupten deswegen einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der That entsprungen sind, und noch überdies,
 15 weil an ihnen die glückliche Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenste Wirksamkeit empfinden läßt.

Ramler singt auf eine andere höchst würdige Weise die Thaten seines Königs². Alle seine Gedichte sind gehaltvoll, beschäftigen uns mit großen, herzerhebenden Gegenständen und behaupten schon dadurch einen unzerstörlichen Wert.

Denn der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenstandes ist der Anfang und das Ende der Kunst. Man wird zwar nicht leugnen, daß das Genie, das ausgebildete Kunsttalent, durch
 25 Behandlung aus allem alles machen und den widerspenstigsten Stoff bezwingen könne. Genau befehen, entsteht aber alsdann immer mehr ein Kunststück als ein Kunstwerk, welches auf einem würdigen Gegenstande ruhen soll, damit uns zuletzt die Behandlung durch Geschick, Mühe und Fleiß die Würde des
 30 Stoffes nur desto glücklicher und herrlicher entgegenbringe.

Die Preußen und mit ihnen das protestantische Deutschland gewannen also für ihre Litteratur einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlte und dessen Mangel sie durch keine nachherige

¹ „Preussische Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier. Mit Melobien.“ (Erschienen 1758.) — ² In seinen zahlreichen patriotischen Oden. Karl Wilhelm Ramler (1725—98) lebte seit 1745 in Berlin, von 1780 Mitglied der Akademie und Direktor der königl. Schauspiele. Siehe oben, S. 300.

Bemühung hat ersehen können. An dem großen Begriffe, den die preußischen Schriftsteller von ihrem König hegen durften, bauten sie sich erst heran, und um desto eifriger, als derjenige, in dessen Namen sie alles thaten, ein für allemal nichts von ihnen wissen wollte.¹ Schon früher war durch die französische Kolonie, nachher durch die Vorliebe des Königs für die Bildung dieser Nation und für ihre Finanzanstalten eine Masse französischer Kultur nach Preußen gekommen, welche den Deutschen höchst förderlich ward, indem sie dadurch zu Widerspruch und Widerstreben aufgefordert wurden; ebenso war die Abneigung Friedrichs gegen das Deutsche für die Bildung des Litterarwesens ein Glück. Man that alles, um sich von dem König bemerken zu machen, nicht etwa, um von ihm geachtet, sondern nur beachtet zu werden; aber man that's auf deutsche Weise, nach innerer Überzeugung, man that, was man für recht erkannte, und wünschte und wollte, daß der König dieses deutsche Rechte anerkennen und schätzen sollte. Dies geschah nicht und konnte nicht geschehen; denn wie kann man von einem König, der geistig leben und genießen will, verlangen, daß er seine Jahre verliere, um das, was er für barbarisch hält, nur allzu spät entwickelt und genießbar zu sehen? In Handwerks- und Fabrikfachen mochte er wohl sich, besonders aber seinem Volke, statt fremder vortrefflicher Waren sehr mäßige Surrogate anzuwenden; aber hier geht alles geschwinder zur Vollkommenheit, und es braucht kein Menschenleben, um solche Dinge zur Reife zu bringen.

Eines Werks aber, der wahrsten Ausgeburt des Siebenjährigen Krieges, von vollkommenem norddeutschem Nationalgehalt, muß ich hier vor allen ehrenvoll erwähnen: es ist die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion von spezifisch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that: „Minna von Barnhelm“². Lessing, der, im Gegensatz von Klopstock und Gleim, die persönliche Würde gern wegwarf, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, gefiel sich in einem zerstreuten

¹ Vgl. des Königs Schrift: „Do la littérature allemande“ (1780). — ² Erschienen 1767 in Leipzig, zuerst aufgeführt in Leipzig am 18. Nov. 1767.

ten Wirtshaus- und Weltleben; da er gegen sein mächtig arbeitendes Innere stets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte, und so hatte er sich auch in das Gefolge des Generals Tauentzien¹ begeben. Man erkennt leicht, wie genanntes Stück zwischen

5 Krieg und Frieden, Haß und Neigung erzeugt ist. Diese Produktion war es, die den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der litterarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dicht-
 kunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete.
 Die gehässige Spannung, in welcher Preußen und Sachsen
 10 sich während dieses Kriegs gegeneinander befanden, konnte durch die Beendigung desselben nicht aufgehoben werden. Der Sachse fühlte nun erst recht schmerzlich die Wunden, die ihm der über-
 stolz gewordene Preuße geschlagen hatte. Durch den politischen Frieden konnte der Friede zwischen den Gemüthern nicht sogleich
 15 hergestellt werden. Dieses aber sollte gedachtes Schauspiel im Bilde bewirken. Die Anmut und Liebenswürdigkeit der Säch-
 sinnen überwindet den Wert, die Würde, den Starrsinn der Preußen, und sowohl an den Hauptpersonen als den Subal-
 ternen wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerstre-
 20 bender Elemente kunstgemäß dargestellt.

Habe ich durch diese kurforischen und desultorischen² Bemerkungen über deutsche Litteratur meine Leser in einige Verwir-
 rung gesetzt, so ist es mir geglückt, eine Vorstellung von jenem
 chaotischen Zustande zu geben, in welchem sich mein armes Ge-
 25 hirn befand, als im Konflikt zweier für das litterarische Vater-
 land so bedeutender Epochen so viel Neues auf mich eindrängte, ehe ich mich mit dem Alten hatte abfinden können, so viel Altes
 sein Recht noch über mich gelten machte, da ich schon Ursache
 zu haben glaubte, ihm völlig entsagen zu dürfen. Welchen Weg
 30 ich einschlug, mich aus dieser Not, wenn auch nur Schritt vor
 Schritt, zu retten, will ich gegenwärtig möglichst zu über-
 liefern suchen.

Die weitstreichige Periode, in welche meine Jugend gefallen war, hatte ich treufleißig in Gesellschaft so vieler würdigen

¹ Er trat 1760 in Breslau als Gouvernementssekretär in den Dienst des Generals. Die Zerstreuung und das bunte Soldatenleben, das er hier fand, war „das gewaltige Gegengewicht“. — ² Nicht zusammenhängend, abspringend.

Männer durchgearbeitet. Die mehreren Quartbände Manuscript, die ich meinem Vater zurückließ, konnten zum genügsamen Zeugnisse dienen, und welche Masse von Versuchen, Entwürfen, bis zur Hälfte ausgeführten Vorfällen war mehr aus Mißmut als aus Überzeugung in Rauch aufgegangen! Nun 5
 lernte ich durch Unterredung überhaupt, durch Lehre, durch so manche widerstreitende Meinung, besonders aber durch meinen Tischgenossen, den Hofrat Pfeil¹, das Bedeutende des Stoffs und das Konzise der Behandlung mehr und mehr schätzen, ohne mir jedoch klar machen zu können, wo jenes zu suchen und wie dieses zu erreichen sei. Denn bei der großen Beschränktheit meines Zustandes, bei der Gleichgültigkeit der Gefellen, dem Zurückhalten der Lehrer, der Abgesondertheit gebildeter Einwohner, bei ganz unbedeutenden Naturgegenständen war ich genötigt, alles in mir selbst zu suchen. Verlangte ich nun zu meinen 15
 Gedichten eine wahre Unterlage, Empfindung oder Reflexion, so mußte ich in meinen Busen greifen; forderte ich zu poetischer Darstellung eine unmittelbare Anschauung des Gegenstandes, der Begebenheit, so durfte ich nicht aus dem Kreise heraustreten, der mich zu berühren, mir ein Interesse einzulößen geeignet war. In diesem Sinne schrieb ich zuerst gewisse kleine Gedichte in Liederform oder freierem Silbenmaß; sie entspringen aus Reflexion, handeln vom Vergangenen und nehmen meist eine epigrammatische Wendung.²

Und so begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes 25
 Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowohl meine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen als mich im Innern deshalb zu beruhigen. Die Gabe 30
 hierzu war wohl niemand nötiger als mir, den seine Natur immerfort aus einem Extreme in das andere warf. Alles, was daher von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Konfession, welche vollständig zu machen dieses Büchlein ein gewagter Versuch ist. 35

¹ S. oben, S. 298. — ² Erhalten sind das Liederbuch „Annette“ (s. unten, S. 330) und die „Neuen Lieder, in Melobien gesetzt“ von B. Th. Breitkopf (Kölnig 1770).

Meine frühere Neigung zu Gretchen hatte ich nun auf ein Mädchen¹ übergetragen, von der ich nicht mehr zu sagen wußte, als daß sie jung, hübsch, munter, liebevoll und so angenehm war, daß sie wohl verdiente, in dem Schrein des Herzens eine
 5 Zeitlang als eine kleine Heilige aufgestellt zu werden, um ihr jede Verehrung zu widmen, welche zu erteilen oft mehr Behagen erregt als zu empfangen. Ich sah sie täglich ohne Hindernisse, sie half die Speisen bereiten, die ich genoß, sie brachte mir wenigstens abends den Wein, den ich trank, und schon unsere mit-
 10 tägige abgeschlossene Tischgesellschaft war Bürge, daß das kleine, von wenig Gästen außer der Messe besuchte Haus seinen guten Ruf wohl verdiente. Es fand sich zu mancherlei Unterhaltung Gelegenheit und Lust. Da sie sich aber aus dem Hause wenig entfernen konnte noch durste, so wurde denn doch der Zeitver-
 15 treib etwas mager. Wir sangen die Lieder von Zacharia², spielten den „Herzog Michel“ von Krüger³, wobei ein zusammengeknüpftes Schnupftuch die Stelle der Nachtigall⁴ vertreten mußte, und so ging es eine Zeitlang noch ganz leidlich. Weil aber dergleichen Verhältnisse, je unschuldiger sie sind, desto we-
 20 niger Mannigfaltigkeit auf die Dauer gewähren, so ward ich von jener bösen Sucht befallen, die uns verleitet, aus der Quälerei der Geliebten eine Unterhaltung zu schaffen und die Ergebenheit eines Mädchens mit willkürlichen und tyrannischen Grillen zu beherrschen. Die böse Laune über das Mißlingen
 25 meiner poetischen Versuche, über die anscheinende Unmöglichkeit, hierüber ins klare zu kommen und über alles, was mich hie und da sonst kneipen mochte, glaubte ich an ihr auslassen zu dürfen, weil sie mich wirklich von Herzen liebte und was sie nur immer

¹ Anna Katharina Schönkopf, s. oben, S. 299 und 310. Ende April 1766 hat Goethe Käthchen seine Liebe gestanden; im November 1767 stand die Liebe auf ihrem Höhepunkt. Im April 1768 ist aus der Liebe Freundschaft geworden. Die Schilberung Goethes ist nicht ganz richtig. Aus den Briefen an Wehrisch ergibt sich die große Leidenschaftlichkeit des Verhältnisses, und daß die Liebenden sich beide durch Eifersucht das Leben verbitterten. — ² Siehe S. 264. Von ihm erschien 1780: „Sammlung einiger musikalischer Versuche“; außerdem „Oben, Lieder und musikalische Gedichte“. — ³ Johann Christian Krüger (1722—50), Schauspieler und Theaterdichter bei der Schönemannschen Truppe; seine „Poetischen theatralischen Schriften“, herausgegeben von Löwen, erschienen in Leipzig 1763. — ⁴ Anecht Michel baut Lustschlösser auf den Erlös einer verkauften Nachtigall.

konnte, mir zu Gefallen that. Durch ungegründete und abge-
 schmackte Eifersüchteleien verdarb ich mir und ihr die schönsten
 Tage. Sie ertrug es eine Zeitlang mit unglaublicher Geduld,
 die ich grausam genug war, außs äußerste zu treiben. Allein zu
 meiner Beschämung und Verzweiflung mußte ich endlich be- 5
 merken, daß sich ihr Gemüt von mir entfernt habe, und daß
 ich nun wohl zu den Tollheiten berechtigt sein möchte, die ich
 mir ohne Not und Ursache erlaubt hatte. Es gab auch schreck-
 liche Szenen unter uns, bei welchen ich nichts gewann; und nun
 fühlte ich erst, daß ich sie wirklich liebte und daß ich sie nicht 10
 entbehren könne. Meine Leidenschaft wuchs und nahm alle
 Formen an, deren sie unter solchen Umständen fähig ist; ja zu-
 letzt trat ich in die bisherige Rolle des Mädchens. Alles Mög-
 liche suchte ich hervor, um ihr gefällig zu sein, ihr sogar durch
 andere Freude zu verschaffen; denn ich konnte mir die Hoffnung, 15
 sie wiederzugewinnen, nicht versagen. Allein es war zu spät!
 ich hatte sie wirklich verloren, und die Tollheit, mit der ich
 meinen Fehler an mir selbst rächte, indem ich auf mancherlei
 unsinnige Weise in meine physische Natur stürmte, um der sitt-
 lichen etwas zuleide zu thun, hat sehr viel zu den körperlichen 20
 Übeln beigetragen, unter denen ich einige der besten Jahre
 meines Lebens verlor; ja ich wäre vielleicht an diesem Verlust
 völlig zu Grunde gegangen, hätte sich nicht hier das poetische
 Talent mit seinen Heilkräften besonders hülfreich erwiesen.

Schon früher hatte ich in manchen Intervallen meine Un- 25
 art deutlich genug wahrgenommen. Das arme Kind dauerte
 mich wirklich, wenn ich sie so ganz ohne Not von mir verlegt
 sah. Ich stellte mir ihre Lage, die meinige und dagegen den
 zufriedenen Zustand eines andern Paares¹ aus unserer Gesell-
 schaft so oft und so umständlich vor, daß ich endlich nicht lassen 30
 konnte, diese Situation zu einer quälenden und belehrenden
 Buße dramatisch zu behandeln. Daraus entsprang die älteste
 meiner überbliebenen dramatischen Arbeiten, das kleine Stück
 „Die Lanne des Verliebten“², an dessen unschuldigem Wesen man
 zugleich den Drang einer siedenden Leidenschaft gewahr wird. 35

¹ Konstanze Dreitkopf (s. unten, 8. Buch) und Horn (s. oben, S. 263). —

² Siehe Band 6 unserer Ausgabe.

Allein mich hatte eine tiefe, bedeutende, drangvolle Welt schon früher angesprochen. Bei meiner Geschichte mit Gretchen und an den Folgen derselben hatte ich zeitig in die seltsamen Irrgänge geblickt, mit welchen die bürgerliche Societät unter-
 5 miniert ist. Religion, Sitte, Gesetz, Stand, Verhältnisse, Gewohnheit, alles beherrscht nur die Oberfläche des städtischen Daseins. Die von herrlichen Häusern eingefassten Straßen werden reinlich gehalten und jedermann trägt sich daselbst anständig genug; aber im Innern sieht es öfters um desto wüster
 10 aus, und ein glattes Äußere übertüncht als ein schwacher Bewurf manches morsche Gemäuer, das über Nacht zusammenstürzt und eine desto schrecklichere Wirkung hervorbringt, als es mitten in den friedlichen Zustand hereinbricht. Wie viele Familien hatte ich nicht schon näher und ferner durch Ban-
 15 kerotte, Ehescheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebstähle, Vergiftungen entweder ins Verderben stürzen oder auf dem Rande kümmerlich erhalten sehen, und hatte, so jung ich war, in solchen Fällen zu Rettung und Hülfe öfters die Hand geboten; denn da meine Offenheit Zutrauen erweckte, meine Ver-
 20 schwiegenheit erprobt war, meine Thätigkeit keine Opfer scheute und in den gefährlichsten Fällen am liebsten wirken mochte, so fand ich oft genug Gelegenheit zu vermitteln, zu vertuschen, den Wetterstrahl abzuleiten und was sonst nur alles geleistet werden kann, wobei es nicht fehlen konnte, daß ich sowohl an mir
 25 selbst als durch andere zu manchen kränkenden und demütigenden Erfahrungen gelangen mußte. Um mir Luft zu verschaffen, entwarf ich mehrere Schauspiele¹ und schrieb die Expositionen von den meisten. Da aber die Verwickelungen jederzeit ängstlich werden mußten und fast alle diese Stücke mit einem tragi-
 30 schen Ende drohten, ließ ich eins nach dem andern fallen. Die „Mitschuldigen“² sind das einzige fertig Gewordene, dessen heiteres und burleskes Wesen auf dem düsteren Familiengrunde als von etwas Bänglichem begleitet erscheint, so daß es bei der Vorstellung im ganzen ängstiget, wenn es im einzelnen ergötzt.
 35 Die hart ausgesprochenen widergesetzlichen Handlungen verletzen

¹ Vgl. die Nummerlung am Schlusse des Bandes. — ² S. Band 6 unserer Ausgabe. Die erhaltenen Handschriften der „Mitschuldigen“ stammen erst aus dem Jahre 1769.

das ästhetische und moralische Gefühl, und deswegen konnte das Stück auf dem deutschen Theater keinen Eingang gewinnen, obgleich die Nachahmungen desselben, welche sich fern von jenen Klippen gehalten, mit Beifall aufgenommen worden.¹

Beide genannte Stücke jedoch sind, ohne daß ich mir dessen 5 bewußt gewesen wäre, in einem höheren Gesichtspunkte geschrieben. Sie deuten auf eine vorsichtige Duldung bei moralischer Zurechnung und sprechen in etwas herben und derben Zügen jenes höchst christliche Wort spielend aus: wer sich ohne Sünde fühlt, der hebe den ersten Stein auf. 10

Über diesen Ernst, der meine ersten Stücke verdüsterte, be- 15 ging ich den Fehler, sehr günstige Motive zu versäumen, welche ganz entschieden in meiner Natur lagen. Es entwickelte sich nämlich unter jenen ernstern, für einen jungen Menschen fürchter- 20 lichen Erfahrungen in mir ein verwegener Humor, der sich dem Augenblick überlegen fühlt, nicht allein keine Gefahr scheut, sondern sie vielmehr mutwillig herbeilockt. Der Grund davon lag in dem Übermute, in welchem sich das kräftige Alter so sehr gefällt, und der, wenn er sich possenhast äußert, sowohl im Augenblick als in der Erinnerung viel Vergnügen macht. Diese 25 Dinge sind so gewöhnlich, daß sie in dem Wörterbuche unserer jungen akademischen Freunde Suiten genannt werden, und daß man wegen der nahen Verwandtschaft ebensogut Suiten reißen sagt als Poffen reißen.

Solche humoristische Kühnheiten, mit Geist und Sinn auf 25 das Theater gebracht, sind von der größten Wirkung. Sie unterscheiden sich von der Intrigue dadurch, daß sie momentan sind, und daß ihr Zweck, wenn sie ja einen haben sollten, nicht in der Ferne liegen darf. Beaumarchais hat ihren ganzen Wert gefaßt, und die Wirkungen seiner Figaros² entspringen vorzüg- 30 lich daher. Wenn nun solche gutmütige Schalks- und Halbschelmestreiche zu edlen Zwecken mit persönlicher Gefahr ausgeübt werden, so sind die daraus entspringenden Situationen,

¹ Die „Witschnsbigen“, die 1787 im Druck erschienen, wurden erst 1805 und zwar von Goethe selbst auf die Bühne gebracht. Von den Nachahmungen sei erwähnt das Lustspiel von N. Albrecht: „Alle strafbar“ (Leipzig 1795). — ² Im „Werbier von Sevilla“ (1775) und der „Hochzeit des Figaro“ (1784).

ästhetisch und moralisch betrachtet, für das Theater von dem größten Wert; wie denn z. B. die Oper „Der Wasserträger“¹ vielleicht das glücklichste Sujet behandelt, das wir je auf dem Theater gesehen haben.

- 5 Um die unendliche Langerweile des täglichen Lebens zu erheitern, übte ich unzählige solcher Streiche, theils ganz vergeblich, theils zu Zwecken meiner Freunde, denen ich gern gefällig war. Für mich selbst wußte ich nicht, daß ich ein einzig Mal hiebei absichtlich gehandelt hätte, auch kam ich niemals darauf, ein
10 Unterfangen dieser Art als einen Gegenstand für die Kunst zu betrachten; hätte ich aber solche Stoffe, die mir so nahe zur Hand lagen, ergriffen und ausgebildet, so wären meine ersten Arbeiten heiterer und brauchbarer gewesen. Einiges, was hieher gehört, kommt zwar später bei mir vor, aber einzeln und ab-
15 sichtlich.

- Dem da uns das Herz immer näher liegt als der Geist, und uns dann zu schaffen macht, wenn dieser sich wohl zu helfen weiß, so waren mir die Angelegenheiten des Herzens immer als die wichtigsten erschienen. Ich ermüdete nicht, über Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menschlichen Wesens,
20 sittliche Sinnlichkeit und über alle das Hohe und Tiefe nachzudenken, dessen Verknüpfung in unserer Natur als das Räthsel des Menschenlebens betrachtet werden kann. Auch hier suchte ich das, was mich quälte, in einem Lied, einem Epigramm, in
25 irgend einem Reim loszuwerden, die, weil sie sich auf die eigensten Gefühle und auf die besondern Umstände bezogen, kaum jemand anderes interessieren konnten als mich selbst.

- Meine äußeren Verhältnisse hatten sich indessen nach Verlauf weniger Zeit gar sehr verändert. Madame Böhme war
30 nach einer langen und traurigen Krankheit endlich gestorben²; sie hatte mich zuletzt nicht mehr vor sich gelassen. Ihr Mann konnte nicht sonderlich mit mir zufrieden sein; ich schien ihm

¹ Von Cherubini: „Les deux journées“ (1800); Graf Armand, Parlamentspräsident, auf dessen Kopf Kardinal Mazarin einen hohen Preis gesetzt hatte, wird von dem Wasserträger Micheli in einem Wasserfaß verborgen und aus Paris gebracht. — ² Am 17. Februar 1767. S. oben, S. 282.

nicht fleißig genug und zu leichtsinnig. Besonders nahm er es mir sehr übel, als ihm verraten wurde, daß ich im deutschen Staatsrechte, anstatt gehörig nachzuschreiben, die darin aufgeführten Personen, als den Kammerrichter, die Präsidenten und Beisitzer, mit seltsamen Perücken an dem Rand meines Heftes 5 abgebildet und durch diese Possen meine aufmerksamen Nachbarn zerstreut und zum Lachen gebracht hatte. Er lebte nach dem Verlust seiner Frau noch eingezogener als vorher, und ich vermied ihn zuletzt, um seinen Vorwürfen auszuweichen. Besonders aber war es ein Unglück, daß Gellert sich nicht der 10 Gewalt bedienen wollte, die er über uns hätte ausüben können. Freilich hatte er nicht Zeit, den Beichtvater zu machen und sich nach der Sinnesart und den Gebrechen eines jeden zu erkundigen; daher nahm er die Sache sehr im ganzen und glaubte uns mit den kirchlichen Anstalten zu bezwingen; deswegen er 15 gewöhnlich, wenn er uns einmal vor sich ließ, mit gesenktem Köpfchen und der weinerlich angenehmen Stimme zu fragen pflegte, ob wir denn auch fleißig in die Kirche gingen, wer unser Beichtvater sei und ob wir das heilige Abendmahl genöffen? Wenn wir nun bei diesem Examen schlecht bestanden, so wurden 20 wir mit Wehklagen entlassen; wir waren mehr verdrießlich als erbaut, konnten aber doch nicht umhin, den Mann herzlich lieb zu haben.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unterlassen, aus meiner frühern Jugend etwas nachzuholen, um anschaulich zu machen, 25 wie die großen Angelegenheiten der kirchlichen Religion mit Folge und Zusammenhang behandelt werden müssen, wenn sie sich fruchtbar, wie man von ihr erwartet, beweisen soll. Der protestantische Gottesdienst hat zu wenig Fülle und Konsequenz, als daß er die Gemeinde zusammenhalten könnte; daher ge- 30 schieht es leicht, daß Glieder sich von ihr absondern und entweder kleine Gemeinen bilden oder ohne kirchlichen Zusammenhang nebeneinander geruhig ihr bürgerliches Wesen treiben. So klagte man schon vor geraumer Zeit, die Kirchgänger verminderten sich von Jahr zu Jahr und in eben dem Verhältnis 35 die Personen, welche den Genuß des Nachtmahls verlangten. Was beides, besonders aber das letztere betrifft, liegt die Ur-

sache sehr nah; doch wer wagt sie auszusprechen? Wir wollen es versuchen.

In sittlichen und religiösen Dingen ebensowohl als in physischen und bürgerlichen mag der Mensch nicht gern etwas aus dem Stegreife thun; eine Folge, woraus Gewohnheit entspringt, ist ihm nötig; das, was er lieben und leisten soll, kann er sich nicht einzeln, nicht abgerissen denken, und um etwas gern zu wiederholen, muß es ihm nicht fremd geworden sein. Fehlt es dem protestantischen Kultus im ganzen an Fülle, so unter-
 suche man das Einzelne, und man wird finden, der Protestant hat zu wenig Sakramente, ja er hat nur eins, bei dem er sich thätig erweist, das Abendmahl; denn die Taufe sieht er nur an andern vollbringen, und es wird ihm nicht wohl dabei. Die Sakramente sind das Höchste der Religion, das sinnliche Symbol einer außerordentlichen göttlichen Gunst und Gnade. In dem Abendmahle sollen die irdischen Lippen ein göttliches Wesen verkörpert empfangen und unter der Form irdischer Nahrung einer himmlischen theilhaftig werden. Dieser Sinn ist in allen christlichen Kirchen ebenderjelbe, es werde nun das Sakrament mit mehr oder weniger Ergebung in das Geheimnis, mit mehr oder weniger Akkommodation an das, was verständlich ist, genossen; immer bleibt es eine heilige große Handlung, welche sich in der Wirklichkeit an die Stelle des Möglichen oder Unmöglichen, an die Stelle desjenigen setzt, was der Mensch weder erlangen noch entbehren kann. Ein solches Sakrament dürfte aber nicht allein stehen; kein Christ kann es mit wahrer Freude, wozu es gegeben ist, genießen, wenn nicht der symbolische oder sakramentalische Sinn in ihm genährt ist. Er muß gewohnt sein, die innere Religion des Herzens und die der äußeren Kirche als vollkommen eins anzusehen, als das große allgemeine Sakrament, das sich wieder in so viel andere zergliedert und diesen Theilen seine Heiligkeit, Unzerstörlichkeit und Ewigkeit mittheilt.

Hier reicht ein jugendliches Paar sich einander die Hände, nicht zum vorübergehenden Gruß oder zum Tanze; der Priester spricht seinen Segen darüber aus, und das Band ist unauflöslich. Es währt nicht lange, so bringen diese Gatten ein Eben-

bild an die Schwelle des Altars; es wird mit heiligem Wasser gereinigt und der Kirche dergestalt einverleibt, daß es diese Wohlthat nur durch den ungeheuersten Abfall verschmerzen kann. Das Kind übt sich im Leben an den irdischen Dingen selbst heran, in himmlischen muß es unterrichtet werden. Zeigt sich bei der Prüfung, daß dies vollständig geschehen sei, so wird es nunmehr als wirklicher Bürger, als wahrhafter und freiwilliger Bekenner in den Schoß der Kirche aufgenommen, nicht ohne äußere Zeichen der Wichtigkeit dieser Handlung. Nun ist er erst entschieden ein Christ, nun kennt er erst die Vorteile, jedoch auch die Pflichten. Aber inzwischen ist ihm als Menschen manches Wunderliche begegnet, durch Lehren und Strafen ist ihm aufgegangen, wie bedenklich es mit seinem Innern aussehe, und immerfort wird noch von Lehren und von Übertretungen die Rede sein; aber die Strafe soll nicht mehr stattfinden. Hier ist ihm nun in der unendlichen Verworrenheit, in die er sich bei dem Widerstreit natürlicher und religiöser Forderungen verwickeln muß, ein herrliches Auskunftsmittel gegeben, seine Thaten und Unthaten, seine Gebrechen und Zweifel einem würdigen, eigens dazu bestellten Manne zu vertrauen, der ihn zu beruhigen, zu warnen, zu stärken, durch gleichfalls symbolische Strafen zu züchtigen und ihn zuletzt durch ein völliges Auslöschen seiner Schuld zu beseligen und ihm rein und abgewaschen die Tafel seiner Menschheit wieder zu übergeben weiß. So durch mehrere sakramentliche Handlungen, welche sich wieder bei genauerer Ansicht in sakramentliche kleinere Züge verzweigen, vorbereitet und rein beruhigt, kniet er hin, die Hostie zu empfangen; und daß ja das Geheimnis dieses hohen Akts noch gesteigert werde, sieht er den Kelch nur in der Ferne, es ist kein gemeines Essen und Trinken, was befriedigt, es ist eine Himmelspeise, die nach himmlischem Tranke durstig macht.

Jedoch glaube der Jüngling nicht, daß es damit abgethan sei; selbst der Mann glaube es nicht! Denn wohl in irdischen Verhältnissen gewöhnen wir uns zuletzt, auf uns selber zu stehen, und auch da wollen nicht immer Kenntnisse, Verstand und Charakter hinreichen; in himmlischen Dingen dagegen lernen wir nie aus. Das höhere Gefühl in uns, das sich oft selbst

nicht einmal recht zu Hause findet, wird noch überdies von so viel Aüßerem bedrängt, daß unser eignes Vermögen wohl schwerlich alles darreicht, was zu Rat, Trost und Hülfe nötig wäre. Dazu aber verordnet findet sich nun auch jenes Heilmittel für das ganze Leben, und stets harret ein einsichtiger, frommer Mann, um Irrende zurechtzuweisen und Gequälte zu erledigen.

Und was nun durch das ganze Leben so erprobt worden, soll an der Pforte des Todes alle seine Heilkräfte zehnfach thätig erweisen. Nach einer von Jugend auf eingeleiteten zutraulichen Gewohnheit nimmt der Hinfällige jene symbolischen deutlichen Versicherungen mit Inbrunst an, und ihm wird da, wo jede irdische Garantie verschwindet, durch eine himmlische für alle Ewigkeit ein seliges Dasein zugesichert. Er fühlt sich entschieden überzeugt, daß weder ein feindseliges Element, noch ein mißwollender Geist ihn hindern könne, sich mit einem verklärten Leibe zu umgeben, um in unmittelbaren Verhältnissen zur Gottheit an den unermesslichen Seligkeiten teilzunehmen, die von ihr ausfließen.

Zum Schluffe werden sodann, damit der ganze Mensch geheiligt sei, auch die Füße gesalbt und gesegnet. Sie sollen selbst bei möglicher Genesung einen Widerwillen empfinden, diesen irdischen, harten, undurchdringlichen Boden zu berühren. Ihnen soll eine wunderfame Schnellkraft mitgeteilt werden, wodurch sie den Erdschollen, der sie bisher anzog, unter sich abstoßen. Und so ist durch einen glänzenden Zirkel gleichwürdig heiliger Handlungen, deren Schönheit von uns nur kurz angedeutet worden, Wiege und Grab, sie mögen zufällig noch so weit auseinander gerückt liegen, in einem stetigen Kreise verbunden.

Aber alle diese geistigen Wunder entsprossen nicht wie andere Früchte dem natürlichen Boden, da können sie weder gesäet, noch gepflanzt, noch gepflegt werden. Aus einer andern Region muß man sie herüberflehen, welches nicht jedem, noch zu jeder Zeit gelingen würde. Hier entgegnet uns nun das höchste dieser Symbole aus alter frommer Überlieferung. Wir hören, daß ein Mensch vor dem andern von oben begünstigt, gesegnet und geheiligt werden könne. Damit aber dies ja nicht

als Naturgabe erscheine, so muß diese große, mit einer schweren Pflicht verbundene Günst von einem Berechtigten auf den andern übertragen, und das größte Gut, was ein Mensch erlangen kann, ohne daß er jedoch dessen Besitz von sich selbst weder erlangen noch ergreifen könne, durch geistige Erbschaft auf Erden erhalten und verewigt werden. Ja, in der Weihe des Priesters ist alles zusammengefaßt, was nötig ist, um diejenigen heiligen Handlungen wirksam zu begehen, wodurch die Menge begünstigt wird, ohne daß sie irgend eine andere Thätigkeit dabei nötig hätte als die des Glaubens und des unbedingten Zutrauens. Und so tritt der Priester in der Reihe seiner Vorfahren und Nachfolger, in dem Kreise seiner Mitgesalbten den höchsten Segnenden darstellend, um so herrlicher auf, als es nicht er ist, den wir verehren, sondern sein Amt, nicht sein Wirt, vor dem wir die Kniee biegen, sondern der Segen, den er erteilt, und der um desto heiliger, unmittelbarer vom Himmel zu kommen scheint, weil ihn das irdische Werkzeug nicht einmal durch sündhaftes, ja lasterhaftes Wesen schwächen oder gar entkräften könnte.

Wie ist nicht dieser wahrhaft geistige Zusammenhang im Protestantismus zersplittert! indem ein Teil gedachter Symbole für apokryphisch und nur wenige für kanonisch erklärt werden, und wie will man uns durch das Gleichgültige der einen zu der hohen Würde der andern vorbereiten?

Ich ward zu meiner Zeit bei einem guten, alten, schwachen Geistlichen¹, der aber seit vielen Jahren der Beichtvater des Hauses gewesen, in den Religionsunterricht gegeben. Den Katechismus, eine Paraphrase desselben, die Heilsordnung wußte ich an den Fingern herzuerzählen, von den kräftig beweisenden biblischen Sprüchen fehlte mir keiner, aber von alledem erntete ich keine Frucht; denn als man mir versicherte, daß der brave alte Mann seine Hauptprüfung nach einer alten Formel einrichtete, so verlor ich alle Lust und Liebe zur Sache, ließ mich die letzten acht Tage in allerlei Zerstreungen ein, legte die von einem ältern Freund erborgten, dem Geistlichen abgewonnenen

¹ Johann Georg Schmidt, Pfarrer an der Hospitalkirche, geboren 1694. Die Einsegnung fand wahrscheinlich 1762 statt.

Blätter in meinen Hut und laß gemüt- und sinnlos alles dasjenige her, was ich mit Gemüt und Überzeugung wohl zu äußern gewußt hätte.

Aber ich fand meinen guten Willen und mein Aufstreben
 5 in diesem wichtigen Falle durch trocknen geistlosen Schlendrian
 noch schlimmer paralyßiert, als ich mich nunmehr dem Beicht-
 stuhle nahen sollte. Ich war mir wohl mancher Gebrechen,
 aber doch keiner großen Fehler bewußt, und gerade das Be-
 wußtsein verringerte sie, weil es mich auf die moralische Kraft
 10 wies, die in mir lag und die mit Vorsatz und Beharrlichkeit
 doch wohl zuletzt über den alten Adam Herr werden sollte. Wir
 waren belehrt, daß wir eben darum viel besser als die Katho-
 liken seien, weil wir im Beichtstuhl nichts Besondere zu bekennen
 brauchten, ja, daß es auch nicht einmal schädlich wäre, selbst
 15 wenn wir es thun wollten. Dieses letzte war mir gar nicht
 recht, denn ich hatte die seltsamsten religiösen Zweifel, die ich
 gern bei einer solchen Gelegenheit berichtet hätte. Da nun
 dieses nicht sein sollte, so verfaßte ich mir eine Beichte, die, in-
 dem sie meine Zustände wohl ausdrückte, einem verständigen
 20 Manne dasjenige im allgemeinen bekennen sollte, was mir im
 einzelnen zu sagen verboten war. Aber als ich in das alte
 Barfüßerchor hineintrat, mich den wunderlichen vergitterten
 Schränken näherte, in welchen die geistlichen Herren sich zu
 diesem Akte einzufinden pflegten, als mir der Glöckner die Thür
 25 eröffnete und ich mich nun gegen meinen geistlichen Großvater
 in dem engen Raume eingesperrt sah, und er mich mit seiner
 schwachen näseluden Stimme willkommen hieß, erlosch auf ein-
 mal alles Licht meines Geistes und Herzens, die wohl memo-
 rierte Beichtrede wollte mir nicht über die Lippen, ich schlug in
 30 der Verlegenheit das Buch auf, das ich in Händen hatte, und
 laß daraus die erste beste kurze Formel, die so allgemein war,
 daß ein jeder sie ganz geruhig hätte aussprechen können. Ich
 empfing die Absolution und entfernte mich weder warm noch
 kalt, ging den andern Tag mit meinen Eltern zu dem Tische
 35 des Herrn und betrug mich ein paar Tage, wie es sich nach
 einer so heiligen Handlung wohl ziemte.

In der Folge trat jedoch bei mir das Übel hervor, welches

aus unserer durch mancherlei Dogmen komplizierten, auf Bibel-
 sprüche, die mehrere Auslegungen zulassen, gegründeten Religion
 bedenkliche Menschen dergestalt anfällt, daß es hypochondrische
 Zustände nach sich zieht und diese bis zu ihrem höchsten Gipfel
 zu fixen Ideen steigert. Ich habe mehrere Menschen gekannt, 5
 die bei einer ganz verständigen Sinnes- und Lebensweise sich
 von dem Gedanken an die Sünde in den heiligen Geist und von
 der Angst, solche begangen zu haben, nicht losmachen konnten.
 Ein gleiches Unheil drohte mir in der Materie von dem Abend-
 mahl. Es hatte nämlich schon sehr früh der Spruch, daß einer, 10
 der das Sakrament unwürdig genieße, sich selbst das Gericht
 esse und trinke, einen ungeheuren Eindruck auf mich gemacht.
 Alles Furchtbare, was ich in den Geschichten der Mittelzeit von
 Gottesurteilen, den seltsamsten Prüfungen durch glühendes Eisen,
 flammendes Feuer, schwellendes Wasser¹ gelesen hatte, selbst 15
 was uns die Bibel von der Quelle erzählt, die dem Unschuldigen
 wohl bekommt, den Schuldigen aufbläht und bersten macht²,
 das alles stellte sich meiner Einbildungskraft dar und vereinigte
 sich zu dem höchsten Furchtbaren, indem falsche Zusage, Heuchel-
 lei, Meineid, Gotteslästerung alles bei der heiligsten Handlung 20
 auf dem Unwürdigen zu lasten schien, welches um so schreck-
 licher war, als ja niemand sich für würdig erklären durfte, und
 man die Vergebung der Sünden, wodurch zuletzt alles ausge-
 glichen werden sollte, doch auf so manche Weise bedingt fand, daß
 man nicht sicher war, sie sich mit Freiheit zueignen zu dürfen. 25

Dieser düstre Skrupel quälte mich dergestalt, und die Aus-
 kunft, die man mir als hinreichend vorstellen wollte, schien mir
 so kahl und schwach, daß jenes Schreckbild nur an furchtbarem
 Ansehen dadurch gewann und ich mich, sobald ich Leipzig er-
 reicht hatte, von der kirchlichen Verbindung ganz und gar los- 30
 zuwinden suchte. Wie drückend mußten mir daher Gellerts An-
 nahmungen werden, den ich bei seiner ohnehin lakonischen Be-

¹ Bei der Feuerprobe mußte der Angeklagte ein glühendes Eisen mit bloßer Hand einige Schritte tragen, oder über glühende Kohlen oder durch ein Feuer gehen. Von den Arten der Wasserprobe ist hier die gemeint, bei der der Beschuldigte einen Ring oder einen Stein aus einem Kessel siedenden Wassers holen mußte. — ² Vgl. 4. Buch Moses, 5, 26—28.

handlungsart, womit er unsere Zudringlichkeit abzulehnen genötigt war, mit solchen wunderlichen Fragen nicht belästigen wollte, um so weniger, als ich mich derselben in heitern Stunden selbst schämte und zuletzt diese feltjame Gewissensangst mit
 5 Kirche und Altar völlig hinter mir ließ.

Gellert hatte sich nach seinem frommen Gemüth eine Moral aufgesetzt, welche er von Zeit zu Zeit öffentlich ablas und sich dadurch gegen das Publikum auf eine ehrenvolle Weise seiner
 10 Pflicht entledigte. Gellerts Schriften waren so lange schon das Fundament der deutschen sittlichen Kultur, und jedermann wünschte sehnlich, jenes Werk gedruckt zu sehen, und da dieses nur nach des guten Mannes Tode geschehen sollte, so hielt man sich sehr glücklich, es bei seinem Leben von ihm selbst vortragen zu hören. Das philosophische Auditorium war in solchen Stun-
 15 den gedrängt voll, und die schöne Seele, der reine Wille, die Theilnahme des edlen Mannes an unserem Wohl, seine Ermahnungen, Warnungen und Bitten, in einem etwas hohlen und traurigen Tone vorgebracht, machten wohl einen augenblicklichen Eindruck; allein er hielt nicht lange nach, um so weniger,
 20 als sich doch manche Spötter fanden, welche diese weiche und, wie sie glaubten, entnervende Manier uns verdächtig zu machen wußten. Ich erinnere mich eines durchreisenden Franzosen, der sich nach den Maximen und Gesinnungen des Mannes erkundigte, welcher einen so ungeheuern Zulauf hatte. Als wir ihm
 25 den nötigen Bericht gegeben, schüttelte er den Kopf und sagte lächelnd: „Laissez le faire, il nous forme des dupes.“

Und so wußte denn auch die gute Gesellschaft, die nicht leicht etwas Würdiges in ihrer Nähe dulden kann, den sittlichen Einfluß, welchen Gellert auf uns haben mochte, gelegentlich zu
 30 verkümmern. Bald wurde es ihm übel genommen, daß er die vornehmen und reichen Dänen, die ihm besonders empfohlen waren, besser als die übrigen Studierenden unterrichtete und eine ausgezeichnete Sorge für sie trage; bald wurde es ihm als Eigen-
 35 nütz und Nepotismus angerechnet, daß er eben für diese jungen Männer einen Mittagstisch bei seinem Bruder¹ einrichten lassen.

¹ Er war Fechtmeister, später Oberpostkommissar.

Dieser, ein großer, ansehnlicher, derber, kurz gebundener, etwas roher Mann, sollte Fechtmeister gewesen sein und bei allzu-großer Nachsicht seines Bruders die edlen Tischgenossen manch-mal hart und rauh behandeln; daher glaubte man nun wieder sich dieser jungen Leute annehmen zu müssen und zerrte so den 5 guten Namen des trefflichen Gellert dergestalt hin und wieder, daß wir zuletzt, um nicht irre an ihm zu werden, gleichgültig gegen ihn wurden und uns nicht mehr vor ihm sehen ließen; doch grüßten wir ihn immer auf das beste, wenn er auf seinem zahmen Schimmel einhergeritten kam. Dieses Pferd hatte ihm 10 der Kurfürst¹ geschenkt, um ihn zu einer seiner Gesundheit so nötigen Bewegung zu verbinden, eine Auszeichnung, die ihm nicht leicht zu verzeihen war.

Und so rückte nach und nach der Zeitpunkt heran, wo mir alle Autorität verschwinden und ich selbst an den größten und 15 besten Individuen, die ich gekannt oder mir gedacht hatte, zweifeln, ja verzwweifeln sollte.

Friedrich der Zweite stand noch immer über allen vorzüglichen Männern des Jahrhunderts in meinen Gedanken, und es mußte mir daher sehr befremdend vorkommen, daß ich ihn so 20 wenig vor den Einwohnern von Leipzig als sonst in meinem großväterlichen Hause loben durfte. Sie hatten freilich die Hand des Krieges schwer gefühlt², und es war ihnen deshalb nicht zu verargen, daß sie von demjenigen, der ihn begonnen und fort-gesetzt, nicht das Beste dachten. Sie wollten ihn daher wohl 25 für einen vorzüglichen, aber keineswegs für einen großen Mann gelten lassen. Es sei keine Kunst, sagten sie, mit großen Mitteln einiges zu leisten; und wenn man weder Ländel, noch Geld, noch Blut schone, so könne man zuletzt schon seinen Vor-satz ausführen. Friedrich habe sich in keinem seiner Pläne und in 30 nichts, was er sich eigentlich vorgenommen, groß bewiesen. Solange es von ihm abgehungen, habe er nur immer Fehler gemacht, und das Außerordentliche sei nur alsdann zum Vor-schein gekommen, wenn er genötigt gewesen, eben diese Fehler

¹ Vielmehr Prinz Heinrich von Preußen. — ² Leipzig mußte an Friedrich II. ungefähr 10 Millionen Thaler Kontribution bezahlen.

wieder gut zu machen; und bloß daher sei er zu dem großen Stufe gelangt, weil jeder Mensch sich dieselbige Gabe wünsche, die Fehler, die man häufig begehet, auf eine geschickte Weise wieder ins Gleiche zu bringen. Man dürfe den Siebenjährigen Krieg nur Schritt vor Schritt durchgehen, so werde man finden, daß der König seine treffliche Armee ganz unnützerweise aufgeopfert und selbst schuld daran gewesen, daß diese verderbliche Fehde sich so sehr in die Länge gezogen. Ein wahrhaft großer Mann und Heerführer wäre mit seinen Feinden viel geschwinder fertig geworden. Sie hatten, um diese Gesinnungen zu behaupten, ein unendliches Detail anzuführen, welches ich nicht zu leugnen wußte, und nach und nach die unbedingte Verehrung erkalten fühlte, die ich diesem merkwürdigen Fürsten von Jugend auf gewidmet hatte.

Wie mich nun die Einwohner von Leipzig um das angenehme Gefühl brachten, einen großen Mann zu verehren, so verminderte ein neuer Freund, den ich zu der Zeit gewann, gar sehr die Achtung, welche ich für meine gegenwärtigen Mitbürger hegte. Dieser Freund war einer der wunderlichsten Käuze, die es auf der Welt geben kann. Er hieß Behrisch¹ und befand sich als Hofmeister bei dem jungen Grafen Lindenau. Schon sein Äußeres war sonderbar genug. Gager und wohlgebaut, weit in den Dreißigen, eine sehr große Nase und überhaupt markierte Züge; eine Haartour, die man wohl eine Perücke hätte nennen können, trug er vom Morgen bis in die Nacht, kleidete sich sehr nett und ging niemals aus, als den Degen an der Seite und den Hut unter dem Arm. Er war einer von den Menschen, die eine ganz besondere Gabe haben, die Zeit zu verderben, oder vielmehr, die aus nichts etwas zu machen wissen, um sie zu vertreiben. Alles, was er that, mußte mit Langsamkeit und einem gewissen Anstand geschehen, den man affektiert hätte nennen können, wenn Behrisch nicht schon von Natur etwas Affektiertes in seiner Art gehabt hätte. Er ähnelte einem

¹ Ernst Wolfgang Behrisch (1738—1809), ältester Sohn des Hofrats Behrisch in Dresden, war seit 1760 in Leipzig und hatte die Hofmeisterstelle durch Empfehlung Gellerts erhalten. Siehe unten, S. 337f.

alten Franzosen, auch sprach und schrieb er sehr gut und leicht französisch. Seine größte Lust war, sich ernsthaft mit possenhafsten Dingen zu beschäftigen und irgend einen albernen Einfall bis ins Unendliche zu verfolgen. So trug er sich beständig grau, und weil die verschiedenen Teile seines Anzuges von ver- 5
 schiedenen Zeugen und also auch Schattierungen waren, so konnte er tagelang darauf sinnen, wie er sich noch ein Grau mehr auf den Leib schaffen wollte, und war glücklich, wenn ihm das gelang und er uns beschämen konnte, die wir daran gezweifelt oder es für unmöglich erklärt hatten. Alsdann hielt er uns lange Straßpredigten über unsern Mangel an Erfin- 10
 dungskraft und über unsern Unglauben an seine Talente.

Übrigens hatte er gute Studien, war besonders in den neueren Sprachen und ihren Litteraturen bewandert und schrieb eine vortreffliche Hand. Mir war er sehr gewogen, und ich, 15
 der ich immer gewohnt und geneigt war, mit ältern Personen umzugehen, attachierte mich bald an ihn. Mein Umgang diente auch ihm zur besondern Unterhaltung, indem er Vergnügen daran fand, meine Unruhe und Ungeduld zu zähmen, womit ich ihm dagegen auch genug zu schaffen machte. In der Dicht- 20
 kunst hatte er dasjenige, was man Geschmack nannte, ein gewisses allgemeines Urtheil über das Gute und Schlechte, das Mittelmäßige und Zulässige; doch war sein Urtheil mehr tadelnd, und er zerstörte noch den wenigen Glauben, den ich an gleich-
 zeitige Schriftsteller bei mir hegte, durch lieblose Anmerkungen, 25
 die er über die Schriften und Gedichte dieses und jenes mit Wit und Laune vorzubringen wußte. Meine eigenen Sachen nahm er mit Nachsicht auf und ließ mich gewähren, nur unter der Bedingung, daß ich nichts sollte drucken lassen. Er ver-
 sprach mir dagegen, daß er diejenigen Stücke, die er für gut 30
 hielt, selbst abschreiben und in einem schönen Bande mir ver-
 ehren wolle.¹ Dieses Unternehmen gab nun Gelegenheit zu dem größtmöglichsten Zeitverderb. Denn ehe er das rechte Papier finden, ehe er mit sich über das Format einig werden konnte, ehe er die Breite des Randes und die innere Form der Schrift 35

¹ Diese höchst sorgfältige und kunstvolle Abschrift des Kleiderbuchs „Annette“ hat sich erhalten; der Inhalt ist in Band 3 unserer Ausgabe abgedruckt.

bestimmt hatte, ehe die Rabenfedern herbeigeschafft, geschnitten und Tusche eingerieben war, vergingen ganze Wochen, ohne daß auch das mindeste geschehen wäre. Mit eben solchen Umständen begab er sich denn jedesmal aus Schreiben und brachte
 5 wirklich nach und nach ein allerliebste^s Manuskript zusammen. Die Titel der Gedichte waren Fraktur, die Verse selbst von einer stehenden sächsischen Handschrift, an dem Ende eines jeden Gedichtes eine analoge Bignette, die er entweder irgendwo ausgewählt oder auch wohl selbst erfunden hatte, wobei er die
 10 Schraffuren der Holzschnitte und Druckerstöcke, die man bei solcher Gelegenheit braucht, gar zierlich nachzuahmen wußte. Mir diese Dinge, indem er fortrückte, vorzuzeigen, mir das Glück auf eine komisch-pathetische Weise vorzurühmen, daß ich mich in so vortrefflicher Handschrift verewigt sah, und zwar
 15 auf eine Art, die keine Druckerpresse zu erreichen im Stande sei, gab abermals Veranlassung, die schönsten Stunden durchzubringen. Indessen war sein Umgang wegen der schönen Kenntnisse, die er befaß, doch immer im stillen lehrreich und, weil er mein unruhiges, heftiges Wesen zu dämpfen wußte, auch im
 20 sittlichen Sinne für mich ganz heilsam. Auch hatte er einen ganz besonderen Widerwillen gegen alles Rohe, und seine Späße waren durchaus barock, ohne jemals ins Verbe oder Triviale zu fallen. Gegen seine Landsleute erlaubte er sich eine fragenhafte Abneigung und schilderte, was sie auch vornehmen mochten,
 25 mit lustigen Zügen. Besonders war er unerhörlich, einzelne Menschen komisch darzustellen, wie er denn an dem Äußeren eines jeden etwas auszufehen fand. So konnte er sich, wenn wir zusammen am Fenster¹ lagen, stundenlang beschäftigen, die Vorübergehenden zu rezensieren und, wenn er genugsam an
 30 ihnen getadelt, genau und umständlich anzuzeigen, wie sie sich eigentlich hätten kleiden sollen, wie sie gehen, wie sie sich betragen müßten, um als ordentliche Leute zu erscheinen. Dergleichen Vorschläge liefen meistens auf etwas Ungehöriges und Abgeschmacktes hinaus, so daß man nicht sowohl lachte
 35 über das, wie der Mensch aussah, sondern darüber, wie er

¹ In der Wohnung Behrischens in Kuerbachs Hof.

allenfalls hätte aussehen können, wenn er verrückt genug gewesen wäre, sich zu verbilden. In allen solchen Dingen ging er ganz unbarmherzig zu Werk, ohne daß er nur im mindesten böshaft gewesen wäre. Dagegen wußten wir ihn von unserer Seite zu quälen, wenn wir versicherten, daß man ihn nach 5 seinem Äußeren wo nicht für einen französischen Tanzmeister, doch wenigstens für den akademischen Sprachmeister ansehen müsse. Dieser Vorwurf war denn gewöhnlich das Signal zu stundenlangen Abhandlungen, worin er den himmelweiten Unterschied herauszusehen pflegte, der zwischen ihm und einem 10 alten Franzosen obwalte. Hierbei bürdete er uns gewöhnlich allerlei ungeschickte Vorschläge auf, die wir ihm zur Veränderung und Modifizierung seiner Garderobe hätten thun können.

Die Richtung meines Dichtens, das ich nur um desto eifriger trieb, als die Abschrift schöner und sorgfältiger vorrückte, 15 neigte sich nunmehr gänzlich zum Natürlichen, zum Wahren; und wenn die Gegenstände auch nicht immer bedeutend sein konnten, so suchte ich sie doch immer rein und scharf auszudrücken, um so mehr, als mein Freund mir öfters zu bedenken gab, was das heißen wolle, einen Vers mit der Rabenfeder 20 und Luze auf holländisch Papier schreiben, was dazu für Zeit, Talent und Anstrengung gehöre, die man an nichts Veres und Überflüssiges verschwenden dürfe. Dabei pflegte er gewöhnlich ein fertiges Heft aufzuschlagen und umständlich auseinander zu setzen, was an dieser oder jener Stelle nicht stehen dürfe, und 25 uns glücklich zu preisen, daß es wirklich nicht da stehe. Er sprach hierauf mit großer Verachtung von der Buchdruckerei, agierte den Seher, spottete über dessen Gebärden, über das eilige Hin- und Wiedergreifen, und leitete aus diesem Manöver alles Unglück der Litteratur her. Dagegen erhob er den An- 30 stand und die edle Stellung eines Schreibenden und setzte sich sogleich hin, um sie uns vorzuzeigen, wobei er uns denn freilich ausschalt, daß wir uns nicht nach seinem Beispiel und Muster ebenso am Schreibtisch betrügen. Nun kam er wieder auf den Kontrast mit dem Seher zurück, lehrte einen angefangenen Brief 35 das Oberste zu unterst und zeigte, wie unanständig es sei, etwa von unten nach oben oder von der Rechten zur Linken zu schrei-

ben, und was dergleichen Dinge mehr waren, womit man ganze Bände anfüllen könnte.

Mit solchen unschädlichen Thorheiten vergeudeten wir die schöne Zeit, wobei keinem eingefallen wäre, daß aus unserm Kreis zufällig etwas ausgehen würde, welches allgemeine Sensation erregen und uns nicht in den besten Leumund bringen sollte.

Gellert mochte wenig Freude an seinem Praktikum haben, und wenn er allensfalls Lust empfand, einige Anleitung im profaischen und poetischen Stil zu geben, so that er es privatissime nur wenigen, unter die wir uns nicht zählen durften. Die Lücke, die sich dadurch in dem öffentlichen Unterricht ergab, gedachte Professor Clodius¹ auszufüllen, der sich im Litterarischen, Kritischen und Poetischen einigen Ruf erworben hatte und als ein junger, munterer, zuthätiger Mann sowohl bei der Akademie als in der Stadt viel Freunde fand. An die nunmehr von ihm übernommene Stunde wies uns Gellert selbst, und, was die Hauptsache betraf, so merkten wir wenig Unterschied. Auch er kritisierte nur das Einzelne, korrigierte gleichfalls mit roter Tinte, und man befand sich in Gesellschaft von lauter Fehlern, ohne eine Aussicht zu haben, worin das Rechte zu suchen sei. Ich hatte ihm einige von meinen kleinen Arbeiten gebracht, die er nicht übel behandelte.² Allein gerade zu jener Zeit schrieb man mir von Hause, daß ich auf die Hochzeit meines Oheims³ notwendig ein Gedicht liefern müsse. Ich fühlte mich so weit von jener leichten und leichtfertigen Periode entfernt, in welcher mir ein Ähnliches Freude gemacht hätte, und da ich der Lage selbst nichts abgewinnen konnte, so dachte ich meine Arbeit mit äußerlichem Schmuck auf das beste herauszustuzen. Ich sammelte daher den ganzen Olymp, um über die Heirat eines Frankfurter Rechtsgelehrten zu ratschlagen; und zwar ernsthaft genug, wie es sich zum Feste eines solchen Ehrenmanns wohl schickte. Venus und Themis hatten sich um feinetwillen überworfen; doch ein schelmischer Streich, den Amor der letzteren

¹ Christian August Clodius (1738—84), seit 1760 Professor in Leipzig.
² Wahrscheinlich im Sommer 1766. — ³ Advokat Dr. Johann Jost Textor verheiratete sich am 17. Februar 1766.

spielte, ließ jene den Prozeß gewinnen, und die Götter entschieden für die Heirat.

Die Arbeit mißfiel mir keineswegs. Ich erhielt von Hause darüber ein schönes Belobungsschreiben, bemühte mich mit einer nochmaligen guten Abschrift und hoffte meinem Lehrer doch auch einigen Beifall abzunöthigen. Allein hier hatte ich's schlecht getroffen. Er nahm die Sache streng, und indem er das Parodistische, was denn doch in dem Einfall lag, gar nicht beachtete, so erklärte er den großen Aufwand von göttlichen Mitteln zu einem so geringen menschlichen Zweck für äußerst tadelnswert, verwies den Gebrauch und Mißbrauch solcher mythologischen Figuren als eine falsche, aus pedantischen Zeiten sich herzschiebende Gewohnheit, fand den Ausdruck bald zu hoch, bald zu niedrig und hatte zwar im einzelnen der roten Tinte nicht geschont, versicherte jedoch, daß er noch zu wenig gethan habe.

Solche Stücke wurden zwar anonym vorgelesen und rezensiert; allein man paßte einander auf, und es blieb kein Geheimnis, daß diese verunglückte Götterversammlung mein Werk gewesen sei. Da mir jedoch seine Kritik, wenn ich seinen Standpunkt annahm, ganz richtig zu sein schien, und jene Gottheiten näher besehen, freilich nur hohle Scheingestalten waren, so erwünschte ich den gesamten Olymp, warf das ganze mythische Pantheon weg, und seit jener Zeit sind Amor und Luna die einzigen Gottheiten, die in meinen kleinen Gedichten allenfalls auftreten.

Unter den Personen, welche sich Behrlich zu Zielscheiben seines Witzes erlesen hatte, stand gerade Clodius obenan; auch war es nicht schwer, ihm eine komische Seite abzugewinnen. Als eine kleine, etwas starke, gedrängte Figur war er in seinen Bewegungen heftig, etwas sährig in seinen Äußerungen und unftet in seinem Betragen. Durch alles dies unterschied er sich von seinen Mitbürgern, die ihn jedoch wegen seiner guten Eigenschaften und der schönen Hoffnungen, die er gab, recht gern gelten ließen.

Man übertrug ihm gewöhnlich die Gedichte, welche sich bei feierlichen Gelegenheiten notwendig machten. Er folgte in der sogenannten Ode der Art, deren sich Rauler bediente, den

sie aber auch ganz allein kleidete. Clodius aber hatte sich als Nachahmer besonders die fremden Worte gemerkt, wodurch jene Ramlerschen Gedichte mit einem majestätischen Pompe auftreten, der, weil er der Größe seines Gegenstandes und der übrigen poetischen Behandlung gemäß ist, auf Ohr, Gemüt und Einbildungskraft eine sehr gute Wirkung thut. Bei Clodius hingegen erschienen diese Ausdrücke fremdartig, indem seine Poesie übrigens nicht geeignet war, den Geist auf irgend eine Weise zu erheben.

Solche Gedichte mußten wir nun oft schön gedruckt und
 10 höchlich gelobt vor uns sehen, und wir fanden es höchst anstößig, daß er, der uns die heidnischen Götter verkümmert hatte, sich nun eine andere Leiter auf den Parnasß aus griechischen und römischen Wortsprossen zusammenzimmern wollte. Diese oft wiederkehrenden Ausdrücke prägten sich fest in unser Gedächtnis, und zu lustiger Stunde, da wir in den Kohlgärten den trefflichsten Kuchen verzehrten, fiel mir auf einmal ein, jene Kraft- und Machtworte in ein Gedicht an den Kuchenbäcker
 15 Hendel¹ zu versammeln. Gedacht, gethan! Und so stehe es denn auch hier, wie es an eine Wand des Hauses mit Bleistift ange-
 20 geschrieben wurde.²

„O Hendel, dessen Ruhm vom Süd zum Norden reicht,
 Vernimm den Pöan, der zu deinen Ohren steigt!
 Du bäckst, was Gallier und Briten emsig suchen,
 Mit schöpfrischem Genie originelle Kuchen.
 25 Des Kaffees Ozean, der sich vor dir ergießt,
 Ist süßer als der Saft, der vom Hymettus fließt.
 Dein Haus, ein Monument, wie wir den Künsten lohnen,
 Umhängen mit Trophäen, erzählt den Nationen:
 Auch ohne Diadem fand Hendel hier sein Glück
 30 Und raubte dem Rothurn gar manch Achtgroschenstück.
 Glänzt deine Urn' dereinst in majestät'schem Pompe,
 Dann weint der Patriot an deiner Katakombe.

¹ Samuel Hendel besaß seinen Kuchengarten in Neuditz seit 1763; über die Leipziger Kuchengärten vgl. oben, S. 309. — ² Die Gedichte von Clodius, die Goethe hier parodiert, waren der „Prolog zur Eröffnung des Leipziger Neuen Komödienhauses am 10. Oktober 1766“ und eine „Rebe am Friedrichstage in Leipzig, den 5. März 1767, gehalten“.

Doch leb'! dein Torus sei von edler Brut ein Nest,
 Steh' hoch wie der Olymp, wie der Parnassus fest!
 Kein Phalang Griechenlands mit römischen Ballisten
 Vermög' Germanien und Henden zu verwüsten,
 Dein Wohl ist unser Stolz, dein Leiden unser Schmerz, 5
 Und Hendels Tempel ist der Musensöhne Herz."

Dieses Gedicht stand lange Zeit unter so vielen anderen, welche die Wände jener Zimmer verunzierten, ohne bemerkt zu werden, und wir, die wir uns genugsam daran ergötzt hatten, vergaßen es ganz und gar über anderen Dingen. Geraume 10 Zeit hernach trat Clodius mit seinem „Medon“¹ hervor, dessen Weisheit, Großmut und Tugend wir unendlich lächerlich fanden, so sehr auch die erste Vorstellung² des Stücks beklatscht wurde. Ich machte gleich abends, als wir zusammen in unser Weinhaus kamen, einen Prolog in Knittelversen, wo Arlekin 15 mit zwei großen Säcken auftritt, sie an beide Seiten des Prozeniums stellt und nach verschiedenen vorläufigen Späßen den Zuschauern vertraut, daß in den beiden Säcken moralisch-ästhetischer Sand befindlich sei, den ihnen die Schauspieler sehr häufig in die Augen werfen würden. Der eine sei nämlich mit 20 Wohlthaten gefüllt, die nichts kosteten, und der andere mit prächtig ausgedrückten Gefinnungen, die nichts hinter sich hätten. Er entfernte sich ungern und kam einigemal wieder, ermahnte die Zuschauer ernstlich, sich an seine Warnung zu kehren und die Augen zuzumachen, erinnerte sie, wie er immer ihr 25 Freund gewesen und es gut mit ihnen gemeint, und was dergleichen Dinge mehr waren. Dieser Prolog wurde auf der Stelle von Freund Horn im Zimmer gespielt, doch blieb der Spaß ganz unter uns, es ward nicht einmal eine Abschrift genommen, und das Papier verlor sich bald. Horn jedoch, der 30 den Arlekin ganz artig vorgestellt hatte, ließ sich's einfallen, mein Gedicht an Hengel um mehrere Verse zu erweitern und es zunächst auf den „Medon“ zu beziehen. Er las es uns vor, und wir konnten keine Freude daran haben, weil wir die Zu-

¹ „Medon, oder die Nahe des Weisen“, Schauspiel von Clodius, erschien 1767. Wehrisch vergleicht zum Verdruß Goethes dessen „Tugendspiegel“ mit dem „Medon“.
 — ² Ende August 1767.

säße nicht eben geistreich fanden, und das erste, in einem ganz
 anderen Sinn geschriebene Gedicht uns entstellt vorkam. Der
 Freund, unzufrieden über unsere Gleichgültigkeit, ja unseren
 Tadel, mochte es andern vorgezeigt haben, die es neu und lustig
 5 fanden. Nun machte man Abschriften davon, denen der Ruf
 des Clodius'schen „Medons“ sogleich eine schnelle Publizität ver-
 schaffte. Allgemeine Mißbilligung erfolgte hierauf, und die Ur-
 heber (man hatte bald erfahren, daß es aus unserer Clique
 hervorgegangen war) wurden höchlich getadelt; denn seit Cro-
 10 negts¹ und Kofs's² Angriffen auf Gottsched war dergleichen nicht
 wieder vorgekommen. Wir hatten uns ohnehin früher schon
 zurückgezogen, und nun befanden wir uns gar im Falle der
 Schuhu gegen die übrigen Vögel³. Auch in Dresden⁴ mochte
 man die Sache nicht gut finden, und sie hatte für uns wo nicht
 15 unangenehme, doch ernste Folgen. Der Graf Lindenau war
 schon eine Zeitlang mit dem Hofmeister seines Sohns nicht ganz
 zufrieden. Denn obgleich der junge Mann keineswegs vernach-
 lässigt wurde und Behrißch sich entweder in dem Zimmer des
 jungen Grafen oder wenigstens daneben hielt, wenn die Lehr-
 20 meister ihre täglichen Stunden gaben, die Kollegia mit ihm
 sehr ordentlich frequentierte, bei Tage nicht ohne ihn ausging,
 auch denselben auf allen Spaziergängen begleitete, so waren
 wir andern doch auch immer in Apels Hause⁵ zu finden und
 zogen mit, wenn man lustwandelte; das machte schon einiges
 25 Aufsehen. Behrißch gewöhnte sich auch an uns, gab zuletzt
 meistens abends gegen neun Uhr seinen Zögling in die Hände
 des Kammerdieners und suchte uns im Weinhanse auf, wohin
 er jedoch niemals anders als in Schuhen und Strümpfen, den
 Degen an der Seite und gewöhnlich den Hut unterm Arm, zu
 30 kommen pflegte. Die Späße und Thorheiten, die er insgemein
 angab, gingen ins Unendliche. So hatte z. B. einer unserer
 Freunde die Gewohnheit, Punkt Zehne wegzugehen, weil er mit

¹ Cronegts „Dialog zwischen dem Großen und dem Kleinen Christoph“ (1754).

— ² Kofs's Epistel: „Der Teufel an den Herrn Kunstrichter der Leipziger Schau-
 bühne (Utopien 1775)“. — ³ Der Uhu wird von den andern Vögeln, besonders
 den Krähen, angegriffen und verfolgt, so daß er häufig als Lockvogel benützt wird.

⁴ Wo der Vater des jungen Grafen Lindenau wohnte. — ⁵ Vielmehr Kuerbach's
 Hof, vgl. oben, S. 331. Apels Haus liegt unmittelbar daneben.

einem hübschen Kinde in Verbindung stand, mit welchem er sich nur um diese Zeit unterhalten konnte. Wir vermifften ihn ungern, und Behriſch nahm ſich eines Abends, wo wir ſehr vergnügt zuſammen waren, im ſtillen vor, ihn dieſmal nicht wegzulaſſen. Mit dem Schlage zehn ſtand jener auf und empfahl ſich. Behriſch rief ihn an und bat, einen Augenblick zu warten, weil er gleich mitgehen wolle. Nun begann er auf die anmutigſte Weiſe erſt nach ſeinem Degen zu ſuchen, der doch ganz vor den Augen ſtand, und gebärdete ſich beim Anſchnallen deſſelben ſo ungeſchickt, daß er damit niemals zu ſtande kommen konnte. Er machte es auch anfangs ſo natürlich, daß niemand ein Urgeß dabei hatte. Als er aber, um das Thema zu variieren, zuletzt weiter ging, daß der Degen bald auf die rechte Seite, bald zwiſchen die Beine kam, ſo entſtand ein allgemeines Gelächter, in das der Forteilende, welcher gleichfalls ein luſtiger Geſelle war, mit einſtimmte, und Behriſch ſo lange gewähren ließ, bis die Schärerſtunde vorüber war, da denn nun erſt eine gemeinſame Luſt und vergnügliche Unterhaltung bis tief in die Nacht erfolgte.

Unglücklicherweiſe hatte Behriſch und wir durch ihn noch einen gewiſſen anderen Gang zu einigen Mädchen, welche beſſer waren als ihr Ruf, wodurch denn aber unſer Ruf nicht gefördert werden konnte. Man hatte uns manchmal in ihrem Garten geſehen, und wir lenkten auch wohl unſern Spaziergang dahin, wenn der junge Graf dabei war. Dieſes alles mochte zuſammen aufgeſpart und dem Vater zuletzt berichtet worden ſein; genug, er ſuchte auf eine glimpfliche Weiſe den Hofmeiſter loszuwerden¹, dem es jedoch zum Glück gereichte. Sein gutes Außere, ſeine Kenntniſſe und Talente, ſeine Rechtiſchaffenheit, an der niemand etwas auszuſetzen wußte, hatten ihm die Reigung und Achtung vorzüglicher Perſonen erworben, auf deren Empfehlung er zu dem Erbprinzen von Deſſau² als Erzieher berufen wurde

¹ Der Bruder Behriſchs gibt als Grund an, daß Behriſch ſeinen Zögling geſchlagen habe. Behriſch verließ Leipzig Anfang Oktober 1767. Goethe hat ihm drei Oben nachgeſungen (abgedruckt in Band 3 unſerer Ausgabe). — ² Nicht des Erbprinzen, ſondern des natürlichen Sohnes des Fürſten von Deſſau, ſpättern Grafen von Walderſee. Er war damals vier Jahre alt. Bald darauf wurde Behriſch Vorleſer beim Fürſten.

und an dem Hofe eines in jeder Rücksicht trefflichen Fürsten ein solides Glück fand.

Der Verlust eines Freundes wie Behriſch war für mich von der größten Bedeutung. Er hatte mich verzogen, indem er mich bildete, und seine Gegenwart war nötig, wenn das einigermaßen für die Societät Frucht bringen sollte, was er an mich zu wenden für gut gefunden hatte. Er wußte mich zu allerlei Artigem und Schicklichem zu bewegen, was gerade am Platz war, und meine gefelligen Talente herauszusehen. Weil ich aber in solchen Dingen keine Selbstständigkeit erworben hatte, so fiel ich gleich, da ich wieder allein war, in mein wirriges, störrisches Wesen zurück, welches immer zunahm, je unzufriedener ich über meine Umgebung war, indem ich mir einbildete, daß sie nicht mit mir zufrieden sei. Mit der willkürlichsten Laune nahm ich übel auf, was ich mir hätte zum Vorteil rechnen können, entfernte manchen dadurch, mit dem ich bisher in leidlichem Verhältnis gestanden hatte, und mußte bei mancherlei Widerwärtigkeiten, die ich mir und andern, es sei nun im Thun oder Unterlassen, im Zuviel oder Zuvwenig zugezogen hatte, von Wohlwollenden die Bemerkung hören, daß es mir an Erfahrung fehle. Das Gleiche sagte mir wohl irgend ein Guidentender, der meine Produktionen sah, besonders wenn sie sich auf die Außenwelt bezogen. Ich beobachtete diese so gut ich konnte, fand aber daran wenig Erbauliches und mußte noch immer genug von dem Meinigen hinzuthun, um sie nur erträglich zu finden. Auch meinem Freunde Behriſch hatte ich manchmal zugeſetzt, er solle mir deutlich machen, was Erfahrung sei. Weil er aber voller Thorheiten steckte, so vertröstete er mich von einem Tage zum andern und eröffnete mir zuletzt nach großen Vorbereitungen: die wahre Erfahrung sei ganz eigentlich, wenn man erfahre, wie ein Erfahrner die Erfahrung erfahrend erfahren müsse. Wenn wir ihn nun hierüber äußerst ausschalten und zur Rede setzten, so versicherte er, hinter diesen Worten stecke ein großes Geheimnis, das wir alsdann erst begreifen würden, wenn wir erfahren hätten — und immer so weiter; denn es kostete ihm nichts, viertelstundenlang so fortzusprechen; da denn das Erfahren immer erfahrner und zuletzt zur wahrhaften Er-

fahrung werden würde. Wollten wir über solche Pöffen verzweifeln, so beteuerte er, daß er diese Art, sich deutlich und eindrücklich zu machen, von den neuesten und größten Schriftstellern gelernt, welche uns aufmerksam gemacht, wie man eine ruhige Ruhe ruhen und wie die Stille im stillen immer stiller werden könnte. 5

Zufälligerweise rühmte man in guter Gesellschaft einen Offizier, der sich unter uns auf Urlaub befand, als einen vorzüglich wohlbedenkenden und erfahrenen Mann, der den Siebenjährigen Krieg mitgefochten und sich ein allgemeines Zutrauen 10 erworben habe. Es fiel nicht schwer, mich ihm zu nähern, und wir spazierten öfters miteinander. Der Begriff von Erfahrung war beinah fix in meinem Gehirne geworden, und das Bedürfnis, mir ihn klar zu machen, leidenschaftlich. Offenmütig, wie ich war, entdeckte ich ihm die Unruhe, in der ich mich befand. 15 Er lächelte und war freundlich genug, mir im Gefolg meiner Fragen etwas von seinem Leben und von der nächsten Welt überhaupt zu erzählen, wobei freilich zuletzt wenig Besseres herauskam, als daß die Erfahrung uns überzeuge, daß unsere besten Gedanken, Wünsche und Vorsätze unerreichbar seien, und 20 daß man denjenigen, welcher dergleichen Grillen hege und sie mit Lebhaftigkeit äußere, vornehmlich für einen unerfahrenen Menschen halte.

Da er jedoch ein wackerer tüchtiger Mann war, so versicherte er mir, er habe diese Grillen selbst noch nicht ganz aufgegeben und befinde sich bei dem wenigen Glaube, Liebe und Hoffnung, was ihm übrig geblieben, noch ganz leidlich. Er mußte mir darauf vieles vom Krieg erzählen, von der Lebensweise im Feld, von Scharmützeln und Schlachten, besonders insofern er Anteil daran genommen; da denn diese ungeheueren 30 Ereigniffe, indem sie auf ein einzelnes Individuum bezogen wurden, ein gar wunderliches Ansehen gewannen. Ich bewog ihn alsdann zu einer offenen Erzählung der kurz vorher bestandenen Hofverhältnisse, welche ganz märchenhaft zu sein schienen. Ich hörte von der körperlichen Stärke Augusts des Zweiten, 35 den vielen Kindern desselben und seinem ungeheuren Aufwand, sodann von des Nachfolgers Kunst- und Sammlungslust, vom

Grafen Brühl und dessen grenzenloser Brunkliebe, deren einzelnes beinahe abgeschmactt erschien, von so viel Festen und Prachtergöckungen, welche sämtlich durch den Einfall Friedrichs in Sachsen abgechnitten worden. Nun lagen die königlichen Schlösser zerstört, die Brühlschen Herrlichkeiten vernichtet, und es war von allem nur ein sehr beschädigtes herrliches Land übriggeblieben.

Als er mich über jenen unsinnigen Genuß des Glücks verwundert und sodann über das erfolgte Unglück betrübt sah und mich bedeutete, wie man von einem erfahrenen Manne geradezu verlange, daß er über keins von beiden erstaunen, noch daran einen zu lebhaften Anteil nehmen solle, so fühlte ich große Lust, in meiner bisherigen Unerfahrenheit noch eine Weile zu verharren, worin er mich denn bestärkte und recht angelegentlich bat, ich möchte mich bis auf weiteres immer an die angenehmen Erfahrungen halten und die unangenehmen soviel als möglich abzulehnen suchen, wenn sie sich mir aufdringen sollten. Einst aber, als wieder im allgemeinen die Rede von Erfahrung war und ich ihm jene possenhafte Phrasen des Freundes Behriß erzählt, schüttelte er lächelnd den Kopf und sagte: „Da sieht man, wie es mit Worten geht, die nur einmal ausgesprochen sind! Diese da klingen so neckisch, ja so albern, daß es fast unmöglich scheinen dürfte, einen vernünftigen Sinn hineinzu-
legen; und doch ließe sich vielleicht ein Versuch machen.“

Und als ich in ihn drang, versetzte er mit seiner verständigen heitern Weise: „Wenn Sie mir erlauben, indem ich Ihren Freund kommentiere und suppliere, in seiner Art fortzufahren, so dünkt mich, er habe sagen wollen, daß die Erfahrung nichts anderes sei, als daß man erfährt, was man nicht zu erfahren wünscht, worauf es wenigstens in dieser Welt meistens hinausläuft.“



Achtes Buch.

Ein anderer Mann, obgleich in jedem Betracht von Behriſch unendlich verſchieden, konnte doch in einem gewiſſen Sinne mit ihm verglichen werden; ich meine Oſer¹, welcher auch unter dieſenigen Menſchen gehörte, die ihr Leben in einer bequemen 5 Geſchäftigkeit hinräumen. Seine Freunde ſelbſt bekannten im ſtilen, daß er bei einem ſehr ſchönen Naturell ſeine jungen Jahre nicht in genugsamer Thätigkeit verwendet, deßwegen er auch nie dahin gelangt ſei, die Kunſt mit vollkommener Technik auszuüben. Doch ſchien ein gewiſſer Fleiß ſeinem Alter vor- 10 behalten zu ſein, und es fehlte ihm die vielen Jahre, die ich ihn kannte, niemals an Erfindung noch Arbeitsamkeit. Er hatte mich gleich den erſten Augenblick ſehr an ſich gezogen; ſchon ſeine Wohnung, wunderſam und ahnungsvoll, war für mich höchſt reizend. In dem alten Schloſſe Pleißenburg² ging man 15 rechts in der Ecke eine erneute heitre Wendeltreppe hinauf. Die Säle der Zeichenakademie, deren Direktor er war, ſah man ſodann links, hell und geräumig; aber zu ihm ſelbſt gelangte man nur durch einen engen, dunklen Gang, an deſſen Ende man erſt den Eintritt zu ſeinen Zimmern ſuchte, zwiſchen deren Reihe 20 und einem weitläufigen Korridor man ſoeben hergegangen war. Das erſte Gemach war mit Bildern geſchmückt aus der ſpäteren italieniſchen Schule, von Meiſtern, deren Anmut er höchlich zu preiſen pflegte. Da ich Privatſtunden mit einigen Edelkuten bei ihm genommen hatte, ſo war uns erlaubt, hier 25 zu zeichnen, und wir gelangten auch manchmal in ſein daran-

¹ Adam Friedrich Oſer, geboren 17. Februar 1717 in Preßburg, kam 1739 nach Dresden als Profeſſor und Hoſmaler, wurde 1764 Direktor der Kunſt-akademie in Leipzig und ſtarb daſelbſt 1799. Vgl. Wb. 1, S. 349. — ² 1898 abgebrochen; nur der Turm blieb zum Teil erhalten, um für den Neubau des Rathauſes verwertet zu werden.

stoßendes inneres Kabinett, welches zugleich seine wenigen Bücher, Kunst- und Naturaliensammlungen und was ihn sonst zunächst interessiren mochte, enthielt. Alles war mit Geschmack, einfach und dergestalt geordnet, daß der kleine Raum sehr vieles umfaßte. Die Möbeln, Schränke, Portefeuilles elegant, ohne Ziererei oder Überfluß. So war auch das erste, was er uns empfahl und worauf er immer wieder zurückkam, die Einfachheit in allem, was Kunst und Handwerk vereint hervorzubringen berufen sind. Als ein abgezagter Feind des Schnörkel- und Muschelwesens und des ganzen barocken Geschmacks, zeigte er uns dergleichen in Kupfer gestochne und gezeichnete alte Muster, im Gegensatz mit besseren Verzierungen und einfacheren Formen der Möbeln sowohl als anderer Zimmerumgebungen, und weil alles um ihn her mit diesen Maximen übereinstimmte, so machten die Worte und Lehren auf uns einen guten und dauernden Eindruck. Auch außerdem hatte er Gelegenheit, uns seine Gesinnungen praktisch sehen zu lassen, indem er sowohl bei Privat- als Regimentzspersonen in gutem Ansehen stand und bei neuen Bauten und Veränderungen um Rat gefragt wurde. Überhaupt schien er geneigter zu sein, etwas gelegentlich, zu einem gewissen Zweck und Gebrauch zu verfertigen, als daß er für sich bestehende Dinge, welche eine größere Vollendung verlangen, unternommen und ausgearbeitet hätte; deshalb er auch immer bereit und zur Hand war, wenn die Buchhändler größere und kleinere Kupfer zu irgend einem Werk verlangten; wie denn die Vignetten zu Winkelmanns ersten Schriften von ihm radiert sind. Oft aber machte er nur sehr skizzenhafte Zeichnungen, in welche sich Geyser¹ ganz gut zu schicken verstand. Seine Figuren hatten durchaus etwas Allgemeines, um nicht zu sagen Ideelles. Seine Frauen waren angenehm und gefällig, seine Kinder naiv genug; nur mit den Männern wollte es nicht fort, die bei seiner zwar geistreichen, aber doch immer nebulistischen und zugleich abbrevierenden Manier meistens das Ansehen von Lazzaroni erhielten. Da er seine Kompositionen überhaupt weniger auf Form als auf Licht, Schatten und Massen berechnete, so nah-

¹ Christian Gottlieb Geyser (1742—1803), Kupferstecher; er heiratete Dfers Tochter Wilhelmine.

men sie sich im ganzen gut aus; wie denn alles, was er that und hervorbrachte, von einer eignen Grazie begleitet war. Weil er nun dabei eine eingewurzelte Neigung zum Bedeutenden, Allegorischen, einen Nebengedanken Erregenden nicht bezwingen konnte noch wollte, so gaben seine Werke immer etwas zu finnen 5 und wurden vollständig durch einen Begriff, da sie es der Kunst und der Ausführung nach nicht sein konnten. Diese Richtung, welche immer gefährlich ist, führte ihn manchmal bis an die Grenze des guten Geschmacks, wo nicht gar darüber hinaus. Seine Absichten suchte er oft durch die wunderlichsten Einfälle 10 und durch grillenhafte Scherze zu erreichen; ja seinen besten Arbeiten ist stets ein humoristischer Anstrich verliehen. War das Publikum mit solchen Dingen nicht immer zufrieden, so rächte er sich durch eine neue, noch wunderlichere Schnurre. So stellte er später in dem Vorzimmer des großen Konzert- 15 saales¹ eine ideale Frauenfigur seiner Art vor, die eine Lichtschere nach einer Kerze hinbewegte, und er freute sich außerordentlich, wenn er veranlassen konnte, daß man über die Frage stritt, ob diese feltjame Muse das Licht zu putzen oder auszulöschen gedenke? wo er denn allerlei neckische Beigedanken schelmisch 20 hervorblücken ließ.

Doch machte die Erbauung des neuen Theaters² zu meiner Zeit das größte Aufsehen, in welchem sein Vorhang³, da er noch ganz neu war, gewiß eine außerordentlich liebliche Wirkung that. Oser hatte die Musen aus den Wolken, auf denen sie bei 25 solchen Gelegenheiten gewöhnlich schweben, auf die Erde versetzt. Einen Vorhof zum Tempel des Ruhms schmückten die Statuen des Sophokles und Aristophanes, um welche sich alle neueren Schauspiel-dichter versammelten. Hier nun waren die Göttinnen der Künste gleichfalls gegenwärtig und alles würdig und schön. 30 Nun aber kommt das Wunderliche! Durch die freie Mitte sah man das Portal des fernstehenden Tempels, und ein Mann in leichter Jacke ging zwischen beiden obgedachten Gruppen, ohne sich um sie zu bekümmern, hindurch, gerade auf den Tempel los; man sah ihn daher im Rücken, er war nicht besonders 35

¹ Im alten Gewandhause. — ² Des jetzigen Alten Theaters. — ³ Siehe die Anmerkung am Schluß dieses Bandes.

ausgezeichnet. Dieser nun sollte Shakespearen bedeuten, der ohne Vorgänger und Nachfolger, ohne sich um die Muster zu bekümmern, auf seine eigne Hand der Unsterblichkeit entgegengehe. Auf dem großen Boden über dem neuen Theater ward dieses Werk vollbracht. Wir versammelten uns dort oft um ihn, und ich habe ihm daselbst die Aushängebogen von „Musarion“¹ vorgelesen.

Was mich betraf, so rückte ich in Ausübung der Kunst keineswegs weiter. Seine Lehre wirkte auf unsern Geist und unsern Geschmack; aber seine eigne Zeichnung war zu unbestimmt, als daß sie mich, der ich an den Gegenständen der Kunst und Natur auch nur hindämmerte, hätte zu einer strengen und entschiedenen Ausübung anleiten sollen. Von den Gesichtern und Körpern selbst überlieferte er uns mehr die Ansichten als die Formen, mehr die Gebärden als die Proportionen. Er gab uns die Begriffe von den Gestalten und verlangte, wir sollten sie in uns lebendig werden lassen. Das wäre denn auch schön und recht gewesen, wenn er nicht bloß Anfänger vor sich gehabt hätte. Konnte man ihm daher ein vorzügliches Talent zum Unterricht wohl absprechen, so mußte man dagegen bekennen, daß er sehr geistreich und weltklug sei und daß eine glückliche Gewandtheit des Geistes ihn in einem höhern Sinne recht eigentlich zum Lehrer qualifiziere. Die Mängel, an denen jeder litt, sah er recht gut ein; er verschmähte jedoch, sie direkt zu rügen und deutete vielmehr Lob und Tadel indirekt sehr lakonisch an. Nun mußte man über die Sache denken, und kam in der Einsicht schnell um vieles weiter. So hatte ich z. B. auf blaues Papier einen Blumenstrauß nach einer vorhandenen Vorschrift mit schwarzer und weißer Kreide sehr sorgfältig ausgeführt und teils mit Wischen, teils mit Schraffieren das kleine Bild hervorzuheben gesucht. Nachdem ich mich lange dergestalt bemüht, trat er einstens hinter mich und sagte: „Mehr Papier!“ worauf er sich sogleich entfernte. Mein Nachbar und ich zerbrachen uns den Kopf, was das heißen könne; denn mein Bouquet hatte auf einem großen halben Bogen Raum genug um sich her-

¹ Irrtum Goethes, da Wielands „Musarion“ erst Michaelis 1768 erschienen ist. Es wird also bei der Anfertigung anderer Dekorationen für das Theater gesehen sein.

Nachdem wir lange nachgedacht, glaubten wir endlich seinen Sinn zu treffen, wenn wir bemerkten, daß ich durch das Ineinanderarbeiten des Schwarzen und Weißen den blauen Grund ganz zugedeckt, die Mitteltinte zerstört und wirklich eine unangenehme Zeichnung mit großem Fleiß hervorgebracht hatte. 5
 Übrigens ermangelte er nicht, uns von der Perspektive, von Licht und Schatten zwar genugsam, doch immer nur so zu unterrichten, daß wir uns anzustrengen und zu quälen hatten, um eine Anwendung der überlieferten Grundsätze zu treffen. Wahrscheinlich war seine Absicht, an uns, die wir doch nicht Künstler 10
 werden sollten, nur die Einsicht und den Geschmack zu bilden und uns mit den Erfordernissen eines Kunstwerks bekannt zu machen, ohne gerade zu verlangen, daß wir es hervorbringen sollten. Da nun der Fleiß ohnehin meine Sache nicht war, denn es machte mir nichts Vergnügen, als was mich an- 15
 flog, so wurde ich nach und nach wo nicht lässig, doch mißmutig, und weil die Kenntnis bequemer ist als das Thun, so ließ ich mir gefallen, wohin er uns nach seiner Weise zu führen gedachte.

Zu jener Zeit war „Das Leben der Maler“ von D'Argenville¹ ins Deutsche übersetzt; ich erhielt es ganz frisch und studierte 20
 es emsig genug. Dies schien Osern zu gefallen, und er verschaffte uns Gelegenheit, aus den großen Leipziger Sammlungen manches Portefeuille zu sehen und leitete uns dadurch zur Geschichte der Kunst ein. Aber auch diese Übungen brachten bei mir eine andere Wirkung hervor, als er im Sinn haben mochte. Die 25
 mancherlei Gegenstände, welche ich von den Künstlern behandelt sah, erweckten das poetische Talent in mir, und wie man ja wohl ein Kupfer zu einem Gedicht macht, so machte ich nun Gedichte zu den Kupfern und Zeichnungen, indem ich mir die darauf vorgestellten Personen in ihrem vorhergehenden und nach- 30
 folgenden Zustande zu vergegenwärtigen, bald auch ein kleines Lied, das ihnen wohl geziemt hätte, zu dichten wußte, und so mich gewöhnte, die Künste in Verbindung miteinander zu betrachten. Ja selbst die Fehlgriffe, die ich that, daß meine Gedichte

¹ „Abrégé de la vie des plus fameux peintres“, übersetzt von Jakob Bollmann unter dem Titel: „Nachrichten aus dem Leben der berühmtesten Maler“ (Leipzig 1767—68, 4 Bde.).

manchmal beschreibend wurden, waren mir in der Folge, als ich zu mehrerer Besinnung kam, nützlich, indem sie mich auf den Unterschied der Künste aufmerksam machten. Von solchen kleinen Dingen¹ standen mehrere in der Sammlung, welche Behriſch
5 veranstaltet hatte; es ist aber nichts davon übrig geblieben.

Das Kunst- und Geschmacksэлеment, worin Oser lebte und auf welchem man selbst, insofern man ihn fleißig besuchte, getragen wurde, ward auch dadurch immer würdiger und erfreu-
10 erinnerte, mit denen er in Verhältnis gestanden hatte, oder solches noch immer forterhielt; wie er denn, wenn er jemanden einmal seine Achtung geschenkt, unveränderlich in dem Betragen gegen denselben blieb und sich immer gleich geneigt erwies.

Nachdem wir unter den Franzosen vorzüglich Caylus² hat-
15 ten rühmen hören, machte er uns auch mit deutschen in diesem Fache thätigen Männern bekannt. So erfuhren wir, daß Professor Christ³ als Liebhaber, Sammler, Kenner, Mitarbeiter der Kunst schöne Dienste geleistet und seine Gelehrsamkeit zu wahrer
20 Förderung derselben angewendet habe. Heinecke⁴ dagegen durfte nicht wohl genannt werden, teils weil er sich mit den allzu kindlichen Anfängen der deutschen Kunst, welche Oser wenig schätzte, gar zu emsig abgab, teils weil er einmal mit Winkelmann unsäuberlich verfahren war⁵, welches ihm denn niemals verziehen werden konnte. Auf Ripperts⁶ Bemühungen jedoch ward unsere
25 Aufmerksamkeit kräftig hingeleitet, indem unser Lehrer das Verdienst derselben genugsam herauszusehen wußte. Denn obgleich, sagte er, die Statuen und größeren Bildwerke Grund und Gipfel aller Kunstkenntnis blieben, so seien sie doch sowohl im Original als Abguß selten zu sehen, dahingegen durch Rippert eine kleine

¹ Welche Gebichte Goethe hier meint, ist aus dem wieder aufgefundenen „Buch Annette“ nicht ersichtlich. — ² Anne Claude Philippe de Tubière, Graf von Caylus (1692—1765), aus Paris. Sein Hauptwerk, „Recueil d'antiquités“, erschien in Paris 1752—67 (7 Bde.) und wurde bald ins Deutsche übersetzt (1766 bis 1767, 12 Bde.). — ³ Johann Friedrich Christ (1701—56), Archäolog, seit 1739 Professor in Leipzig. — ⁴ Karl Heinrich von Heineken (1706—91), Privatsekretär des Grafen Brühl und Direktor der Galerie des sciences in Dresden (1746). Er hatte den größten Einfluß auf die Gestaltung der Galerie. — ⁵ In den „Nachrichten von Künstlern und Kunstwerken“ (1768). — ⁶ Philipp Daniel Rippert (1702—85) aus Dresden. Seine „Bibliothek“ erschien 1767.

Welt von Gemmen bekannt werde, in welcher der Alten faßlicheres Verdienst, glückliche Erfindung, zweckmäßige Zusammenstellung, geschmackvolle Behandlung auffallender und begreiflicher werde, auch bei so großer Menge die Vergleichung eher möglich sei. Indem wir uns nun damit soviel als erlaubt war, beschäftigten, so wurde auf das hohe Kunstleben Winkelmanns in Italien hingedeutet, und wir nahmen dessen erste Schriften mit Andacht in die Hände; denn Oser hatte eine leidenschaftliche Verehrung für ihn¹, die er uns gar leicht einzulösen vermochte. Das Problematische jener kleinen Aufsätze², die sich noch dazu durch Ironie selbst verwirren und sich auf ganz spezielle Meinungen und Ereignisse beziehen, vermochten wir zwar nicht zu entziffern; allein weil Oser viel Einfluß darauf gehabt und er das Evangelium des Schönen, mehr noch des Geschmackvollen und Angenehmen, auch uns unablässig überlieferte, so fanden wir den Sinn im allgemeinen wieder und dünkten uns bei solchen Auslegungen um desto sicherer zu gehen, als wir es für kein geringes Glück achteten, aus derselben Quelle zu schöpfen, aus der Winkelmann seinen ersten Durst gestillt hatte.

Einer Stadt kann kein größeres Glück begegnen, als wenn mehrere im Guten und Rechten gleichgesinnte, schon gebildete Männer daselbst nebeneinander wohnen. Diesen Vorzug hatte Leipzig und genoß ihn um so friedlicher, als sich noch nicht so manche Entzweigungen des Urteils hervorgethan hatten. Huber³, Kupferstichsammler und wohlgeübter Kenner, hatte noch außerdem das dankbar anerkannte Verdienst, daß er den Wert der deutschen Litteratur auch den Franzosen bekannt zu machen gedachte; Kreuchauf⁴, Liebhaber mit geübtem Blick, der als Freund der ganzen Kunstsocietät⁵ alle Sammlungen für die seinigen an-

¹ Winkelmann, seit 1748 Bibliothekar des sächsischen Ministers von Bünau, verkehrte in Dresden viel mit dem gleichalterigen Oser, der ihm wertvolle Anregungen bot. — ² „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in Malerei und Bildhauerkunst“, 1755. „Das Sendschreiben“ und „Die Erläuterung“.

³ Michael Huber (1727—1804), Professor der französischen Sprache in Leipzig.

⁴ Franz Wilhelm Kreuchauf (1727—1803), Kaufmann in Leipzig, stand an der Spitze aller künstlerischen Bestrebungen der Bürgerschaft und leitete die Kunstsocietät. — ⁵ „Societät von Gelehrten, schönen Geistern, Künstlern und Kunstbesörzern.“

sehen konnte; Winkler¹, der die einsichtsvolle Freude, die er an seinen Schätzen hegte, sehr gern mit andern theilte; mancher andere, der sich anschloß, alle lebten und wirkten nur in einem Sinne, und ich wüßte mich nicht zu erinnern, so oft ich auch,
 5 wenn sie Kunstwerke durchsahen, beiwohnen durfte, daß jemals ein Zwiespalt entstanden wäre: immer kam billigerweise die Schule in Betracht, aus welcher der Künstler hervorgegangen, die Zeit, in der er gelebt, das besondere Talent, das ihm die Natur verliehen, und der Grad, auf welchen er es in der Ausfüh-
 10 rung gebracht. Da war keine Vorliebe weder für geistliche noch für weltliche Gegenstände, für ländliche oder für städtische, lebendige oder leblose; die Frage war immer nach dem Kunstgemäßen.

Ob sich nun gleich diese Liebhaber und Sammler nach ihrer Lage, Sinnesart, Vermögen und Gelegenheit mehr gegen die
 15 niederländische Schule richteten, so ward doch, indem man sein Auge an den unendlichen Verdiensten der nordwestlichen Künstler übte, ein sehnsuchtsvoll verehrender Blick nach Südosten immer offen gehalten.

Und so mußte die Universität, wo ich die Zwecke meiner
 20 Familie, ja meine eignen versäumte, mich in demjenigen begründen, worin ich die größte Zufriedenheit meines Lebens finden sollte; auch ist mir der Eindruck jener Lokalitäten, in welchen ich so bedeutende Anregungen empfangen, immer höchst lieb und wert geblieben. Die alte Pleißenburg, die Zimmer der Akademie, vor allen aber Diers Wohnung, nicht weniger die Wink-
 25 lersche und Richtersche Sammlungen habe ich noch immer lebhaft gegenwärtig.

Ein junger Mann jedoch, der, indem sich ältere untereinander von schon bekannten Dingen unterhalten, nur beiläufig unter-
 30 richtet wird, und welchem das schwerste Geschäft, das alles zurecht zu legen, dabei überlassen bleibt, muß sich in einer sehr peinlichen Lage befinden. Ich sah mich daher mit andern sehnsuchtsvoll nach einer neuen Erleuchtung um, die uns denn auch durch einen Mann kommen sollte, dem wir schon so viel schuldig waren.

¹ Gottfried Winkler (1731—95), Besitzer eines Spezerei- und Wechselgeschäfts. Seine Kunstsammlung in der Katharinenstraße (jetzt Nr. 20) umfaßte im Jahre 1768: 628 Ölgemälde und gegen 25,000 Kupferstiche.

Auf zweierlei Weise kann der Geist höchlich erfreut werden: durch Anschauung und Begriff. Aber jenes erfordert einen würdigen Gegenstand, der nicht immer bereit, und eine verhältnismäßige Bildung, zu der man nicht gerade gelangt ist. Der Begriff hingegen will nur Empfänglichkeit, er bringt den Inhalt mit und ist selbst das Werkzeug der Bildung. Daher war uns jener Lichtstrahl höchst willkommen, den der vortrefflichste Denker durch düstre Wolken auf uns herableitete. Man muß Jüngling sein, um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessings „Laotoon“¹ auf uns ausübte, indem dieses Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Das so lange mißverstandene *ut pictura poesis* war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und Redekünste klar, die Gipfel beider erschienen nun getrennt, wie nah ihre Basen auch zusammenstoßen mochten. Der bildende Künstler sollte sich innerhalb der Grenze des Schönen halten, wenn dem redenden, der die Bedeutung jeder Art nicht entbehren kann, auch darüber hinauszuschweifen vergönnt wäre. Jener arbeitet für den äußeren Sinn, der nur durch das Schöne befriedigt wird, dieser für die Einbildungskraft, die sich wohl mit dem Häßlichen noch abfinden mag. Wie vor einem Blitz erleuchteten sich uns alle Folgen dieses herrlichen Gedankens, alle bisherige anleitende und urteilende Kritik ward wie ein abgetragener Rock weggeworfen, wir hielten uns von allem Übel erlöst und glaubten mit einigem Mitleid auf das sonst so herrliche 16. Jahrhundert herablicken zu dürfen, wo man in deutschen Bildwerken und Gedichten das Leben nur unter der Form eines schellenbehangenen Narren, den Tod unter der Uniform eines klappernden Gerippes sowie die notwendigen und zufälligen Übel der Welt unter dem Wilde des furchthaften Teufels zu vergegenwärtigen wußte.

Nur meisten entzückte uns die Schönheit jenes Gedankens², daß die Alten den Tod als den Bruder des Schlags anerkannt und beide, wie es Menächmen³ geizient, zum Verwechseln gleich

¹ Erschien 1766. — ² Lessings Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet“ erschien aber erst 1769. — ³ Die Zwillingebrüder in dem gleichnamigen Stück des Plautus.

gebildet. Hier konnten wir nun erst den Triumph des Schönen höchlich feiern und das Häßliche jeder Art, da es doch einmal aus der Welt nicht zu vertreiben ist, im Reiche der Kunst nur in den niedrigen Kreis des Lächerlichen verweisen.

5 Die Herrlichkeit solcher Haupt- und Grundbegriffe erscheint nur dem Gemüth, auf welches sie ihre unendliche Wirklichkeit ausüben, erscheint nur der Zeit, in welcher sie ersehnt, im rechten Augenblick hervortreten. Da beschäftigen sich die, welchen mit solcher Nahrung gebient ist, liebevoll ganze Epochen ihres Lebens
10 damit und erfreuen sich eines überichwänglichen Wachstums, indessen es nicht an Menschen fehlt, die sich auf der Stelle einer solchen Wirkung widersetzen, und nicht an andern, die in der Folge an dem hohen Sinne markten und mäkeln.

Wie sich aber Begriff und Anschauung wechselseitig for-
15 dern, so konnte ich diese neuen Gedanken nicht lange verarbeiten, ohne daß ein unendliches Verlangen bei mir entstanden wäre, doch einmal bedeutende Kunstwerke in größerer Masse zu erblicken. Ich entschied mich daher, Dresden ohne Aufenthalt zu besuchen. An der nötigen Barschaft fehlte es mir nicht; aber es
20 waren andere Schwierigkeiten zu überwinden, die ich durch mein grillenhaftes Wesen noch ohne Not vermehrte; denn ich hielt meinen Vorsatz vor jedermann geheim, weil ich die dortigen Kunstschätze ganz nach eigener Art zu betrachten wünschte und, wie ich meinte, mich von niemand wollte irre machen lassen.
25 Außer diesem ward durch noch eine andre Wunderlichkeit eine so einfache Sache verwickelter.

Wir haben angeborne und anezogene Schwächen, und es möchte noch die Frage sein, welche von beiden uns am meisten zu schaffen geben. So gern ich mich mit jeder Art von Zuständen
30 bekannt machte und dazu manchen Anlaß gehabt hatte, war mir doch von meinem Vater eine äußerste Abneigung gegen alle Gasthöfe eingeflüßt worden. Auf seinen Reisen durch Italien, Frankreich und Deutschland hatte sich diese Gesinnung fest bei ihm eingewurzelt. Ob er gleich selten in Bildern sprach und dieselben
35 nur, wenn er sehr heiter war, zu Hülfe rief, so pflegte er doch manchmal zu wiederholen: in dem Thore eines Gasthofs glaube er immer ein großes Spinnengewebe ausgespannt zu sehen, so

künstlich, daß die Insekten zwar hineinwärts, aber selbst die privilegierten Wespen nicht ungerufen herausfliegen könnten. Es schien ihm etwas Erschreckliches, daß man seinen Gewohnheiten und allem, was einem lieb im Leben wäre, entsagte und nach der Weise des Wirts und der Kellner lebte, noch übermäßig bezahlen zu müssen. Er pries die Hospitalität alter Zeiten, und so ungern er sonst auch etwas Ungewohntes im Hause duldete, so übte er doch Gastfreundschaft, besonders an Künstlern und Virtuosen; wie denn Gevatter Seefaz immer sein Quartier bei uns behielt, und Abel¹, der letzte Musiker, welcher die Gambe² mit Glück und Beifall behandelte, wohl aufgenommen und bewirtet wurde. Wie hätte ich mich nun mit solchen Jugendeindrücken, die bisher durch nichts ausgelöscht worden, entschließen können, in einer fremden Stadt einen Gasthof zu betreten? Nichts wäre leichter gewesen, als bei guten Freunden ein Quartier zu finden; Hofrat Krebel, Professor Hermann³ und andere hatten mir schon oft davon gesprochen; allein auch diesen sollte meine Reise ein Geheimnis bleiben, und ich geriet auf den wunderlichsten Einfall. Mein Stubennachbar⁴, der fleißige Theolog, dem seine Augen leider immer mehr ablegten⁵, hatte einen Verwandten in Dresden, einen Schuster, mit dem er von Zeit zu Zeit Briefe wechselte. Dieser Mann war mir wegen seiner Äußerungen schon längst höchst merkwürdig geworden, und die Ankunft eines seiner Briefe ward von uns immer festlich gefeiert. Die Art, womit er die Klagen seines die Blindheit befürchtenden Betters erwiderte, war ganz eigen; denn er bemühte sich nicht um Trostgründe, welche immer schwer zu finden sind; aber die heitere Art, womit er sein eignes enges, armes, mühseliges Leben betrachtete, der Scherz, den er selbst den Übeln und Unbequemlichkeiten abgewann, die unverwüßliche Überzeugung, daß das Leben an und für sich ein Gut sei, teilte sich demjenigen mit, der den Brief las und versetzte ihn wenigstens für Augenblicke in eine gleiche Stimmung. Enthusiastisch, wie ich war, hatte ich diesen

¹ Karl Friedrich Abel (1725—87), Mitglied der Dresdener Hofkapelle, reiste 1758 durch Deutschland nach London, wo er Direktor der königlichen Kapelle wurde. — ² Rnlegege, Viola da gamba. — ³ S. oben, S. 298. Er war aus Dresden gebürtig. — ⁴ Umprecht, s. oben, S. 273. — ⁵ Abnahmen, schwächer wurden.

Mann öfters verbindlich grüßen lassen, seine glückliche Naturgabe gerühmt und den Wunsch, ihn kennen zu lernen, geäußert. Dieses alles vorausgesetzt, schien mir nichts natürlicher, als ihn aufzusuchen, mich mit ihm zu unterhalten, ja bei ihm zu wohnen
 5 und ihn recht genau kennen zu lernen. Mein guter Kandidat gab mir nach einigem Widerstreben einen mühsam geschriebenen Brief mit, und ich fuhr, meine Matrikel in der Tasche, mit der gelben Kutse sehnsuchtsvoll nach Dresden.¹

Ich suchte nach meinem Schuster und fand ihn bald in der
 10 Vorstadt. Auf seinem Schemel sitzend, empfing er mich freundlich und sagte lächelnd, nachdem er den Brief gelesen: „Ich sehe hieraus, junger Herr, daß Ihr ein wunderlicher Christ seid.“ — „Wie das, Meister?“ versetzte ich. „Wunderlich ist nicht übel gemeint“, fuhr er fort, „man nennt jemand so, der sich nicht
 15 gleich ist, und ich nenne Sie einen wunderlichen Christen, weil Sie sich in einem Stück als den Nachfolger des Herrn bekennen, in dem andern aber nicht.“ Auf meine Bitte, mich aufzuklären, sagte er weiter: „Es scheint, daß Ihre Absicht ist, eine fröhliche Botschaft den Armen und Niedrigen zu verkündigen; das ist schön,
 20 und diese Nachahmung des Herrn ist löblich; Sie sollten aber dabei bedenken, daß er lieber bei wohlhabenden und reichen Leuten zu Tische saß, wo es gut herging, und daß er selbst den Wohlgeruch des Balsams nicht verschmähte, wovon Sie wohl bei mir das Gegentheil finden könnten.“

Dieser lustige Anfang setzte mich gleich in guten Humor, und wir neckten einander eine ziemliche Weile herum. Die Frau stand bedenklich, wie sie einen solchen Gast unterbringen und bewirten
 solle. Auch hierüber hatte er sehr artige Einfälle, die sich nicht allein auf die Bibel, sondern auch auf Gottfrieds Chronik² bezogen,
 30 und als wir einig waren, daß ich bleiben sollte, so gab ich meinen Beutel, wie er war, der Wirtin zum Aufheben und ersuchte sie, wenn etwas nötig sei, sich daraus zu versehen. Da er es ablehnen wollte und mit einiger Schalkheit zu verstehen gab, daß er nicht so abgebrannt sei, als er aussehen möchte, so ent-
 35 waffnete ich ihn dadurch, daß ich sagte: und wenn es auch nur

¹ Ende Februar oder Anfang März 1768. Der Aufenthalt währte 12 Tage — ² Bgl. oben, S. 46.

wäre, um das Wasser in Wein zu verwandeln, so würde wohl, da heutzutage keine Wunder mehr geschehen, ein solches probates Hausmittel nicht am unrechten Orte sein. Die Wirtin schien mein Reden und Handeln immer weniger seltsam zu finden, wir hatten uns bald ineinander geschickt und brachten einen sehr heitern Abend zu. Er blieb sich immer gleich, weil alles aus einer Quelle floß. Sein Eigentum war ein tüchtiger Menschenverstand, der auf einem heiteren Gemüt ruhte und sich in der gleichmäßigen hergebrachten Thätigkeit gefiel. Daß er unablässig arbeitete, war sein Erstes und Notwendigstes, daß er alles Übrige als zufällig ansah, dies bewahrte sein Behagen; und ich mußte ihn vor vielen andern in die Klasse derjenigen rechnen, welche praktische Philosophen, bewußtlose Weltweisen genannt wurden.

Die Stunde, wo die Galerie¹ eröffnet werden sollte, mit Ungeduld erwartet, erschien. Ich trat in dieses Heiligtum, und meine Verwunderung überstieg jeden Begriff, den ich mir gemacht hatte. Dieser in sich selbst wiederkehrende Saal, in welchem Pracht und Reinlichkeit bei der größten Stille herrschten, die blendenden Rahmen, alle der Zeit noch näher, in der sie verguldet wurden, der gehobnte Fußboden, die mehr von Schauenden betretenen als von Arbeitenden benutzten Räume gaben ein Gefühl von Feierlichkeit, einzig in seiner Art, das um so mehr der Empfindung ähnelte, womit man ein Gotteshaus betritt, als der Schmuck so manches Tempels, der Gegenstand so mancher Anbetung hier abermals, nur zu heiligen Kunstzwecken aufgestellt erschien. Ich ließ mir die kurzorische Demonstration meines Führers gar wohl gefallen, nur erbat ich mir, in der äußeren² Galerie bleiben zu dürfen. Hier fand ich mich zu meinem Behagen wirklich zu Hause. Schon hatte ich Werke mehrerer Künstler gesehen, andere kannte ich durch Kupferstiche, andere dem Namen nach; ich verhehlte es nicht und stützte meinem Führer dadurch einiges Vertrauen ein, ja ihn ergötzte das Entzücken, das ich bei Stücken

¹ Sie befand sich damals, seit 1722, bis zum Jahre 1855 am Neumarkt, in dem heutigen Johannenn. „Das rechteckige Gebäude war nicht besonders lang, aber die Galerie zog sich an allen seinen vier Seiten entlang und lehrte auf diese Weise, viermal gebrochen, in sich selbst zurück.“ — ² Wo die Niederländer waren; in der Innern blengen die Italiener. Von den Italienern machte Domenico Zetti am meisten Eindruck auf ihn (s. unten, S. 416f.).

äußerte, wo der Pinsel über die Natur den Sieg davontrug; denn solche Dinge waren es vorzüglich, die mich an sich zogen, wo die Vergleichung mit der bekannten Natur den Wert der Kunst notwendig erhöhen mußte.

- 5 Als ich bei meinem Schuster wieder eintrat, um das Mittagsmahl zu genießen, trauete ich meinen Augen kaum; denn ich glaubte ein Bild von Ostade¹ vor mir zu sehen, so vollkommen, daß man es nur auf die Galerie hätte hängen dürfen. Stellung
10 der Gegenstände, Licht, Schatten, bräunlicher Teint des Ganzen, magische Haltung, alles, was man in jenen Bildern bewundert, sah ich hier in der Wirklichkeit. Es war das erste Mal, daß ich auf einen so hohen Grad die Gabe gewahr wurde, die ich nachher mit mehrerem Bewußtsein übte, die Natur nämlich mit den
15 Augen dieses oder jenes Künstlers zu sehen, dessen Werken ich soeben eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Diese Fähigkeit hat mir viel Genuß gewährt, aber auch die Begierde vermehrt, der Ausübung eines Talents, das mir die Natur ver-
20 versagt zu haben schien, von Zeit zu Zeit eifrig nachzuhängen.

- Ich besuchte die Galerie zu allen vergönnten Stunden und
20 fuhr fort, mein Entzücken über manche köstliche Werke vorlaut auszusprechen. Ich vereitelte dadurch meinen löblichen Vorsatz, unbekannt und unbemerkt zu bleiben; und da sich bisher nur ein Unteraufseher mit mir abgegeben hatte, nahm nun auch der
25 Galerieinspektor Rat Riedel² von mir Notiz und machte mich auf gar manches aufmerksam, welches vorzüglich in meiner
30 Sphäre zu liegen schien. Ich fand diesen trefflichen Mann damals ebenso thätig und gefällig, als ich ihn nachher mehrere Jahre hindurch gesehen, und wie er sich noch heute erweist. Sein Bild hat sich mir mit jenen Kunstschätzen so in eins verwoben,
daß ich beide niemals gesondert erblicke, ja sein Andenken hat mich nach Italien begleitet, wo mir seine Gegenwart in manchen großen und reichen Sammlungen sehr wünschenswert
gewesen wäre.

¹ Adriaan van Ostade (1620—85) aus Haarlem, holländischer Maler. Nachahmer Rembrandts in Behandlung des Hellbunkels, ausgezeichnet in kleinen Genrebildern aus dem Leben der Bauern und Bürger. — ² Johann Anton Riedel (1732—1816) aus Prag, seit 1756 Oberinspektor.

Da man auch mit Fremden und Unbekannten solche Werke nicht stumm und ohne wechselseitige Theilnahme betrachten kann, ihr Anblick vielmehr am ersten geeignet ist, die Gemüther gegeneinander zu eröffnen, so kam ich auch daselbst mit einem jungen Manne ins Gespräch, der sich in Dresden aufzuhalten und einer Legation anzugehören schien. Er lud mich ein, abends in einen Gasthof zu kommen, wo sich eine muntere Gesellschaft versammelte, und wo man, indem jeder eine mäßige Beche bezahlte, einige ganz vergnügten Stunden zubringen könnte.

Ich fand mich ein, ohne die Gesellschaft anzutreffen, und der Kellner setzte mich einigermaßen in Verwunderung, als er mir von dem Herrn, der mich bestellt, ein Kompliment aussprach, wodurch dieser eine Entschuldigung, daß er etwas später kommen werde, an mich gelangen ließ, mit dem Zusatze, ich sollte mich an nichts stoßen, was vorgehe, auch werde ich nichts weiter als meine eigne Beche zu bezahlen haben. Ich wußte nicht, was ich aus diesen Worten machen sollte, aber die Spinnweben meines Vaters fielen mir ein, und ich faßte mich, um zu erwarten, was da kommen möchte. Die Gesellschaft versammelte sich, mein Bekannter stellte mich vor, und ich durfte nicht lange aufmerken, so fand ich, daß es auf Mystifikation eines jungen Menschen hinausgehe, der als ein Kenning sich durch ein vorlautes, unmaßliches Wesen auszeichnete; ich nahm mich daher gar sehr in acht, daß man nicht etwa Lust finden möchte, mich zu seinem Gefährten auszuersehen. Bei Tische ward jene Absicht jedermann deutlicher, nur nicht ihm. Man zechte immer stärker, und als man zuletzt seiner Geliebten zu Ehren gleichfalls ein Bivat angestimmt, so schwur jeder hoch und teuer, aus diesen Gläsern dürfe nun weiter kein Trunk geschehen; man warf sie hinter sich, und dies war das Signal zu weit größeren Thorheiten. Endlich entzog ich mich ganz sachte, und der Kellner, indem er mir eine sehr billige Beche abforderte, ersuchte mich wiederzukommen, da es nicht alle Abende so bunt hergehe. Ich hatte weit in mein Quartier, und es war nah an Mitternacht, als ich es erreichte. Die Thüren fand ich unvergeschlossen, alles war zu Bette, und eine Lampe erleuchtete den enghäuslichen Zustand, wo denn mein immer mehr geübtes Auge so-

gleich das schönste Bild von Schalken¹ erblickte, von dem ich mich nicht losmachen konnte, so daß es mir allen Schlaf vertrieb.

Die wenigen Tage meines Aufenthalts in Dresden waren allein der Gemäldegalerie gewidmet. Die Antiken standen noch
 5 in den Pavillons des Großen Gartens, ich lehnte ab², sie zu sehen sowie alles übrige, was Dresden Kostliches enthielt; nur zu voll von der Überzeugung, daß in und an der Gemäldesammlung selbst mir noch vieles verborgen bleiben müsse. So nahm ich
 10 den Wert der italienischen Meister mehr auf Treu und Glauben an, als daß ich mir eine Einsicht in denselben hätte anmaßen können. Was ich nicht als Natur ansehen, an die Stelle der Natur setzen, mit einem bekannten Gegenstand vergleichen konnte, war auf mich nicht wirksam. Der materielle Eindruck ist es, der den Anfang selbst zu jeder höheren Liebhaberei macht.

15 Mit meinem Schuster vertrug ich mich ganz gut. Er war geistreich und mannigfaltig genug, und wir überboten uns manchmal an neckischen Einfällen; jedoch ein Mensch, der sich glücklich preist und von andern verlangt, daß sie das Gleiche thun sollen, versetzt uns in ein Mißbehagen, ja die Wieder-
 20 holung solcher Gesinnungen macht uns Langeweile. Ich fand mich wohl beschäftigt, unterhalten, aufgereggt, aber keineswegs glücklich, und die Schuhe nach seinem Leisten wollten mir nicht passen. Wir schieden jedoch als die besten Freunde, und auch meine Wirtin war beim Abschiede nicht unzufrieden mit mir.

25 So sollte mir denn auch noch kurz vor meiner Abreise etwas sehr Angenehmes begegnen. Durch die Vermittlung jenes jungen Mannes, der sich wieder bei mir in einigen Kredit zu setzen wünschte, ward ich dem Direktor von Hagedorn³ vorgestellt, der mir seine Sammlung mit großer Güte vorwies und
 30 sich an dem Enthusiasmus des jungen Kunstfreundes höchlich ergözte. Er war, wie es einem Kenner geziemt, in die Bilder,

¹ Die Galerie besaß von dem niederländischen Maler Gottfried Schalken (1643—1706) vier Bilder mit solchem Lichteffect. — ² Der Grund wird wohl der gewesen sein, daß sie wegen ungünstiger Aufstellung überhaupt nicht zu betrachten waren. — ³ Christian Ludwig Hagedorn (1712—80) aus Hamburg, Bruder des Dichters, seit 1763 Generaldirektor der sächsischen Kunstakademien. Er hatte sich durch seine „Betrachtungen über die Malerei“ (Leipzig 1762, 2 Abo.) einen geschätzten Namen gemacht.

die er besaß, ganz eigentlich verliebt, und fand daher selten an andern eine Theilnahme, wie er sie wünschte. Besonders machte es ihm Freude, daß mir ein Bild von Swanefeld¹ ganz übermäßig gefiel, daß ich dasjenige in jedem einzelnen Theile zu preisen und zu erheben nicht müde ward; denn gerade Landschaften, die mich an den schönen heiteren Himmel, unter welchem ich herangewachsen, wieder erinnerten, die Pflanzenfülle jener Gegenden und was sonst für Günst ein wärmeres Klima den Menschen gewährt, rührten mich in der Nachbildung am meisten, indem sie eine sehnsüchtige Erinnerung in mir aufregten.

Diese köstlichen, Geist und Sinn zur wahren Kunst vorbereitenden Erfahrungen wurden jedoch durch einen der traurigsten Anblicke unterbrochen und gedämpft, durch den zerstörten und verödeten Zustand so mancher Straße Dresdens, durch die ich meinen Weg nahm. Die Mohrenstraße² im Schutt sowie die Kreuzkirche mit ihrem geborstenen Turm drückten sich mir tief ein und stehen noch wie ein dunkler Fleck in meiner Einbildungskraft. Von der Kuppel der Frauenkirche sah ich diese leidigen Trümmer zwischen die schöne städtische Ordnung hineingesät; da rühmte mir der Künstler die Kunst des Baumeisters, welcher Kirche und Kuppel auf einen so unerwünschten Fall schon eingerichtet und bombenfest erbaut hatte. Der gute Sakristan deutete mir alsdann auf Ruinen nach allen Seiten und sagte bedenklich lakonisch: „Das hat der Feind gethan!“

So kehrte ich nun zuletzt, obgleich ungern, nach Leipzig zurück und fand meine Freunde, die solche Abschweifungen von mir nicht gewohnt waren, in großer Verwunderung, beschäftigt mit allerlei Konjekturen, was meine geheimnisvolle Reise wohl habe bedeuten sollen. Wenn ich ihnen darauf meine Geschichte ganz ordentlich erzählte, erklärten sie mir solche für ein Märchen und suchten scharfsinnig hinter das Räthsel zu kommen, das ich unter der Schusterherberge zu verthüllen mutwillig genug sei.

Hätten sie mir aber ins Herz sehen können, so würden sie keinen Mutwillen darin entdeckt haben; denn die Wahrheit jenes

¹ Hermann Swanefeld (1600—55), holländischer Landschaftsmaler, Nachahmer von Claude Lorrain. — ² Goethe meint die Moritzstraße, vom Volk Bettelgasse genannt. Eine Mohrenstraße hat es in Dresden nicht gegeben.

alten Worts, Zuwachs an Kenntniss ist Zuwachs an Unruhe, hatte mich mit ganzer Gewalt getroffen, und je mehr ich mich anstrengte, dasjenige, was ich gesehen, zu ordnen und mir zuzueignen, je weniger gelang es mir; ich mußte mir zuletzt ein
 5 stilles Nachwirken gefallen lassen. Das gewöhnliche Leben ergriff mich wieder, und ich fühlte mich zuletzt ganz behaglich, wenn ein freundschaftlicher Umgang, Zunahme an Kenntnissen, die mir gemäß waren, und eine gewisse Übung der Hand mich auf eine weniger bedeutende, aber meinen Kräften mehr propor-
 10 tionierte Weise beschäftigten.

Eine sehr angenehme und für mich heilsame Verbindung, zu der ich gelangte, war die mit dem Breittopfschen Hause. Bernhard Christoph Breittopf¹, der eigentliche Stifter der Familie, der als ein armer Buchdruckergezell nach Leipzig gekommen
 15 war, lebte noch und bewohnte den Goldenen Bären, ein ansehnliches Gebäude auf dem Neuen Neumarkt², mit Gottsched als Hausgenossen. Der Sohn Johann Gottlob Immanuel³ war auch schon längst verheiratet und Vater mehrerer Kinder. Einen Teil ihres ansehnlichen Vermögens glaubten sie nicht besser an-
 20 wenden zu können, als indem sie ein großes neues Haus, „Zum silbernen Bären“, dem ersten gegenüber, errichteten, welches höher und weitläufiger als das Stammhaus selbst angelegt ward. Gerade zu der Zeit des Baues⁴ ward ich mit der Familie be-
 25 kannt. Der älteste Sohn⁵ mochte einige Jahre mehr haben als ich, ein wohlgestalteter junger Mann, der Musik erlernen und geübt, sowohl den Flügel als die Violine fertig zu behandeln. Der zweite⁶, eine treue gute Seele, gleichfalls musikalisch, belebte nicht weniger als der älteste die Konzerte, die öfters veranstaltet wurden. Sie waren mir beide sowie auch Eltern und Schwestern⁷
 30 gewogen; ich ging ihnen beim Auf- und Ausbau, beim Mö-

¹ Geboren 1695, gestorben 1777. — ² Auf der Universitätsstraße, dem Alten Neumarkt, nicht, wie Goethe sagt, dem Neuen Neumarkt. Hier wohnte auch Bernhard Christoph Breittopf und Gottsched. In dem neuen Gebäude, dem gegenüberliegenden, jetzt durch einen Neubau ersetzt, Silbernen Bären, wohnte Johann Gottlob Immanuel Breittopf, ferner Dr. Reichel und der Kupferstecher Stod. — ³ Geboren 1719 in Leipzig. — ⁴ Herbst 1766. — ⁵ Bernhard Theodor Breittopf, geboren 1749, also gleichalterig mit Goethe. — ⁶ Christoph Gottlob Breittopf, geboren 1750. — ⁷ Theodora Sophie Constantia und Luise Marie Wilhelmine.

blieren und Einziehen zur Hand, und begriff dadurch manches, was sich auf ein solches Geschäft bezieht; auch hatte ich Gelegenheit, die Oerischen Lehren angewendet zu sehn. In dem neuen Hause, das ich also entstehen sah, war ich oft zum Besuch. Wir trieben manches gemeinschaftlich, und der älteste komponierte 5 einige meiner Lieder, die gedruckt seinen Namen¹, aber nicht den meinigen führten und wenig bekannt geworden sind. Ich habe die besseren ausgezogen und zwischen meinen übrigen kleinen Poëzien eingeschaltet. Der Vater hatte den Rotendruck erfunden oder vervollkommenet. Von einer schönen Bibliothek, die sich 10 meistens auf den Ursprung der Buchdruckerei und ihr Wachsthum bezog, erlaubte er mir den Gebrauch, wodurch ich mir in diesem Fache einige Kenntniss erwarb. Ingleichen fand ich dafselbst gute Kupferwerke, die das Altertum darstellten, und setzte meine Studien auch von dieser Seite fort, welche dadurch noch 15 mehr gefördert wurden, daß eine ansehnliche Schwefelsammlung² beim Umziehen in Unordnung geraten war. Ich brachte sie so gut ich konnte wieder zurecht und war genöthigt, dabei mich im Lippert³ und andern umzusehen. Einen Arzt, Doktor Reichel, gleichfalls einen Hausgenossen⁴, konsultierte ich von Zeit 20 zu Zeit, da ich mich wo nicht krank, doch unmustern⁵ fühlte, und so führten wir zusammen ein stilles, anmutiges Leben.

Nun sollte ich in diesem Hause noch eine andere Art von Verbindung eingehen. Es zog nämlich in die Mansarde der Kupferstecher Stock⁶. Er war aus Nürnberg gebürtig, ein sehr 25 fleißiger und in seinen Arbeiten genauer und ordentlicher Mann. Auch er stach wie Geyser⁷ nach Oerischen Zeichnungen größere und kleinere Platten, die zu Romanen und Gedichten immer mehr in Schwung kamen. Er radierte sehr sauber, so daß die Arbeit aus dem Ahwasser beinahe vollendet herauskam und 30 mit dem Grabstichel, den er sehr gut führte, nur wenig nachzuhelfen blieb. Er machte einen genauen Übersschlag, wie lange ihn eine Platte beschäftigen würde, und nichts war vermögend,

¹ „Neue Lieder, in Meloben gesetzt von Verhard Theodor Breitkopf“ (Leipzig 1770, vordattelt, in Wahrheit: Michaelismesse 1769). — ² Gemmenabdruck in Schwefel. — ³ Vgl. oben, S. 347. — ⁴ In Silbernen Bären. — ⁵ Unmustern = unpaß. — ⁶ Johann Michael Stock (1739—73), wohnte im Silbernen Bären. — ⁷ S. oben, S. 343.

ihn von seiner Arbeit abzurufen, wenn er nicht sein täglich vorgelegtes Pensum vollbracht hatte. So saß er an einem breiten Arbeitstisch am großen Giebelfenster in einer sehr ordentlichen und reinlichen Stube, wo ihm Frau und zwei Töchter häusliche Gesellschaft leisteten. Von diesen letztern ist die eine¹ glücklich verheiratet und die andere² eine vorzügliche Künstlerin; sie sind lebenslänglich meine Freundinnen geblieben. Ich theilte nun meine Zeit zwischen den obern und untern Stockwerken und attachierte mich sehr an den Mann, der bei seinem anhaltenden Fleiße einen herrlichen Humor besaß und die Gutmütigkeit selbst war.

Mich reizte die reinliche Technik dieser Kunstart, und ich gesellte mich zu ihm, um auch etwas dergleichen zu verfertigen. Meine Neigung hatte sich wieder auf die Landschaft gelenkt, die mir bei einsamen Spaziergängen unterhaltend, an sich erreichbar und in den Kunstwerken faßlicher erschien als die menschliche Figur, die mich abschreckte. Ich radierte daher unter seiner Anleitung verschiedene Landschaften nach Thiele³ und andern, die, obgleich von einer ungeübten Hand verfertigt, doch einigen Effekt machten und gut aufgenommen wurden. Das Grundieren der Platten, das Weißanstreichen derselben, das Radieren selbst und zuletzt das Ätzen gab mannigfaltige Beschäftigung, und ich war bald dahin gelangt, daß ich meinem Meister in manchen Dingen beistehen konnte. Mir fehlte nicht die beim Ätzen nötige Aufmerksamkeit, und selten daß mir etwas mißlang; aber ich hatte nicht Vorsicht genug, mich gegen die schädlichen Dünste zu verwahren, die sich bei solcher Gelegenheit zu entwickeln pflegen, und sie mögen wohl zu den Übeln beigetragen haben, die mich nachher eine Zeitlang quälten. Zwischen solchen Arbeiten wurde auch manchmal, damit ja alles versucht würde, in Holz geschnitten. Ich verfertigte verschiedene kleine Druckerstöcke nach französischen Mustern, und manches davon ward brauchbar gefunden.

¹ Anna Marie Jakobine (Minna), geboren 1762, verheiratete sich mit Schillers Freund, Körner, 1785, wurde 1791 Theodor Körners Mutter und starb 1843. — ² Johanna Dorothea (Dora), geboren 1760, Pastellmalerin, gestorben in Berlin 1832. — ³ Alexander Thiele (1747—1803), Hofmaler in Dresden.

Man lasse mich hier noch einiger Männer gedenken, welche sich in Leipzig aufhielten oder dajelbst auf kurze Zeit verweilten. Kreisstenerereinehmer Weiße¹, in seinen besten Jahren, heiter, freundlich und zuvorkommend, ward von uns geliebt und geschätzt. Zwar wollten wir seine Theaterstücke nicht durchaus für musterhaft gelten lassen, ließen uns aber doch davon hinreißen, und seine Opern, durch Hillern² auf eine leichte Weise belebt, machten uns viel Vergnügen. Schiebeler³, von Hamburg, betrat dieselbige Bahn, und dessen „Eisuard und Dariolette“ ward von uns gleichfalls begünstigt. Eschenburg⁴, ein schöner junger Mann, nur um weniges älter als wir, zeichnete sich unter den Studierenden vorteilhaft aus. Zachariä⁵ ließ sich's einige Wochen bei uns gefallen und speiste, durch seinen Bruder⁶ eingeleitet, mit uns an einem Tische. Wir schätzten es, wie billig, für eine Ehre, wechselsweise durch ein paar außerordentliche Gerichte, reichlicheren Nachtisch und ausgesuchteren Wein unserm Gast zu willfahren, der, als ein großer, wohlgestalteter, behaglicher Mann, seine Neigung zu einer guten Tafel nicht verhehlte. Lessing⁷ traf zu einer Zeit ein, wo wir, ich weiß nicht, was, im Kopf hatten; es beliebte uns, ihm nirgends zu Gefallen zu gehen, ja die Orte, wo er hinkam, zu vermeiden, wahrscheinlich weil wir uns zu gut dünkten, von ferne zu stehen, und keinen Anspruch machen konnten, in ein näheres Verhältniß mit ihm zu gelangen. Diese augenblickliche Uebernheit, die aber bei einer aumäßlichen und grillenhaften Jugend nichts Seltenes ist, bestrafte sich freilich in der Folge, indem ich diesen so vorzüglichen und von mir aufs höchste geschätzten Mann niemals mit Augen gesehen.

Bei allen Bemühungen jedoch, welche sich auf Kunst und

¹ Christian Felix Weiße, s. oben, S. 284, und die Anmerkung am Schluß dieses Bandes. — ² Johann Adam Hiller (1728—1804), der erste Kapellmeister der Gewandhauskonzerte; er komponierte eine Reihe Weißescher Singspiele. — ³ Daniel Schiebeler (1741—71), war 1765—68 in Leipzig. Seine Operette „Eisuard und Dariolette“, komponiert von Hiller, wurde im November 1766 in Leipzig zuerst aufgeführt. Er gab 1764 eine Sammlung von Gedichten aus Göttinger studentischen Kreisen auf „Petronella“, ein unglückliches „italienisches Seiltänzerinmädchen“, heraus, die Goethe wahrscheinlich die erste Anregung zur Gestalt der Mignon gaben. — ⁴ Johann Joachim Eschenburg (1743—1820), seit 1773 Professor am Carolinum in Braunschweig. — ⁵ Der Verfasser des „Memoristen“, s. oben, S. 264 und 281, war Ostern 1767 in Leipzig. Vgl. Goethes Obd. an ihn (Wd. 3 unserer Ausgabe). — ⁶ S. oben, S. 298. — ⁷ Frühjahr 1768.

Altertum bezogen, hatte jeder stets Winkelmann vor Augen, dessen Tüchtigkeit im Vaterlande mit Enthusiasmus anerkannt wurde. Wir lasen fleißig seine Schriften und suchten uns die Umstände bekannt zu machen, unter welchen er die ersten¹ geschrieben hatte. Wir fanden darin manche Ansichten, die sich von Oern herzuschreiben schienen, ja sogar Scherz und Grillen nach seiner Art, und ließen nicht nach, bis wir uns einen ungefähren Begriff von der Gelegenheit gemacht hatten, bei welcher diese merkwürdigen und doch mitunter so räthselhaften Schriften entstanden waren, ob wir es gleich dabei nicht sehr genau nahmen: denn die Jugend will lieber angeregt als unterrichtet sein, und es war nicht das letzte Mal, daß ich eine bedeutende Bildungsstufe sibyllinischen Blättern verdanken sollte.

Es war damals in der Litteratur eine schöne Zeit, wo vorzüglichen Menschen noch mit Achtung begegnet wurde, obgleich die Klotzischen Händel und Lessings Kontroversen² schon darauf hindeuteten, daß diese Epoche sich bald schließen werde. Winkelmann genoß einer solchen allgemeinen, unangetasteten Verehrung, und man weiß, wie empfindlich er war gegen irgend etwas Öffentliches, das seiner wohl gefühlten Würde nicht gemäß schien. Alle Zeitschriften stimmten zu seinem Ruhme überein, die besseren Reisenden kamen belehrt und entzückt von ihm zurück, und die neuen Ansichten, die er gab, verbreiteten sich über Wissenschaft und Leben. Der Fürst von Dessau³ hatte sich zu einer gleichen Achtung emporgeschwungen. Jung, wohl- und edel denkend, hatte er sich auf seinen Reisen und sonst recht wünschenswert erwiesen. Winkelmann war im höchsten Grade von ihm entzückt und belegte ihn, wo er seiner gedachte, mit den schönsten Beinamen⁴. Die Anlage eines damals einzigen Parks⁵, der Geschmack zur Baukunst, welchen von Erdmannsdorf⁶ durch

¹ S. oben, S. 348. — ² Auf den unberechtigten Angriff des wegen seines Einflusses und seiner niedrigen Gesinnung gefürchteten Professors Christian Wolff Klotz (1738—1771) in Halle antwortete Lessing scharf und schonungslos in seinen „Briefen antiquarischen Inhalts“ (1768). — ³ Leopold Friedrich Franz (1740—1817). Er war Ende 1765 in Rom. — ⁴ „Ein Phönix der Prinzen, das Muster der Prinzen und Menschen.“ — ⁵ In Wörlitz bei Dessau 1769—73. — ⁶ Friederich Wilhelm von Erdmannsdorf, Architekt, geboren 1736, begleitete den Fürsten auf dessen Reisen und entwarf die Pläne von Schloß und Park Wörlitz.

seine Thätigkeit unterstützte, alles sprach zu gunsten eines Fürsten, der, indem er durch sein Beispiel den übrigen vorleuchtete, Dienern und Unterthanen ein goldnes Zeitalter versprach. Nun vernahmen wir jungen Leute mit Jubel, daß Winkelmann aus Italien zurückkehren, seinen fürstlichen Freund besuchen, unterwegs bei Ötern eintreten und also auch in unsern Gesichtskreis kommen würde.¹ Wir machten keinen Anspruch, mit ihm zu reden; aber wir hofften ihn zu sehen, und weil man in solchen Jahren einen jeden Anlaß gern in eine Lustpartie verwandelt, so hatten wir schon Ritt und Fahrt nach Dessau verabredet, wo wir in einer schönen, durch Kunst verherrlichten Gegend, in einem wohl administrierten und zugleich äußerlich geschmückten Laude bald da, bald dort aufzupassen dachten, um die über uns so weit erhabenen Männern mit eigenen Augen umherwandeln zu sehen. Öter war selbst ganz exaltiert, wenn er daran nur dachte, und wie ein Donner Schlag bei klarem Himmel fiel die Nachricht von Winkelmanns Tode zwischen uns nieder.² Ich erinnere mich noch der Stelle, wo ich sie zuerst vernahm; es war in dem Hofe der Pleißenburg, nicht weit von der kleinen Pforte, durch die man zu Öter hinaufzusteigen pflegte. Es kam mir ein Mitschüler entgegen, sagte mir, daß Öter nicht zu sprechen sei und die Ursache warum. Dieser ungeheuerer Vorfall that eine ungeheuerer Wirkung; es war ein allgemeines Jammern und Wehklagen; und sein frühzeitiger Tod schärfte die Aufmerksamkeit auf den Wert seines Lebens. Ja vielleicht wäre die Wirkung seiner Thätigkeit, wenn er sie auch bis in ein höheres Alter fortgesetzt hätte, nicht so groß gewesen, als sie jetzt werden mußte, da er wie mehrere außerordentliche Menschen auch noch durch ein seltsames und widerwärtiges Ende vom Schicksal ausgezeichnet worden.

Indem ich nun aber Winkelmanns Abscheiden grenzenlos beklagte, so dachte ich nicht, daß ich mich bald in dem Fall befinden würde, für mein eigenes Leben besorgt zu sein; denn unter allem diesem hatten meine körperlichen Zustände nicht die

¹ Im April 1768 reiste Winkelmann von Rom ab nach Deutschland, kam aber nur nach München und Wien und reiste dann wieder zurück. — ² Winkelmann wurde am 8. Juni 1768 in Triest ermordet.

beste Wendung genommen. Schon von Hause hatte ich einen gewissen hypochondrischen Zug mitgebracht, der sich in dem neuen sitzenden und schleichenden Leben eher verstärkte als ver-
 schwächte. Der Schmerz auf der Brust, den ich seit dem Auer-
 5 städter Unfall¹ von Zeit zu Zeit empfand, und der nach einem Sturz mit dem Pferde² merklich gewachsen war, machte mich mißmutig. Durch eine unglückliche Diät verdarb ich mir die Kräfte der Verdauung; das schwere Merseburger Bier ver-
 düsterte mein Gehirn, der Kaffee, der mir eine ganz eigne triste
 10 Stimmung gab, besonders mit Milch nach Lische genossen, paralytierte meine Eingeweide und schien ihre Funktionen völlig aufzuheben, so daß ich deshalb große Beängstigungen empfand, ohne jedoch den Entschluß zu einer vernünftigeren Lebensart fassen zu können. Meine Natur, von hinlänglichen Kräften der
 15 Jugend unterstützt, schwankte zwischen den Extremen von ausgelassener Lustigkeit und melancholischem Unbehagen. Ferner war damals die Epoche des Kaltbadens eingetreten, welches unbedingt empfohlen ward. Man sollte auf hartem Lager schlafen, nur leicht zugebedekt, wodurch denn alle gewohnte Aus-
 20 dünstung unterdrückt wurde. Diese und andere Thorheiten, in Gefolg von mißverstandenen Anregungen Rousseaus, würden uns, wie man versprach, der Natur näher führen und uns aus dem Verderbnisse der Sitten retten. Alles Obige nun, ohne Unterscheidung, mit unvernünftigem Wechsel angewendet, emp-
 25 pfanden mehrere als das Schädlichste, und ich verhezte meinen glücklichen Organismus dergestalt, daß die darin enthaltenen besondern Systeme zuletzt in eine Verschwörung und Revolution ausbrechen mußten, um das Ganze zu retten.

Eines Nachts wachte ich mit einem heftigen Blutsturz auf
 30 und hatte noch so viel Kraft und Besinnung, meinen Stuben-
 nachbar zu wecken. Doktor Reichel³ wurde gerufen, der mir auß-
 freundlichste hülfreich ward, und so schwankte ich mehrere Tage zwischen Leben und Tod, und selbst die Freude an einer er-
 folgenden Besserung wurde dadurch vergällt, daß sich bei jener
 35 Eruption zugleich ein Geschwulst an der linken Seite des Hal-

¹ Vgl. oben, S. 271. — ² Ende Oktober 1767. — ³ Vgl. oben, S. 360.

jes gebildet hatte, den man jetzt erst, nach vorübergegangener Gefahr, zu bemerken Zeit fand. Genesung ist jedoch immer angenehm und erfreulich, wenn sie auch langsam und kümmerlich von Statten geht, und da bei mir sich die Natur geholfen, so schien ich auch nummehr ein anderer Mensch geworden zu sein; 5 denn ich hatte eine größere Heiterkeit des Geistes gewonnen, als ich mir lange nicht gekannt, ich war froh, mein Inneres frei zu fühlen, wenn mich gleich äußerlich ein langwieriges Leiden bedrohte.

Was mich aber in dieser Zeit besonders aufrichtete, war 10 zu sehen, wieviel vorzügliche Männer mir unverdient ihre Neigung zugewendet hatten. Unverdient, sage ich; denn es war keiner darunter, dem ich nicht durch widerliche Launen beschwerlich gewesen wäre, keiner, den ich nicht durch krankhaften Wider Sinn mehr als einmal verlegt, ja den ich nicht im Gefühl meines eignen Unrechts eine Zeitlang störrisch gemieden 15 hätte. Dies alles war vergessen, sie behandelten mich aufs liebevollste und suchten mich theils auf meinem Zimmer, theils sobald ich es verlassen konnte, zu unterhalten und zu zerstreuen. Sie führten mit mir aus, bewirteten mich auf ihren Landhäusern, 20 und ich schien mich bald zu erholen.

Unter diesen Freunden nenne ich wohl zuvörderst den damaligen Ratsheern, nachherigen Burgemeister von Leipzig, Doktor Hermann¹. Er war unter denen Tischgenossen, die ich 25 durch Schlosser kennen lernte, derjenige, zu dem sich ein immer gleiches und dauerndes Verhältnis bewährte. Man konnte ihn wohl zu den fleißigsten der akademischen Mitbürger rechnen. Er besuchte seine Kollegien auf das regelmäßigste, und sein Privatfleiß blieb sich immer gleich. Schritt vor Schritt, ohne die mindeste Abweichung, sah ich ihn den Doktorgrad² erreichen, 30 dann sich zur Assessor emporthoben, ohne daß ihm hiebei etwas mühsam geschienen, daß er im mindesten etwas übereilt oder verspätet hätte. Die Sanftheit seines Charakters zog mich an, seine lehrreiche Unterhaltung hielt mich fest; ja ich glaube wirklich, daß ich mich an seinem geregelten Fleiß vorzüglich des- 35

¹ S. oben, S. 298. — ² Am 7. Mai 1767; Goethe war dabei Opponent.

wegen erfreute, weil ich mir von einem Verdienste, dessen ich mich keineswegs rühmen konnte, durch Anerkennung und Hochschätzung wenigstens einen Teil zuzueignen meinte.

Ebenso regelmäßig als in seinen Geschäften, war er in Ausübung seiner Talente und im Genuß seiner Vergnügungen. Er spielte den Flügel mit großer Fertigkeit, zeichnete mit Gefühl nach der Natur und regte mich an, das Gleiche zu thun; da ich denn in seiner Art auf grau Papier mit schwarzer und weißer Kreide gar manches Weidicht der Pleiße und manchen lieblichen Winkel dieser stillen Wasser nachzubilden und dabei immer sehnsüchtig meinen Grillen nachzuhängen pflegte. Er wußte mein mitunter komisches Wesen durch heitere Scherze zu erwidern, und ich erinnere mich mancher vergnügten Stunde, die wir zusammen zubrachten, wenn er mich mit scherzhafter Feierlichkeit zu einem Abendessen unter vier Wänden einlud, wo wir mit eignem Anstand bei angezündeten Wachslöchtern einen sogenannten Ratshasen, der ihm als Deputat seiner Stelle in die Küche gelaufen war, verzehrten und mit gar manchen Späßen in Behriichens Manier das Essen zu würzen und den Geist des Weines zu erhöhen liebten. Daß dieser treffliche und noch jetzt in seinem ansehnlichen Amte¹ immerfort wirksame Mann mir bei meinem zwar geahneten, aber in seiner ganzen Größe nicht vorausgesehenen Übel den treulichsten Beistand leistete, mir jede freie Stunde schenkte und durch Erinnerung an frühere Heiterkeiten den trüben Augenblick zu erhellen wußte, erkenne ich noch immer mit dem aufrichtigsten Dank und freue mich, nach so langer Zeit ihn öffentlich abzustatten zu können.

Außer diesem werten Freunde nahm sich Gröning² von Bremen besonders meiner an. Ich hatte erst kurz vorher seine Bekanntschaft gemacht, und sein Wohlwollen gegen mich ward ich erst bei dem Anfälle gewahr; ich fühlte den Wert dieser Gunst um so lebhafter, als niemand leicht eine nähere Verbindung mit Leidenden sucht. Er sparte nichts, um mich zu ergötzen, mich aus dem Nachsinnen über meinen Zustand herauszuziehen und mir Genesung und gesunde Thätigkeit in der näch-

¹ Seit 1794 Bürgermeister von Leipzig, er starb 1813. — ² Georg Gröning (1745—1825), kam Ostern 1768 nach Leipzig, später Bürgermeister von Bremen.

ften Zeit vorzuzeigen und zu versprechen. Wie oft habe ich mich gefreut, in dem Fortgange des Lebens zu hören, wie sich dieser vorzügliche Mann in den wichtigsten Geschäften seiner Vaterstadt nützlich und heilbringend erwiesen.

Hier war es auch, wo Freund Horn seine Liebe und Aufmerksamkeit ununterbrochen wirken ließ. Das ganze Breitkopfsche Haus, die Stockische Familie, manche andere behandelten mich als einen nahen Verwandten; und so wurde mir durch das Wohlwollen so vieler freundlicher Menschen das Gefühl meines Zustandes auf das zarteste gelindert. 5 10

Umständlicher muß ich jedoch hier eines Mannes erwähnen, den ich erst in dieser Zeit kennen lernte, und dessen lehrreicher Umgang mich über die traurige Lage, in der ich mich befand, dergestalt verblendete, daß ich sie wirklich vergaß. Es war Langer¹, nachheriger Bibliothekar in Wolfenbüttel. Vorzüglich 15 gelehrt und unterrichtet, freute er sich an meinem Heißhunger nach Kenntnissen, der sich nun bei der krankhaften Reizbarkeit völlig fieberhaft äußerte. Er suchte mich durch deutliche Überreden zu beruhigen, und ich bin seinem obwohl kurzen Um- 20 gange sehr viel schuldig geworden, indem er mich auf mancherlei Weise zu leiten verstand und mich aufmerksam machte, wohin ich mich gerade gegenwärtig zu richten hätte. Ich fand mich diesem bedeutenden Manne um so mehr verpflichtet, als mein Umgang ihn einiger Gefahr aussetzte; denn als er nach Behrischen die Hofmeisterstelle bei dem jungen Grafen Lindenau 25 erhielt, machte der Vater dem neuen Mentor ausdrücklich zur Bedingung, keinen Umgang mit mir zu pflegen. Neugierig, ein so gefährliches Subjekt kennen zu lernen, wußte er mich mehrmals am dritten Orte zu sehen. Ich gewann bald seine Neigung, und er, klüger als Behrisch, holte mich bei Nachts- 30 zeit ab, wir gingen zusammen spazieren, unterhielten uns von interessanten Dingen, und ich begleitete ihn endlich bis an die Thüre seiner Geliebten; denn auch dieser äußerlich streng scheinende ernste, wissenschaftliche Mann war nicht frei von den Netzen eines sehr liebenswürdigen Frauenzimmers geblieben. 35

¹ Ernst Theodor Langer (1744—1820), nach Lessings Tode Bibliothekar in Wolfenbüttel.

Die deutsche Litteratur und mit ihr meine eignen poetischen Unternehmungen waren mir schon seit einiger Zeit fremd geworden, und ich wendete mich wieder, wie es bei einem solchen autodidaktischen Kreisgange zu erfolgen pflegt, gegen die geliebten
 5 Alten, die noch immer wie ferne blaue Berge deutlich in ihren Umrissen und Massen, aber unkenntlich in ihren Theilen und inneren Beziehungen, den Horizont meiner geistigen Wünsche begrenzten. Ich machte einen Tausch mit Langer, wobei ich zugleich den Glaucus und Diomedes¹ spielte; ich überließ ihm
 10 ganze Körbe deutscher Dichter und Kritiker und erhielt dagegen eine Anzahl griechischer Autoren, deren Benutzung mich selbst bei dem langsamsten Gehen erquicken sollte.

Das Vertrauen, welches neue Freunde sich einander schenken, pflegt sich stufenweise zu entwickeln. Gemeinsame Beschäftigungen und Liebhabereien sind das erste, worin sich eine wechselseitige Übereinstimmung hervorthut; sodann pflegt die Mittheilung sich über vergangene und gegenwärtige Leidenschaften, besonders über Liebesabenteuer, zu erstrecken; es ist aber noch ein Tieferes, das sich anschließt, wenn das Verhältnis sich
 15 vollenden will, es sind die religiösen Gesinnungen, die An-
 20 gelegenheiten des Herzens, die auf das Unvergängliche Bezug haben, und welche sowohl den Grund einer Freundschaft befestigen als ihren Gipfel zieren.

Die christliche Religion schwankte zwischen ihrem eignen
 25 Historisch-Positiven und einem reinen Deismus, der, auf Sittlichkeit gegründet, wiederum die Moral begründen sollte. Die Verschiedenheit der Charaktere und Denkweisen zeigte sich hier in unendlichen Abstufungen, besonders da noch ein Hauptunterschied mit einwirkte, indem die Frage entstand, wie viel Anteil
 30 die Vernunft, wie viel die Empfindung an solchen Überzeugungen haben könne und dürfe. Die lebhaftesten und geistreichsten Männer erwiesen sich in diesem Falle als Schmetterlinge, welche, ganz uneingedenk ihres Raupenstandes, die Puppenhülle wegwerfen, in der sie zu ihrer organischen Vollkommenheit ge-
 35 diehen sind. Andere, treuer und bescheidner gesinnt, konnte man

¹ Nach „Ilias“ VI, 234f. Glaucus tauschte seine goldene Rüstung gegen die eiserne des Diomedes.

den Blumen vergleichen, die, ob sie sich gleich zur schönsten Blüte entfalten, sich doch von der Wurzel, von dem Mutterstamme nicht losreißen, ja vielmehr durch diesen Familienzusammenhang die gewünschte Frucht erst zur Reife bringen. Von dieser letzteren Art war Langer; denn obgleich Gelehrter und vorzüglich Bücherkenner, so mochte er doch der Bibel vor andern überlieferten Schriften ein besondern Vorzug gönnen und sie als ein Dokument ansehen, woraus wir allein unsern sittlichen und geistigen Stammbaum darthun könnten. Er gehörte unter diejenigen, denen ein unmittelbares Verhältnis zu dem großen Weltgotte nicht in den Sinn will; ihm war daher eine Vermittelung notwendig, deren Analogon er überall in irdischen und himmlischen Dingen zu finden glaubte. Sein Vortrag, angenehm und konsequent, fand bei einem jungen Menschen leicht Gehör, der, durch eine verdrießliche Krankheit von irdischen Dingen abgesondert, die Lebhaftigkeit seines Geistes gegen die himmlischen zu wenden höchst erwünscht fand. Bibelfest, wie ich war, kam es bloß auf den Glauben an, das, was ich menschlicherweise zeither geschätzt, nunmehr für göttlich zu erklären, welches mir um so leichter fiel, da ich die erste Bekanntschaft mit diesem Buche als einem göttlichen gemacht hatte. Einem Duldbenden, zart, ja schwächlich Fühlenden war daher das Evangelium willkommen, und wenn auch Langer bei seinem Glauben zugleich ein sehr verständiger Mann war und fest darauf hielt, daß man die Empfindung nicht solle vorherrschen, sich nicht zur Schwärmerei solle verleiten lassen, so hätte ich doch nicht recht gewußt, mich ohne Gefühl und Enthusiasmus mit dem Neuen Testament zu beschäftigen.

Mit solchen Unterhaltungen verbrachten wir manche Zeit, und er gewann mich als einen getreuen und wohl vorbereiteten Proselyten dergestalt lieb, daß er manche seiner Schönen zuge dachte Stunde mir aufzuopfern nicht anstand, ja sogar Gefahr lief, verraten und wie Behrisch von seinem Patron übel angesehen zu werden. Ich erwiderte seine Neigung auf das dankbarste, und wenn dasjenige, was er für mich that, zu jeder Zeit wäre schätzenswert gewesen, so mußte es mir in meiner gegenwärtigen Lage höchst verehrlich sein.

Da nun aber gewöhnlich, wenn unser Seelenkonzent¹ am geistigsten gestimmt ist, die rohen, freischendenden Töne des Weltwehens am gewaltsamsten und ungestümsten einfallen, und der in geheim immer fortwaltende Kontrast, auf einmal hervortretend, nur desto empfindlicher wirkt, so sollte ich auch nicht aus der peripatetischen Schule² meines Langers entlassen werden, ohne vorher noch ein, für Leipzig wenigstens, seltenes Ereignis erlebt zu haben, einen Tumult³ nämlich, den die Studierenden erregten, und zwar aus folgendem Anlasse. Mit den Stadtsoldaten hatten sich junge Leute veruneinigt, es war nicht ohne Thätlichkeiten abgelaufen. Mehrere Studierende verbanden sich, die zugefügten Beleidigungen zu rächen. Die Soldaten widerstanden hartnäckig, und der Vorteil war nicht auf der Seite der sehr unzufriedenen akademischen Bürger. Nun ward erzählt, es hätten angesehenere Personen wegen tapferen Widerstands die Obziegenden gelobt und belohnt, und hierdurch ward nun das jugendliche Ehr- und Rachgefühl mächtig aufgefordert. Man erzählte sich öffentlich, daß den nächsten Abend Fenster eingeworfen werden sollten, und einige Freunde, welche mir die Nachricht brachten, daß es wirklich geschehe, mußten mich hinführen, da Jugend und Menge wohl immer durch Gefahr und Tumult angezogen wird. Es begann wirklich ein seltenes Schauspiel. Die übrigens freie Straße war an der einen Seite von Menschen besetzt, welche ganz ruhig, ohne Lärm und Bewegung, abwarteten, was geschehen sollte. Auf der leeren Bahn gingen etwa ein Duzend junge Leute einzeln hin und wieder, in anscheinender größter Gelassenheit; sobald sie aber gegen das bezeichnete Haus⁴ kamen, so warfen sie im Vorbeigehn Steine nach den Fenstern, und dies zu wiederholten Malen hin- und wiederkehrend, so lange die Scheiben noch klirren wollten. Ebenso ruhig, wie dieses vorging, verlief sich auch endlich alles, und die Sache hatte keine weiteren Folgen.⁵

Mit einem so gellenden Nachklange akademischer Großthaten

¹ Harmonie, Einklang. — ² Peripatetische Philosophie wurde die Philosophie des Aristoteles genannt. Hier steht peripatetisch im Sinne von philosophisch überhaupt. — ³ Er begann am 12. Juli 1768. Am 11. August kam es zu einer förmlichen Schlacht. — ⁴ Des Stadtkommandanten Frege in der Grimmatzischen Straße. — ⁵ Vgl. die Anmerkung am Schlusse des Bandes.

fuhr ich im September¹ 1768 von Leipzig ab in dem bequemen Wagen eines Hauderer² und in Gesellschaft einiger mir bekannten zuverlässigen Personen. In der Gegend von Auerstädt³ gedachte ich jenes früheren Unfalls; aber ich konnte nicht ahnen, was viele Jahre nachher⁴ mich von dorthier mit größerer Gefahr bedrohen würde, ebensowenig als in Gotha, wo wir uns das Schloß zeigen ließen, ich in dem großen mit Stukkaturbildern verzierten Saale denken durfte, daß mir an eben der Stelle so viel Gnädiges und Liebes widerfahren sollte⁵.

Je mehr ich mich nun meiner Vaterstadt näherte, desto mehr rief ich mir bedenklicher Weise zurück, in welchen Zuständen, Ausichten, Hoffnungen ich von Hause weggegangen, und es war ein sehr niederschlagendes Gefühl, daß ich nunmehr gleichsam als ein Schiffbrüchiger zurückkehrte. Da ich mir jedoch nicht sonderlich viel vorzuwerfen hatte, so wußte ich mich ziemlich zu beruhigen; indeß war der Willkommen⁶ nicht ohne Bewegung. Die große Lebhaftigkeit meiner Natur, durch Krankheit gereizt und erhöht, verursachte eine leidenschaftliche Szene. Ich mochte übler aussehen, als ich selbst wußte; denn ich hatte lange keinen Spiegel zu Rate gezogen; und wer wird sich denn nicht selbst gewohnt! Genug, man kam stillschweigend überein, mancherlei Mittheilungen erst nach und nach zu bewirken und vor allen Dingen sowohl körperlich als geistig einige Beruhigung eintreten zu lassen.

Meine Schwester gesellte sich gleich zu mir, und wie vorläufig aus ihren Briefen, so konnte ich nunmehr umständlicher und genauer die Verhältnisse und die Lage der Familie vernehmen. Mein Vater hatte nach meiner Abreise seine ganze didaktische Liebhaberei der Schwester zugewendet, und ihr bei einem völlig geschlossenen, durch den Frieden gesicherten und selbst von Mietleuten geräumten Hause fast alle Mittel abgeschnitten, sich auswärts einigermaßen umzuthun und zu erholen⁷.

¹ Vielmehr am 28. August. An diesem Tage war er abends in Naumburg. —

² Mietzkutschers. — ³ S. oben, S. 271. — ⁴ 1806. — ⁵ Infolge der freundschaftlichen Beziehungen Goethes zu dem Herzog Ernst, der Herzogin Charlotte und dem Prinzen August von Sachsen-Gotha und Altenburg. — ⁶ Am 1. September. —

⁷ Nach ihren Briefen und ihrem Tagebuch scheint das etwas übertrieben.

Das Französische, Italienische, Englische mußte sie abwechselnd treiben und bearbeiten, wobei er sie einen großen Teil des Tags sich an dem Klaviere zu üben nötigte. Das Schreiben durfte auch nicht versäumt werden, und ich hatte wohl schon früher
 5 gemerkt, daß er ihre Korrespondenz mit mir dirigiert und seine Lehren durch ihre Feder mir hatte zukommen lassen. Meine Schwester war und blieb ein indefinibles Wesen, das sonderbarste Gemisch von Strenge und Weichheit, von Eigensinn und Nachgiebigkeit, welche Eigenschaften bald vereint, bald durch
 10 Willen und Neigung vereinzelt wirkten. So hatte sie auf eine Weise, die mir fürchterlich erschien, ihre Härte gegen den Vater gewendet, dem sie nicht verzieh, daß er ihr diese drei Jahre lang so manche unschuldige Freude verhindert oder vergällt, und von dessen guten und trefflichen Eigenschaften sie auch ganz und gar
 15 keine anerkennen wollte. Sie that alles, was er befahl und anordnete, aber auf die unlieblichste Weise von der Welt. Sie that es in hergebrachter Ordnung, aber auch nichts drüber und nichts drunter. Aus Liebe oder Gefälligkeit bequeme sie sich zu nichts, so daß dies eins der ersten Dinge war, über die sich
 20 die Mutter in einem geheimen Gespräch mit mir beklagte. Da nun aber meine Schwester so liebebedürftig war als irgend ein menschliches Wesen, so wendete sie nun ihre Neigung ganz auf mich. Ihre Sorge für meine Pflege und Unterhaltung verschlang alle ihre Zeit; ihre Gespielinnen, die von ihr beherrscht
 25 wurden, ohne daß sie daran dachte, mußten gleichfalls allerlei aussinnen, um mir gefällig und trostreich zu sein. Sie war erfunderisch, mich zu erheitern, und entwickelte sogar einige Reime von possenhaftem Humor, den ich an ihr nie gekannt hatte und der ihr sehr gut ließ. Es entspann sich bald unter uns eine
 30 Kotteriesprache, wodurch wir vor allen Menschen reden konnten, ohne daß sie uns verstanden, und sie bediente sich dieses Kotwelsches öfters mit vieler Reckheit in Gegenwart der Eltern.
 Persönlich war mein Vater in ziemlicher Behaglichkeit. Er fand sich wohl, brachte einen großen Teil des Tags mit dem Unter-
 35 richte meiner Schwester zu, schrieb an seiner Reisebeschreibung ¹

¹ Vgl. oben, S. 24.

und stimmte seine Laute länger, als er darauf spielte. Er verhehlte dabei so gut er konnte den Verdruß, anstatt eines rüstigen, thätigen Sohns, der nun promovieren und jene vorgeschriebene Lebensbahn durchlaufen sollte, einen Kränkling zu finden, der noch mehr an der Seele als am Körper zu leiden schien. Er verbarg nicht seinen Wunsch, daß man sich mit der Kur expedieren möge; besonders aber mußte man sich mit hypochondrischen Äußerungen in seiner Gegenwart in acht nehmen, weil er alsdann heftig und bitter werden konnte.

Meine Mutter, von Natur sehr lebhaft und heiter, brachte unter diesen Umständen sehr langweilige Tage zu. Die kleine Haushaltung war bald besorgt. Das Gemüt der guten, innerlich niemals unbeschäftigten Frau wollte auch einiges Interesse finden, und das nächste begegnete ihr in der Religion, das sie um so lieber ergriff, als ihre vorzüglichsten Freundinnen gebildete und herzliche Gottesverehrerinnen waren. Unter diesen stand Fräulein von Klettenberg¹ obenan. Es ist dieselbe, aus deren Unterhaltungen und Briefen die „Bekanntnisse der schönen Seele“ entstanden sind, die man in „Wilhelm Meister“ eingeschaltet findet. Sie war zart gebaut, von mittlerer Größe; ein herzliches, natürliches Betragen war durch Welt- und Hofart noch gefälliger geworden. Ihr sehr netter Anzug erinnerte an die Kleidung Herrnhutischer Frauen. Heiterkeit und Gemütsruhe verließen sie niemals. Sie betrachtete ihre Krankheit als einen notwendigen Bestandteil ihres vorübergehenden irdischen Seins; sie litt mit der größten Geduld, und in schmerzlosen Intervallen war sie lebhaft und gesprächig. Ihre liebste, ja vielleicht einzige Unterhaltung waren die sittlichen Erfahrungen, die der Mensch, der sich beobachtet, an sich selbst machen kann; woran sich denn die religiösen Gesinnungen angeschlossen, die auf eine sehr anmutige, ja geniale Weise bei ihr als natürlich und übernatürlich in Betracht kamen. Mehr bedarf es kaum, um jene ausführliche in ihre Seele verfaßte Schilderung den Freunden solcher Darstellungen wieder ins Gedächtnis zu rufen. Bei dem

¹ Susanna Katharina von Klettenberg, geboren 19. Dezember 1723, gestorben am 16. Dezember 1774, eine Kousine der Frau Mai Goethe, verlobte sich mit Dr. Olenzlager (vgl. oben, S. 178); doch wurde die Verlobung 1748 wieder aufgehoben.

ganz eignen Gange, den sie von Jugend auf genommen hatte, und bei dem vornehmeren Stande¹, in dem sie geboren und erzogen war, bei der Lebhaftigkeit und Eigenheit ihres Geistes vertrug sie sich nicht zum besten mit den übrigen Frauen, welche
 5 den gleichen Weg zum Heil eingeschlagen hatten. Frau Griesbach², die vorzüglichste, schien zu streng, zu trocken, zu gelehrt; sie wußte, dachte, umfaßte mehr als die andern³, die sich mit der Entwicklung ihres Gefühls begnügten, und war ihnen daher lästig, weil nicht jede einen so großen Apparat auf dem
 10 Wege zur Seligkeit mit sich führen konnte noch wollte. Dafür aber wurden denn die meisten freilich etwas eintönig, indem sie sich an eine gewisse Terminologie hielten, die man mit jener der späteren Empfindsamen wohl verglichen hätte. Fräulein von Klettenberg führte ihren Weg zwischen beiden Extremen
 15 durch und schien sich mit einiger Selbstgefälligkeit in dem Bilde des Grafen Zinzendorf⁴ zu spiegeln, dessen Gesinnungen und Wirkungen Zeugnis einer höheren Geburt und eines vornehmeren Standes ablegten. Nun fand sie an mir, was sie be-
 20 durfte, ein junges, lebhaftes, auch nach einem unbekanntem Heile strebendes Wesen, das, ob es sich gleich nicht für außerordentlich sündhaft halten konnte, sich doch in keinem behaglichen Zustand befand und weder an Leib noch Seele ganz gesund war. Sie erfreute sich an dem, was mir die Natur gegeben, sowie an manchem, was ich mir erworben hatte. Und wenn sie mir
 25 viele Vorzüge zugestand, so war es keineswegs demütigend für sie; denn erstlich gedachte sie nicht mit einer Mannsperson zu wetteifern, und zweitens glaubte sie in Absicht auf religiöse Bildung sehr viel vor mir voraus zu haben. Meine Unruhe, meine Ungebuld, mein Streben, mein Suchen, Forschen, Sinnen
 30 und Schwanken legte sie auf ihre Weise aus und verhehlte mir ihre Überzeugung nicht, sondern versicherte mir unbewunden, das alles komme daher, weil ich keinen versöhnten Gott habe. Nun hatte ich von Jugend auf geglaubt, mit meinem Gott ganz

¹ Ihr Vater, Remigius von Klettenberg, war Arzt und Ratsherr. —

² Tochter des Gießener Theologen Rambach, Gattin des Pfarrers Griesbach. Sie starb im April 1775. Ihr Sohn ist oben (S. 185) genannt. — ³ Frau Kanzleibirektor Moritz und Frau von Malapart. — ⁴ Nikolaus Ludwig, Graf von Zinzendorf (1700—1760), Stifter der Herrnhuter Gemeinde.

gut zu stehen, ja ich bildete mir nach mancherlei Erfahrungen wohl ein, daß er gegen mich sogar im Recht stehen könne, und ich war kühn genug, zu glauben, daß ich ihm einiges zu verzeihen hätte. Dieser Dünkel gründete sich auf meinen unendlich guten Willen, dem er, wie mir schien, besser hätte zu Hülfe kommen sollen. Es läßt sich denken, wie oft ich und meine Freundin hierüber in Streit gerieten, der sich doch immer auf die freundlichste Weise und manchmal, wie meine Unterhaltung mit dem alten Rektor¹, damit endigte, daß ich ein närrischer Burleske sei, dem man manches nachsehen müsse.

Da ich mit der Geschwulst am Halse sehr geplagt war, in dem Arzt und Chirurgus diese Exkreszenz erst vertreiben, hernach, wie sie sagten, zeitigen wollten, und sie zuletzt aufzuschneiden für gut befanden, so hatte ich eine geraume Zeit mehr an Unbequemlichkeit als an Schmerzen zu leiden, obgleich gegen das Ende der Heilung das immer fortdauernde Betupfen mit Höllenstein und andern ähnden Dingen höchst verdrießliche Ausichten auf jeden neuen Tag geben mußte. Arzt und Chirurgus gehörten auch unter die abgeordneten Frommen, obgleich beide von höchst verschiedenem Naturell waren. Der Chirurgus², ein schlanker, wohlgebildeter Mann von leichter und geschickter Hand, der, leider etwas heftig, seinen Zustand mit wahrhaft christlicher Geduld ertrug und sich in seinem Berufe durch sein Übel nicht irre machen ließ. Der Arzt³, ein unerklärlicher, schlaublickender, freundlich sprechender, übrigens abstruser Mann, der sich in dem frommen Kreise ein ganz besonderes Zutrauen erworben hatte. Thätig und aufmerksam, war er den Kranken tröstlich; mehr aber als durch alles erweiterte er seine Kundschaft durch die Gabe, einige geheimnisvolle selbstbereitete Arzneien im Hintergrunde zu zeigen, von denen niemand sprechen durfte, weil bei uns den Ärzten die eigene Dispensation⁴ streng verboten war. Mit gewissen Pulvern, die irgend ein Digestiv sein mochten, that er nicht so geheim; aber von jenem wichtigen Salze, das nur in den größten Gefahren angewendet werden durfte, war nur unter den Gläubigen die

¹ Vgl. oben, S. 149. — ² Namens Crisp. — ³ Dr. med. Johann Friedrich Meß (1721—82), lebte seit 1765 in Frankfurt. — ⁴ Das Verelken der Medizin.

Rede, ob es gleich noch niemand gesehen oder die Wirkung da-
 von gespürt hatte. Um den Glauben an die Möglichkeit eines
 solchen Universalmittels zu erregen und zu stärken, hatte der
 Arzt seinen Patienten, wo er nur einige Empfänglichkeit fand,
 5 gewisse mystische chemisch- alchimische Bücher empfohlen und zu
 verstehen gegeben, daß man durch eignes Studium derselben
 gar wohl dahin gelangen könne, jenes Kleinod sich selbst zu er-
 werben, welches um so notwendiger sei, als die Bereitung sich
 sowohl aus physischen als besonders aus moralischen Gründen
 10 nicht wohl überliefern lasse, ja daß man, um jenes große Werk
 einzusehen, hervorzubringen und zu benutzen, die Geheimnisse
 der Natur im Zusammenhang kennen müsse, weil es nichts
 Einzelnes, sondern etwas Universelles sei und auch wohl gar
 unter verschiedenen Formen und Gestalten hervorgebracht wer-
 15 den könne. Meine Freundin hatte auf diese lockenden Worte ge-
 horcht. Das Heil des Körpers war zu nahe mit dem Heil der
 Seele verwandt; und könnte je eine größere Wohlthat, eine
 größere Barmherzigkeit auch an andern ausgeübt werden, als
 wenn man sich ein Mittel zu eigen machte, wodurch so manches
 20 Leiden gestillt, so manche Gefahr abgelehnt werden könnte? Sie
 hatte schon insgeheim Wellings „Opus mago- cabbalisticum“¹
 studiert, wobei sie jedoch, weil der Autor das Licht, was er mit-
 teilt, sogleich wieder selbst verfinstert und aufhebt, sich nach
 einem Freunde umjah, der ihr in diesem Wechsel von Licht und
 25 Finsternis Gesellschaft leistete. Es bedurfte nur einer geringen
 Anregung, um auch mir diese Krankheit zu inokulieren. Ich
 schaffte das Werk an, das, wie alle Schriften dieser Art, seinen
 Stammbaum in gerader Linie bis zur Neuplatonischen Schule
 verfolgen konnte. Meine vorzüglichste Bemühung an diesem
 30 Buche war, die dunklen Hinweisungen, wo der Verfasser von
 einer Stelle auf die andere deutet und dadurch das, was er ver-
 birgt, zu enthüllen verspricht, aufs genaueste zu bemerken und
 am Rande die Seitenzahlen solcher sich einander aufklären sol-
 lender Stellen zu bezeichnen. Aber auch so blieb das Buch noch
 35 dunkel und unverständlich genug; außer daß man sich zuletzt in

¹ Herrn Georg von Wellings „Opus Mago Cabalisticum et Theosophicum“, verfaßt 1721, herausgegeben 1735, in neuer Auflage in Frankfurt 1769.

eine gewisse Terminologie hineinstudierte und indem man mit derselben nach eigenem Belieben gebahrte, etwas wo nicht zu verstehen, doch wenigstens zu sagen glaubte. Gedachtes Werk erwähnt seiner Vorgänger mit vielen Ehren, und wir wurden daher angeregt, jene Quellen selbst aufzusuchen. Wir wendeten uns nun an die Werke des Theophrastus Paracelsus¹ und Basilius Valentinus²; nicht weniger an Helmont³, Starkey⁴ und andere, deren mehr oder weniger auf Natur und Einbildung beruhende Lehren und Vorschriften wir einzusehen und zu befolgen suchten. Mir wollte besonders die „Aurea Catena Homeri“⁵ gefallen, wodurch die Natur, wenn auch vielleicht auf phantastische Weise, in einer schönen Verknüpfung dargestellt wird; und so verwendeten wir theils einzeln, theils zusammen viele Zeit an diese Seltsamkeiten und brachten die Abende eines langen Winters, währenddessen ich die Stube hüten mußte, sehr vergnügt zu, indem wir zu dreien, meine Mutter mit eingeschlossen, uns an diesen Geheimnissen mehr ergözten, als die Offenbarung derselben hätte thun können.

Mir war indes noch eine sehr harte Prüfung⁶ vorbereitet; denn eine gestörte und man dürfte wohl sagen für gewisse Momente vernichtete Verdauung brachte solche Symptome hervor, daß ich unter großen Beängstigungen das Leben zu verlieren glaubte und keine angewandten Mittel weiter etwas fruchten wollten. In diesen letzten Nöthen zwang meine bedrängte Mutter mit dem größten Ungestim den verlegnen Arzt, mit seiner Universalmedizin hervorzurücken; nach langem Widerstande eilte er tief in der Nacht nach Hause und kam mit einem Gläschen kristallisierten trocknen Salzes zurück, welches, in Wasser aufgelöst, von dem Patienten verschluckt wurde und einen entschieden alkalischen Geschmack hatte. Das Salz war kaum genommen,

¹ Philippus Aureolus Paracelsus Theophrastus Bombastus von Hohenheim (1493–1541), Arzt und Theosoph. Seine Schriften erschienen in Basel 1589. — ² Alchimist des 15. Jahrhunderts. — ³ Johann Baptista von Helmont (1577–1644) aus Brüssel, Arzt und Theosoph. Seine Werke erschienen unter dem Titel: „Ortus medicinae“ 1648. — ⁴ Georg Starkey, Verfasser der „Tractate“, gestorben 1665. — ⁵ „Annulus Platonis, oder die physikalisch-chemische Erklärung der Natur“, von Herwerb von Forderbrunn 1723. Der Untertitel „Aurea Catena Homeri“ nach Homers „Ilias“, 8. Gesang, V. 19 ff. — ⁶ Am 7. Dezember 1768.

so zeigte sich eine Erleichterung des Zustandes, und von dem Augenblick an nahm die Krankheit eine Wendung, die stufenweise zur Besserung führte. Ich darf nicht sagen, wie sehr dieses den Glauben an unsern Arzt und den Fleiß, uns eines
5 solchen Schazes teilhaftig zu machen, stärkte und erhöhte.

Meine Freundin, welche eltern- und geschwisterlos in einem großen wohlgelegenen¹ Hause wohnte, hatte schon früher angefangen, sich einen kleinen Windofen, Kolben und Retorten von mäßiger Größe anzuschaffen, und operierte nach Wellingischen
10 Fingerzeigen und nach bedeutenden Winken des Arztes und Meisters besonders auf Eisen, in welchem die heilsamsten Kräfte verborgen sein sollten, wenn man es aufzuschließen wisse, und weil in allen uns bekannten Schriften das Luftsalz, welches herbeigezogen werden mußte, eine große Rolle spielte, so wurden
15 zu diesen Operationen Alkalien erfordert, welche, indem sie an der Luft zerfließen, sich mit jenen überirdischen Dingen verbinden und zuletzt ein geheimnisvolles treffliches Mittelsalz per se hervorbringen sollten.

Kaum war ich einigermaßen wiederhergestellt und konnte
20 mich, durch eine bessere Jahreszeit begünstigt, wieder in meinem alten Siebelzimmer aufhalten, so fing auch ich an, mir einen kleinen Apparat zuzulegen; ein Windöfchen mit einem Sandbade war zubereitet, ich lernte sehr geschwind mit einer brennenden Lunte die Glaskolben in Schalen verwandeln, in welchen
25 die verschiedenen Mischungen abgeraucht werden sollten. Nun wurden sonderbare Ingredienzien des Makrokosmos² und Mikrokosmos³ auf eine geheimnisvolle, wunderliche Weise behandelt, und vor allem suchte man Mittelsalze⁴ auf eine unerhörte Art hervorzubringen. Was mich aber eine ganze Weile am
30 meisten beschäftigte, war der sogenannte Liquor Silicium (Kiesel-saft), welcher entsteht, wenn man reine Quarzkiesel mit einem gehörigen Anteil Alkali schmilzt, woraus ein durchsichtiges Glas entspringt, welches an der Luft zererschmilzt und eine schöne

¹ „Zum grünen Frosch“, am Rahnhof gelegen. — ² Der Organismus im Großen, die Welt aber die Erde. — ³ Der Organismus im Kleinen, der Mensch. — ⁴ Verbindung von saurem und laugenartigem Salze.

flare Flüssigkeit darstellt. Wer dieses einmal selbst verfertigt und mit Augen gesehen hat, der wird diejenigen nicht tadeln, welche an eine jungfräuliche Erde und an die Möglichkeit glauben, auf und durch dieselbe weiter zu wirken. Diesen Kieselkaff zu bereiten, hatte ich eine besondere Fertigkeit erlangt; die schönen 5 weißen Kiesel, welche sich im Main finden, gaben dazu ein vollkommenes Material; und an dem übrigen sowie an Fleiß ließ ich es nicht fehlen, nur ermüdete ich doch zuletzt, indem ich bemerken mußte, daß das Kieselhafte keineswegs mit dem Salze so innig vereint sei, wie ich philosophischerweise geglaubt hatte; denn es 10 schied sich gar leicht wieder aus, und die schönste mineralische Flüssigkeit, die mir einigemal zu meiner größten Verwunderung in Form einer animalischen Gallert erschienen war, ließ doch immer ein Pulver fallen, das ich für den feinsten Kieselstaub ansprechen mußte, der aber keineswegs irgend etwas Produktives 15 in seiner Natur spüren ließ, woran man hätte hoffen können, diese jungfräuliche Erde in den Mutterstand übergehen zu sehen.

So wunderbarlich und unzusammenhängend auch diese Operationen waren, so lernte ich doch dabei mancherlei. Ich gab genau auf alle Kristallisationen acht, welche sich zeigen mochten, 20 und ward mit den äußern Formen mancher natürlichen Dinge bekannt, und indem mir wohl bewußt war, daß man in der neuern Zeit die chemischen Gegenstände methodischer aufgeführt, so wollte ich mir im allgemeinen davon einen Begriff machen, ob ich gleich als Halbadept¹ vor den Apothekern und allen den= 25 jenigen, die mit dem gemeinen Feuer operierten, sehr wenig Respekt hatte. Indessen zog mich doch das chemische Kompendium des Boerhave² gewaltig an und verleitete mich, mehrere Schriften dieses Mannes zu lesen, wodurch ich denn, da ohnehin meine langwierige Krankheit mich dem Ärztlichen näher 30 gebracht hatte, eine Anleitung fand, auch die „Aphorismen“ dieses trefflichen Mannes zu studieren, die ich mir gern in den Sinn und ins Gedächtniß einprägen mochte.

¹ Adept heißt in der Alchimie derjenige, der in die Geheimnisse der Wissenschaft eingebrungen war. — ² Hermann Boerhave (1668—1738) aus Boorschout bei Leiden, schrieb unter anderm die „Elementa chemiae“ (1729) und „Aphorismi de cognoscendis et curandis morbis in usum doctrinae medicae“ (1709).

Eine andere, etwas menschlichere und bei weitem für die augenblickliche Bildung nützlichere Beschäftigung war, daß ich die Briefe durchjah, welche ich von Leipzig aus nach Hause geschrieben hatte. Nichts gibt uns mehr Aufschluß über uns selbst, als wenn wir das, was vor einigen Jahren von uns ausgegangen ist, wieder vor uns sehen, so daß wir uns selbst nunmehr als Gegenstand betrachten können. Allein freilich war ich damals noch zu jung und die Epoche noch zu nahe, welche durch diese Papiere dargestellt ward. Überhaupt, da man in jungen Jahren einen gewissen selbstgefälligen Dünkel nicht leicht ablegt, so äußert sich dieser besonders darin, daß man sich im kurz Vorhergegangenen verachtet; denn indem man freilich von Stufe zu Stufe gewahr wird, daß dasjenige, was man an sich sowie an andern für gut und vortrefflich achtet, nicht Stich hält, so glaubt man über diese Verlegenheit am besten hinauszukommen, wenn man das selbst wegwirft, was man nicht retten kann. So ging es auch mir. Denn wie ich in Leipzig nach und nach meine kindlichen Bemühungen geringschätzen lernte, so kam mir nun meine akademische Laufbahn gleichfalls geringschätzig vor, und ich sah nicht ein, daß sie eben darum vielen Wert für mich haben mußte, weil sie mich auf eine höhere Stufe der Betrachtung und Einsicht gehoben. Der Vater hatte meine Briefe sowohl an ihn als an meine Schwester sorgfältig gesammelt und geheftet, ja er hatte sie sogar mit Aufmerksamkeit korrigiert und sowohl Schreib- als Sprachfehler verbessert.

Was mir zuerst an diesen Briefen auffiel, war das Außere; ich erschrak vor einer unglaublichen Vernachlässigung der Handschrift, die sich vom Oktober 1765 bis in die Hälfte des folgenden Januars erstreckte. Dann erschien aber auf einmal in der Hälfte des März eine ganz gefaßte, geordnete Hand, wie ich sie sonst bei Preisbewerbungen anzuwenden pflegte. Meine Verwunderung darüber löste sich in Dank gegen den guten Gellert auf, welcher, wie ich mich nun wohl erinnerte, uns bei den Aufsätzen, die wir ihm einreichten, mit seinem herzlichem Tone zur heiligen Pflicht machte, unsere Hand so sehr, ja mehr als unsern Stil zu üben. Dieses wiederholte er so oft, als ihm eine kriechliche, nachlässige Schrift zu Gesicht kam, wobei er mehr-

mals äußerte, daß er sehr gern die schöne Handschrift seiner Schüler zum Hauptzweck seines Unterrichts machen möchte, um so mehr, weil er oft genug bemerkt habe, daß eine gute Hand einen guten Stil nach sich ziehe.

Sonst konnte ich auch bemerken, daß die französischen und 5
englischen Stellen meiner Briefe, obgleich nicht fehlerlos, doch mit Leichtigkeit und Freiheit geschrieben waren. Diese Sprachen hatte ich auch in meiner Korrespondenz mit Georg Schloffer, der sich noch immer in Treptow befand, zu üben fortgefah- 10
ren und war mit ihm in beständigem Zusammenhang geblieben, wodurch ich denn von manchen weltlichen Zuständen (denn immer ging es ihm nicht ganz so, wie er gehofft hatte) unter-
richtet wurde und zu seiner ernstern edlen Denkweise immer mehr Zutrauen faßte.

Eine andere Betrachtung, die mir beim Durchsichn jener 15
Briefe nicht entgehen konnte, war, daß der gute Vater mit der besten Absicht mir einen besondern Schaden zugefügt und mich zu der wunderlichen Lebensart veranlaßt hatte, in die ich zuletzt geraten war. Er hatte mich nämlich wiederholt vom Kar-
tenspiel abgemahnt; allein Frau Hofrat Böhme¹, so lange sie 20
lebte, wußte mich nach ihrer Weise zu bestimmen, indem sie die Abmahnung meines Vaters nur von dem Mißbrauch erklärte. Da ich nun auch die Vorteile davon in der Societät einsah, so ließ ich mich gern durch sie regieren. Ich hatte wohl den Spiel-
sinn, aber nicht den Spielgeist; ich lernte alle Spiele leicht und 25
geschwind, aber niemals konnte ich die gehörige Aufmerksamkeit einen ganzen Abend zusammenhalten. Wenn ich also recht gut anfang, so verfehlte ich's doch immer am Ende und machte mich
und andre verlieren, wodurch ich denn jederzeit verdrießlich ent-
weder zur Abendtafel oder aus der Gesellschaft ging. Kaum 30
war Madame Böhme verschieden, die mich ohnedem während ihrer langwierigen Krankheit nicht mehr zum Spiel angehalten hatte, so gewann die Lehre meines Vaters Kraft; ich entschul-
digte mich erst von den Partien, und weil man nun nichts mehr
mit mir anzufangen wußte, so ward ich mir noch mehr als 35

¹ Vgl. oben, S. 297.

andern lästig, schlug die Einladungen aus, die denn sparsamer erfolgten und zuletzt ganz aufhörten. Das Spiel, das jungen Leuten, besonders denen, die einen praktischen Sinn haben und sich in der Welt umthun wollen, sehr zu empfehlen ist, konnte
 5 freilich bei mir niemals zur Liebhaberei werden, weil ich nicht weiter kam, ich mochte spielen, so lange ich wollte. Hätte mir jemand einen allgemeinen Blick darüber gegeben und mich bemerken lassen, wie hier gewisse Zeichen und mehr oder weniger Zufall eine Art von Stoff bilden, woran sich Urteilskraft und
 10 Thätigkeit üben können; hätte man mich mehrere Spiele auf einmal einsehen lassen, so hätte ich mich wohl eher damit befreunden können. Bei alledem war ich durch jene Betrachtungen in der Epoche, von welcher ich hier spreche, zu der Überzeugung gekommen, daß man die gesellschaftlichen Spiele nicht meiden,
 15 sondern sich eher nach einer Gewandtheit in denselben bestreben müsse. Die Zeit ist unendlich lang und ein jeder Tag ein Gefäß, in das sich sehr viel eingießen läßt, wenn man es wirklich ausfüllen will.

So vielfach war ich in meiner Einsamkeit beschäftigt, um
 20 so mehr, als die verschiedenen Geister der mancherlei Liebhabereien, denen ich mich nach und nach gewidmet, Gelegenheit hatten, wieder hervorzutreten. So kam es auch wieder ans Zeichnen, und da ich immer unmittelbar an der Natur oder vielmehr am Wirklichen arbeiten wollte, so bildete ich mein Zimmer nach
 25 mit seinen Möbeln, die Personen, die sich darin befanden, und wenn mich das nicht mehr unterhielt, stellte ich allerlei Stadtgeschichten dar, die man sich eben erzählte und woran man Interesse fand. Das alles war nicht ohne Charakter und nicht ohne einen gewissen Geschmack, aber leider fehlte den Figuren
 30 die Proportion und das eigentliche Mark, sowie denn auch die Ausführung höchst nebulosisch war. Mein Vater, dem diese Dinge Vergnügen zu machen fortführen, wollte sie deutlicher haben; auch sollte alles fertig und abgeschlossen sein. Er ließ sie daher aufziehen und mit Linien einfassen; ja der Maler
 35 Morgenstern¹, sein Hauskünstler — es ist derselbe, der sich später

¹ Johann Ludwig Ernst Morgenstern (1738—1819), er kam aber erst 1770 nach Frankfurt.

durch Kirchenprospekte bekannt, ja berühmt gemacht — mußte die perspektivischen Linien der Zimmer und Räume hineinziehen, die sich denn freilich ziemlich grell gegen die nebulistisch ange- deuteten Figuren verhielten. Er glaubte mich dadurch immer mehr zur Bestimmtheit zu nötigen, und um ihm gefällig zu 5 sein, zeichnete ich mancherlei Stillleben, wo ich, indem das Wirkliche als Muster vor mir stand, deutlicher und entschiedener arbeiten konnte. Endlich fiel mir auch wieder einmal das Ra- dieren ein. Ich hatte mir eine ziemlich interessante Landschaft komponiert und fühlte mich sehr glücklich, als ich meine alten, 10 von Stock überlieferten Rezepte vorsehen und mich jener vergnüglichen Zeiten bei der Arbeit erinnern konnte. Ich äzte die Platte bald und ließ mir Probeabdrücke machen. Unglücklicher- weise war die Komposition ohne Licht und Schatten, und ich quälte mich nun, beides hineinzubringen; weil es mir aber nicht 15 ganz deutlich war, worauf es ankam, so konnte ich nicht fertig werden. Ich befand mich zu der Zeit nach meiner Art ganz wohl; allein in diesen Tagen befiel mich ein Übel, das mich noch nie gequält hatte. Die Kehle nämlich war mir ganz wund geworden, und besonders das, was man den Zapfen nennt, sehr 20 entzündet; ich konnte nur mit großen Schmerzen etwas schlucken, und die Ärzte wußten nicht, was sie daraus machen sollten. Man quälte mich mit Gurgeln und Pinseln und konnte mich von dieser Not nicht befreien. Endlich ward ich wie durch eine Eingebung gewahr, daß ich bei dem Ätzen nicht vorsichtig genug 25 gewesen, und daß ich, indem ich es öfters und leidenschaftlich wiederholt, mir dieses Übel zugezogen und solches immer wieder erneuert und vermehrt. Den Ärzten war die Sache plausibel und gar bald gewiß, indem ich das Radieren und Ätzen um so mehr unterließ, als der Versuch keineswegs gut ausgefallen 30 war, und ich eher Ursache hatte, meine Arbeit zu verbergen, als vorzuzeigen, worüber ich mich um so leichter tröstete, als ich mich von dem beschwerlichen Übel sehr bald befreit sah. Dabei konnte ich mich doch der Betrachtung nicht enthalten, daß wohl die ähnlichen Beschäftigungen in Leipzig manches möchten zu 35 jenen Übeln beigetragen haben, an denen ich so viel gelitten hatte. Freilich ist es eine langweilige und mitunter traurige

Sache, zu sehr auf uns selbst und was uns schadet und nutzt acht zu haben; allein es ist keine Frage, daß bei der wunderlichen Idiosynkrasie der menschlichen Natur von der einen und bei der unendlichen Verschiedenheit der Lebensart und Genüsse von der andern Seite es noch ein Wunder ist, daß das menschliche Geschlecht sich nicht schon lange aufgerieben hat. Es scheint die menschliche Natur eine eigene Art von Zähigkeit und Vielseitigkeit zu besitzen, da sie alles, was an sie herankommt oder was sie in sich aufnimmt, überwindet, und wenn sie sich es nicht assimilieren kann, wenigstens gleichgültig macht. Freilich muß sie bei einem großen Exzeß trotz alles Widerstandes den Elementen nachgeben, wie uns so viele endemische Krankheiten¹ und die Wirkungen des Brauntweins überzeugen. Könnten wir, ohne ängstlich zu werden, auf uns acht geben, was in unserm komplizierten bürgerlichen und geselligen Leben auf uns günstig oder ungünstig wirkt, und möchten wir das, was uns als Genuß freilich behaglich ist, um der übeln Folgen willen unterlassen, so würden wir gar manche Unbequemlichkeit, die uns bei sonst gesunden Konstitutionen oft mehr als eine Krankheit selbst quält, leicht zu entfernen wissen. Leider ist es im Diätetischen wie im Moralischen: wir können einen Fehler nicht eher einsehen, als bis wir ihn los sind; wobei denn nichts gewonnen wird, weil der nächste Fehler dem vorhergehenden nicht ähnlich sieht und also unter derselben Form nicht erkannt werden kann.

Beim Durchlesen jener Briefe, die von Leipzig aus an meine Schwester geschrieben waren, konnte mir unter andern auch diese Bemerkung nicht entgehen, daß ich mich sogleich bei dem ersten akademischen Unterricht für sehr klug und weise gehalten, indem ich mich, sobald ich etwas gelernt, dem Professor substituierete und daher auch auf der Stelle didaktisch ward. Mir war es lustig genug, zu sehen, wie ich dasjenige, was Gellert uns im Kollegium überliefert oder geraten, sogleich wieder gegen meine Schwester gewendet, ohne einzusehen, daß sowohl im Leben als im Lesen etwas dem Jüngling gemäß sein könne, ohne sich für ein Frauenzimmer zu schicken; und wir scherzten gemein-

¹ Krankheiten, die in einer Gegend vorherrschend sind.

schastlich über diese Nachäfferei. Auch waren mir die Gedichte, die ich in Leipzig verfaßt hatte, schon zu gering, und sie schienen mir kalt, trocken und in Absicht dessen, was die Zustände des menschlichen Herzens oder Geistes ausdrücken sollte, allzu oberflächlich. Dieses bewog mich, als ich nun¹ abermals das väterliche Haus verlassen und auf eine zweite Akademie ziehen sollte, wieder ein großes Haupt-Autodasé über meine Arbeiten zu verhängen. Mehrere angefangene Stücke, deren einige bis zum dritten oder vierten Akt, andere aber nur bis zu vollendeter Exposition gelangt waren, nebst vielen andern Gedichten, Briefen und Papieren wurden dem Feuer übergeben, und kaum blieb etwas verschont außer dem Manuskript von Behrißch, „Die Laune des Verliebten“ und „Die Mitschuldigen“², an welchem letzteren ich immerfort mit besonderer Liebe besserte, und da das Stück schon fertig war, die Exposition nochmals durcharbeitete, um sie zugleich bewegter und klarer zu machen. Lessing hatte in den zwei ersten Akten der „Minna“ ein unerreichbares Muster aufgestellt, wie ein Drama zu exponieren sei, und es war mir nichts angelegener, als in seinen Sinn und seine Absichten einzudringen.

Umständlich genug ist zwar schon die Erzählung von dem, was mich in diesen Tagen berührt, aufgeregt und beschäftigt; allein ich muß dessenungeachtet wieder zu jenem Interesse zurückkehren, das mir die übersinnlichen Dinge eingeblöht hatten, von denen ich ein für allemal, insofern es möglich wäre, mir einen Begriff zu bilden unternahm.

Einen großen Einfluß erfuhr ich dabei von einem wichtigen Buche, das mir in die Hände geriet, es war Arnolds „Kirchen- und Ketzergeschichte“³. Dieser Mann ist nicht ein bloß reflektirender Historiker, sondern zugleich fromm und fühlend. Seine Gesinnungen stimmten sehr zu den meinigen, und was mich an seinem Werk besonders ergöhte, war, daß ich von manchen Ketzern, die man mir bisher als toll oder gottlos vorgestellt hatte, einen vorteilhaftern Begriff erhielt. Der Geist des Wider-

¹ Im Frühjahr 1770. — ² Vgl. oben, S. 318. — ³ Gottfried Arnolds „Unparteiische Keyer und Keyerhistorie“ (Frankfurt 1698—1700, 2 Bde.; beste Ausgabe 1740—42, 3 Bde.).

spruchs und die Lust zum Paradoxen steckt in uns allen. Ich studierte fleißig die verschiedenen Meinungen, und da ich oft genug hatte sagen hören, jeder Mensch habe am Ende doch seine eigene Religion, so kam mir nichts natürlicher vor, als daß ich
 5 mir auch meine eigene bilden könne, und dieses that ich mit vieler Behaglichkeit. Der neue Platonismus lag zum Grunde; das Hermetische¹, Mystische, Kabbalistische gab auch seinen Beitrag her, und so erbaute ich mir eine Welt, die seltsam genug ausjah.

10 Ich mochte mir wohl eine Gottheit vorstellen, die sich von Ewigkeit her selbst produziert; da sich aber Produktion nicht ohne Mannigfaltigkeit denken läßt, so mußte sie sich notwendig
 15 sogleich als ein Zweites erscheinen, welches wir unter dem Namen des Sohns anerkennen; diese beiden mußten nun den Akt des Hervorbringens fortsetzen und erschienen sich selbst wieder im
 20 Dritten, welches nun ebenso bestehend lebendig und ewig als das Ganze war. Hiermit war jedoch der Kreis der Gottheit geschlossen, und es wäre ihnen selbst nicht möglich gewesen, abermals ein ihnen völlig Gleiches hervorzubringen. Da jedoch
 25 der Produktionstrieb immer fortging, so erschufen sie ein Viertes, das aber schon in sich einen Widerspruch hegte, indem es, wie sie, unbedingt und doch zugleich in ihnen enthalten und durch sie begrenzt sein sollte. Dieses war nun Lucifer, welchem von nun an die ganze Schöpfungskraft übertragen war und von
 30 dem alles übrige Sein ausgehen sollte. Er bewies sogleich seine unendliche Thätigkeit, indem er die sämtlichen Engel erschuf, alle wieder nach seinem Gleichnis, unbedingt, aber in ihm enthalten und durch ihn begrenzt. Umgeben von einer solchen Glorie, vergaß er seines höhern Ursprungs und glaubte ihn in
 sich selbst zu finden, und aus diesem ersten Umdank entsprang alles, was uns nicht mit dem Sinne und den Absichten der Gottheit übereinzustimmen scheint. Je mehr er sich nun in sich selbst konzentrierte, je unwohler mußte es ihm werden sowie allen den Geistern, denen er die süße Erhebung zu ihrem Ur-

¹ „Hermetische Schriften“ sind in lateinischer und arabischer Sprache abgefaßt, unter dem Namen des Hermes Trismegistus (des ägyptischen Gottes Thoth) gehende philosophische Traktate.

sprunge verkümmerte. Und so ereignete sich das, was uns unter der Form des Abfalls der Engel bezeichnet wird. Ein Teil derselben konzentrierte sich mit Lucifer, der andere wendete sich wieder gegen seinen Ursprung. Aus dieser Konzentration der ganzen Schöpfung, denn sie war von Lucifer ausgegangen und mußte ihm folgen, entsprang nun alles das, was wir unter der Gestalt der Materie gewahr werden, was wir uns als schwer, fest und finster vorstellen, welches aber, indem es, wenn auch nicht unmittelbar, doch durch Filiation vom göttlichen Wesen herkommt, ebenso unbedingt mächtig und ewig ist als der Vater und die Großeltern. Da nun das ganze Unheil, wenn wir es so nennen dürfen, bloß durch die einseitige Richtung Lucifers entstand, so fehlte freilich dieser Schöpfung die bessere Hälfte; denn alles, was durch Konzentration gewonnen wird, besaß sie, aber es fehlte ihr alles, was durch Expansion allein bewirkt werden kann; und so hätte die sämtliche Schöpfung durch immerwährende Konzentration sich selbst aufreiben, sich mit ihrem Vater Lucifer vernichten und alle ihre Ansprüche an eine gleiche Ewigkeit mit der Gottheit verlieren können. Diesem Zustand sahen die Elohim eine Weile zu, und sie hatten die Wahl, jene Monen abzuwarten, in welchen das Feld wieder rein geworden und ihnen Raum zu einer neuen Schöpfung geblieben wäre, oder ob sie in das Gegenwärtige eingreifen und dem Mangel nach ihrer Unendlichkeit zu Hülfe kommen wollten. Sie erwählten nun das Letztere und supplierten durch ihren bloßen Willen in einem Augenblick den ganzen Mangel, den der Erfolg von Lucifers Beginnen an sich trug. Sie gaben dem unendlichen Sein die Fähigkeit, sich auszudehnen, sich gegen sie zu bewegen; der eigentliche Puls des Lebens war wiederhergestellt, und Lucifer selbst konnte sich dieser Einwirkung nicht entziehen. Dieses ist die Epoche, wo dasjenige hervortrat, was wir als Licht kennen, und wo dasjenige begann, was wir mit dem Worte Schöpfung zu bezeichnen pflegen. So sehr sich auch nun diese durch die immer fortwirkende Lebenskraft der Elohim stufenweise vermannigfaltigte, so fehlte es doch noch an einem Wesen, welches die ursprüngliche Verbindung mit der Gottheit wiederherzustellen geschickt wäre, und so wurde der Mensch hervor-

gebracht, der in allem der Gottheit ähnlich, ja gleich sein sollte, sich aber freilich dadurch abermals in dem Falle Lucifers befand, zugleich unbedingt und beschränkt zu sein, und da dieser Widerspruch durch alle Kategorien des Daseins sich an ihm
 5 manifestieren und ein vollkommenes Bewußtsein sowie ein unterschiedener Wille seine Zustände begleiten sollte, so war vorauszu-
 zusehen, daß er zugleich das vollkommenste und unvollkommenste, das glücklichste und unglücklichste Geschöpf werden müsse. Es
 währte nicht lange, so spielte er auch völlig die Rolle des Lu-
 10 cifer. Die Absonderung vom Wohlthäter ist der eigentliche Un-
 dank, und so ward jener Abfall zum zweitenmal eminent, ob-
 gleich die ganze Schöpfung nichts ist und nichts war als ein
 Abfallen und Zurückkehren zum Ursprünglichen.

Man sieht leicht, wie hier die Erlösung nicht allein von
 15 Ewigkeit her beschlossen, sondern als ewig notwendig gedacht
 wird, ja daß sie durch die ganze Zeit des Werdens und Seins
 sich immer wieder erneuern muß. Nichts ist in diesem Sinne
 natürlicher, als daß die Gottheit selbst die Gestalt des Menschen
 annimmt, die sie sich zu einer Hülle schon vorbereitet hatte, und
 20 daß sie die Schicksale desselben auf kurze Zeit teilt, um durch
 diese Verähnlichung das Erfreuliche zu erhöhen und das Schmerz-
 liche zu mildern. Die Geschichte aller Religionen und Philoso-
 phien lehrt uns, daß diese große, den Menschen unentbehrliche
 Wahrheit von verschiedenen Nationen in verschiedenen Zeiten
 25 auf mancherlei Weise, ja in seltsamen Fabeln und Bildern der
 Beschränktheit gemäß überliefert worden; genug, wenn nur an-
 erkannt wird, daß wir uns in einem Zustande befinden, der,
 wenn er uns auch niederzuziehen und zu drücken scheint, dennoch
 Gelegenheit gibt, ja zur Pflicht macht, uns zu erheben und die
 30 Absichten der Gottheit dadurch zu erfüllen, daß wir, indem wir
 von einer Seite uns zu verselbsten genötigt sind, von der andern
 in regelmäßigen Pulsen uns zu entselbstigen nicht veräumen.



Neuntes Buch.

Das Herz wird ferner öfters zum Vorteil verschiedener be-
 „sonders gefelliger und feiner Tugenden gerührt und die
 zarteren Empfindungen werden in ihm erregt und entwickelt wer-
 den; besonders werden sich viele Züge eindrücken, welche dem 5
 jungen Leser eine Einsicht in den verborgenern Winkel des
 menschlichen Herzens und seiner Leidenschaften geben; eine Kennt-
 nis, die mehr als alles Latein und Griechisch wert ist, und von
 welcher Ovid ein gar vortrefflicher Meister war. Aber dies ist
 es noch nicht, warum man eigentlich der Jugend die alten Dich- 10
 ter und also auch den Ovid in die Hände gibt. Wir haben
 von dem gütigen Schöpfer eine Menge Seelenkräfte, welchen
 man ihre gehörige Kultur und zwar in den ersten Jahren gleich
 zu geben nicht verabsäumen muß, und die man doch weder
 mit Logik noch Metaphysik, Latein oder Griechisch kultivieren 15
 kann; wir haben eine Einbildungskraft, der wir, wosern sie sich
 nicht der ersten besten Vorstellungen selbst bemächtigen soll, die
 schicklichsten und schönsten Bilder vorlegen und dadurch das Ge-
 müth gewöhnen und üben müssen, das Schöne überall und in der
 Natur selbst, unter seinen bestimmten wahren und auch in den 20
 feinem Zügen zu erkennen und zu lieben; wir haben eine Menge
 Begriffe und allgemeine Kenntnisse nötig, sowohl für die Wissen-
 schaften als für das tägliche Leben, die sich aus keinem Kom-
 pendio erlernen lassen; unsere Empfindungen, Neigungen, Leiden-
 schaften sollen mit Vorteil entwickelt und gereinigt werden —“ 25

Diese bedeutende Stelle, welche sich in der „Allgemeinen deut-
 schen Bibliothek“ vorfand, war nicht die einzige in ihrer Art.

¹ Aus einer Rezension des Philologen Heyne in der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek“, Bd. 1, S. 128 ff. (Berlin 1765). über Lindners „Lehrreichen Zeitvertreib in den Ovidianischen Verwandlungen“.

Von gar vielen Seiten her offenbarten sich ähnliche Grundsätze und gleiche Gesinnungen. Sie machten auf uns rege Jünglinge sehr großen Eindruck, der um desto entschiedener wirkte, als er durch Wielands Beispiel noch verstärkt wurde; denn die Werke seiner zweiten, glänzenden Epoche bewiesen klärlieh, daß er sich nach solchen Maximen gebildet hatte. Und was konnten wir mehr verlangen? Die Philosophie mit ihren abstrusen Forderungen war beseitigt, die alten Sprachen, deren Erlernung mit so viel Mühseligkeit verknüpft ist, sah man in den Hintergrund gerückt, die Compendien, über deren Zulänglichkeit uns Hamlet schon ein bedenkliches Wort ins Ohr geraunt hatte¹, wurden immer verdächtiger, man wies uns auf die Betrachtung eines bewegten Lebens hin, das wir so gerne führten, und auf die Kenntniß der Leidenschaften, die wir in unserem Busen theils empfanden, theils ahneten, und die, wenn man sie sonst gescholten hatte, uns nunmehr als etwas Wichtiges und Würdiges vorkommen mußten, weil sie der Hauptgegenstand unserer Studien sein sollten und die Kenntniß derselben als das vorzüglichste Bildungsmittel unserer Geisteskräfte angerühmt ward. Überdies war eine solche Denkweise meiner eigenen Überzeugung, ja meinem poetischen Thun und Treiben ganz angemessen. Ich fügte mich daher ohne Widerstreben, nachdem ich so manchen guten Vorsatz vereitelt, so manche redliche Hoffnung verschwinden sehen, in die Absicht meines Vaters, mich nach Straßburg zu schicken, wo man mir ein heiteres, lustiges Leben versprach, indessen ich meine Studien weiter fortsetzen und am Ende promovieren sollte.

Im Frühjahr fühlte ich meine Gesundheit, noch mehr aber meinen jugendlichen Mut wiederhergestellt und sehnte mich abermals aus meinem väterlichen Hause, obgleich aus ganz andern Ursachen als das erste Mal; denn es waren mir diese hübschen Zimmer und Räume, wo ich so viel gelitten hatte, unerfreulich geworden, und mit dem Vater selbst konnte sich kein angenehmes Verhältnis anknüpfen; ich konnte ihm nicht ganz verzeihen, daß er bei den Recidiven meiner Krankheit und bei dem lang-

¹ „Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als Eure Schulweisheit sich träumen läßt“ („Hamlet“, 1. Akt, 5. Scene).

namen Genesen mehr Ungeduld als billig sehen lassen, ja daß er, anstatt durch Nachsicht mich zu trösten, sich oft auf eine grausame Weise über das, was in keines Menschen Hand lag, geäußert, als wenn es nur vom Willen abhinge. Aber auch er ward auf mancherlei Weise durch mich verletzt und 5
beleidigt.

Denn junge Leute bringen von Akademien allgemeine Begriffe zurück, welches zwar ganz recht und gut ist; allein weil sie sich darin sehr weise dünken, so legen sie solche als Maßstab 10
an die vorkommenden Gegenstände, welche denn meistens dabei verlieren müssen. So hatte ich von der Baukunst, der Einrichtung und Verzierung der Häuser eine allgemeine Vorstellung gewonnen und wendete diese nun unworsichtig im Gespräch auf 5
unser eigenes Haus an. Mein Vater hatte die ganze Einrichtung desselben erfunden und den Bau mit großer Standhaftigkeit 15
durchgeführt, und es ließ sich auch, insofern es eine Wohnung für ihn und seine Familie ausschließlich sein sollte, nichts dagegen einwenden; auch waren in diesem Sinne sehr viele Häuser von Frankfurt gebaut. Die Treppe ging frei hinauf und berührte große Vorsäle, die selbst recht gut hätten Zimmer sein können; 20
wie wir denn auch die gute Jahreszeit immer daselbst zubrachten. Allein dieses anmutige heitere Dasein einer einzelnen Familie, diese Kommunikation von oben bis unten ward zur größten Unbequemlichkeit, sobald mehrere Partien das Haus bewohnten, wie wir bei Gelegenheit der französischen Einquartierung nur 25
zu sehr erfahren hatten. Denn jene ängstliche Szene mit dem Königsleutnant wäre nicht vorgefallen, ja mein Vater hätte weniger von allen Unannehmlichkeiten empfunden, wenn unsere Treppe nach der Leipziger Art an die Seite gedrängt und jedem Stockwerk eine abgeschlossene Thüre zugeteilt gewesen wäre. 30
Diese Banart rühmte ich einst höchlich und setzte ihre Vorteile heraus, zeigte dem Vater die Möglichkeit, auch seine Treppe zu verlegen, worüber er in einen unglaublichen Zorn geriet, der um so heftiger war, als ich kurz vorher einige schdürkelhafte Spiegelrahmen getadelt und gewisse chinesische Tapeten verworfen 35
hatte. Es gab eine Szene, welche zwar wieder getuschelt und ausgeglichen, doch meine Reise nach dem schönen Elsaß beschleunigte,

die ich denn auch auf der neu eingerichteten bequemen Diligence ohne Aufenthalt und in kurzer Zeit vollbrachte.¹

Ich war im „Wirtshaus zum Geist“² abgestiegen und eilte sogleich, das sehnsüchtigste Verlangen zu befriedigen und mich dem Münster zu nähern, welcher durch Mitreisende mir schon lange gezeigt und eine ganze Strecke her im Auge geblieben war. Als ich nun erst durch die schmale Gasse diesen Koloss wahrte, so-
dann aber auf dem freilich sehr engen Platz allzu nah vor ihm stand, machte derselbe auf mich einen Eindruck ganz eigner Art,
den ich aber, auf der Stelle zu entwickeln unfähig, für diesmal nur dunkel mit mir nahm, indem ich das Gebäude eiligst bestieg,
um nicht den schönen Augenblick einer hohen und heitern Sonne zu versäumen, welche mir das weite reiche Land auf einmal offenbaren sollte.

Und so sah ich denn von der Plattform die schöne Gegend vor mir, in welcher ich eine Zeitlang wohnen und hausen durfte: die ansehnliche Stadt, die weitumherliegenden, mit herrlichen dichten Bäumen besetzten und durchflochtenen Auen, diesen auffallenden Reichthum der Vegetation, der, dem Laufe des Rheins folgend, die Ufer, Inseln und Werder³ bezeichnet. Nicht weniger mit mannigfaltigem Grün geschmückt ist der von Süden herab sich ziehende flache Grund, welchen die Iller bewässert; selbst westwärts nach dem Gebirge zu finden sich manche Niederungen, die einen ebenso reizenden Anblick von Wald und Wiefentwuchs gewähren, sowie der nördliche mehr hügelige Teil von unendlichen kleinen Bächen durchschnitten ist, die überall ein schnelles Wachstum begünstigen. Denkt man sich nun zwischen diesen süppig ausgestreckten Matten, zwischen diesen fröhlich ausgefäeten Hainen alles zum Fruchtbau schickliche Land trefflich bearbeitet, grünend und reisend und die besten und reichsten Stellen desselben durch Dörfer und Meierhöfe bezeichnet, und eine solche große und unübersehliche, wie ein neues Paradies für den Menschen recht vorbereitete Fläche näher und ferner von theils angebauten, theils waldbewachsenen Bergen begrenzt, so wird man das Entzücken begreifen, mit dem ich mein Schicksal

¹ Am 4. April. — ² An der Nikolausbrücke. — ³ Kleine Flußinsel oder Halbinsel.

jegnete, daß mir für einige Zeit einen so schönen Wohnplatz bestimmt hatte.

Ein solcher frischer Anblick in ein neues Land, in welchem wir uns eine Zeitlang aufhalten sollen, hat noch das Eigene, so Angenehme als Ahnungsvolle, daß das Ganze wie eine unbeschriebene Tafel vor uns liegt. Noch sind keine Leiden und Freuden, die sich auf uns beziehen, darauf verzeichnet; diese heitre, bunte, belebte Fläche ist noch stumm für uns; das Auge haftet nur an den Gegenständen, insofern sie an und für sich bedeutend sind, und noch haben weder Neigung noch Leidenschaft, diese oder jene Stelle besonders herauszuheben; aber eine Ahnung dessen, was kommen wird, beunruhigt schon das junge Herz, und ein unbefriedigtes Bedürfnis fordert im stillen dasjenige, was kommen soll und mag, und welches auf alle Fälle, es sei nun Wohl oder Weh, unmerklich den Charakter der Gegend, in der wir uns befinden, annehmen wird.

Herabgestiegen von der Höhe, verweilte ich noch eine Zeitlang vor dem Angesicht des ehrwürdigen Gebäudes; aber was ich mir weder das erste Mal noch in der nächsten Zeit ganz deutlich machen konnte, war, daß ich dieses Wunderwerk als ein Ungeheures gewahrte, das mich hätte erschrecken müssen, wenn es mir nicht zugleich als ein Geregelttes faßlich und als ein Ausgearbeitetes sogar angenehm vorgekommen wäre. Ich beschäftigte mich doch keineswegs, diesem Widerspruch nachzudenken, sondern ließ ein so erstaunliches Denkmal durch seine Gegenwart ruhig auf mich fortwirken.

Ich bezog ein kleines, aber wohlgelegenes und anmutiges Quartier an der Sommerseite des Fischmarkts¹, einer schönen langen Straße, wo immerwährende Bewegung jedem unbeschäftigten Augenblick zu Hülfe kam. Dann gab ich meine Empfehlungsschreiben ab und fand unter meinen Gönnern einen Handelsmann, der mit seiner Familie jenen frommen, mir geungfamt bekannten Gesinnungen ergeben war, ob er sich gleich, was den äußeren Gottesdienst betrifft, nicht von der Kirche getrennt hatte. Er war dabei ein verständiger Mann und keineswegs kopf-

¹ Am Alten Fischmarkt, jetzt Nr. 36.

hängerisch in seinem Thun und Lassen. Die Tischgesellschaft, die man mir und der man mich empfahl, war sehr angenehm und unterhaltend. Ein paar alte Jungfrauen¹ hatten diese Pension schon lange mit Ordnung und gutem Erfolg geführt; es
 5 konnten ungefähr zehn Personen sein, ältere und jüngere. Von diesen letztern ist mir am gegenwärtigsten einer, genannt Meyer², von Lindau gebürtig. Man hätte ihn seiner Gestalt und seinem Gesicht nach für den schönsten Menschen halten können, wenn er nicht zugleich etwas Schlottriges in seinem ganzen Wesen
 10 gehabt hätte. Ebenso wurden seine herrlichen Naturgaben durch einen unglaublichen Leichtsinn und sein köstliches Gemüt durch eine unbändige Viederlichkeit verunstaltet. Er hatte ein mehr rundes als ovales, offnes, frohes Gesicht; die Werkzeuge der Sinne, Augen, Nase, Mund, Ohren, konnte man reich nennen,
 15 sie zeugten von einer entschiedenen Fülle, ohne übertrieben groß zu sein. Der Mund besonders war allerliebste durch übergeschlagene Lippen, und seiner ganzen Physiognomie gab es einen eigenen Ausdruck, daß er ein Käzel war, d. h. daß seine Augenbrauen über der Nase zusammenstießen, welches bei einem
 20 schönen Gesichte immer einen angenehmen Ausdruck von Sinnlichkeit hervorbringt. Durch Jovialität, Aufrichtigkeit und Gutmütigkeit machte er sich bei allen Menschen beliebt; sein Gedächtnis war unglaublich, die Aufmerksamkeit in den Kollegien kostete ihm nichts; er behielt alles, was er hörte, und war
 25 geistreich genug, an allem einiges Interesse zu finden, und um so leichter, da er Medizin studierte. Alle Eindrücke blieben ihm lebhaft, und sein Mutwille in Wiederholung der Kollegien und Nachhassen der Professoren ging manchmal so weit, daß, wenn er drei verschiedene Stunden des Morgens gehört hatte, er
 30 mittags bei Tische paragraphenweis, ja manchmal noch abgebrochener, die Professoren miteinander abwechseln ließ, welche buntschleckige Vorlesung uns oft unterhielt, oft aber auch beschwerlich fiel.

Die übrigen waren mehr oder weniger seine, gesetzte, ernst-

¹ Namens Lauth, wohnhaft an der Ecke der Knoblauchgasse und des Schiffgäßchens. — ² Johann Meyer (geboren 1742), Mediziner und Musiker, später (1780) Arzt in England.

hafte Leute. Ein pensionierter Ludwigsritter¹ befand sich unter denselben; doch waren Studierende die Überzahl, alle wirklich gut und wohlgesinnt, nur mußten sie ihr gewöhnliches Wein-
deputat nicht überschreiten. Daß dieses nicht leicht geschah, war die Sorge unseres Präsidenten, eines Doktor Salzmann². Schon
in den Sechzigern, unverheiratet, hatte er diesen Mittagstisch seit vielen Jahren besucht und in Ordnung und Ansehen erhalten. Er be-
saß ein schönes Vermögen; in seinem Äußeren hielt er sich knapp und nett, ja er gehörte zu denen, die immer in Schuh und Strümpfen und den Hut unter dem Arm gehen. Den Hut
aufzusetzen, war bei ihm eine außerordentliche Handlung. Einen Regenschirm führte er gewöhnlich mit sich, wohl eingedenk, daß die schönsten Sommertage oft Gewitter und Streifschauer über das Land bringen.

Mit diesem Manne beredete ich meinen Vorgesetz, mich hier
in Straßburg der Rechtswissenschaft ferner zu befeißigen, um baldmöglichst promovieren zu können. Da er von allem genau unterrichtet war, so befragte ich ihn über die Kollegia, die ich zu hören hätte, und was er allenfalls von der Sache denke. Darauf erwiderte er mir, daß es sich in Straßburg nicht etwa
wie auf deutschen Akademien verhalte, wo man wohl Juristen im weiten und gelehrten Sinne zu bilden suche. Hier sei alles, dem Verhältnis gegen Frankreich gemäß, eigentlich auf das Praktische gerichtet und nach dem Sinne der Franzosen eingeleitet, welche gern bei dem Gegebenen verharren. Gewisse
gemeine Grundsätze, gewisse Vorkenntnisse suche man einem jeden beizubringen, man fasse sich so kurz wie möglich und überliefere nur das Notwendigste. Er machte mich darauf mit einem Manne bekannt, zu dem man als Repetenten ein großes Vertrauen hegte, welches dieser sich auch bei mir sehr bald zu erwerben
wußte. Ich fing an, mit ihm zur Einleitung über Gegenstände der Rechtswissenschaft zu sprechen, und er wunderte sich nicht wenig über mein Schwadronieren; denn mehr als ich in meiner bis-

¹ Ritter des von Ludwig XIV. 1643 für das Militär gestifteten Ludwigsordens; er war Hauptmann (vgl. unten, S. 417). — ² Johann Daniel Salzmann (1722—1812), also damals erst 48 Jahre alt, war Aktuar am Vogtel- (Vormundschafts-) Gericht.

herigen Darstellung aufzuführen Gelegenheit nahm, hatte ich bei meinem Aufenthalte in Leipzig an Einsicht in die Rechtserfordernisse gewonnen, obgleich mein ganzer Erwerb nur als ein allgemeiner encyclopädischer Überblick und nicht als eigentliche bestimmte Kenntniß gelten konnte. Das akademische Leben, wenn wir uns auch bei demselben des eigentlichen Fleißes nicht zu rühmen haben, gewährt doch in jeder Art von Ausbildung unendliche Vorteile, weil wir stets von Menschen umgeben sind, welche die Wissenschaft besitzen oder suchen, so daß wir aus einer solchen Atmosphäre, wenn auch unbewußt, immer einige Nahrung ziehen.

Mein Repetent, nachdem er mit meinem Umhervagieren in Diskurse einige Zeit Geduld gehabt, machte mir zuletzt begreiflich, daß ich vor allen Dingen meine nächste Absicht im Auge behalten müsse, die nämlich, mich examinieren zu lassen, zu promovieren und alsdann allenfalls in die Praxis überzugehen. „Um bei dem ersten stehen zu bleiben“, sagte er, „so wird die Sache keineswegs im Weiten gesucht. Es wird nicht nachgefragt, wie und wo ein Gesetz entsprungen, was die innere oder äußere Veranlassung dazu gegeben; man untersucht nicht, wie es sich durch Zeit und Gewohnheit abgeändert, so wenig als inwiefern es sich durch falsche Auslegung oder verkehrten Gerichtsbrauch vielleicht gar umgewendet. In solchen Forschungen bringen gelehrte Männer ganz eigens ihr Leben zu; wir aber fragen nach dem, was gegenwärtig besteht, dies prägen wir unserm Gedächtnis fest ein, daß es uns stets gegenwärtig sei, wenn wir uns dessen zu Nutz und Schutz unsrer Klienten bedienen wollen. So statten wir unsre jungen Leute fürs nächste Leben aus, und das Weitere findet sich nach Verhältnis ihrer Talente und ihrer Thätigkeit.“ Er übergab mir hierauf seine Hefte, welche in Fragen und Antworten geschrieben waren, und woraus ich mich sogleich ziemlich konnte examinieren lassen, weil Hopps kleiner juristischer Katechismus mir noch vollkommen im Gedächtnis stand; das übrige supplierte ich mit einigem Fleiße und qualifizierte mich wider meinen Willen auf die leichteste Art zum Kandidaten.¹

¹ Schon am 22. Sept. 1770 trug er sich in die Matrikel der Rechtskandidatur ein und bestand das Examen am 27. Sept. 1770.

Da mir aber auf diesem Wege jede eigne Thätigkeit in dem Studium abgeschnitten ward, denn ich hatte für nichts Positives einen Sinn, sondern wollte alles, wo nicht verständig, doch historisch erklärt haben, so fand ich für meine Kräfte einen größern Spielraum, den ich auf die wunderlichste Weise benutzte, indem ich einem Interesse nachgab, das mir zufällig von außen gebracht wurde. 5

Die meisten meiner Tischgenossen waren Mediziner.¹ Diese sind, wie bekannt, die einzigen Studierenden, die sich von ihrer Wissenschaft, ihrem Metier, auch außer den Lehrstunden mit Lebhaftigkeit unterhalten. Es liegt dieses in der Natur der Sache. Die Gegenstände ihrer Bemühungen sind die sinnlichsten und zugleich die höchsten, die einfachsten und die kompliziertesten. Die Medizin beschäftigt den ganzen Menschen, weil sie sich mit dem ganzen Menschen beschäftigt. Alles, was der Jüngling lernt, deutet sogleich auf eine wichtige, zwar gefährliche, aber doch in manchem Sinn belohnende Praxis. Er wirft sich daher mit Leidenschaft auf das, was zu erkennen und zu thun ist, theils weil es ihn an sich interessiert, theils weil es ihm die frohe Aussicht von Selbständigkeit und Wohlhaben eröffnet. 15 20

Bei Tische also hörte ich nichts anderes als medizinische Gespräche, eben wie vormalz in der Pension des Hofrats Ludwig². Auf Spaziergängen und bei Lustpartien kam auch nicht viel anderes zur Sprache; denn meine Tischgesellen als gute Kumpane waren mir auch Gesellen für die übrige Zeit geworden, und an sie schlossen sich jedesmal Gleichgesinnte und Gleiches Studierende von allen Seiten an. Die medizinische Fakultät glänzte überhaupt vor den übrigen sowohl in Absicht auf die Berühmtheit der Lehrer als die Frequenz der Lernenden, und so zog mich der Strom dahin, um so leichter, als ich von allen diesen Dingen gerade so viel Kenntniß hatte, daß meine Wissenslust bald vermehrt und angefeuert werden konnte. Beim Eintritt des zweiten Semesters besuchte ich daher Chemie bei Spielmann³, 25 30

¹ Johann Heinrich Jung, genannt Stilling. Engelbert Troost aus Elbersfeld. Friedrich Leopold Weyland, Meyer von Knorau. — ² In Leipzig (vgl. oben, S. 285). — ³ Jakob Reinhold Spielmann (1722—1783), der ältere, Professor der Chemie und Botanik, seit 1759 ordentlicher Professor.

Anatomie bei Lobstein¹ und nahm mir vor, recht fleißig zu sein, weil ich bei unserer Societät durch meine wunderlichen Vor- oder vielmehr Überkenntnisse schon einiges Ansehen und Zutrauen erworben hatte.

- 5 Doch es war an dieser Zerstreung und Zerstückelung meiner Studien nicht genug, sie sollten abermals bedeutend gestört werden; denn eine merkwürdige Staatsbegebenheit setzte alles in Bewegung und verschaffte uns eine ziemliche Reihe Feiertage. Marie Antoinette, Erzherzogin von Osterreich, Königin von Frank-
- 10 reich, sollte auf ihrem Wege nach Paris über Straßburg gehen.² Die Feierlichkeiten, durch welche das Volk aufmerksam gemacht wird, daß es Große in der Welt gibt, wurden emsig und häufig vorbereitet, und mir besonders war dabei das Gebäude merk-
- 15 würdig, das zu ihrem Empfang und zur Übergabe in die Hände der Abgesandten ihres Gemahls auf einer Rheininsel³ zwischen den beiden Brücken aufgerichtet stand. Es war nur wenig über den Boden erhoben, hatte in der Mitte einen großen Saal, an beiden Seiten kleinere, dann folgten andere Zimmer, die sich noch etwas hinterwärts erstreckten; genug, es hätte, dauerhafter
- 20 gebaut, gar wohl für ein Lusthaus hoher Personen gelten können. Was mich aber daran besonders interessierte und weswegen ich manches Büßel (ein kleines, damals kurrentes Silberstück) nicht schonte, um mir von dem Pfortner einen wiederholten Eintritt zu verschaffen, waren die gewirkten Tapeten, mit denen man das
- 25 Ganze inwendig ausge schlagen hatte. Hier sah ich zum erstenmal ein Exemplar jener nach Raffaels Kartonen gewirkten Teppiche, und dieser Anblick war für mich von ganz entschiedener Wirkung, indem ich das Rechte und Vollkommene, obgleich nur nachgebildet, in Masse kennen lernte. Ich ging und kam und
- 30 kam und ging, und konnte mich nicht satt sehen; ja ein vergebliches Streben quälte mich, weil ich das, was mich so außer-

¹ Johann Friedrich Lobstein (1736—84), seit 1764 Professor am anatomischen Theater, seit 1778 ordentlicher Professor der Anatomie, einer der berühmtesten Anatomen seiner Zeit. — ² Marie Antoinette, geboren 1755, war nicht Königin, sondern Gattin des Dauphins, vermählt mit ihm durch Prokuration in Wien am 19. April 1770. Am 7. Mai 1770 fand der Einzug in Straßburg statt. Die Prinzessin verließ bereits am nächsten Tage Straßburg. — ³ Auf dem langen Wöb zwischen der großen und kleinen Rheinbrücke.

ordentlich ansprach, auch gern begriffen hätte. Höchst erfreulich und erquicklich fand ich diese Nebensäle, desto schrecklicher aber den Hauptjaal. Diesen hatte man mit viel größern, glänzendern, reichern und von gedrängten Bieraten umgebenen Hautelissen¹ behängt, die nach Gemälden neuerer Franzosen gewirkt waren. 5

Nun hätte ich mich wohl auch mit dieser Manier befreundet, weil meine Empfindung wie mein Urtheil nicht leicht etwas völlig ausschloß; aber äußerst empörte mich der Gegenstand. Diese Bilder enthielten die Geschichte von Jason, Medea und Kreusa, und also ein Beispiel der unglücklichsten Heirat. Zur Linken 10 des Throns sah man die mit dem grausamsten Tode ringende Braut, umgeben von jammervollen Teilnehmenden; zur Rechten entsetzte sich der Vater über die ermordeten Kinder zu seinen Füßen, während die Furie auf dem Drachenzuge in die Luft zog. Und damit ja dem Grausamen und Abscheulichen nicht 15 auch ein Abgeschmacktes fehle, so ringelte sich hinter dem roten Saum des goldgestickten Thronrückens rechter Hand der weiße Schweif jenes Zauberstiers hervor, inzwischen die feuer-speiende Bestie selbst und der sie bekämpfende Jason von jener kostbaren Draperie gänzlich bedeckt waren. 20

Hier nun wurden alle Maximen, welche ich in Oers Schule mir zu eigen gemacht, in meinem Busen rege. Daß man Christum und die Apostel in die Seitensäle eines Hochzeitgebäudes gebracht, war schon ohne Wahl und Einsicht geschehen, und ohne Zweifel hatte das Maß der Zimmer den königlichen 25 Teppichverwahrer geleitet; allein das verzieh ich gern, weil es mir zu so großem Vorteil gereichte; nun aber ein Mißgriff, wie der im großen Saale, brachte mich ganz aus der Fassung, und ich forderte lebhaft und heftig meine Gefährten zu Zeugen auf eines solchen Verbrechens gegen Geschmack und Gefühl. — „Was!“ 30 rief ich aus, ohne mich um die Umstehenden zu bekümmern, „ist es erlaubt, einer jungen Königin das Beispiel der gräßlichsten Hochzeit, die vielleicht jemals vollzogen worden, bei dem ersten Schritt in ihr Land so unbesonnen vor's Auge zu bringen! Gibt es denn unter den französischen Architekten, Dekorateurs, Tape- 35

¹ Hochschäftige Teppiche.

zierern gar keinen Menschen, der begreift, daß Bilder etwas vorstellen, daß Bilder auf Sinn und Gefühl wirken, daß sie Eindrücke machen, daß sie Ahnungen erregen! Ist es doch nicht anders, als hätte man dieser schönen und, wie man hört, lebens-
 5 lustigen Dame das abscheulichste Geipenst bis an die Grenze entgegengeschickt." Ich weiß nicht, was ich noch alles weiter sagte, genug, meine Gefährten suchten mich zu beschwichtigen und aus dem Hause zu schaffen, damit es nicht Verdruß sehen möchte. Alsdann versicherten sie mir, es wäre nicht jedermanns
 10 Sache, Bedeutung in den Bildern zu suchen; ihnen wenigstens wäre nichts dabei eingefallen, und auf dergleichen Grillen würde die ganze Population Straßburgs und der Gegend, wie sie auch herbeiströmen sollte, so wenig als die Königin selbst mit ihrem Hofe jemals geraten.

Der schönen und vornehmen, so heitern als imposanten Miene dieser jungen Dame erinnere ich mich noch recht wohl. Sie schien, in ihrem Glaswagen uns allen vollkommen sichtbar, mit ihren Begleiterinnen in vertraulicher Unterhaltung über die Menge, die ihrem Zug entgegenströmte, zu scherzen. Abends
 20 zogen wir durch die Straßen, um die verschiedenen illuminierten Gebäude, besonders aber den brennenden Gipfel des Münsters, zu sehen, an dem wir sowohl in der Nähe als in der Ferne unsere Augen nicht genugsam weiden konnten.

Die Königin verfolgte ihren Weg; das Landvolf verlief sich,
 25 und die Stadt war bald ruhig wie vorher. Vor Ankunft der Königin hatte man die ganz vernünftige Anordnung gemacht, daß sich keine mißgestalteten Personen, keine Krüppel und ekelhaften Kranken auf ihren Wegen zeigen sollten. Man scherzte hierüber, und ich machte ein kleines französisches Gedicht¹, worin
 30 ich die Ankunft Christi, welcher besonders der Kranken und Lahmen wegen auf der Welt zu wandeln schien, und die Ankunft der Königin, welche diese Unglücklichen verscheuchte, in Vergleichung brachte. Meine Freunde ließen es passieren; ein Franzose hingegen, der mit uns lebte, kritisierte sehr unbarbarisch
 35 Sprache und Vermaß, obgleich, wie es schien, nur allzu gründ-

¹ Das Gedicht ist nicht erhalten.

lich, und ich erinnere mich nicht, nachher je wieder ein französisches Gedicht gemacht zu haben.

Raum erscholl aus der Hauptstadt die Nachricht von der glücklichen Ankunft der Königin, als eine Schreckenspost¹ ihr folgte: bei dem festlichen Feuerwerke sei durch ein Polizeiversehen in einer von Baumaterialien versperrten Straße eine Unzahl Menschen mit Pferden und Wagen zu Grunde gegangen und die Stadt bei diesen Hochzeitfeierlichkeiten in Trauer und Leid versetzt worden. Die Größe des Unglücks suchte man sowohl dem jungen königlichen Paare als der Welt zu verbergen, indem man die umgekommenen Personen heimlich begrub, so daß viele Familien nur durch das völlige Außenbleiben der Thrigen überzeugt wurden, daß auch diese von dem schrecklichen Ereignis mit hingerafft seien. Daß mir lebhaft bei dieser Gelegenheit jene gräßlichen Bilder des Hauptsaales wieder vor die Seele traten, brauche ich kaum zu erwähnen; denn jedem ist bekannt, wie mächtig gewisse sittliche Eindrücke sind, wenn sie sich an sinnlichen gleichsam verkörpern.

Diese Begebenheit sollte jedoch auch die Meinigen durch eine Posse, die ich mir erlaubte, in Angst und Not versetzen. Unter uns jungen Leuten, die wir in Leipzig zusammen waren, hatte sich auch nachher ein gewisser Ritzel erhalten, einander etwas anzubinden und wechselsweise zu mystifizieren. In solchem frevelhaften Mutwillen schrieb ich an einen Freund² in Frankfurt (es war derselbe, der mein Gedicht an den Kuchenbäcker Hendel amplifiziert auf Medon angewendet und dessen allgemeine Verbreitung verursacht hatte³) einen Brief von Versailles aus datiert, worin ich ihm meine glückliche Ankunft daselbst, meine Teilnahme an den Feierlichkeiten und was dergleichen mehr war vermeldete, ihm zugleich aber das strengste Stillschweigen gebot. Dabei muß ich noch bemerken, daß unsere kleine Leipziger Societät von jenem Streich an, der uns so manchen Verdruß gemacht, sich angewöhnt hatte, ihn von Zeit zu Zeit mit Mystifikationen zu verfolgen, und das um so mehr, da er der drolligste Mensch von der Welt war und niemals liebenswürdiger, als

¹ Am 30. Mai 1770 in der Rue Royale. — ² Horn, vgl. oben, S. 263. —

³ Vgl. oben, S. 330.

wenn er den Irrtum entdeckte, in den man ihn vorsätzlich hineingeführt hatte. Kurz darauf, als ich diesen Brief geschrieben, machte ich eine kleine Reise und blieb wohl vierzehn Tage aus. Indessen war die Nachricht jenes Unglücks nach Frankfurt gekommen; mein Freund glaubte mich in Paris, und seine Neigung ließ ihn besorgen, ich sei in jenes Unglück mit verwickelt. Er erkundigte sich bei meinen Eltern und andern Personen, an die ich zu schreiben pflegte, ob keine Briefe angekommen, und weil eben jene Reise mich verhinderte, dergleichen abzulassen, so fehlten sie überall. Er ging in großer Angst umher und vertraute es zuletzt unsern nächsten Freunden, die sich nun in gleicher Sorge befanden. Glücklicherweise gelangte diese Vermutung nicht eher zu meinen Eltern, als bis ein Brief angekommen war, der meine Rückkehr nach Straßburg meldete. Meine jungen Freunde waren zufrieden, mich lebendig zu wissen, blieben aber völlig überzeugt, daß ich in der Zwischenzeit in Paris gewesen. Die herzlichen Nachrichten von den Sorgen, die sie um meinetwillen gehabt, rührten mich dermaßen, daß ich dergleichen Pöffen auf ewig verschwor, mir aber doch leider in der Folge manchmal etwas ähnliches habe zu schulden kommen lassen. Das wirkliche Leben verliert oft dergestalt seinen Glanz, daß man es manchmal mit dem Firnis der Fiktion wieder auffrischen muß.

Jener gewaltige Hof- und Prachtstrom war nunmehr vorübergeronnen und hatte mir keine andere Sehnsucht zurückgelassen als nach jenen Raffaelschen Teppichen, welche ich gern jeden Tag und Stunde betrachtet, verehrt, ja angebetet hätte. Glücklicherweise gelang es meinen leidenschaftlichen Bemühungen, mehrere Personen von Bedeutung dafür zu interessiren, so daß sie erst so spät als möglich abgenommen und eingepackt wurden. Wir überließen uns nunmehr wieder unserm stillen, gemächlichen Universitäts- und Gesellschaftsgang, und bei dem letzten blieb Aktuarus Salzmann, unser Tischpräsident, der allgemeine Pädagog. Sein Verstand, seine Nachgiebigkeit, seine Würde, die er bei allem Scherz und selbst manchmal bei kleinen Ausschweifungen, die er uns erlaubte, immer zu erhalten wußte, machten ihn der ganzen Gesellschaft lieb und wert, und ich wüßte nur wenige Fälle, wo er sein ernstliches Mißfallen bezeigt oder mit

Autorität zwischen kleine Händel und Streitigkeiten eingetreten wäre. Unter allen jedoch war ich derjenige, der sich am meisten an ihn angeschlossen, und er nicht weniger geneigt, sich mit mir zu unterhalten, weil er mich mannigfaltiger gebildet fand als die übrigen und nicht so einseitig im Urtheil. Auch richtete ich mich im 5
 Außern nach ihm, damit er mich für seinen Gefellen und Genossen öffentlich ohne Verlegenheit erklären konnte; denn ob er gleich nur eine Stelle bekleidete, die von geringem Einfluß zu sein scheint, so verfaß er sie doch auf eine Weise, die ihm zur größten Ehre gereichte. Er war Aktuarium beim Pupillentolle- 10
 gium und hatte freilich daselbst, wie der perpetuierliche Sekretär einer Akademie, eigentlich das Heft in Händen. Indem er nun dieses Geschäft viele Jahre lang auf das genaueste besorgte, so gab es keine Familie, von der ersten bis zu der letzten, die ihm nicht Dank schuldig gewesen wäre; wie denn beinahe in der 15
 ganzen Staatsverwaltung kaum jemand mehr Segen oder Fluch ernten kann als einer, der für die Waisen sorgt, oder ihr Hab und Gut vergeudet oder vergeuden läßt.

Die Straßburger sind leidenschaftliche Spaziergänger, und sie haben wohl recht, es zu sein. Man mag seine Schritte hin- 20
 wenden, wohin man will, so findet man theils natürliche, theils in alten und neuern Zeiten künstlich angelegte Lustörter, einen wie den andern besucht und von einem heitern, lustigen Völkchen genossen. Was aber hier den Anblick einer großen Masse Spazierender noch erfreulicher machte als an andern Orten, war 25
 die verschiedene Tracht des weiblichen Geschlechts. Die Mittelklasse der Bürgermädchen behielt noch die aufgewundenen, mit einer großen Nadel festgesteckten Zöpfe bei, nicht weniger eine gewisse knappe Kleidungsart, woran jede Schleppe ein Mißstand gewesen wäre; und was das Angenehme war, diese Tracht schnitt 30
 sich nicht mit den Ständen scharf ab; denn es gab noch einige wohlhabende vornehme Häuser, welche den Töchtern sich von diesem Kostüm zu entfernen nicht erlauben wollten. Die übrigen gingen französisch, und diese Partie machte jedes Jahr einige 35
 Proselyten. Salzmann hatte viel Bekanntschaften und überall Zutritt; eine große Annehmlichkeit für seinen Begleitenden besonders im Sommer, weil man überall in Gärten nah und

fern gute Aufnahme, gute Gesellschaft und Erfrischung fand, auch zugleich mehr als eine Einladung zu diesem oder jenem frohen Tage erhielt. In einem solchen Falle traf ich Gelegenheit, mich einer Familie, die ich erst zum zweiten Male besuchte,

 5 sehr schnell zu empfehlen. Wir waren eingeladen und stellten uns zur bestimmten Zeit ein. Die Gesellschaft war nicht groß, einige spielten und einige spazierten wie gewöhnlich. Späterhin, als es zu Tische gehen sollte, sah ich die Wirtin und ihre Schwester lebhaft und wie in einer besondern Verlegenheit mit-

 10 einander sprechen. Ich begegnete ihnen eben und sagte: „Zwar habe ich kein Recht, meine Frauenzimmer, in Ihre Geheimnisse einzubringen; vielleicht bin ich aber im Stande, einen guten Rat zu geben oder wohl gar zu dienen.“ Sie eröffneten mir hierauf ihre peinliche Lage: daß sie nämlich zwölf Personen zu Tische

 15 gebeten, und in diesem Augenblicke sei ein Verwandter von der Reise zurückgekommen, der nun als der Dreizehnte, wo nicht sich selbst, doch gewiß einigen der Gäste ein fatales Memento mori werden würde. — „Der Sache ist sehr leicht abzuhelfen“, versetzte ich; „Sie erlauben mir, daß ich mich entferne und mir

 20 die Entschädigung vorbehalte.“ Da es Personen von Ansehen und guter Lebensart waren, so wollten sie es keineswegs zugeben, sondern schickten in der Nachbarschaft umher, um den Vierzehnten aufzufinden. Ich ließ es geschehen, doch da ich den Bedienten unverrichteter Sache zur Gartenthür hereinkommen sah,

 25 entwißte ich und brachte meinen Abend vergnügt unter den alten Linden der Wanzenuau hin. Daß mir diese Entsagung reichlich vergolten worden, war wohl eine natürliche Folge.

Eine gewisse allgemeine Geselligkeit läßt sich ohne das Kartenspiel nicht mehr denken. Salzmann erneuerte die guten

 30 Lehren der Madame Böhne¹, und ich war um so folgamer, als ich wirklich eingesehen hatte, daß man sich durch diese kleine Aufopferung, wenn es ja eine sein sollte, manches Vergnügen, ja sogar eine größere Freiheit in der Societät verschaffen könne, als man sonst genießen würde. Das alte eingeschlafene Piquet

 35 wurde daher hervorgesucht; ich lernte Whist, richtete mir nach

¹ Vgl. oben, S. 283.

Anleitung meines Mentors einen Spielbeutel ein, welcher unter allen Umständen unantastbar sein sollte; und nun fand ich Gelegenheit, mit meinem Freunde die meisten Abende in den besten Zirkeln zuzubringen, wo man mir meistens wohl wollte und manche kleine Unregelmäßigkeit verzieh, auf die mich jedoch der Freund, wiewohl milde genug, aufmerksam zu machen pflegte. 5

Damit ich aber dabei symbolisch erzähle, wie sehr man sich auch im Äußern in die Gesellschaft zu schicken und nach ihr zu richten hat, so ward ich zu etwas genötigt, welches mir das Unangenehmste von der Welt schien. Ich hatte zwar sehr schöne Haare, aber mein Straßburger Friseur versicherte mir sogleich, daß sie viel zu tief nach hinten hin verschnitten seien und daß es ihm unmöglich werde, daraus eine Frisur zu bilden, in welcher ich mich produzieren dürfe, weil nur wenig kurze und gekrauste Vorderhaare statuiert würden, alles übrige vom Scheitel an in den Zopf oder Haarbeutel gebunden werden müsse. Hierbei bleibe nun nichts übrig, als mir eine Haartour gefallen zu lassen, bis der natürliche Wachstum sich wieder nach den Erfordernissen der Zeit hergestellt habe. Er versprach mir, daß niemand diesen unschuldigen Betrug, gegen den ich mich erst sehr ernstlich wehrte, jemals bemerken solle, wenn ich mich sogleich dazu entschließen könnte. Er hielt Wort, und ich galt immer für den bestrafrierten und bestbehaarten jungen Mann. Da ich aber vom frühen Morgen an so aufgestuht und gepudert bleiben und mich zugleich in acht nehmen mußte, nicht durch Erhizung und heftige Bewegung den falschen Schmuck zu verraten, so trug dieser Zwang wirklich viel bei, daß ich mich eine Zeitlang ruhiger und gefitteter benahm, mir angewöhnte, mit dem Hut unterm Arm und folglich auch in Schuh und Strümpfen zu gehen; doch durfte ich nicht versäumen, feinsiederne Unterstrümpfe zu tragen, um mich gegen die Rheinschnalen zu sichern, welche sich an schönen Sommerabenden über die Auen und Gärten zu verbreiten pflegen. War mir nun unter diesen Umständen eine heftige körperliche Bewegung versagt, so entsafteten sich unsere geselligen Gespräche immer lebhafter und leidenschaftlicher, ja sie waren die interessantesten, die ich bis dahin jemals geführt hatte. 10 15 20 25 30 35

Bei meiner Art zu empfinden und zu denken kostete es mich

gar nichts, einen jeden gelten zu lassen für das, was er war, ja sogar für das, was er gelten wollte, und so machte die Offenheit eines frischen jugendlichen Mutes, der sich fast zum erstenmal in seiner vollen Blüte hervorthat, mir sehr viele Freunde
 5 und Anhänger. Unsere Tischgesellschaft vermehrte sich¹ wohl auf zwanzig Personen, und weil unser Salzmann bei seiner hergebrachten Methode beharrte, so blieb alles im alten Gange, ja die Unterhaltung ward beinahe schicklicher, indem sich ein jeder vor mehreren in acht zu nehmen hatte. Unter den neuen An-
 10 kömmlingen befand sich ein Mann, der mich besonders interessierte; er hieß Jung und ist derselbe, der nachher unter dem Namen Stilling² zuerst bekannt geworden. Seine Gestalt, ungeachtet einer veralteten Kleidungsart, hatte bei einer gewissen Verbtheit etwas Bartes. Eine Haarbeutelperücke entstellte nicht
 15 sein bedeutendes und gefälliges Gesicht. Seine Stimme war sanft, ohne weich und schwach zu sein, ja sie wurde wohlklingend und stark, sobald er in Eifer geriet, welches sehr leicht geschah. Wenn man ihn näher kennen lernte, so fand man an ihm einen gesunden Menschenverstand, der auf dem Gemüt ruhte und sich
 20 deswegen von Neigungen und Leidenschaften bestimmen ließ, und aus eben diesem Gemüt entsprang ein Enthusiasmus für das Gute, Wahre, Rechte in möglichster Reinheit. Denn der Lebensgang dieses Mannes war sehr einfach gewesen und doch gedrängt an Begebenheiten und mannigfaltiger Thätigkeit. Das
 25 Element seiner Energie war ein unverwüthlicher Glaube an Gott und an eine unmittelbar von daher fließende Hülfe, die sich in einer ununterbrochenen Vorsorge und in einer unfehlbaren Rettung aus aller Noth von jedem Übel augenscheinlich bestätigte. Jung hatte dergleichen Erfahrungen in seinem Leben so viele
 30 gemacht, sie hatten sich selbst in der neueren Zeit in Straßburg öfters wiederholt, so daß er mit der größten Freude ein zwar mäßiges, aber doch sorgloses Leben führte und seinen Studien aufs ernstlichste oblag, wiewohl er auf kein sicheres Auskommen

¹ Zu Anfang des Wintersemesters 1770. — ² Johann Heinrich Jung, genannt Stilling (1740—1817), aus Im-Grund im Nassauischen, studierte in Straßburg Medizin; berühmt geworden ist er durch seine Autobiographie, in der sich auch eine Schilderung des Mittagstisches in Straßburg befindet.

von einem Vierteljahre zum andern rechnen konnte. In seiner
 Jugend, auf dem Wege, Kohlenbrenner zu werden, ergriff er das
 Schneiderhandwerk, und nachdem er sich nebenher von höhern
 Dingen selbst belehrt, so trieb ihn sein lehrlustiger Sinn zu einer
 Schulmeisterstelle. Dieser Versuch mißlang, und er kehrte zum 5
 Handwerk zurück, von dem er jedoch zu wiederholten Malen,
 weil jedermann für ihn leicht Zutrauen und Neigung faßte, ab-
 gerufen ward, um abermals eine Stelle als Hauslehrer zu über-
 nehmen. Seine innerlichste und eigentlichste Bildung aber hatte
 er jener ausgebreiteten Menschenart¹ zu danken, welche auf ihre 10
 eigne Hand ihr Heil suchten, und indem sie sich durch Lesung
 der Schrift und wohlgemeinter Bücher, durch wechselseitiges
 Ermahnen und Bekennen zu erbauen trachteten, dadurch einen
 Grad von Kultur erhielten, der Bewunderung erregen mußte.
 Denn indem das Interesse, das sie stets begleitete und das sie 15
 in Gesellschaft unterhielt, auf dem einfachsten Grunde der Sitt-
 lichkeit, des Wohlwollens und Wohltuns ruhte, auch die Ab-
 weichungen, welche bei Menschen von so beschränkten Zuständen
 vorkommen können, von geringer Bedeutung sind, und daher
 ihr Gewissen meistens rein und ihr Geist gewöhnlich heiter blieb: 20
 so entstand keine künstliche, sondern eine wahrhaft natürliche
 Kultur, die noch darin vor andern den Vorzug hatte, daß sie
 allen Altern und Ständen gemäß und ihrer Natur nach allge-
 mein gesellig war; deshalb auch diese Personen in ihrem Kreise
 wirklich beredt und fähig waren, über alle Herzensangelegen- 25
 heiten, die zartesten und tüchtigsten, sich gehörig und gefällig
 auszudrücken. In demselben Falle nun war der gute Jung.
 Unter wenigen, wenn auch nicht gerade Gleichgesinnten, doch
 solchen, die sich seiner Denkweise nicht abgeneigt erklärten, fand
 man ihn nicht allein redselig, sondern beredt; besonders erzählte 30
 er seine Lebensgeschichte auf das anmutigste und wußte dem Zu-
 hörer alle Zustände deutlich und lebendig zu vergegenwärtigen.
 Ich trieb ihn, solche aufzuschreiben, und er versprach's. Weil
 er aber in seiner Art sich zu äußern einem Nachtwandler gleich,
 den man nicht anrufen darf, wenn er nicht von seiner Höhe 35

¹ Den Pietisten.

herabfallen, einem sanften Strom, dem man nichts entgegenstellen darf, wenn er nicht bransen soll, so mußte er sich in größerer Gesellschaft oft unbehaglich fühlen. Sein Glaube duldeten keinen Zweifel und seine Überzeugung keinen Spott. Und wenn er in freundlicher Mittheilung unerschöpflich war, so stockte gleich alles bei ihm, wenn er Widerspruch erlitt. Ich half ihm in solchen Fällen gewöhnlich über, wofür er mich mit aufrichtiger Reigung belohnte. Da mir seine Sinnesweise nichts Fremdes war und ich dieselbe vielmehr an meinen besten Freunden und Freundinnen¹ schon genau hatte kennen lernen, sie mir auch in ihrer Natürlichkeit und Naivetät überhaupt wohl zusagte, so konnte er sich mit mir durchaus am besten finden. Die Richtung seines Geistes war mir angenehm, und seinen Wunderglauben, der ihm so wohl zu statten kam, ließ ich unangetastet.

15 Auch Salzmann betrug sich schonend gegen ihn; schonend, sage ich, weil Salzmann, seinem Charakter, Wesen, Alter und Zuständen nach, auf der Seite der vernünftigen oder vielmehr verständigen Christen stehen und halten mußte, deren Religion eigentlich auf der Rechtfchaffenheit des Charakters und auf einer

20 männlichen Selbständigkeit beruhte, und die sich daher nicht gern mit Empfindungen, die sie leicht ins Trübe, und Schwärmerei, die sie bald ins Dunkle hätte führen können, abgaben und vermengten. Auch diese Klasse war respektabel und zahlreich; alle ehrlichen tüchtigen Leute verstanden sich und waren von gleicher

25 Überzeugung sowie von gleichem Lebensgang.

Lerje², ebenmäßig unser Tischgeselle, gehörte auch zu dieser Zahl, ein vollkommen rechtlicher und bei beschränkten Glücksgütern mäßiger und genauer junger Mann. Seine Lebens- und Haushaltungsweise war die knappste, die ich unter Studierenden

30 je kannte. Er trug sich am saubersten von uns allen, und doch erschien er inunter in denselben Kleidern; aber er behandelte auch seine Garderobe mit der größten Sorgfalt, er hielt seine Umgebung reinlich, und so verlangte er auch nach seinem Beispiel alles im gemeinen Leben. Es begegnete ihm nicht, daß er sich

¹ Besonders Fräulein von Klettenberg, vgl. oben, S. 374. — ² Franz Christian Lerje (1749—1800), Student der Theologie, aus Buchsweiler gebürtig, wurde 1774 Inspektor an der Militärschule in Kolmar.

irgendwo angelehnt oder seinen Ellbogen auf den Tisch gestemmt hätte; niemals vergaß er, seine Serviette zu zeichnen, und der Magd geriet es immer zum Unheil, wenn die Stühle nicht höchst sauber gefunden wurden. Bei allem diesem hatte er nichts Steifes in seinem Auzern. Er sprach treuherzig, bestimmt und trocken 5 lebhaft, wobei ein leichter ironischer Scherz ihn gar wohl kleidete. An Gestalt war er gut gebildet, schlank und von ziemlicher Größe, sein Gesicht pockennarbig und unscheinbar, seine kleinen blauen Augen heiter und durchdringend. Wenn er uns nun von so mancher Seite zu hofmeistern Ursache hatte, so ließen 10 wir ihn auch noch außerdem für unsern Fechtmeister gelten; denn er führte ein sehr gutes Rapier, und es schien ihm Spaß zu machen, bei dieser Gelegenheit alle Pedanterie dieses Metiers an uns auszuüben. Auch profitierten wir bei ihm wirklich und mußten ihm dankbar sein für manche gesellige Stunde, die er 15 uns in guter Bewegung und Übung verbringen ließ.

Durch alle diese Eigenschaften qualifizierte sich nun Lersé völlig zu der Stelle eines Schieds- und Kampfrichters bei allen kleinen und größern Händeln, die in unserm Kreise, wie- 20 wohl selten, vorkamen und welche Salzmann auf seine väterliche Art nicht beschwichtigen konnte. Ohne die äußeren Formen, welche auf Akademien so viel Unheil anrichten, stellten wir eine durch Umstände und guten Willen geschlossene Gesellschaft vor, die wohl mancher andere zufällig berühren, aber sich nicht in dieselbe eindrängen konnte. Bei Beurteilung nun innerer 25 Verdrießlichkeiten zeigte Lersé stets die größte Unparteilichkeit und wußte, wenn der Handel nicht mehr mit Worten und Erklärungen ausgemacht werden konnte, die zu erwartende Gemüthung auf ehrenvolle Weise ins Unschädliche zu leiten. Hierzu war wirklich kein Mensch geschickter als er; auch pflegte er oft 30 zu sagen, da ihn der Himmel weder zu einem Kriegs- noch Liebeshelden bestimmt habe, so wolle er sich im Romanen- und Fechtersinn mit der Rolle des Sekundanten begnügen. Da er sich nun durchaus gleich blieb und als ein rechtes Muster einer guten und beständigen Sinnesart angesehen werden konnte, so prägte sich der Begriff von ihm so tief als lebenswürdig bei 35 mir ein, und als ich den „Göz von Berlichingen“ schrieb, fühlte

ich mich veranlaßt, unserer Freundschaft ein Denkmal zu setzen und der wackern Figur, die sich auf so eine würdige Art zu subordinieren weiß, den Namen Franz Verse zu geben.

Indes er nun mit seiner fortgesetzten humoristischen Trockenheit uns immer zu erinnern wußte, was man sich und andern schuldig sei und wie man sich einzurichten habe, um mit den Menschen so lange als möglich in Frieden zu leben und sich deshalb gegen sie in einige Positur zu setzen, so hatte ich innerlich und äußerlich mit ganz andern Verhältnissen und Gegnern zu kämpfen, indem ich mit mir selbst, mit den Gegenständen, ja mit den Elementen im Streit lag. Ich befand mich in einem Gesundheitszustand, der mich bei allem, was ich unternehmen wollte und sollte, hinreichend förderte; nur war mir noch eine gewisse Reizbarkeit übrig geblieben, die mich nicht immer im Gleichgewicht ließ. Ein starker Schall war mir zuwider, fränkhafter Gegenstände erregten mir Ekel und Abscheu. Besonders aber ängstigte mich ein Schwindel, der mich jedesmal besiel, wenn ich von einer Höhe herunterblickte. Allen diesen Mängeln suchte ich abzuhelpen und zwar, weil ich keine Zeit verlieren wollte, auf eine etwas heftige Weise. Abends beim Zapfenstreich ging ich neben der Menge Trommeln her, deren gewaltthame Wirbel und Schläge das Herz im Busen hätten zer Sprengen mögen. Ich erstieg ganz allein den höchsten Gipfel des Münsterthurms und saß in dem sogenannten Hals unter dem Knopf oder der Krone, wie man's nennt, wohl eine Viertelstunde lang, bis ich es wagte, wieder heraus in die freie Luft zu treten, wo man auf einer Platte, die kaum eine Elle ins Gevierte haben wird, ohne sich sonderlich anhalten zu können, stehend das unendliche Land vor sich sieht, indessen die nächsten Umgebungen und Zieraten die Kirche und alles, worauf und worüber man steht, verbergen. Es ist völlig, als wenn man sich auf einer Montgolfière¹ in die Luft erhoben sähe. Dergleichen Angst und Qual wiederholte ich so oft, bis der Eindruck mir ganz gleichgültig ward, und ich habe nachher bei Bergreisen und geologischen Studien, bei großen Bauten, wo ich mit den Zimmerleuten um

¹ Luftballon, so genannt nach seinem Erfinder Jacques Etienne Montgolfier (1745—1799).

die Wette über die freiliegenden Balken und über die Gesimse des Gebäudes herließ, ja in Rom, wo man eben dergleichen Wagstücke ausüben muß, um bedeutende Kunstwerke näher zu sehen, von jenen Vorübungen großen Vorteil gezogen. Die Anatomie war mir auch deshalb doppelt wert, weil sie mich den widerwärtigsten Anblick ertragen lehrte, indem sie meine Wißbegierde befriedigte. Und so besuchte ich auch das Klinikum des ältern Doktor Ehrmann¹ sowie die Lektionen der Entbindungskunst seines Sohns², in der doppelten Absicht, alle Zustände kennen zu lernen und mich von aller Apprehension³ gegen widerwärtige Dinge zu befreien. Ich habe es auch wirklich darin so weit gebracht, daß nichts dergleichen mich jemals aus der Fassung setzen konnte. Aber nicht allein gegen diese sinnlichen Eindrücke, sondern auch gegen die Anfechtungen der Einbildungskraft suchte ich mich zu stählen. Die ahnungs- und schauervollen Eindrücke der Finsternis der Kirchhöfe, einsamer Örter, nächtlicher Kirchen und Kapellen und was hiemit verwandt sein mag, wußte ich mir ebenfalls gleichgültig zu machen; und auch darin brachte ich es so weit, daß mir Tag und Nacht und jedes Lokal völlig gleich war, ja daß, als in später Zeit mich die Lust ankam, wieder einmal in solcher Umgebung die angenehmen Schauer der Jugend zu fühlen, ich diese in mir kaum durch die seltsamsten und fürchterlichsten Bilder, die ich hervorrief, wieder einigermaßen erzwingen konnte.

Dieser Bemühung, mich von dem Drang und Druck des Allzuernten und Mächtigen zu befreien, was in mir fortwaukete und mir bald als Kraft, bald als Schwäche erschien, kam durchaus jene freie, gesellige, bewegliche Lebensart zu Hülfe, welche mich immer mehr anzog, an die ich mich gewöhnte und zuletzt derselben mit voller Freiheit genießen lernte. Es ist in der Welt nicht schwer zu bemerken, daß sich der Mensch am freisten und am völligsten von seinen Gebrechen los und ledig fühlt, wenn er sich die Mängel anderer vergegenwärtigt und sich darüber

¹ Johann Christian Ehrmann (1710—97) aus Straßburg, seit 1740 Arzt des Arbeitshauses. — ² Johann Christian Ehrmann junior (1740—1800), damals außerordentlicher Professor der Medizin. — ³ Angst.

mit behaglichem Tadel verbreitet. Es ist schon eine ziemlich angenehme Empfindung, uns durch Mißbilligung und Mißreden über unersgleichen hinauszusetzen, weswegen auch hierin die gute Gesellschaft, sie bestehe aus wenigen oder mehreren, sich am liebsten ergeht. Nichts aber gleicht der behaglichen Selbstgefälligkeit, wenn wir uns zu Richtern der Obern und Vorgesetzten, der Fürsten und Staatsmänner erheben, öffentliche Anstalten ungeschickt und zweckwidrig finden, nur die möglichen und wirklichen Hindernisse beachten und weder die Größe der Intention noch die Mitwirkung anerkennen, die bei jedem Unternehmen von Zeit und Umständen zu erwarten ist.

Wer sich der Lage des französischen Reichs erinnert und sie aus spätern Schriften genau und umständlich kennt, wird sich leicht vergegenwärtigen, wie man damals in dem elsassischen Halbfrankreich über König und Minister, über Hof und Günstlinge sprach. Für meine Lust, mich zu unterrichten, waren es neue und für Naseweisheit und jugendlichen Dünkel sehr willkommene Gegenstände; ich merkte mir alles genau, schrieb fleißig auf und sehe jetzt an dem wenigen Übriggebliebenen, daß solche Nachrichten, wenngleich nur aus Fabeln und unzuverlässigen allgemeinen Gerüchten im Augenblick aufgefaßt, doch immer in der Folge einen gewissen Wert haben, weil sie dazu dienen, das endlich bekannt gewordene Geheime mit dem damals schon Aufgedeckten und Öffentlichen, das von Zeitgenossen richtig oder falsch Geurteilte mit den Überzeugungen der Nachwelt zusammenzuhalten und zu vergleichen.

Auffallend und uns Pflastertretern täglich vor Augen war das Projekt zur Verschönerung der Stadt, dessen Ausführung von den Rissen und Planen auf die seltsamste Weise in die Wirklichkeit überzugehen anfang. Intendant Gayot¹ hatte sich vorgenommen, die winkeligen und ungleichen Gassen Straßburgs umzuschaffen und eine wohl nach der Schnur geregelte ansehnliche schöne Stadt zu gründen. Blondel, ein Pariser Baumeister, zeichnete darauf einen Vorschlag, durch welchen hundert- und vierzig Hausbesitzer an Raum gewannen, achtzig verloren

¹ Nicht Intendant, sondern Prätor, der höchste Zivilbeamte.

und die übrigen in ihrem vorigen Zustande blieben. Dieser genehmigte, aber nicht auf einmal in Ausführung zu bringende Plan sollte nun durch die Zeit seiner Vollständigkeit entgegen wachsen, indessen die Stadt, wunderbarlich genug, zwischen Form und Unform schwankte. Sollte z. B. eine eingebogene Straßenseite gerad werden, so rückte der erste Baulustige auf die bestimmte Linie vor; vielleicht sein nächster Nachbar, vielleicht aber auch der dritte, vierte Besitzer von da, durch welche Vorprünge die ungeschicktesten Vertiefungen als Vorhöfe der hinterliegenden Häuser zurückblieben. Gewalt wollte man nicht brauchen, aber ohne Nötigung wäre man gar nicht vorwärts gekommen, deswegen durfte niemand an seinem einmal verurteilten Hause etwas bessern oder herstellen, was sich auf die Straße bezog. Alle die seltsamen zufälligen Unschicklichkeiten gaben uns wandelnden Müßiggängern den willkommensten Anlaß, unsern Spott zu üben, Vorschläge zu Beschleunigung der Vollendung nach Behriichens¹ Art zu thun und die Möglichkeit derselben immer zu bezweifeln, ob uns gleich manches neu entstehende schöne Gebäude hätte auf andere Gedanken bringen sollen. Inwieweit jener Vorsatz durch die lange Zeit begünstigt worden, wußte ich nicht zu sagen.

Ein anderer Gegenstand, wovon sich die protestantischen Straßburger gern unterhielten, war die Vertreibung der Jesuiten. Diese Väter hatten, sobald als die Stadt den Franzosen zu teil geworden², sich gleichfalls eingefunden und um ein Domizilium nachgesehen. Bald breiteten sie sich aber aus und bauten ein herrliches Kollegium, das an den Münster dergestalt anstößt, daß das Hinterteil der Kirche ein Drittel seiner Face bedeckt. Es sollte ein völliges Viereck werden und in der Mitte einen Garten haben; drei Seiten davon waren fertig geworden. Es ist von Steinen, solid wie alle Gebäude dieser Väter. Daß die Protestanten von ihnen gedrängt, wo nicht bedrängt wurden, lag in dem Plane der Gesellschaft, welche die alte Religion in ihrem ganzen Umfange wieder herzustellen sich zur Pflicht machte. Ihr Fall³ erregte daher die größte Zufriedenheit des Gegenteils,

¹ S. oben, S. 329 ff. — ² 1685. — ³ 1764.

und man sah nicht ohne Behagen, wie sie ihre Weine verkauften, ihre Bücher wegschafften und das Gebäude einem andern, vielleicht weniger thätigen Orden bestimmt ward. Wie froh sind die Menschen, wenn sie einen Widersacher, ja nur einen Güter
 5 los sind, und die Herde bedenkt nicht, daß da, wo der Hürde fehlt, sie den Wölfen ausgefetzt ist.

Weil denn nun auch jede Stadt ihre Tragödie haben muß, wovon sich Kinder und Kindeskinde entsetzen, so ward in Straßburg oft des unglücklichen Prätors Klingling¹ gedacht, der, nach-
 10 dem er die höchste Stufe irdischer Glückseligkeit erstiegen, Stadt und Land fast unumschränkt beherrscht und alles genossen, was Vermögen, Rang und Einfluß nur gewähren können, endlich die Hofgunst verloren habe und wegen alles dessen, was man ihm bisher nachgesehen, zur Verantwortung gezogen worden,
 15 ja sogar in den Kerker gebracht, wo er, über siebenzig Jahre alt, eines zweideutigen Todes verblichen.

Diese und andere Geschichten wußte jener Ludwigsritter², unser Tischgenosse, mit Leidenschaft und Lebhaftigkeit zu erzählen, deswegen ich auch gern auf Spaziergängen mich zu ihm gesellte,
 20 anders als die übrigen, die solchen Einladungen auswichen und mich mit ihm allein ließen. Da ich mich bei neuen Bekanntschaften meistens eine Zeitlang gehen ließ, ohne viel über sie noch über die Wirkung zu denken, die sie auf mich ausübten, so merkte ich erst nach und nach, daß seine Erzählungen und
 25 Urteile mich mehr beunruhigten und verwirrten als unterrichteten und aufklärten. Ich wußte niemals, woran ich mit ihm war, obgleich das Rätsel sich leicht hätte entziffern lassen. Er gehörte zu den vielen, denen das Leben keine Resultate gibt, und die sich daher im einzelnen vor wie nach abmühen. Unglück-
 30 licherweise hatte er dabei eine entschiedne Lust, ja Leidenschaft zum Nachdenken, ohne zum Denken geschickt zu sein, und in solchen Menschen setzt sich leicht ein gewisser Begriff fest, den man als eine Gemütskrankheit ansehen kann. Auf eine solche fixe Ansicht kam auch er immer wieder zurück und ward da-
 35 durch auf die Dauer höchst lästig. Er pflegte sich nämlich bitter

¹ Joseph Klinglin, Prätor seit 1730, wegen Unterschleife 1752 verhaftet. 1755 gestorben im Gefängniß zu Besançon. — ² Vgl. oben, S. 396.

über die Abnahme seines Gedächtnisses zu beklagen, besonders was die nächsten Ereignisse betraf, und behauptete, nach einer eignen Schlußfolge, alle Tugend komme von dem guten Gedächtnis her, alle Laster hingegen aus der Vergessenheit. Diese Lehre wußte er mit vielem Scharfsinn durchzusehen; wie sich denn alles behaupten läßt, wenn man sich erlaubt, die Worte ganz unbestimmt, bald in weiterm, bald engerm, in einem näher oder ferner verwandten Sinne zu gebrauchen und anzuwenden.

Die ersten Male unterhielt es wohl, ihn zu hören, ja seine Suade setzte in Verwunderung. Man glaubte vor einem rednerischen Sophisten zu stehen, der zu Scherz und Übung den seltsamsten Dingen einen Schein zu verleihen weiß. Leider stumpfte sich dieser erste Eindruck nur allzubald ab; denn am Ende jedes Gesprächs kam der Mann wieder auf dasselbe Thema, ich mochte mich auch anstellen, wie ich wollte. Er war bei älteren Begebenheiten nicht festzuhalten, ob sie ihn gleich selbst interessierten, ob er sie schon mit den kleinsten Umständen gegenwärtig hatte. Vielmehr ward er öfters durch einen geringen Umstand mitten aus einer weltgeschichtlichen Erzählung herausgerissen und auf seinen feindseligen Lieblingsgedanken hingestoßen.

Einer unserer nachmittägigen Spaziergänge war hierin besonders unglücklich; die Geschichte desselben stehe hier statt ähnlicher Fälle, welche den Leser ermüden, wo nicht gar betrüben könnten.

Auf dem Wege durch die Stadt begegnete uns eine bejahrte Bettlerin, die ihn durch Bitten und Andringen in seiner Erzählung störte. — „Pack' dich, alte Hexe!“ sagte er und ging vorüber. Sie rief ihm den bekannten Spruch hinterdrein, nur etwas verändert, da sie wohl bemerkte, daß der unfreundliche Mann selbst alt sei: „Wenn Ihr nicht alt werden wolltet, so hättet Ihr Euch in der Jugend sollen hängen lassen!“ Er kehrte sich heftig herum, und ich fürchtete einen Austritt. — „Hängen lassen!“ rief er, „mich hängen lassen! Nein, das wäre nicht gegangen, dazu war ich ein zu braver Kerl; aber mich hängen, mich selbst aufhängen, das ist wahr, das hätte ich thun sollen; einen Schuß Pulver sollt' ich an mich wenden, um nicht zu erleben, daß ich keinen mehr wert bin.“ Die Frau stand wie ver-

steinert, er aber fuhr fort: „Du hast eine große Wahrheit gesagt, Hexenmutter! und weil man dich noch nicht erjäußt oder verbrannt hat, so sollst du für dein Sprüchlein belohnt werden.“ Er reichte ihr ein Büßel¹, das man nicht leicht an einen Bettler zu wenden pflegte.

Wir waren über die erste Rheinbrücke gekommen und gingen nach dem Wirtshause, wo wir einzufehren gedachten, und ich suchte ihn auf das vorige Gespräch zurückzuführen, als unerwartet auf dem angenehmen Fußpfad ein sehr hübsches Mädchen uns entgegenkam, vor uns stehen blieb, sich artig verneigte und ausrief: „Ei, ei, Herr Hauptmann, wohin?“ und was man sonst bei solcher Gelegenheit zu sagen pflegt. — „Mademoiselle“, versetzte er etwas verlegen, „ich weiß nicht.“ — „Wie?“ sagte sie mit anmutiger Verwunderung, „vergessen Sie Ihre Freunde so bald?“ Das Wort vergessen machte ihn verdrießlich, er schüttelte den Kopf und erwiderte mürrisch genug: „Wahrhaftig, Mademoiselle, ich wüßte nicht!“ — „Nun“, versetzte sie mit einigem Humor, doch sehr gemäßigt, „nehmen Sie sich in acht, Herr Hauptmann, ich dürfte Sie ein andermal auch verkennen!“ Und so eilte sie an uns vorbei, stark zusehrend, ohne sich umzusehen. Auf einmal schlug sich mein Wegesfell mit den beiden Fäusten heftig vor den Kopf: „O ich Esel!“ rief er aus; „ich alter Esel! da seht Ihr's nun, ob ich recht habe oder nicht.“ Und nun erging er sich auf eine sehr heftige Weise in seinem gewohnten Reden und Meinen, in welchem ihn dieser Fall nur noch mehr bestärkte. Ich kann und mag nicht wiederholen, was er für eine Philippische Rede wider sich selbst hielt. Zuletzt wendete er sich zu mir und sagte: „Ich rufe Euch zum Zeugen an! Erinnert Ihr Euch jener Krämerin an der Ecke, die weder jung noch hübsch ist? Jedesmal grüße ich sie, wenn wir vorbeigehen, und rede manchmal ein paar freundliche Worte mit ihr; und doch sind schon dreißig Jahre vorbei, daß sie mir günstig war. Nun aber, nicht vier Wochen, schwör' ich, sind's, da erzeugte sich dieses Mädchen gegen mich gefälliger als billig, und nun will ich sie nicht kennen und beleidige sie für ihre Artig-

¹ Büßel = 12 Eous.

keit! Sage ich es nicht immer, Undank ist das größte Laster, und kein Mensch wäre undankbar, wenn er nicht vergeßlich wäre!"

Wir traten ins Wirtshaus, und nur die zechende, schwärmende Menge in den Vorfälen hemmte die Jubelnden, die er gegen sich und seine Altersgenossen ausstieß. Er war still, und ich hoffte ihn begütigt, als wir in ein oberes Zimmer traten, wo wir einen jungen Mann allein auf- und abgehend fanden, den der Hauptmann mit Namen begrüßte. Es war mir angenehm, ihn kennen zu lernen; denn der alte Geßell hatte mir viel Gutes von ihm gesagt und mir erzählt, daß dieser, beim Kriegsbüreau angestellt, ihm schon manchemal, wenn die Pensionen gestockt, uneigennützig sehr gute Dienste geleistet habe. Ich war froh, daß das Gespräch sich ins Allgemeine lenkte, und wir tranken eine Flasche Wein, indem wir es fortsetzten. Hier entwickelte sich aber zum Unglück ein anderer Fehler, den mein Ritter mit starrsinnigen Menschen gemein hatte. Denn wie er im ganzen von jenem fixen Begriff nicht loskommen konnte, ebenso sehr hielt er an einem augenblicklichen unangenehmen Eindruck fest und ließ seine Empfindungen dabei ohne Mäßigung abschnurren. Der letzte Verdruß über sich selbst war noch nicht verklungen, und nun trat abermals etwas Neues hinzu, freilich von ganz anderer Art. Er hatte nämlich nicht lange die Augen hin und her gewandt, so bemerkte er auf dem Tische eine doppelte Portion Kaffee und zwei Tassen; daneben mochte er auch, er, der selbst ein feiner Zeißig war, irgend sonst eine Andeutung aufgespürt haben, daß dieser junge Mann sich nicht eben immer so allein befunden. Und kaum war die Vermutung in ihm aufgestiegen und zur Wahrscheinlichkeit geworden, das hübsche Mädchen habe einen Besuch hier abgestattet, so gesellte sich zu jenem ersten Verdruß noch die wunderlichste Eifersucht, um ihn vollends zu verwirren.

Ob ich nun irgend etwas ahnen konnte, denn ich hatte mich bisher ganz harmlos mit dem jungen Mann unterhalten, so fing der Hauptmann mit einem unangenehmen Ton, den ich an ihm wohl kannte, zu sticheln an, auf das Tassenpaar und auf dieses und jenes. Der Jüngere, betroffen, suchte heiter und verständlich auszuweichen, wie es unter Menschen von Lebensart

die Gewohnheit ist; allein der Alte fuhr fort, schonungslos unartig zu sein, daß dem andern nichts übrigblieb, als Hut und Stock zu ergreifen und beim Abschiede eine ziemlich unzweideutige Ausforderung zurückzulassen. Nun brach die Furie des Hauptmanns und um desto heftiger los, als er in der Zwischenzeit noch eine Flasche Wein beinahe ganz allein ausgetrunken hatte. Er schlug mit der Faust auf den Tisch und rief mehr als einmal: „Den schlag' ich tot.“ Es war aber eigentlich so böß nicht gemeint, denn er gebrauchte diese Phrase mehrmals, wenn ihm jemand widerstand oder sonst mißfiel. Ebenso unerwartet verschlimmerte sich die Sache auf dem Rückweg; denn ich hatte die Unvorsichtigkeit, ihm seinen Undank gegen den jungen Mann vorzuhalten und ihn zu erinnern, wie sehr er mir die zukommende Dienstfertigkeit dieses Angestellten gerühmt habe. Nein! solche Wut eines Menschen gegen sich selbst ist mir nie wieder vorgekommen; es war die leidenschaftlichste Schlußrede zu jenen Anfängen, wozu das hübsche Mädchen Anlaß gegeben hatte. Hier sah ich Reue und Buße bis zur Karikatur getrieben und, wie alle Leidenschaft das Genie ersetzt, wirklich genialisch. Denn er nahm die sämtlichen Vorfällenheiten unserer Nachmittagswanderung wieder auf, benutzte sie rednerisch zur Selbstscheltung, ließ zuletzt die Heye nochmals gegen sich auftreten und verwirrte sich dergestalt, daß ich fürchten mußte, er werde sich in den Rhein stürzen. Wäre ich sicher gewesen, ihn, wie Mentor seinen Telemach¹, schnell wieder aufzufischen, so mochte er springen, und ich hätte ihn für diesmal abgeführt nach Hause gebracht.

Ich vertraute sogleich die Sache Lersen, und wir gingen des andern Morgens zu dem jungen Manne, den mein Freund mit seiner Trockenheit zum Lachen brachte. Wir wurden einz, ein ungefähres Zusammentreffen einzuleiten, wo eine Ausgleichung vor sich gehen sollte. Das Lustigste dabei war, daß der Hauptmann auch diesmal seine Unart verschlafen hatte und zur Begütigung des jungen Mannes, dem auch an keinen Händeln gelegen war, sich bereit finden ließ. Alles war an einem Mor-

¹ Nach Fénelons „Télémaque“, Kap. 4, viertletzter Abschnitt.

gen abgethan, und da die Begebenheit nicht ganz verschwiegen blieb, so entging ich nicht den Scherzen meiner Freunde, die mir aus eigener Erfahrung hätten voraussagen können, wie lästig mir gelegentlich die Freundschaft des Hauptmanns werden dürfte.

Indem ich nun aber darauf sinne, was wohl zunächst weiter mitzuteilen wäre, so kommt mir durch ein seltsames Spiel der Erinnerung das ehrwürdige Münstergebäude wieder in die Gedanken, dem ich gerade in jenen Tagen eine besondere Aufmerksamkeit widmete, und welches überhaupt in der Stadt sowohl als auf dem Lande sich den Augen beständig darbietet. 10

Je mehr ich die Fassade desselben betrachtete, desto mehr bestärkte und entwickelte sich jener erste Eindruck¹, daß hier das Erhabene mit dem Gefälligen in Bund getreten sei. Soll das Ungeheuerere, wenn es uns als Masse entgegentritt, nicht erschrecken, soll es nicht verwirren, wenn wir sein Einzelnes zu 15 erforschen suchen, so muß es eine unnatürliche, scheinbar unmögliche Verbindung eingehen, es muß sich das Angenehme zugesellen. Da uns nun aber allein möglich wird, den Eindruck des Münsters auszusprechen, wenn wir uns jene beiden unverträglichen Eigenschaften vereinigt denken, so sehen wir schon hier- 20 aus, in welchem hohen Wert wir dieses alte Denkmal zu halten haben und beginnen mit Ernst eine Darstellung, wie so widersprechende Elemente sich friedlich durchdringen und verbinden konnten.

Vor allem widmen wir unsere Betrachtungen, ohne noch an die Türme zu denken, allein der Fassade, die als ein auf- 25 recht gestelltes längliches Viereck unsern Augen mächtig entgegenet. Nähern wir uns derselben in der Dämmerung, bei Mondschein, bei steruheller Nacht, wo die Teile mehr oder weniger undeutlich werden und zuletzt verschwinden, so sehen wir nur eine kolossale Wand, deren Höhe zur Breite ein wohlthätiges 30 Verhältnis hat. Betrachten wir sie bei Tage und abstrahieren durch Kraft unseres Geistes vom Einzelnen, so erkennen wir die Vorderseite eines Gebäudes, welche dessen innere Räume nicht allein zuschließt, sondern auch manches Danebenliegende ver- 35 deckt. Die Öffnungen dieser ungeheueren Fläche denken auf in-

¹ Siehe oben, S. 394.

nere Bedürfnisse, und nach diesen können wir sie sogleich in
 neun Felder abtheilen. Die große Mittelthüre, die auf das Schiff
 der Kirche gerichtet ist, fällt uns zuerst in die Augen. Zu beiden
 Seiten derselben liegen zwei kleinere, den Kreuzgängen angehörig.
 5 Über der Hauptthüre trifft unser Blick auf das radförmige Fenster,
 das in die Kirche und deren Gewölbe ein ahnungsvolles Licht
 verbreiten soll. An den Seiten zeigen sich zwei große senkrechte,
 länglich-viereckte Öffnungen, welche mit der mittlsten bedeutend
 kontrastieren und darauf hindeuten, daß sie zu der Base empor-
 10 strebender Türme gehören. In dem dritten Stockwerke reihen
 sich drei Öffnungen aneinander, welche zu Glockenstühlen und
 sonstigen kirchlichen Bedürfnissen bestimmt sind. Zu oberst sieht
 man das Ganze durch die Balustrade der Galerie anstatt eines
 Gesimses horizontal abgeschlossen. Jene beschriebenen neun
 15 Räume werden durch vier vom Boden aufstrebende Pfeiler gestützt,
 eingefast und in drei große perpendikulare Abteilungen getrennt.

Wie man nun der ganzen Masse ein schönes Verhältnis
 der Höhe zur Breite nicht absprechen kann, so erhält sie auch
 durch diese Pfeiler, durch die schlanken Einteilungen dazwischen
 20 im einzelnen etwas gleichmäßig Leichtes.

Verharren wir aber bei unserer Abstraktion und denken
 uns diese ungeheuere Wand ohne Zieraten mit festen Strebe-
 pfeilern, in derselben die nötigen Öffnungen, aber auch nur in-
 sofern sie das Bedürfnis fordert; gestehen wir auch diesen Haupt-
 25 abteilungen gute Verhältnisse zu, so wird das Ganze zwar ernst
 und würdig, aber doch immer noch lästig unerfreulich und als
 zierdelos unkünstlich erscheinen. Denn ein Kunstwerk, dessen
 Ganzes in großen, einfachen, harmonischen Teilen begriffen
 wird, macht wohl einen edlen und würdigen Eindruck, aber der
 30 eigentliche Genuß, den das Gefallen erzeugt, kann nur bei Über-
 einstimmung aller entwickelten Einzelheiten stattfinden.

Hierin aber gerade befriedigt uns das Gebäude, das wir be-
 trachten, im höchsten Grade; denn wir sehen alle und jede Zieraten
 jedem Teil, den sie schmücken, völlig angemessen, sie sind ihm unter-
 35 geordnet, sie scheinen aus ihm entsprungen. Eine solche Mannig-
 faltigkeit gibt immer ein großes Behagen, indem sie sich aus
 dem Gehörigen herleitet und deshalb zugleich das Gefühl der

Einheit erregt, und nur in solchem Falle wird die Ausführung als Gipfel der Kunst gepriesen.

Durch solche Mittel sollte nun eine feste Mauer, eine undurchdringliche Wand, die sich noch dazu als Base zweier himmel-
5 hohen Thürme anzukündigen hatte, dem Auge zwar als auf sich selbst ruhend, in sich selbst bestehend, aber auch dabei leicht und
zierlich erscheinen und, obgleich tausendfach durchbrochen, den Begriff von unerschütterlicher Festigkeit geben.

Dieses Räthsel ist auf das glücklichste gelöst. Die Öffnungen der Mauer, die soliden Stellen derselben, die Pfeiler, jedes
10 hat seinen besondern Charakter, der aus der eignen Bestimmung hervortritt; dieser kommuniziert sich stufenweis den Unterabteilungen, daher alles im gemäßen Sinne verziert ist, das Große wie das Kleine sich an der rechten Stelle befindet, leicht gefaßt
werden kann und so das Angenehme im Ungeheueren sich dar-
15 stellt. Ich erinnere nur an die perspektivisch in die Mauerdicke sich einsetzenden, bis ins Unendliche an ihren Pfeilern und Spitzbogen verzierten Thüren, an das Fenster und dessen aus der runden Form entspringende Kunstrose, an das Profil ihrer Stäbe sowie an die schlanken Rohrsäulen der perpendicularen
20 Abteilungen. Man vergegenwärtige sich die stufenweis zurücktretenden Pfeiler, von schlanken, gleichfalls in die Höhe strebenden, zum Schutz der Heiligenbilder baldachinartig bestimmten leichtsäuligen Spitzgebändchen bekleidet, und wie zuletzt jede
25 Rippe, jeder Knopf als Blumenknopf und Blattrihe oder als irgend ein anderes im Steinsinn umgeformtes Naturgebilde erscheint. Man vergleiche das Gebäude, wo nicht selbst, doch Abbildungen des Ganzen und des Einzelnen, zu Beurteilung und Belebung meiner Aussage. Sie könnte manchem übertrieben
30 scheinen; denn ich selbst, zwar im ersten Anblicke zur Neigung gegen dieses Werk hingerissen, brauchte doch lange Zeit, mich mit seinem Wert innig bekannt zu machen.

Unter Tadlern der gotischen Baukunst aufgewachsen, nährte ich meine Abneigung gegen die vielfach überladenen verworrenen
35 Hieraten, die durch ihre Willkürlichkeit einen religiös düsteren Charakter höchst widerwärtig machten; ich bestärkte mich in diesem Unwillen, da mir nur geistlose Werke dieser Art, an

denen man weder gute Verhältnisse noch eine reine Konsequenz gewahr wird, vordr Gesicht gekommen waren. Hier aber glaubte ich eine neue Offenbarung zu erblicken, indem mir jenes Tadelnswerte keineswegs erschien, sondern vielmehr das Gegenteil davon sich aufdrang.

Wie ich nun aber immer länger sah und überlegte, glaubte ich über das Vorgesagte noch größere Verdienste zu entdecken. Herausgefunden war das richtige Verhältnis der größern Abteilungen, die so sinnige als reiche Verzierung bis ins kleinste; nun aber erkannte ich noch die Verknüpfung dieser mannigfaltigen Zieraten untereinander, die Hinleitung von einem Hauptteile zum andern, die Beschränkung zwar gleichartiger, aber doch an Gestalt höchst abwechselnder Einzelheiten, vom Heiligen bis zum Ungeheuer, vom Blatt bis zum Zacken. Je mehr ich untersuchte, desto mehr geriet ich in Erstaunen; je mehr ich mich mit Messen und Zeichnen unterhielt und abmüdete, desto mehr wuchs meine Anhänglichkeit, so daß ich viele Zeit darauf verwendete, teils das Vorhandene zu studieren, teils das Fehlende, Unvollendete, besonders der Türme, in Gedanken und auf dem Blatte wiederherzustellen.

Da ich nun an alter deutscher Stätte dieses Gebäude gegründet und in echter deutscher Zeit so weit gediehen fand, auch der Name des Meisters auf dem bescheidenen Grabstein gleichfalls vaterländischen Klanges und Ursprungs war, so wagte ich, die bisher verrufene Benennung gotische Bauart, aufgefordert durch den Wert dieses Kunstwerks, abzuändern und sie als deutsche Baukunst unserer Nation zu vindizieren, sodann aber verfehlte ich nicht, erst mündlich und hernach in einem kleinen Aufsatz, D. M. Erwini a Steinbach¹ gewidmet, meine patriotischen Gesinnungen an den Tag zu legen.

Gelangt meine biographische Erzählung zu der Epoche, in welcher gedachter Bogen im Druck erschien, den Herder² sodann in sein Heft: „Von deutscher Art und Kunst“ aufnahm, so wird

¹ Der Aufsatz erschien im November 1772, vorausdatirt: Frankfurt. 1773; darauf in Herders Schrift „Von deutscher Art und Kunst“ 1773. Erwin (v. Steinbach), seit 1277 Baumeister am Münster. Er erbaute die Schauseite, die aber erst 1339 (die Plattform erst 1365) vollendet wurde. D. M. bedeutet „Deus Manibus“. —

² S. die vorhergehende Anmerkung.

noch manches über diesen wichtigen Gegenstand zur Sprache kommen. Ehe ich mich aber diesmal von demselben abwende, so will ich die Gelegenheit benutzen, um das dem gegenwärtigen Bande vorge setzte Motto¹ bei denjenigen zu rechtfertigen, welche einigen Zweifel daran hegen sollten. Ich weiß zwar recht gut, daß gegen das brave und hoffnungsreiche altdeutsche Wort: „Was einer in der Jugend wünscht, hat er im Alter genug“, manche umgekehrte Erfahrung anzuführen, manches daran zu deuteln sein möchte; aber auch viel Günstiges spricht dafür, und ich erkläre, was ich dabei denke.

Unsere Wünsche sind Vor Gefühle der Fähigkeiten, die in uns liegen, Vorboten desjenigen, was wir zu leisten im Stande sein werden. Was wir können und möchten, stellt sich unserer Einbildungskraft außer uns und in der Zukunft dar; wir fühlen eine Sehnsucht nach dem, was wir schon im Stillen besitzen. So verwandelt ein leidenschaftliches Vorausergreifen das wahrhaft Mögliche in ein exträumtes Wirkliche. Liegt nun eine solche Richtung entschieden in unserer Natur, so wird mit jedem Schritt unserer Entwicklung ein Teil des ersten Wunsches erfüllt, bei günstigen Umständen auf dem geraden Wege, bei ungünstigen auf einem Umwege, von dem wir immer wieder nach jenem einkenten. So sieht man Menschen durch Beharrlichkeit zu irdischen Gütern gelangen, sie umgeben sich mit Reichtum, Glanz und äußerer Ehre. Andere streben noch sicherer nach geistigen Vorteilen, erwerben sich eine klare Übersicht der Dinge, eine Beruhigung des Gemüths und eine Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft.

Nun gibt es aber eine dritte Richtung, die aus beiden gemischt ist und deren Erfolg am sichersten gelingen muß. Wenn nämlich die Jugend des Menschen in eine prägnante Zeit trifft, wo das Hervorbringen das Zerstoren überwiegt, und in ihm das Vorgefühl beizeiten erwacht, was eine solche Epoche fordert und verspricht, so wird er, durch äußere Anlässe zu thätiger Theilnahme gedrängt, bald da-, bald dorthin greifen, und der Wunsch, nach vielen Seiten wirksam zu sein, wird in ihm

¹ S. oben, S. 241.

lebendig werden. Nun gesellen sich aber zur menschlichen Be-
 schränktheit noch so viele zufällige Hindernisse, daß hier ein Be-
 gonnenes liegen bleibt, dort ein Ergriffenes aus der Hand fällt
 und ein Wunsch nach dem andern sich verzettelt. Waren aber
 5 diese Wünsche aus einem reinen Herzen entsprungen, dem Be-
 dürfnis der Zeit gemäß, so darf man ruhig rechts und links
 liegen und fallen lassen und kann versichert sein, daß nicht allein
 dieses wieder aufgefunden und aufgehoben werden muß, sondern
 daß auch noch gar manches Verwandte, das man nie berührt,
 10 ja woran man nie gedacht hat, zum Vorschein kommen werde.
 Sehen wir nun während unseres Lebensganges dasjenige von
 andern geleistet, wozu wir selbst früher einen Beruf fühlten,
 ihn aber mit manchem andern aufgeben mußten, dann tritt das
 schöne Gefühl ein, daß die Menschheit zusammen erst der wahre
 15 Mensch ist, und daß der Einzelne nur froh und glücklich sein
 kann, wenn er den Mut hat, sich im Ganzen zu fühlen.

Diese Betrachtung ist hier recht am Platze; denn wenn ich
 die Reigung bedenke, die mich zu jenen alten Bauwerken hinzog,
 wenn ich die Zeit berechne, die ich allein dem Straßburger
 20 Münster gewidmet, die Aufmerksamkeit, mit der ich späterhin
 den Dom zu Köln und den zu Freiburg betrachte und den Wert
 dieser Gebäude immer mehr empfunden, so könnte ich mich
 tadeln, daß ich sie nachher ganz aus den Augen verloren, ja,
 durch eine entwickeltere Kunst angezogen, völlig im Hintergrunde
 25 gelassen. Sehe ich nun aber in der neuesten Zeit die Aufmerk-
 samkeit wieder auf jene Gegenstände hingelenkt, Reigung, ja
 Leidenschaft gegen sie hervortreten und blühen, sehe ich tüchtige
 junge Leute, von ihr ergriffen, Kräfte, Zeit, Sorgfalt, Vermögen
 diesen Denkmalen einer vergangenen Welt rückwärtslos widmen,
 30 so werde ich mit Vergnügen erinnert, daß das, was ich sonst
 wollte und wünschte, einen Wert hatte. Mit Zufriedenheit sehe
 ich, wie man nicht allein das von unsern Vorvordern Geleistete
 zu schätzen weiß, sondern wie man sogar aus vorhandenen un-
 ausgeführten Ansängen, wenigstens im Bilde, die erste Absicht
 35 darzustellen sucht, um uns dadurch mit dem Gedanken, welcher
 doch das Erste und Letzte alles Vornehmens bleibt, bekannt zu
 machen und eine verworren scheinende Vergangenheit mit be-

hohen Ernst aufzuklären und zu beleben strebt. Vorzüglich belobe ich hier den wackern Sulpiz Boisserée¹, der unermüdet beschäftigt ist, in einem prächtigen Kupferwerke den kölnischen Dom² aufzustellen als Musterbild jener ungeheuren Konzeptionen, deren Sinn babylonisch in den Himmel strebte, und die zu den irdischen Mitteln dergestalt außer Verhältnis waren, daß sie notwendig in der Ausführung stocken mußten. Haben wir bisher gestaunt, daß solche Bauwerke nur so weit gediehen, so werden wir mit der größten Bewunderung erfahren, was eigentlich zu leisten die Absicht war.

Möchten doch litterarisch-artistische Unternehmungen dieser Art durch alle, welche Kraft, Vermögen und Einfluß haben, gebührend befördert werden, damit uns die große und riesenmäßige Gesinnung unserer Vorfahren zur Anschauung gelange und wir uns einen Begriff machen können von dem, was sie wollen durften. Die hieraus entspringende Einsicht wird nicht unfruchtbar bleiben und das Urtheil sich endlich einmal mit Gerechtigkeit an jenen Werken zu üben im Stande sein. Ja dieses wird auf das gründlichste geschehen, wenn unser thätiger junger Freund außer der dem kölnischen Dome gewidmeten Monographie die Geschichte der Baukunst unserer Mittelzeit bis ins Einzelne verfolgt. Wird ferner an Tag gefördert, was irgend über werkmäßige Ausübung dieser Kunst zu erfahren ist, wird sie durch Vergleichung mit der griechisch-römischen und der orientalisches-ägyptischen in allen Grundzügen dargestellt, so kann in dieser Sache wenig zu thun übrigbleiben. Ich aber werde, wenn die Resultate solcher vaterländischen Bemühungen öffentlich vorliegen, so wie jetzt bei freundlichen Privatmittheilungen mit wahrer Zufriedenheit jenes Wort im besten Sinne wiederholen können: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter genug.“

Kann man aber bei solchen Wirkungen, welche Jahrhunderten angehören, sich auf die Zeit verlassen und die Gelegen-

¹ Sulpice Boisserée (1783—1854) lebte in seiner Vaterstadt Köln, widmete sich mit seinem Bruder Melchior und seinem Freunde Baptiste Bertram dem Studium der altdutschen Kunst und machte sich hochverdient um die Sammlung und Erhaltung der Werke älterer Meister. — ² Vgl. Boisserées „Ansichten, Pläne und einzelne Theile des Doms zu Köln“ (Stuttg. 1822 ff.). Die Zeichnungen hatte Boisserée unserem Dichter bereits im Mai 1811 vorgelegt.

heit erharren, so gibt es dagegen andere Dinge, die in der Jugend frisch wie reife Früchte weggenossen werden müssen. Es sei mir erlaubt, mit dieser raschen Wendung des Tanzes zu erwähnen, an den das Ohr sowie das Auge an den Münster
 5 jeden Tag, jede Stunde in Straßburg, im Elsaß erinnert wird. Von früher Jugend an hatte mir und meiner Schwester der Vater selbst im Tanzen Unterricht gegeben, welches einen so ernsthaften Mann wunderbarlich genug hätte kleiden sollen; allein er ließ sich auch dabei nicht aus der Fassung bringen, unter-
 10 wies uns auf das bestimmteste in den Positionen und Schritten, und als er uns weit genug gebracht hatte, um eine Menuett zu tanzen, so blies er auf einer Flüte-douce uns etwas Faßliches im Dreivierteltakt vor, und wir bewegten uns darnach, so gut wir konnten. Auf dem französischen Theater hatte ich
 15 gleichfalls von Jugend auf wo nicht Ballette, doch Solos und Pas-de-deux gesehen und mir davon mancherlei wunderliche Bewegungen der Füße und allerlei Sprünge gemerkt. Wenn wir nun der Menuett genug hatten, so ersuchte ich den Vater um andere Tanzmusiken, dergleichen die Notenbücher in ihren Siquen¹
 20 und Murtis² reichlich darbieten, und ich erfand mir sogleich die Schritte und übrigen Bewegungen dazu, indem der Takt meinen Gliedern ganz gemäß und mit denselben geboren war. Dies belustigte meinen Vater bis auf einen gewissen Grad, ja er machte sich und uns manchmal den Spaß, die Affen auf diese
 25 Weise tanzen zu lassen. Nach meinem Unfall mit Gretchen und während meines ganzen Aufenthalts in Leipzig kam ich nicht wieder auf den Plan, vielmehr weiß ich noch, daß, als man mich auf einem Balle zu einer Menuett nötigte, Takt und Bewegung aus meinen Gliedern gewichen schien, und ich mich
 30 weder der Schritte noch der Figuren mehr erinnerte, so daß ich mit Schimpf und Schanden bestanden wäre, wenn nicht der größere Teil der Zuschauer behauptet hätte, mein ungeschicktes Betragen sei bloßer Eigensinn, in der Absicht, den Frauenzimmern alle Lust zu benehmen, sich wider Willen aufzufordern
 35 und in ihre Reihen zu ziehen.

¹ Sique, engl. Sigg, alter, sehr schneller Tanz im Tripeltakt, englischen Ursprungs. — ² Musikstücke mit Oktavenbrechungen.

Während meines Aufenthalts in Frankfurt war ich von solchen Freuden ganz abgeschnitten; aber in Straßburg regte sich bald mit der übrigen Lebenslust die Tactfähigkeit meiner Glieder. An Sonn- und Werkeltagen schlenderte man keinen Lustort vorbei, ohne daselbst einen fröhlichen Haufen zum Tanze 5 versammelt, und zwar meistens im Kreise drehend, zu finden. Ingleichen waren auf den Landhäusern Privatbälle, und man sprach schon von den brillanten Redouten des zukommenden Winters. Hier wäre ich nun freilich nicht an meinem Platz und der Gesellschaft unnütz gewesen; da riet mir ein Freund, 10 der sehr gut walzte, mich erst in minder guten Gesellschaften zu üben, damit ich hernach in der besten etwas gelten könnte. Er brachte mich zu einem Tanzmeister, der für geschickt bekannt war; dieser versprach mir, wenn ich nur einigermaßen die ersten Anfangsgründe wiederholt und mir zu eigen gemacht hätte, 15 mich dann weiter zu leiten. Er war eine von den trockenen, gewandten französischen Naturen und nahm mich freundlich auf. Ich zahlte ihm den Monat voraus und erhielt zwölf Bilette, gegen die er mir gewisse Stunden Unterricht zusagte. Der Mann war streng, genau, aber nicht pedantisch; und da ich 20 schon einige Voriübung hatte, so machte ich es ihm bald zu Danke und erhielt seinen Beifall.

Den Unterricht dieses Lehrers erleichterte jedoch ein Umstand gar sehr: er hatte nämlich zwei Töchter, beide hübsch und noch unter zwanzig Jahren. Von Jugend auf in dieser Kunst 25 unterrichtet, zeigten sie sich darin sehr gewandt und hätten als Moitié auch dem ungeschicktesten Scholaren bald zu einiger Bildung verhelfen können. Sie waren beide sehr artig, sprachen nur französisch, und ich nahm mich von meiner Seite zusammen, um vor ihnen nicht linksich und lächerlich zu erscheinen. 30 Ich hatte das Glück, daß auch sie mich lobten, immer willig waren, nach der kleinen Geige des Vaters eine Menuett zu tanzen, ja sogar, was ihnen freilich beschwerlicher ward, mir nach und nach das Walzen und Drehen einzulernen. Übrigens schien der Vater nicht viele Kunden zu haben, und sie führten 35 ein einsames Leben. Deshalb ersuchten sie mich manchemal, nach der Stunde bei ihnen zu bleiben und die Zeit ein wenig zu ver-

schwätzen; das ich denn auch ganz gerne that, um so mehr, als die jüngere mir wohl gefiel und sie sich überhaupt sehr anständig betrogen. Ich las manchmal aus einem Roman etwas vor, und sie thaten das Gleiche. Die ältere, die so hübsch, vielleicht noch hübscher war als die zweite, mir aber nicht so gut wie diese zusagte, betrug sich durchaus gegen mich verbindlicher und in allem gefälliger. Sie war in der Stunde immer bei der Hand und zog sie manchmal in die Länge; daher ich mich einmal verpflichtet glaubte, dem Vater zwei Billete anzubieten, die er jedoch nicht annahm. Die jüngere hingegen, ob sie gleich nicht unfreundlich gegen mich that, war doch eher still für sich und ließ sich durch den Vater herbeirufen, um die ältere abzulösen.

Die Ursache davon ward mir eines Abends deutlich. Denn als ich mit der ältesten nach vollendetem Tanz in das Wohnzimmer gehen wollte, hielt sie mich zurück und sagte: „Bleiben wir noch ein wenig hier; denn ich will es Ihnen nur gestehen, meine Schwester hat eine Kartenschlägerin bei sich, die ihr offenbaren soll, wie es mit einem auswärtigen Freund beschaffen ist, an dem ihr ganzes Herz hängt, auf den sie alle ihre Hoffnung gesetzt hat. Das meinige ist frei“, fuhr sie fort, „und ich werde mich gewöhnen müssen, es verschmäht zu sehen.“ Ich sagte ihr darauf einige Artigkeiten, indem ich versetzte, daß sie sich, wie es damit stehe, am ersten überzeugen könne, wenn sie die weise Frau gleichfalls befragte; ich wolle es auch thun, denn ich hätte schon längst so etwas zu erfahren gewünscht, woran mir bisher der Glaube gefehlt habe. Sie tadelte mich deshalb und beteuerte, daß nichts in der Welt sichrer sei als die Aussprüche dieses Orakels, nur müsse man es nicht aus Scherz und Trevel, sondern nur in wahren Anliegenheiten befragen. Ich nötigte sie jedoch zuletzt, mit mir in jenes Zimmer zu gehen, sobald sie sich versichert hatte, daß die Funktion vorbei sei. Wir fanden die Schwester sehr aufgeräumt, und auch gegen mich war sie zu thulicher als sonst, scherzhaft und beinahe geistreich; denn da sie eines abwesenden Freundes sicher geworden zu sein schien, so mochte sie es für unverfänglich halten, mit einem gegenwärtigen Freund ihrer Schwester, denn dafür hielt sie mich, ein wenig artig zu thun.

Der Alten wurde nun geschmeichelt und ihr gute Bezahlung zugesagt, wenn sie der älteren Schwester und auch mir das Wahrhaftige sagen wollte. Mit den gewöhnlichen Vorbereitungen und Zeremonien legte sie nun ihren Kram aus und zwar, um der Schönen zuerst zu weissagen. Sie betrachtete die Lage der Karten sorgfältig, schien aber zu stocken und wollte mit der Sprache nicht heraus. — „Ich sehe schon“, sagte die jüngere, die mit der Auslegung einer solchen magischen Tafel schon näher bekannt war, „Ihr zaudert und wollt meiner Schwester nichts Unangenehmes eröffnen; aber das ist eine verwünſchte Karte!“ Die ältere wurde blaß, doch sagte sie sich und sagte: „So spricht nur; es wird ja den Kopf nicht kosten!“ Die Alte, nach einem tiefen Seufzer, zeigte ihr nun an, daß sie liebe, daß sie nicht geliebt werde, daß eine andere Person dazwischen stehe, und was dergleichen Dinge mehr waren. Man sah dem guten Mädchen die Verlegenheit an. Die Alte glaubte die Sache wieder etwas zu verbessern, indem sie auf Briefe und Geld Hoffnung machte. — „Briefe“, sagte das schöne Kind, „erwarte ich nicht, und Geld mag ich nicht. Wenn es wahr ist, wie Ihr sagt, daß ich liebe, so verdiene ich ein Herz, das mich wieder liebt.“ — „Wir wollen sehen, ob es nicht besser wird“, versetzte die Alte, indem sie die Karten mischte und zum zweitenmal auflegte; allein es war vor unser aller Augen nur noch schlimmer geworden. Die Schöne stand nicht allein einsamer, sondern auch mit mancherlei Verdruß umgeben; der Freund war etwas weiter und die Zwischenfiguren näher gerückt. Die Alte wollte zum drittenmal auslegen, in Hoffnung einer bessern Ansicht; allein das schöne Kind hielt sich nicht länger, sie brach in unbändiges Weinen aus, ihr holder Busen bewegte sich auf eine gewaltsame Weise, sie wandte sich um und rannte zum Zimmer hinaus. Ich wußte nicht, was ich thun sollte. Die Reizung hielt mich bei der Gegewärtigen, das Mitleid trieb mich zu jener; meine Lage war peinlich genug. — „Trösten Sie Lucinden“, sagte die jüngere, „gehen Sie ihr nach.“ Ich zauderte; wie durfte ich sie trösten, ohne sie wenigstens einer Art von Reizung zu versichern, und konnte ich das wohl in einem solchen Augenblick auf eine kalte mäßige Weise! — „Lassen Sie uns zusammen gehn“, sagte ich

zu Emilien. „Ich weiß nicht, ob ihr meine Gegenwart wohl thun wird“, versetzte diese. Doch gingen wir, fanden aber die Thür verriegelt. Lucinde antwortete nicht, wir mochten pochen, rufen, bitten, wie wir wollten. „Wir müssen sie gewähren lassen“,
 5 sagte Emilie, „sie will nun nicht anders!“ Und wenn ich mir freilich ihr Wesen von unserer ersten Bekanntschaft an erinnerte, so hatte sie immer etwas Festiges und Ungleiches, und ihre Neigung zu mir zeigte sie am meisten dadurch, daß sie ihre Un-
 10 art nicht an mir bewies. Was wollte ich thun! Ich bezahlte die Alte reichlich für das Unheil, das sie gestiftet hatte, und wollte gehen, als Emilie sagte: „Ich bedinge mir, daß die Karte nun auch auf Sie geschlagen werde.“ Die Alte war bereit. — „Lassen Sie mich nicht dabei sein!“ rief ich und eilte die Treppe hinunter.

15 Den andern Tag hatte ich nicht Mut, hinzugehen. Den dritten ließ mir Emilie durch einen Knaben, der mir schon manche Botschaft von den Schwestern gebracht und Blumen und Früchte dagegen an sie getragen hatte, in aller Frühe sagen, ich möchte heute ja nicht fehlen. Ich kam zur gewöhnlichen
 20 Stunde und fand den Vater allein, der an meinen Tritten und Schritten, an meinem Gehen und Kommen, an meinem Tragen und Behaben noch manches ausbesserte und übrigens mit mir zufrieden schien. Die Jüngste kam gegen das Ende der Stunde und tanzte mit mir eine sehr graziose Menuett, in der sie sich
 25 außerordentlich angenehm bewegte, und der Vater versicherte, nicht leicht ein hübscheres und gewandteres Paar auf seinem Plane gesehen zu haben. Nach der Stunde ging ich wie gewöhnlich ins Wohnzimmer; der Vater ließ uns allein, ich vermißte Lucinden. — „Sie liegt im Bette“, sagte Emilie, „und
 30 ich sehe es gern; haben Sie deshalb keine Sorge. Ihre Seelenkrankheit lindert sich am ersten, wenn sie sich körperlich für krank hält; sterben mag sie nicht gern, und so thut sie alsdann, was wir wollen. Wir haben gewisse Hausmittel, die sie zu sich nimmt und ausruht; und so legen sich nach und nach die toben-
 35 den Wellen. Sie ist gar zu gut und liebenswürdig bei so einer eingebildeten Krankheit, und da sie sich im Grunde recht wohl befindet und nur von Leidenschaft angegriffen ist, so sinnt sie

sich allerhand romanenhafte Todesarten aus, vor denen sie sich auf eine angenehme Weise fürchtet, wie Kinder, denen man von Gespenstern erzählt. So hat sie mir gestern abend noch mit großer Festigkeit erklärt, daß sie diesmal gewiß sterben würde, und man sollte den undankbaren falschen Freund, der ihr erst 5 so schön gethan und sie nun so übel behandle, nur dann wieder zu ihr führen, wenn sie wirklich ganz nahe am Tode sei: sie wolle ihm recht bittre Vorwürfe machen und auch sogleich den Geist aufgeben.“ — „Ich weiß mich nicht schuldig!“ rief ich aus, „daß ich irgend eine Neigung zu ihr geäußert. Ich kenne jemand, 10 der mir dieses Zeugnis am besten erteilen kann.“ Emilie lächelte und versetzte: „Ich verstehe Sie, und wenn wir nicht klug und entschlossen sind, so kommen wir alle zusammen in eine üble Lage. Was werden Sie sagen, wenn ich Sie ersuche, Ihre Stunden nicht weiter fortzusetzen? Sie haben von dem letzten 15 Monat allenfalls noch vier Büllete, und mein Vater äußerte schon, daß er es unverantwortlich finde, Ihnen noch länger Geld abzunehmen; es müßte denn sein, daß Sie sich der Tanzkunst auf eine ernstlichere Weise widmen wollten; was ein junger Mann in der Welt brauchte, befäßen Sie nun.“ — „Und 20 diesen Rat, Ihr Hans zu meiden, geben Sie mir, Emilie?“ versetzte ich. — „Eben ich“, sagte sie, „aber nicht aus mir selbst. Hören Sie nur. Als Sie vorgestern wegeilten, ließ ich die Karte auf Sie schlagen, und derselbe Ausspruch wiederholte sich dreimal und immer stärker. Sie waren umgeben von allerlei 25 Gutem und Vergnüglichen, von Freunden und großen Herren, an Geld fehlte es auch nicht. Die Frauen hielten sich in einiger Entfernung. Meine arme Schwester besonders stand immer am weitesten; eine andere rückte Ihnen immer näher, kam aber nie an Ihre Seite; denn es stellte sich ein dritter dazwischen. Ich 30 will Ihnen nur gestehen, daß ich mich unter der zweiten Dame gedacht hatte, und nach diesem Bekenntnisse werden Sie meinen wohlmeinenden Rat am besten begreifen. Einem entfernten Freund habe ich mein Herz und meine Hand zugesagt, und bis jetzt liebt' ich ihn über alles; doch es wäre möglich, daß Ihre 35 Gegenwart mir bedeutender würde als bisher, und was würden Sie für einen Stand zwischen zwei Schwestern haben, davon

Sie die eine durch Neigung und die andere durch Kälte unglücklich gemacht hätten, und alle diese Qual um nichts und auf kurze Zeit. Denn wenn wir nicht schon wüßten, wer Sie sind und was Sie zu hoffen haben, so hätte mir es die Karte außs
 5 deutlichste vor Augen gestellt. Leben Sie wohl", sagte sie und reichte mir die Hand. Ich zauderte. — „Nun", sagte sie, indem sie mich gegen die Thür führte, „damit es wirklich das letzte Mal sei, daß wir uns sprechen, so nehmen Sie, was ich Ihnen sonst versagen würde." Sie fiel mir um den Hals und küßte
 10 mich außs zärtlichste. Ich umfaßte sie und drückte sie an mich.

In diesem Augenblicke slog die Seitenthür auf und die Schwester sprang in einem leichten, aber anständigen Nachtkleide hervor und rief: „Du sollst nicht allein von ihm Abschied nehmen!" Emilie ließ mich fahren, und Lucinde ergriff mich, schloß
 15 sich fest an mein Herz, drückte ihre schwarzen Locken an meine Wangen und blieb eine Zeitlang in dieser Lage. Und so fand ich mich denn in der Klemme zwischen beiden Schwestern, wie mir's Emilie einen Augenblick vorher gezeigagt hatte. Lucinde ließ mich los und sah mir ernst ins Gesicht. Ich wollte ihre
 20 Hand ergreifen und ihr etwas Freundliches sagen; allein sie wandte sich weg, ging mit starken Schritten einigemal im Zimmer auf und ab und warf sich dann in die Ecke des Sofas. Emilie trat zu ihr, ward aber sogleich weggewiesen, und hier entstand eine Szene, die mir noch in der Erinnerung peinlich ist
 25 und die, ob sie gleich in der Wirklichkeit nichts Theatralisches hatte, sondern einer lebhaften jungen Französin ganz angemessen war, dennoch nur von einer guten empfindenden Schauspielerin auf dem Theater würdig wiederholt werden könnte.

Lucinde überhäufte ihre Schwester mit tausend Vorwürfen.
 30 „Es ist nicht das erste Herz", rief sie aus, „das sich zu mir neigt und das du mir entwendest. War es doch mit dem Abwesenden ebenso, der sich zuletzt unter meinen Augen mit dir verlobte. Ich mußte es ansehen, ich ertrug's; ich weiß aber, wie viele tausend Thränen es mich gekostet hat. Diesen hast du mir
 35 nun auch weggefangen, ohne jenen fahren zu lassen, und wie viele verstehst du nicht auf einmal zu halten. Ich bin offen und gutmütig, und jedermann glaubt, mich bald zu kennen und mich

vernachlässigen zu dürfen; du bist versteckt und still, und die Leute glauben wunder was hinter dir verborgen sei. Aber es ist nichts dahinter als ein kaltes, selbstisches Herz, das sich alles aufzuopfern weiß; das aber kennt niemand so leicht, weil es tief in deiner Brust verborgen liegt, so wenig als mein warmes 5
treues Herz, das ich offen trage wie mein Gesicht."

Emilie schwieg und hatte sich neben ihre Schwester gesetzt, die sich im Reden immer mehr erhitzte und sich über gewisse besondere Dinge herausließ, die mir zu wissen eigentlich nicht frommte. Emilie dagegen, die ihre Schwester zu begütigen 10
suchte, gab mir hinterwärts ein Zeichen, daß ich mich entfernen sollte; aber wie Eifersucht und Argwohn mit tausend Augen sehen, so schien auch Lucinde es bemerkt zu haben. Sie sprang auf und ging auf mich los, aber nicht mit Hestigkeit. Sie stand vor mir und schien auf etwas zu sinnen. Drauf sagte sie: „Ich 15
weiß, daß ich Sie verloren habe; ich mache keine weitem Ansprüche auf Sie. Aber du sollst ihn auch nicht haben, Schwester!“ Sie faßte mich mit diesen Worten ganz eigentlich beim Kopf, indem sie mir mit beiden Händen in die Locken fuhr, mein Gesicht an das ihre drückte und mich zu wiederholten Malen 20
auf den Mund küßte. „Nun“, rief sie aus, „fürchte meine Verwünschung. Unglück über Unglück für immer und immer auf diejenige, die zum ersten Male nach mir diese Lippen küßt! Wage es nun, wieder mit ihm anzubinden; ich weiß, der Himmel erhört mich diesmal. Und Sie, mein Herr, eilen Sie nun, 25
eilen Sie, was Sie können!“

Ich flog die Treppe hinunter, mit dem festen Vorsatz, das Haus nie wieder zu betreten.



Zehntes Buch.

Die deutschen Dichter, da sie nicht mehr als Gildeglieder¹ für einen Mann standen, genossen in der bürgerlichen Welt nicht der mindesten Vorteile. Sie hatten weder Halt, Stand
 5 noch Ansehen, als insofern sonst ein Verhältnis ihnen günstig war, und es kam daher bloß auf den Zufall an, ob das Talent zu Ehren oder Schanden geboren sein sollte. Ein armer Erdensohn, im Gefühl von Geist und Fähigkeiten, mußte sich kümmerlich ins Leben hineinschleppen und die Gabe, die er allenfalls
 10 von den Mäusen erhalten hatte, von dem augenblicklichen Bedürfnis gedrängt, vergeuden. Das Gelegenheitsgedicht, die erste und echteste aller Dichtarten, ward verächtlich auf einen Grad, daß die Nation noch jetzt nicht zu einem Begriff des hohen Wertes desselben gelangen kann, und ein Poet, wenn er nicht
 15 gar den Weg Günthers² einschlug, erschien in der Welt auf die traurigste Weise subordiniert, als Spazmacher und Schmaruzer, so daß er sowohl auf dem Theater als auf der Lebensbühne eine Figur vorstellte, der man nach Belieben mitspielen konnte.

20 Gesellte sich hingegen die Muse zu Männern von Ansehen, so erhielten diese dadurch einen Glanz, der auf die Geberin zurückfiel. Lebensgewandte Edelleute wie Hagedorn³, stattliche Bürger wie Brodes⁴, entschiedene Gelehrte wie Haller⁵ erschienen unter den Ersten der Nation, den Vornehmsten und Geschätztesten gleich. Besonders wurden auch solche Personen verehrt,
 25

¹ Wie die Meisterfinger. — ² Vgl. S. 291. — ³ Friedrich von Hagedorn (1708—54), seit 1733 Sekretär beim English Court in Hamburg, Schöpfer des deutschen Gesellschaftsliedes. — ⁴ Barthold Heinrich Brodes (1680—1747), wurde 1720 Rathsherr in Hamburg, Verfasser der Gedichtsammlung „Irdisches Vergnügen in Gott“. — ⁵ Vgl. oben, S. 286.

die neben jenem angenehmen Talente sich noch als emsige, treue Geschäftsmänner auszeichneten. Deshalb erfreuten sich N₃¹, Rabener, Weiße² einer Achtung ganz eigner Art, weil man die heterogensten, selten miteinander verbundenen Eigenschaften hier vereint zu schätzen hatte.

Nun sollte aber die Zeit kommen, wo das Dichtergenie sich selbst gewahr würde, sich seine eignen Verhältnisse selbst schäufte und den Grund zu einer unabhängigen Würde zu legen verstände. Alles traf in Klopstock zusammen, um eine solche Epoche zu begründen. Er war, von der sinnlichen wie von der sittlichen Seite betrachtet, ein reiner Jüngling. Ernst und gründlich erzogen, legt er von Jugend an einen großen Wert auf sich selbst und auf alles, was er thut, und indem er die Schritte seines Lebens bedächtig voranzmißt, wendet er sich im Vorgefühl der ganzen Kraft seines Innern gegen den höchsten denkbaren Gegenstand. Der Messias, ein Name, der unendliche Eigenschaften bezeichnet, sollte durch ihn aufs neue verherrlicht werden. Der Erlöser sollte der Held sein, den er durch irdische Gemeinheit und Leiden zu den höchsten himmlischen Triumphen zu begleiten gedachte. Alles was Göttliches, Englisches, Menschliches in der jungen Seele lag, ward hier in Anspruch genommen. Er, an der Bibel erzogen und durch ihre Kraft genährt, lebt nun mit Ervätern, Propheten und Vorläufern als Gegenwärtigen; doch alle sind seit Jahrhunderten nur dazu berufen, einen lichten Kreis um den einen zu ziehen, dessen Erniedrigung sie mit Stauen beschaun, und an dessen Verherrlichung sie glorreich teilnehmen sollen. Denn endlich, nach trüben und schrecklichen Stunden, wird der ewige Richter sein Antlitz entwölken, seinen Sohn und Mitgott wieder anerkennen, und dieser wird ihm dagegen die abgewendeten Menschen, ja sogar einen abgefallenen Geist wieder zuführen. Die lebendigen Himmel jauchzen in tausend Engelstimmen um den Thron, und ein Liebesglanz übergießt das Weltall, das seinen Blick kurz vorher auf eine greuliche Opferstätte gesammelt hielt. Der himmlische Friede, welchen Klopstock bei Konzeption und Ausführung dieses Gedichtes

¹ Johann Peter N₃ (1720—90), lyrischer Dichter, wurde 1763 Assessor des kaiserlichen Landgerichts des Burggrafentums Nürnberg. — ² Vgl. oben, S. 362.

empfundnen, teilt sich noch jetzt einem jeden mit, der die ersten zehn Gesänge liest, ohne die Forderungen bei sich laut werden zu lassen, auf die eine fortrückende Bildung nicht gerne Verzicht thut.

- 5 Die Würde des Gegenstandes erhöhte dem Dichter das Gefühl eigner Persönlichkeit. Daß er selbst dereinst zu diesen Chören eintreten, daß der Gottmensch ihn auszeichnen, ihm von Angesicht zu Angesicht den Dank für seine Bemühungen abtragen würde, den ihm schon hier jedes gefühlvolle fromme Herz
- 10 durch manche reine Zähre lieblich genug entrichtet hatte, dies waren so unschuldige kindliche Gesinnungen und Hoffnungen, als sie nur ein wohlgeschaffenes Gemüt haben und hegen kann. So erwarb nun Klopstock das völlige Recht, sich als eine geheiligte Person anzusehen, und so besaß er sich auch in seinem
- 15 Thun der aufmerksamsten Reinigkeit. Noch in spätem Alter beunruhigte es ihn ungemein, daß er seine erste Liebe einem Frauenzimmer¹ zugewendet hatte, die ihn, da sie einen andern heiratete, in Ungewißheit ließ, ob sie ihn wirklich geliebt habe, ob sie seiner wert gewesen sei. Die Gesinnungen, die ihn mit
- 20 Meta² verbanden, diese innige, ruhige Neigung, der kurze heilige Ehestand³, des überbliebenen Gatten Abneigung vor einer zweiten Verbindung⁴, alles ist von der Art, um sich desselben einst im Kreise der Seligen wohl wieder erinnern zu dürfen.

- Dieses ehrenhafte Verfahren gegen sich selbst ward noch
- 25 dadurch erhöht, daß er in dem wohlgesinnten Dänemark in dem Hause eines großen und, auch menschlich betrachtet, fürtrefflichen Staatsmanns⁵ eine Zeitlang wohl aufgenommen war. Hier, in einem höheren Kreise, der zwar in sich abgeschlossen, aber auch zugleich der äußeren Sitte, der Aufmerksamkeit gegen
- 30 die Welt gewidmet war, entschied sich seine Richtung noch mehr. Ein gefaßtes Betragen, eine abgemessene Rede, ein Lakonismus, selbst wenn er offen und entscheidend sprach, gaben ihm durch

¹ Marie Sophie Schmidt, von Klopstock in den Gedichten unter dem Namen Fanny verherrlicht. Sie heiratete später den Kaufmann Streiber in Eisenach. — ² Margareta Moller, von Klopstock unter dem Namen Sidli besungen. — ³ 1754 bis 58. — ⁴ Er verheiratete sich erst 1791 wieder. — ⁵ Des Grafen Johann Hartwig Ernst Bernstorff (1712—72), der eine Reihe berühmter Männer, darunter auch Klopstock (1751), an den dänischen Hof zog.

sein ganzes Leben ein gewisses diplomatisches, ministerielles Ansehen, das mit jenen zarten Naturgesinnungen im Widerstreit zu liegen schien, obgleich beide aus einer Quelle entsprangen. Von allem diesem geben seine ersten Werke ein reines Ab- und Vorbild, und sie mußten daher einen unglaublichen Einfluß gewinnen. Daß er jedoch persönlich andere Strebende im Leben und Dichten gefördert, ist kaum als eine seiner entschiedenen Eigenschaften zur Sprache gekommen.

Aber eben ein solches Fördernis junger Leute im litterarischen Thun und Treiben, eine Lust, hoffnungsvolle, vom Glück nicht begünstigte Menschen vorwärts zu bringen und ihnen den Weg zu erleichtern, hat einen deutschen Mann verherrlicht, der, in Absicht auf Würde, die er sich selbst gab, wohl als der zweite, in Absicht aber auf lebendige Wirkung als der erste genannt werden darf. Niemanden wird entgehen, daß hier Gleim¹ gemeint sei. Im Besiz einer zwar dunkeln, aber einträglichchen Stelle, wohnhaft an einem wohlgelegenen, nicht allzu großen, durch militärische, bürgerliche, litterarische Betriedsamkeit belebten Orte, von wo die Einkünfte einer großen und reichen Stiftung ausgingen, nicht ohne daß ein Teil derselben zum Vortheil des Platzes zurückblieb, fühlte er einen lebhaften produktiven Trieb in sich, der jedoch bei aller Stärke ihm nicht ganz genügte, deswegen er sich einem andern, vielleicht mächtigeren Triebe hingab, dem nämlich, andere etwas hervorbringen zu machen. Beide Thätigkeiten flochten sich während seines ganzen langen Lebens unablässig durcheinander. Er hätte ebensowohl des Aemtholens entbehrt als des Dichtens und Schenkens, und indem er bedürftigen Talenten² aller Art über frühere oder spätere Verlegenheiten hinaus und dadurch wirklich der Litteratur zu Ehren half, gewann er sich so viele Freunde, Schuldner und Abhängige, daß man ihm seine breite Poesie gerne gelten ließ, weil man ihm für die reichlichen Wohlthaten nichts zu erwidern vermochte als Duldung seiner Gedichte.

Jener hohe Begriff nun, den sich beide Männer von ihrem

¹ Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719—1803), seit 1747 Sekretär am Domkapitel in Halberstadt und bald darauf auch Kanonikus des Stiffts Halberstadt.
— ² Wie Johann Benjamin Michaelis und Wilhelm Heinse.

Wert bilden durften, und wodurch andere veranlaßt wurden, sich auch für etwas zu halten, hat im Öffentlichen und Geheimen sehr große und schöne Wirkungen hervorgebracht. Allein dieses Bewußtsein, so ehrwürdig es ist, führte für sie selbst, für ihre Umgebungen, ihre Zeit ein eignes Übel herbei. Darf man beide Männer nach ihren geistigen Wirkungen unbedenklich groß nennen, so blieben sie gegen die Welt doch nur klein, und gegen ein bewegteres Leben betrachtet, waren ihre äußeren Verhältnisse nichtig. Der Tag ist lang und die Nacht dazu; man kann nicht immer dichten, thun oder geben; ihre Zeit konnte nicht ausgefüllt werden wie die der Weltleute, Vornehmen und Reichen; sie legten daher auf ihre besondern engen Zustände einen zu hohen Wert, in ihr tägliches Thun und Treiben eine Wichtigkeit, die sie sich nur untereinander zugestehen mochten; sie freuten sich mehr als billig ihrer Scherze, die, wenn sie den Augenblick anmutig machten, doch in der Folge keineswegs für bedeutend gelten konnten. Sie empfingen von andern Lob und Ehre, wie sie verdienten, sie gaben solche zurück, wohl mit Maß, aber doch immer zu reichlich, und eben weil sie fühlten, daß ihre Neigung viel wert sei, so gefielen sie sich, dieselbe wiederholt auszudrücken, und schonten hierbei weder Papier noch Tinte. So entstanden jene Briefwechsel¹, über deren Gehaltsmangel die neuere Welt sich verwundert, der man nicht verargen kann, wenn sie kaum die Möglichkeit einsieht, wie vorzügliche Menschen sich an einer solchen Wechselfnichtigkeit ergötzen konnten, wenn sie den Wunsch laut werden läßt, dergleichen Blätter möchten ungedruckt geblieben sein. Allein man lasse jene wenigen Bände doch immer neben so viel andern auf dem Bücherbrette stehen, wenn man sich daran belehrt hat, daß der vorzüglichste Mensch auch nur vom Tage lebt und nur kümmerlichen Unterhalt genießt, wenn er sich zu sehr auf sich selbst zurückwirft und in die Fülle der äußeren Welt zu greifen versäumt, wo er allein Nahrung für sein Wachstum und zugleich einen Maßstab desselben finden kann.

¹ J. B. „Briefwechsel zwischen Gletm, Wilhelm Heinse und Johannes von Müller“ (Zürich 1804—1806, 3 Bde.). „Gletm und Jacobi, Briefe“ (Berl. 1768; vgl. unten, Buch 14). „Klopstock und seine Freunde“, herausg. von Klamer Schmidt (Halberstadt 1810).

Die Thätigkeit jener Männer stand in ihrer schönsten Blüte, als wir jungen Leute uns auch in unserem Kreise zu regen anfangen, und ich war so ziemlich auf dem Wege, mit jüngeren Freunden, wo nicht auch mit älteren Personen, in ein solches wechselseitiges Schönethun, Geltenlassen, Heben und Tragen zu geraten. In meiner Sphäre konnte das, was ich hervorbrachte, immer für gut gehalten werden. Frauenzimmer, Freunde, Gönner werden nicht schlecht finden, was man ihnen zuliebe unternimmt und dichtet; aus solchen Verbindlichkeiten entspringt zuletzt der Ausdruck eines leeren Behagens aneinander, in dessen Phrasen sich ein Charakter leicht verliert, wenn er nicht von Zeit zu Zeit zu höherer Tüchtigkeit gestählt wird.

Und so hatte ich von Glück zu sagen, daß durch eine unerwartete Bekanntschaft alles, was in mir von Selbstgefälligkeit, Besspiegelungslust, Eitelkeit, Stolz und Hochmut ruhen oder wirken mochte, einer sehr harten Prüfung ausgesetzt ward, die in ihrer Art einzig, der Zeit keineswegs gemäß und nur desto eindringender und empfindlicher war.

Demn das bedeutendste Ereignis, was die wichtigsten Folgen für mich haben sollte, war die Bekanntschaft und die daran sich knüpfende nähere Verbindung mit Herder.¹ Er hatte den Prinzen von Holstein-Gutin², der sich in traurigen Gemüthszuständen befand, auf Reisen begleitet und war mit ihm bis Straßburg gekommen.³ Unsere Societät, sobald sie seine Gegenwart vernahm, trug ein großes Verlangen, sich ihm zu nähern, und mir begegnete dies Glück zuerst ganz unvermuthet und zufällig. Ich war nämlich in den Gasthof zum Geist⁴ gegangen, ich weiß nicht, welchen bedeutenden Fremden aufzusuchen. Gleich unten an der Treppe fand ich einen Mann, der eben auch hinaufzusteigen im Begriff war, und den ich für einen Geistlichen halten konnte.⁵ Sein gepudertes Haar war in eine runde Locke aufgesteckt, das schwarze Kleid bezeichnete ihn gleichfalls, mehr noch aber ein langer schwarzer seidner Mantel, dessen Ende er zusammen-

¹ Johann Gottfried Herder (1744—1803) aus Mohrungen, 1764 Kollaborator an der Domschule in Riga, reiste 1769 nach Paris. — ² Peter Friedrich Wilhelm, Sohn des Fürstbischofs von Lübeck. — ³ Anfang September 1770, wahrscheinlich am 4. September. — ⁴ Vgl. oben, S. 393. — ⁵ Die oben geschilderte Scene hat sich wahrscheinlich Ende September 1770 abgespielt.

genommen und in die Tasche gesteckt hatte. Dieses einigermassen auffallende, aber doch im ganzen galante und gefällige Wesen, wovon ich schon hatte sprechen hören, ließ mich keineswegs zweifeln, daß er der berühmte Ankömmling sei, und meine Anrede
 5 mußte ihn sogleich überzeugen, daß ich ihn kenne. Er fragte nach meinem Namen, der ihm von keiner Bedeutung sein konnte; allein meine Offenheit schien ihm zu gefallen, indem er sie mit großer Freundlichkeit erwiderte und, als wir die Treppe hinaufstiegen, sich sogleich zu einer lebhaften Mitteilung bereit finden
 10 ließ. Es ist mir entfallen, wen wir damals besuchten; genug, beim Scheiden hat ich mir die Erlaubnis aus, ihn bei sich zu sehen, die er mir denn auch freundlich genug erteilte. Ich versäumte nicht, mich dieser Vergünstigung wiederholt zu bedienen, und ward immer mehr von ihm angezogen. Er hatte etwas
 15 Weiches in seinem Betragen, das sehr schicklich und anständig war, ohne daß es eigentlich adrett gewesen wäre. Ein rundes Gesicht, eine bedeutende Stirn, eine etwas stumpfe Nase, einen etwas aufgeworfenen, aber höchst individuell angenehmen, liebenswürdigen Mund. Unter schwarzen Augenbrauen ein
 20 Paar kohlschwarze Augen, die ihre Wirkung nicht verfehlten, obgleich das eine rot und entzündet zu sein pflegte. Durch mannigfaltige Fragen suchte er sich mit mir und meinem Zustande bekannt zu machen, und seine Anziehungskraft wirkte immer stärker auf mich. Ich war überhaupt sehr zutraulicher Natur,
 25 und vor ihm besonders hatte ich gar kein Geheimnis. Es wahrte jedoch nicht lange, als der abstoßende Puls seines Wesens eintrat und mich in nicht geringes Mißbehagen versetzte. Ich erzählte ihm mancherlei von meinen Jugendbeschäftigungen und Liebhabereien, unter andern von einer Siegelammlung, die ich
 30 hauptsächlich durch des korrespondenzreichen Hausfreundes¹ Teilnahme zusammengebracht. Ich hatte sie nach dem Staatskalender eingerichtet und war bei dieser Gelegenheit mit sämtlichen Potentaten, größern und geringern Mächten und Gewalten, bis auf den Adel herunter wohl bekannt geworden, und meinem Gedächtnis waren diese heraldischen Zeichen gar oft und vorzüglich bei

¹ Rat Schneider in Frankfurt, vgl. S. 85.

der Krönungsfeierlichkeit zu statten gekommen. Ich sprach von diesen Dingen mit einiger Behaglichkeit; allein er war anderer Meinung, verwarf nicht allein dieses ganze Interesse, sondern wußte es mir auch lächerlich zu machen, ja beinahe zu verleiden.

Von diesem seinem Widersprechungsgeiste sollte ich noch gar manches ausstehen, denn er entschloß sich, theils weil er sich vom Prinzen abzusondern gedachte, theils eines Augenübelns wegen, in Straßburg zu verweilen. Dieses Übel ist eins der beschwerlichsten und unangenehmsten und um desto lästiger, als es nur durch eine schmerzliche, höchst verdrießliche und unsichere Operation geheilt werden kann. Das Thränenfäßchen nämlich ist nach unten zu verschlossen, so daß die darin enthaltene Feuchtigkeit nicht nach der Nase hin und um so weniger abfließen kann, als auch dem benachbarten Knochen die Öffnung fehlt, wodurch diese Sekretion naturgemäß erfolgen sollte. Der Boden des Säckchens muß daher aufgeschnitten und der Knochen durchbohrt werden, da denn ein Pferdehaar durch den Thränenpunkt, ferner durch das eröffnete Säckchen und durch den damit in Verbindung gesetzten neuen Kanal gezogen und täglich hin und wieder bewegt wird, um die Kommunikation zwischen beiden Theilen herzustellen, welches alles nicht gethan noch erreicht werden kann, wenn nicht erst in jener Gegend äußerlich ein Einschnitt gemacht worden.

Herder war nun, vom Prinzen getrennt¹, in ein eigenes Quartier gezogen, der Entschluß war gefaßt, sich durch Lobstein² operieren zu lassen. Hier kamen mir jene Übungen gut zu statten, durch die ich meine Empfindlichkeit abzustumpfen versucht hatte; ich konnte der Operation beiwohnen und einem so werten Manne auf mancherlei Weise dienstlich und behülflich sein. Hier fand ich nun alle Ursache, seine große Standhaftigkeit und Geduld zu bewundern; denn weder bei den vielfachen chirurgischen Verwundungen noch bei dem oftmals wiederholten schmerzlichen Verbaude bewies er sich im mindesten verdrießlich, und er schien derjenige von uns zu sein, der am wenigsten litt; aber in der Zwischenzeit hatten wir freilich den Wechsel seiner

¹ Am 16. Oktober 1770 nahm Herder die ihm angebotene Stelle in Altdorf besinitio an. — ² Vgl. oben, S. 399.

Laune vielfach zu ertragen. Ich sage wir; denn es war außer mir ein behaglicher Russe, Namens Peglow¹, meistens um ihn. Dieser war ein früherer Bekannter von Herder in Riga gewesen und suchte sich, obgleich kein Jüngling mehr, noch in der Chirurgie unter Lobsteins Anleitung zu vervollkommen. Herder konnte allerliebft einnehmend und geistreich sein, aber ebenso leicht eine verdrießliche Seite hervorkehren. Dieses Anziehen und Abstoßen haben zwar alle Menschen ihrer Natur nach, einige mehr, einige weniger, einige in langsamern, andere in schnelleren Pulsen; wenige können ihre Eigenheiten hierin wirklich bezwingen, viele zum Schein. Was Herdern betrifft, so schrieb sich das Übergewicht seines widersprechenden, bitteren, bissigen Humors gewiß von seinem Übel und den daraus entspringenden Leiden her. Dieser Fall kommt im Leben öfters vor, und man beachtet nicht genug die moralische Wirkung krankhafter Zustände und beurteilt daher manche Charaktere sehr ungerecht, weil man alle Menschen für gesund nimmt und von ihnen verlangt, daß sie sich auch in solcher Maße betragen sollen.

Die ganze Zeit dieser Kur besuchte ich Herdern morgens und abends; ich blieb auch wohl ganze Tage bei ihm und gewöhnte mich in kurzem um so mehr an sein Schelten und Tadeln, als ich seine schönen und großen Eigenschaften, seine ausgebreiteten Kenntnisse, seine tiefen Einsichten täglich mehr schätzen lernte. Die Einwirkung dieses gutmütigen Polsterers war groß und bedeutend. Er hatte fünf Jahre mehr als ich, welches in jüngeren Tagen schon einen großen Unterschied macht; und da ich ihn für das anerkannte, was er war, da ich dasjenige zu schätzen suchte, was er schon geleistet hatte, so mußte er eine große Superiorität über mich gewinnen. Aber behaglich war der Zustand nicht; denn ältere Personen, mit denen ich bisher umgegangen, hatten mich mit Schonung zu bilden gesucht, vielleicht auch durch Nachgiebigkeit verzogen; von Herdern aber konnte man niemals eine Billigung erwarten, man mochte sich anstellen

¹ Daniel Pegelow, russischer Stabschirurg, aus Brandenburg gebürtig, studierte in Straßburg, um dort zu promovieren. Er lernte Herder erst in Straßburg kennen. Der frühere Bekannte von Herder war Pegelows Vetter, Zollkontrollieur Begrow.

wie man wollte. Indem nun also auf der einen Seite meine große Neigung und Verehrung für ihn und auf der andern das Mißbehagen, das er in mir erweckte, beständig miteinander im Streit lagen, so entstand ein Zwiespalt in mir, der erste in seiner Art, den ich in meinem Leben empfunden hatte. Da seine Gespräche jederzeit bedeutend waren, er mochte fragen, antworten oder sich sonst auf eine Weise mitteilen, so mußte er mich zu neuen Ansichten täglich, ja stündlich befördern. In Leipzig hatte ich mir eher ein enges und abgezirkeltes Wesen angewöhnt, und meine allgemeinen Kenntnisse der deutschen Litteratur konnten durch meinen Frankfurter Zustand nicht erweitert werden; ja mich hatten jene mystisch-religiösen chemischen Beschäftigungen in dunkle Regionen geführt, und was seit einigen Jahren in der weiten litterarischen Welt vorgegangen, war mir meistens fremd geblieben. Nun wurde ich auf einmal durch Herder mit allem neuen Streben und mit allen den Richtungen bekannt, welche dasselbe zu nehmen schien. Er selbst hatte sich schon genugsam berühmt gemacht und durch seine „Fragmente“¹, die „Kritischen Wälder“² und anderes unmittelbar an die Seite der vorzüglichsten Männer gesetzt, welche seit längerer Zeit die Augen des Vaterlands auf sich zogen. Was in einem solchen Geiste für eine Bewegung, was in einer solchen Natur für eine Gärung müßte gewesen sein, läßt sich weder fassen noch darstellen. Groß aber war gewiß das eingehüllte Streben, wie man leicht eingestehen wird, wenn man bedenkt, wie viele Jahre nachher und was er alles gewirkt und geleistet hat.

Wir hatten nicht lange auf diese Weise zusammengelebt, als er mir vertraute, daß er sich um den Preis, welcher auf die beste Schrift über den Ursprung der Sprachen³ von Berlin ausgesetzt war, mit zu bewerben gedente. Seine Arbeit war schon

¹ „Über die neuere Deutsche Litteratur. Erste Sammlung von Fragmenten. Eine Beilage zu den Briefen, die neueste Litteratur betreffend“ (Maga 1767). —

² „Kritische Wälder. Oder Betrachtungen, die Wissenschaften und Kunst des Schönen betreffend, nach Maßgabe neuerer Schriften“ (1.—3. Bändchen, Maga 1769). — ³ Herders Schrift erschien unter dem Titel: „Abhandlung über den Ursprung der Sprache, welche den von der Königl. Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1770 gesetzten Preis erhalten hat.“ Von Herrn Herder. Auf Befehl der Akademie herausgegeben (Berlin 1772).

ihrer Vollendung nahe, und wie er eine sehr reinliche Handschrieb, so konnte er mir bald ein lesbare Manuscript heftweise mittheilen. Ich hatte über solche Gegenstände niemals nachgedacht, ich war noch zu sehr in der Mitte der Dinge befangen, als daß ich hätte an Anfang und Ende denken sollen. Auch schien mir die Frage einigermaßen müßig; denn wenn Gott den Menschen als Menschen erschaffen hatte, so war ihm ja so gut die Sprache als der aufrechte Gang anerschaffen; so gut er gleich merken mußte, daß er gehen und greifen könne, so gut mußte er auch gewahr werden, daß er mit der Kehle zu singen und diese Töne durch Zunge, Gaumen und Lippen noch auf verschiedene Weise zu modifizieren vermöge. War der Mensch göttlichen Ursprungs, so war es ja auch die Sprache selbst, und war der Mensch, in dem Umkreis der Natur betrachtet, ein natürliches Wesen, so war die Sprache gleichfalls natürlich. Diese beiden Dinge konnte ich wie Seel und Leib niemals auseinander bringen. Süßmilch¹, bei einem kruden Realismus doch etwas phantastisch gesinnt, hatte sich für den göttlichen Ursprung entschieden, das heißt, daß Gott den Schulmeister bei den ersten Menschen gespielt habe. Herders Abhandlung ging darauf hinaus, zu zeigen, wie der Mensch als Mensch wohl aus eignen Kräften zu einer Sprache gelangen könne und müsse. Ich las die Abhandlung mit großem Vergnügen und zu meiner besondern Kräftigung; allein ich stand nicht hoch genug, weder im Wissen noch im Denken, um ein Urtheil darüber zu begründen. Ich bezeugte dem Verfasser daher meinen Beifall, indem ich nur wenige Bemerkungen, die aus meiner Sinnesweise herfloßen, hinzufügte. Eins aber wurde wie das andere aufgenommen; man wurde gescholten und getadelt, man mochte nun bedingt oder unbedingt zustimmen. Der dicke Chirurgus hatte weniger Geduld als ich; er lehnte die Mittheilung dieser Preisschrift humoristisch ab und versicherte, daß er gar nicht eingerichtet sei, über so abstrakte Materien zu denken. Er drang vielmehr aufs L'hombre, welches wir gewöhnlich abends zusammen spielten.

Bei einer so verdrießlichen und schmerzhaften Kur verlor

¹ Johann Peter Süßmilch veröffentlichte die Schrift „Beweis, daß der Ursprung der menschlichen Sprache göttlich sei“, in Berlin 1766.

unser Herder nicht an seiner Lebhaftigkeit; sie ward aber immer weniger wohlthätig. Er konnte nicht ein Billet schreiben, um etwas zu verlangen, das nicht mit irgend einer Verhöhnung gewürzt gewesen wäre. So schrieb er mir zum Beispiel einmal:

„Wenn des Brutus Briefe Dir sind in Ciceros Briefen¹,
 Dir, den die Tröster der Schulen von wohlgehobelten Brettern,
 Prachtgerüstete, trösteten, doch mehr von außen als innen,
 Der von Göttern Du stammst, von Göttern oder vom Kote,
 Goethe, sende mir sie.“

Es war freilich nicht fein, daß er sich mit meinem Namen 10 diesen Spaß erlaubte; denn der Eigennamen eines Menschen ist nicht etwa wie ein Mantel, der bloß um ihn her hängt, und an dem man allenfalls noch zupfen und zerren kann, sondern ein vollkommen passendes Kleid, ja wie die Haut selbst ihm über und über angewachsen, an der man nicht schaben und schinden 15 darf, ohne ihn selbst zu verletzen.

Der erste Vorwurf hingegen war begründeter. Ich hatte nämlich die von Langern² eingetauschten Autoren und dazu noch verschiedene schöne Ausgaben aus meines Vaters Sammlung mit nach Straßburg genommen und sie auf einem reinlichen 20 Bücherbrett aufgestellt, mit dem besten Willen, sie zu benutzen. Wie sollte aber die Zeit zureichen, die ich in hunderterlei Thätigkeiten zerplitterte. Herder, der auf Bücher höchst aufmerksam war, weil er deren jeden Augenblick bedurfte, gewahrte beim ersten Besuch meine schöne Sammlung, aber auch bald, daß ich mich 25 derselben gar nicht bediente; deswegen er, als der größte Feind alles Scheins und aller Ostentation, bei Gelegenheit mich damit aufzuziehen pflegte.

Noch ein anderes Spottgedicht fällt mir ein, das er mir abends nachsendete, als ich ihm von der Dresdner Galerie³ viel 30 erzählt hatte. Freilich war ich in den höhern Sinn der italienischen Schule nicht eingedrungen, aber Dominico Feti⁴, ein trefflicher Künstler, wiewohl Humorist und also nicht vom ersten Range, hatte mich sehr angesprochen. Geistliche Gegenstände mußten

¹ Briefwechsel zwischen M. Brutus und Cicero. 2 Bücher. — ² Vgl. oben, S. 369. — ³ S. oben, S. 351. — ⁴ Dominico Feti (1589—1624) verbrachte den größten Teil seines Lebens in Mantua; er steht den niederländischen Sittenmalern am nächsten.

gemalt werden. Er hielt sich an die neutestamentlichen Parabeln und stellte sie gern dar mit viel Eigenheit, Geschmack und guter Laune. Er führte sie dadurch ganz ans gemeine Leben heran, und die so geistreichen als naiven Einzelheiten seiner Kompositionen, durch einen freien Pinsel empfohlen, hatten sich mir lebendig eingedrückt. Über diesen meinen kindlichen Kunstenthusiasmus spottete Herder folgendergestalt:

„Aus Sympathie
 Behagt mir besonders ein Meister,
 10 Dominico Feti heißt er.
 Der parodiert die biblische Parabel
 So hübsch zu einer Narrenfabel,
 Aus Sympathie. — Du närrische Parabel!“

Dergleichen mehr oder weniger heitre oder abstruse, muntre
 15 oder bittere Späße könnte ich noch manche anführen. Sie verdrossen mich nicht, waren mir aber unbequem. Da ich jedoch alles, was zu meiner Bildung beitrug, höchlich zu schätzen wußte und ich ja mehrmals frühere Meinungen und Neigungen aufgegeben hatte, so fand ich mich gar bald darein und suchte nur,
 20 so viel mir auf meinem damaligen Standpunkte möglich war, gerechten Tadel von ungerechten Invektiven zu unterscheiden. Und so war denn auch kein Tag, der nicht auf das fruchtbarste lehrreich für mich gewesen wäre.

Ich ward mit der Poesie von einer ganz andern Seite, in
 25 einem andern Sinne bekannt als bisher, und zwar in einem solchen, der mir sehr zusagte. Die hebräische Dichtkunst, welche er nach seinem Vorgänger Lowth¹ geistreich behandelte, die Volkspoesie, deren Überlieferungen im Eisaß aufzujuchen er uns antrieb², die ältesten Urkunden als Poesie, gaben das Zeugnis, daß
 30 die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privaterbteil einiger feinen gebildeten Männer. Ich verschlang das alles, und je heftiger ich im Empfangen, desto freigebiger war er im Geben, und wir brachten die interessantesten Stunden zusammen zu. Meine übrigen angefangenen Natur-

¹ Lowth, De poesl sacra Hebraeorum, herausgegeben von Michaelis, 1777.

— ² Goethe sandte zwölf Volkslieder im Herbst 1771, die er im Eisaß gesammelt hatte, an Herder.

studien suchte ich fortzusetzen, und da man immer Zeit genug hat, wenn man sie gut anwenden will, so gelang mir mitunter das Doppelte und Dreifache. Was die Fülle dieser wenigen Wochen¹ betrifft, welche wir zusammen lebten, kann ich wohl sagen, daß alles, was Herder nachher allmählich ausgeführt hat, im Keim angedeutet ward, und daß ich dadurch in die glückliche Lage geriet, alles, was ich bisher gedacht, gelernt, mir zugeeignet hatte, zu komplettieren, an ein Höheres anzuknüpfen, zu erweitern. Wäre Herder methodischer gewesen, so hätte ich auch für eine dauerhafte Richtung meiner Bildung die köstlichste Anleitung gefunden; aber er war mehr geneigt zu prüfen und anzuregen, als zu führen und zu leiten. So machte er mich zuerst mit Hamanns Schriften² bekannt, auf die er einen sehr großen Wert setzte. Anstatt mich aber über dieselben zu belehren und mir den Gang und Gang dieses außerordentlichen Geistes begreiflich zu machen, so diente es ihm gewöhnlich nur zur Belustigung, wenn ich mich, um zu dem Verständnis solcher sibyllischen Blätter³ zu gelangen, freilich wunderbarlich genug gebärdete. Indeßsen fühlte ich wohl, daß mir in Hamanns Schriften etwas zusagte, dem ich mich überließ, ohne zu wissen, woher es komme und wohin es führe.

Nachdem die Kur länger als billig gedauert, Lohstein in seiner Behandlung zu schwanken und sich zu wiederholen anfing, so daß die Sache kein Ende nehmen wollte, auch Peglow mir schon heimlich anvertraut hatte, daß wohl schwerlich ein guter Ausgang zu hoffen sei, so trübte sich das ganze Verhältnis: Herder ward ungeduldig und mißnützig, es wollte ihm nicht gelingen, seine Thätigkeit wie bisher fortzusetzen, und er mußte sich um so mehr einschränken, als man die Schuld des mißratenen chirurgischen Unternehmens auf Herders allzu große geistige Anstrengung und seinen ununterbrochenen lebhaften, ja lustigen Umgang mit uns zu schieben anfing. Genug, nach so viel Qual und Leiden wollte die künstliche Thränenrinne sich

¹ Die ersten Wochen der Krankheit, vgl. die Anmerkung am Schluß dieses Bandes. — ² Johann Georg Hamann (1730—88) aus Königsberg, genannt der Magus im Norden. Gegner der Philosophie der Aufklärung. Lehrer Herders in Königsberg. Viele Ideen Herders gehen auf seine Anregung zurück. — ³ Wegen ihres orakelhaften Stils und ihrer dunkeln Anspielungen.

nicht bilden und die beabsichtigte Kommunikation nicht zu stande kommen. Man sah sich genöthigt, damit das Übel nicht ärger würde, die Wunde zugehn zu lassen. Wenn man nun bei der Operation Herders Standhaftigkeit unter solchen Schmerzen
 5 bewundern mußte, so hatte seine melancholische, ja grimme Resignation in den Gedanken, zeitlebens einen solchen Makel tragen zu müssen, etwas wahrhaft Erhabenes, wodurch er sich die Verehrung derer, die ihn schauten und liebten, für immer zu eigen machte. Dieses Übel, das ein so bedeutendes Angeficht
 10 entstellte, mußte ihm um so ärgerlicher sein, als er ein vorzügliches Frauenzimmer¹ in Darmstadt kennen gelernt und sich ihre Neigung erworben hatte. Hauptsächlich in diesem Sinne mochte er sich jener Kur unterwerfen, um bei der Rückreise freier, fröhlicher, wohlgebildeter vor seine Halbverlobte zu treten und
 15 sich gewisser und unverbrüchlicher mit ihr zu verbinden. Er eilte jedoch, sobald als möglich von Straßburg wegzukommen², und weil sein bisheriger Aufenthalt so kostbar als unangenehm gewesen, erborgte ich eine Summe Geldes für ihn, die er auf einen bestimmten Termin zu erstatten versprach. Die Zeit verstrich,
 20 ohne daß das Geld ankam. Mein Gläubiger mahnte mich zwar nicht, aber ich war doch mehrere Wochen in Verlegenheit. Endlich kam Brief und Geld, und auch hier verleugnete er sich nicht; denn anstatt eines Dankes, einer Entschuldigung enthielt sein Schreiben lauter spöttliche Dinge in Knittelversen, die einen
 25 andern irre oder gar abwendig gemacht hätten; mich aber rührte das nicht weiter, da ich von seinem Wert einen so großen und mächtigen Begriff gefaßt hatte, der alles Widerwärtige ver-
 schlang, was ihm hätte schaden können.

Man soll jedoch von eignen und fremden Fehlern niemals,
 30 am wenigsten öffentlich, reden, wenn man nicht dadurch etwas Nützliches zu bewirken denkt; deshalb will ich hier gewisse zudringende Bemerkungen einschalten.

Dank und Undank gehören zu denen in der moralischen Welt jeden Augenblick hervortretenden Ereignissen, worüber die

¹ Karoline Flachsland; sie lebte als Waise im Hause ihres Schwagers, des Geheimrats Hesse in Darmstadt. Herder lernte sie im August 1770 kennen.
 — ² Erst Anfang April 1771.

Menschen sich untereinander niemals beruhigen können. Ich pflege einen Unterschied zu machen zwischen Nichtdankbarkeit, Undank und Widerwillen gegen den Dank. Jene erste ist dem Menschen angeboren, ja anerschaffen; denn sie entspringt aus einer glücklichen, leichtsinnigen Vergessenheit des Widerwärtigen wie des Erfreulichen, wodurch ganz allein die Fortsetzung des Lebens möglich wird. Der Mensch bedarf so unendlich vieler äußeren Vor- und Mitwirkungen zu einem leidlichen Dasein, daß wenn er der Sonne und der Erde, Gott und der Natur, Vordern und Eltern, Freunden und Gefellen immer den gebührenden Dank abtragen wollte, ihm weder Zeit noch Gefühl übrig bliebe, um neue Wohlthaten zu empfangen und zu genießen. Läßt nun freilich der natürliche Mensch jenen Leichtsinn in und über sich walten, so nimmt eine kalte Gleichgültigkeit immer mehr überhand, und man sieht den Wohlthäter zuletzt als einen Fremden an, zu dessen Schaden man allenfalls, wenn es uns nützlich wäre, auch etwas unternehmen dürfte. Dies allein kann eigentlich Undank genannt werden, der aus der Roheit entspringt, worin die ungebildete Natur sich am Ende notwendig verlieren muß. Widerwille gegen das Danken jedoch, Erwiderung einer Wohlthat durch unnützes und verdrießliches Wesen ist sehr selten und kommt nur bei vorzüglichen Menschen vor: solchen, die mit großen Anlagen und dem Vorgefühl derselben, in einem niederen Stande oder in einer hilflosen Lage geboren, sich von Jugend auf Schritt vor Schritt durchdrängen und von allen Orten her Hilfe und Beistand annehmen müssen, die ihnen denn manchmal durch Plumpheit der Wohlthäter vergällt und widerwärtig werden, indem das, was sie empfangen, irdisch und das, was sie dagegen leisten, höherer Art ist, so daß eine eigentliche Kompensation nicht gedacht werden kann. Lessing hat bei dem schönen Bewußtsein, das ihm in seiner besten Lebenszeit über irdische Dinge zu teil ward, sich hierüber einmal derb, aber heiter ausgesprochen.¹ Herder hingegen vergällte sich und andern immerfort die schönsten Tage, da er jenen Unmut, der ihn in der Jugend notwendig

¹ Vgl. die Fabel „Der Knabe und die Schlange“ mit dem Schlusse: „Wahre Wohlthäter haben selten Undankbare verpflichtet“ u. s. w.

ergriffen hatte, in der Folgezeit durch Geisteskraft nicht zu mäßigen wußte.

Diese Forderung kann man gar wohl an sich machen; denn der Bildungsfähigkeit eines Menschen kommt das Licht der
 5 Natur, welches immer thätig ist, ihn über seine Zustände aufzuklären, auch hier gar freundlich zu statten; und überhaupt sollte man in manchen sittlichen Bildungsfällen die Mängel nicht zu schwer nehmen und sich nicht nach allzu ernstern weit-
 10 spielend abthun lassen. So können wir zum Beispiel die Dankbarkeit in uns durch bloße Gewohnheit erregen, lebendig erhalten, ja zum Bedürfnis machen.

In einem biographischen Versuch ziemt es wohl, von sich selbst zu reden. Ich bin von Natur so wenig dankbar als irgend
 15 ein Mensch, und beim Vergessen empfangenes Guten konnte das heftige Gefühl eines augenblicklichen Mißverhältnisses mich sehr leicht zum Undank verleiten.

Diesem zu begegnen, gewöhnte ich mich zuvörderst, bei allem, was ich besitze, mich gern zu erinnern, wie ich dazu gelangt,
 20 von wem ich es erhalten, es sei durch Geschenk, Tausch oder Kauf oder auf irgend eine andre Art. Ich habe mich gewöhnt, beim Vorzeigen meiner Sammlungen der Personen zu gedenken, durch deren Vermittelung ich das Einzelne erhielt, ja der Gelegenheit, dem Zufall, der entferntesten Veranlassung und Mit-
 25 wirkung, wodurch mir Dinge geworden, die mir lieb und wert sind, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Das, was uns umgibt, erhält dadurch ein Leben, wir sehen es in geistiger, liebevoller, genetischer Verknüpfung, und durch das Vergewärtigen vergangener Zustände wird das augenblickliche Dasein er-
 30 höht und bereichert, die Urheber der Gaben steigen wiederholt vor der Einbildungskraft hervor, man verknüpft mit ihrem Bilde eine angenehme Erinnerung, macht sich den Undank unmöglich und ein gelegentliches Erwidern leicht und wünschenswert. Zugleich wird man auf die Betrachtung desjenigen ge-
 35 führt, was nicht sinnlicher Besitz ist, und man recapituliert gar gern, woher sich unsere höheren Güter schreiben und datieren.

Ehe ich nun von jenem für mich so bedeutenden und folge-

reichen Verhältniſſe zu Herdern den Blick hinwegwende, finde ich noch einiges nachzubringen. Es war nichts natürlicher, als daß ich nach und nach in Mittheilung deſſen, was biſher zu meiner Bildung beigetragen, beſonders aber ſolcher Dinge, die mich noch in dem Augenblicke ernſtlich beſchäftigten, gegen 5 Herdern immer larger und larger ward. Er hatte mir den Spaß an ſo manchem, was ich früher geliebt, verdorben und mich beſonders wegen der Freude, die ich an Ovids „Metamorphoſen“ gehabt, auß ſtrengſte getadelt. Ich mochte meinen Liebling in Schutz nehmen wie ich wollte, ich mochte ſagen, daß 10 für eine jugendliche Phantaſie nichts erfreulicher ſein könne, als in jenen heitern und herrlichen Gegenden mit Göttern und Halbgöttern zu verweilen und ein Zeuge ihres Thuns und ihrer Lei denſchaften zu ſein; ich mochte jenes oben erwähnte Gutachten eines ernſthaften Mannes¹ umſtändlich beibringen und 15 ſolches durch meine eigne Erfahrung bekräftigen: daß alles ſollte nicht gelten, es ſollte ſich keine eigentliche unmittelbare Wahrheit in dieſen Gedichten finden; hier ſei weder Griechenland noch Italien, weder eine Urwelt noch eine gebildete, alles vielmehr ſei Nachahmung des ſchon Dagewefenen und eine manierierte 20 Darſtellung, wie ſie ſich nur von einem Überkultivierten erwarten laſſe. Und wenn ich denn zuletzt behaupten wollte: was ein vorzügliches Individuum hervorbringe, ſei doch auch Natur, und unter allen Völkern, frühern und ſpättern, ſei doch immer nur der Dichter Dichter geweſen, ſo wurde mir dieſ nun gar 25 nicht gut gehalten, und ich mußte manches deſwegen ausſtehen, ja mein Ovid war mir beinahe dadurch verleidet; denn es iſt keine Neigung, keine Gewohnheit ſo ſtark, daß ſie gegen die Mißreden vorzüglicher Menſchen, in die man Vertrauen ſetzt, auf die Länge ſich erhalten könnte. Immer bleibt etwas hängen, 30 und wenn man nicht unbedingt lieben darf, ſieht es mit der Liebe ſchon mißlich aus.

Am ſorgfältigſten verbarg ich ihm das Intereſſe an gewiſſen Gegenſtänden, die ſich bei mir eingewurzelt hatten und ſich nach und nach zu poetiſchen Geſtalten ausbilden wollten. 35

¹ Vgl. oben, S. 390.

Es war Götz von Berlichingen und Faust. Die Lebensbeschreibung des erstern¹ hatte mich im Innersten ergriffen. Die Gestalt eines rohen, wohlmeinenden Selbsthelfers in wilder anarchischer Zeit erregte meinen tiefsten Anteil. Die bedeutende Puppen-
 5 spielfabel des andern klang und summtete gar vieltönig in mir wieder. Auch ich hatte mich in allem Wissen umhergetrieben und war früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weise ver-
 10 sucht und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen. Nun trug ich diese Dinge sowie manche andre mit mir herum und ergötzte mich daran in einsamen Stunden, ohne jedoch etwas davon aufzuschreiben. Am meisten aber verbarg ich vor Herdern meine mystisch-kabbalistische Chemie und was
 15 sich darauf bezog, ob ich mich gleich noch sehr gern heimlich beschäftigte, sie konsequenter auszubilden, als man sie mir überliefert hatte. Von poetischen Arbeiten glaube ich ihm „Die Mitschuldigen“ vorgelegt zu haben, doch erinnere ich mich nicht, daß mir irgend eine Zurechtweisung oder Aufmunterung von seiner Seite hierüber zu teil geworden wäre. Aber bei diesem allem
 20 blieb er, der er war; was von ihm ausging, wirkte, wenn auch nicht erfreulich, doch bedeutend; ja seine Handschrift sogar übte auf mich eine magische Gewalt aus. Ich erinnere mich nicht, daß ich eins seiner Blätter, ja nur ein Kouvert von seiner Hand zerrissen oder verschleudert hätte; dennoch ist mir bei den
 25 so mannigfaltigen Ort- und Zeitwechselln kein Dokument jener wunderbaren, ahnungsvollen und glücklichen Tage übrig geblieben.

Daß übrigens Herders Anziehungskraft sich so gut auf andre als auf mich wirksam erwies, würde ich kaum erwähnen,
 30 hätte ich nicht zu bemerken, daß sie sich besonders auf Jung, genannt Stilling, erstreckt habe. Das treue redliche Streben dieses Mannes mußte jeden, der nur irgend Gemüt hatte, höchlich interessieren und seine Empfänglichkeit jeden, der etwas mitzuteilen im stande war, zur Offenheit reizen. Auch betrug

¹ Herausgegeben von Veronius Frant v. Steigerwald (Münch. 1731). Goethes Lesefahre der Lebensbeschreibung, von der wir durch Frau Rat unterrichtet sind, fällt wahrscheinlich in die Frankfurter Zeit 1769 oder 1770.

sich Herder gegen ihn nachsichtiger als gegen uns andre, denn seine Gegenwirkung schien jederzeit mit der Wirkung, die auf ihn geschah, im Verhältnis zu stehen. Jung's Unbeschränktheit war von so viel gutem Willen, sein Vordringen von so viel Sanftheit und Ernst begleitet, daß ein Verständiger gewiß nicht hart gegen ihn sein und ein Wohlwollender ihn nicht verhöhnen noch zum besten haben konnte. Auch war Jung durch Herdern dergestalt exaltiert, daß er sich in allem seinem Thun gestärkt und gefördert fühlte, ja seine Neigung gegen mich schien in eben diesem Maße abzunehmen; doch blieben wir immer gute Gesellen, wir trugen einander vor wie nach und erzeugten uns wechselseitig die freundlichsten Dienste.

Entfernen wir uns jedoch nunmehr von der freundschaftlichen Krankenstube und von den allgemeinen Betrachtungen, welche eher auf Krankheit als auf Gesundheit des Geistes deuten; begeben wir uns in die freie Luft, auf den hohen und breiten Altan des Münsters, als wäre die Zeit noch da, wo wir junge Gesellen uns öfters dorthin auf den Abend beschieden, um mit gefüllten Römern die scheidende Sonne zu begrüßen. Hier verlör sich alles Gespräch in die Betrachtung der Gegend, alsdann wurde die Schärfe der Augen geprüft, und jeder bestrebte sich, die entferntesten Gegenstände gewahr zu werden, ja deutlich zu unterscheiden. Gute Fernröhre wurden zu Hülfe genommen, und ein Freund nach dem andern bezeichnete genau die Stelle, die ihm die liebste und werteste geworden; und schon fehlte es auch mir nicht an einem solchen Plätzchen, das, ob es gleich nicht bedeutend in der Landschaft hervortrat, mich doch mehr als alles andere mit einem lieblichen Zauber an sich zog. Bei solchen Gelegenheiten ward nun durch Erzählung die Einbildungskraft angeregt und manche kleine Reise verabredet, ja oft aus dem Stegreife unternommen, von denen ich nur eine statt vieler umständlich erzählen will, da sie in manchem Sinne für mich folgereich gewesen.

Mit zwei werthen Freunden und Tischgenossen, Engelbach¹

¹ Johann Konrad Engelbach aus Westhofen (1744—1802 ?), war bereits Rat des Fürsten von Nassau-Saarbrücken, als er sich, um sein Examen zu machen, in Straßburg Immatrikulieren ließ.

und Weyland¹, beide aus dem untern Elsaß gebürtig, begab ich² mich zu Pferde nach Zabern, wo uns bei schönem Wetter der kleine freundliche Ort gar anmutig anlachte. Der Anblick des bischöflichen Schlosses erregte unsere Bewunderung; eines neuen
 5 Stalles Weiltäufigkeit, Größe und Pracht zeugten von dem übrigen Wohlbehagen des Besitzers. Die Herrlichkeit der Treppe überraschte uns, die Zimmer und Säle betraten wir mit Ehrfurcht, nur kontrastierte die Person des Kardinals³, eines kleinen
 10 in den Garten ist herrlich, und ein Kanal, drei Viertelstunden lang, schnurgerade auf die Mitte des Schlosses gerichtet, gibt einen hohen Begriff von dem Sinn und den Kräften der vorigen Besitzer. Wir spazierten daran hin und wieder und genossen mancher Partien dieses schön gelegenen Ganzen zu Ende der
 15 herrlichen Elssasser Ebene am Fuße der Vogesen.

Nachdem wir uns nun an diesem geistlichen Vorposten einer königlichen Macht erfreut und es uns in seiner Region wohl sein lassen, gelangten wir früh den andern Morgen zu einem öffentlichen Werk, das höchst würdig den Eingang in ein mächtiges
 20 Königreich eröffnet. Von der aufgehenden Sonne beschienen, erhob sich vor uns die berühmte Zaberner Steige⁴, ein Werk von unüberdenklicher Arbeit. Schlangenweis über die fürchterlichsten Felsen aufgemauert, führt eine Chaussee, für drei Wagen nebeneinander breit genug, so leise bergauf, daß man es kaum
 25 empfindet. Die Härte und Glätte des Wegs, die geplatteten Erhöhungen an beiden Seiten für die Fußgänger, die steinernen Rinnen zum Ableiten der Bergwasser, alles ist so reinlich als künstlich und dauerhaft hergerichtet, daß es einen genügenden

¹ Friedrich Leopold Weyland (1750—85) aus Buchweiler, studierte Medizin in Straßburg. Er war der Schwager des Regierungsrats Schöll in Saarbrücken, der wieder mit dem Pfarrer Brion in Sessenheim verschwägert war. — ² Engelbach hatte am 19. Juni 1770 seine Studien beschlossen und reiste nach Saarbrücken zurück, wo er in Diensten stand, begleitet von Weyland und Goethe. Am 23. Juni 1770 begann der Ausflug, abends war man in Zabern, am 24., Sonntags, früh in Pfalzburg, abends in Buchweiler, am 26. Juni (über Lützelstein und Saarunion) in Saarbrücken. Der erste Besuch im Sessenheimer Pfarrhaus fällt erst in den Oktober 1770. — ³ Louis, Prinz von Rohan (1734—1803), Kardinal von Straßburg, bekannt aus der Halsbandgeschichte. — ⁴ Gebirgspass, 10 m breit, 4 km lang, 1728—37 erbaut.

Aublick gewährt. So gelangt man allmählich nach Pfalzburg, einer neueren Festung. Sie liegt auf einem mäßigen Hügel; die Werke sind elegant auf schwärzlichen Felsen von gleichem Gestein erbaut, die mit Kalk weiß ausgestrichenen Fugen bezeichnen genau die Größe der Quadern und geben von der reinlichen Arbeit ein auffallendes Zeugnis. Den Ort selbst fanden wir, wie sich's für eine Festung geziemt, regelmäßig, von Steinen gebaut, die Kirche geschmackvoll. Als wir durch die Straßen wandelten — es war Sonntags früh um neun — hörten wir Musik; man walzte schon im Wirtshause nach Herzenslust, und da sich die Einwohner durch die große Teuerung, ja durch die drohende Hungerstot in ihrem Vergnügen nicht irre machen ließen, so ward auch unser jugendlicher Frohsinn keineswegs getrübt, als uns der Bäcker einiges Brot auf die Reise versagte und uns in den Gasthof verwies, wo wir es allenfalls an Ort und Stelle verzehren dürften.

Sehr gern ritten wir nun wieder die Steige hinab, um dieses architektonische Wunder zum zweiten Male anzustaunen und uns der erquickenden Aussicht über das Elsaß nochmals zu erfreuen. Wir gelangten bald nach Buchsweiler, wo uns Freund Weyland eine gute Aufnahme vorbereitet hatte. Dem frischen jugendlichen Sinne ist der Zustand einer kleinen Stadt sehr gemäß; die Familienverhältnisse sind näher und fühlbarer, das Hauswesen, das zwischen läßlicher Amtsbeschäftigung, städtischem Gewerbe, Feld- und Gartenbau mit mäßiger Thätigkeit sich hin und wieder bewegt, läßt uns ein zu freundlicher Teilnahme, die Geselligkeit ist notwendig, und der Fremde befindet sich in den beschränkten Kreisen sehr angenehm, wenn ihn nicht etwa die Mißhelligkeiten der Einwohner, die an solchen Orten fühlbarer sind, irgendwo berühren. Dieses Städtchen war der Hauptplatz der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, dem Landgrafen von Darmstadt unter französischer Hoheit gehörig. Eine dasselbst angestellte Regierung und Kammer machten den Ort zum bedeutenden Mittelpunkt eines sehr schönen und wünschenswerten fürstlichen Besitzes. Wir vergaßen leicht die ungleichen Straßen, die unregelmäßige Bauart des Orts, wenn wir heraustraten, um das alte Schloß und die an einem Hügel vortreff-

lich angelegten Gärten zu beschauen. Mancherlei Lustwäldchen, eine zahme und wilde Fasanerie und die Reste mancher ähnlichen Anstalten zeigten, wie angenehm diese kleine Residenz ehemals müsse gewesen sein.

5 Doch alle diese Betrachtungen übertraf der Anblick, wenn man von dem nahegelegenen Baisberg¹ die völlig paradiesische Gegend überschaute. Diese Höhe, ganz aus verschiedenen Muscheln zusammengehäuft, machte mich zum ersten Male auf solche Dokumente der Vorwelt aufmerksam; ich hatte sie noch
10 niemals in so großer Masse beisammen gesehen. Doch wendete sich der schaulustige Blick bald ausschließlich in die Gegend. Man steht auf dem letzten Vorgebirge nach dem Lande zu; gegen Norden liegt eine fruchtbare, mit kleinen Wäldchen durchzogene Fläche, von einem ernsten Gebirge begrenzt, das sich
15 gegen Abend nach Zabern hin erstreckt, wo man den bischöflichen Palast und die eine Stunde davon liegende Abtei St. Johann deutlich erkennen mag. Von da verfolgt das Auge die immer mehr schwindende Bergkette der Vogesen bis nach Süden hin. Wendet man sich gegen Nordost, so sieht man das Schloß Lichtenberg auf einem Felsen, und gegen Südost hat das Auge die unendliche Fläche des Elsaßes zu durchforschen, die sich in immer mehr
20 abduftenden Landschaftsgründen dem Gesicht entzieht, bis zuletzt die schwäbischen Gebirge² schattenweis in den Horizont verfließen.

Schon bei meinen wenigen Wanderungen durch die Welt
25 hatte ich bemerkt, wie bedeutend es sei, sich auf Reisen nach dem Laufe der Wasser zu erkundigen, ja bei dem kleinsten Bache zu fragen, wohin er denn eigentlich laufe. Man erlangt dadurch eine Übersicht von jeder Flußregion, in der man eben befangen ist, einen Begriff von den Höhen und Tiefen, die aufeinander
30 Bezug haben, und windet sich am sichersten an diesen Leitfäden, welche sowohl dem Anschauen als dem Gedächtnis zu Hülfe kommen, aus geologischem und politischem Ländergewirre. In dieser Betrachtung nahm ich feierlichen Abschied von dem teuren Elsaß, da wir uns den andern Morgen nach Lothringen zu
35 wenden gedachten.

¹ Baisberg. — ² Der Schwarzwald.

Der Abend¹ ging hin in vertraulichen Gesprächen, wo man sich über eine unerfreuliche Gegenwart durch Erinnerung an eine bessere Vergangenheit zu erheitern suchte. Vor allem andern war hier wie im ganzen Ländchen der Name des letzten Grafen Reinhard² von Hanau in Segen, dessen großer Verstand · 5 und Tüchtigkeit in allem seinem Thun und Lassen hervortrat, und von dessen Dasein noch manches schöne Denkmal übrig geblieben war. Solche Männer haben den Vorzug, doppelte Wohlthäter zu sein, einmal für die Gegenwart, die sie beglücken, und sodann für die Zukunft, deren Gefühl und Mut sie nähren und 10 anfrecht erhalten.

Als wir nun uns nordwestwärts in das Gebirg wendeten und bei Kückstein, einem alten Bergschloß in einer sehr hügelvollen Gegend, vorbeizogen und in die Region der Saar und Mosel hinabstiegen, fing der Himmel an sich zu trüben, als 15 wollte er uns den Zustand des rauheren Westreiches³ noch fühlbarer machen. Das Thal der Saar, wo wir zuerst Bockenheim, einen kleinen Ort, antrafen und gegenüber Neusaarwerden, gut gebaut, mit einem Lustschloß, erblickten, ist zu beiden Seiten von Bergen begleitet, die traurig heißen könnten, wenn nicht an ihrem 20 Fuß eine unendliche Folge von Wiesen und Matten, die „Hühnau“⁴ genannt, sich bis Saaraalbe und weiter hin unübersehlich erstreckte. Große Gebäude eines ehemaligen Gestützes der Herzoge von Lothringen ziehen hier den Blick an; sie dienen gegenwärtig, zu solchen Zwecken freilich sehr wohl gelegen, als Meierei. Wir 25 gelangten über Saargemünd nach Saarbrück⁵, und diese kleine Residenz⁶ war ein lichter Punkt in einem so felsig walddigen Lande. Die Stadt, klein und hügelig, aber durch den letzten Fürsten wohl ausgeziert, macht sogleich einen angenehmen Eindruck, weil die Häuser alle grauweiß angestrichen sind und die verschiedene 30 Höhe derselben einen mannigfaltigen Anblick gewährt. Mitten auf einem schönen, mit ansehnlichen Gebäuden umgebenen Platze steht die lutherische Kirche, in einem kleinen, aber dem Ganzen

¹ In Buchsweller. — ² Johann Reinhard III., Graf von Hanau-Lichtenberg, lebte von 1665—1736; sein Nachfolger war sein Schwiegersohn, der oben (S. 218) genannte Landgraf Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt. — ³ Westlich von den Vogesen und dem Harzgebirge. — ⁴ Hohnau. — ⁵ Am 26. Juni. — ⁶ Von Nassau-Saarbrücken.

entsprechenden Maßstabe. Die Vorderseite des Schlosses liegt mit der Stadt auf ebenem Boden, die Hinterseite dagegen am Abhange eines steilen Felsens. Diesen hat man nicht allein terrassenweis abgearbeitet, um bequem in das Thal zu gelangen, sondern man hat sich auch unten einen länglich-viereckten Garten-
 5 platz durch Verdrängung des Flusses an der einen und durch Abschroten des Felsens an der andern Seite verschafft, worauf denn dieser ganze Raum erst mit Erde ausgefüllt und bepflanzt worden. Die Zeit dieser Unternehmung fiel in die Epoche, da man
 10 bei Gartenanlagen den Architekten zu Räte zog, wie man gegenwärtig das Auge des Landschaftsmalers zu Hülfe nimmt. Die ganze Einrichtung des Schlosses, das Kostbare und Angenehme, das Reiche und Zierliche, deuteten auf einen lebenslustigen Besizer, wie der verstorbene Fürst¹ gewesen war; der gegenwärtige²
 15 befand sich nicht am Orte. Präsident von Gündersode³ empfing uns aufs verbindlichste und bewirtete uns drei Tage, besser als wir es erwarten durften. Ich benutzte die mancherlei Bekanntschaften, zu denen wir gelangten, um mich vielseitig zu unterrichten. Das genufreiche Leben des vorigen Fürsten gab Stoff
 20 genug zur Unterhaltung, nicht weniger die mannigfaltigen Anstalten, die er getroffen, um Vorteile, die ihm die Natur seines Landes darbot, zu benutzen. Hier wurde ich nun eigentlich in das Interesse der Berggegenden eingeweiht und die Lust zu ökonomischen und technischen Betrachtungen, welche mich einen
 25 großen Teil meines Lebens beschäftigt haben, zuerst erregt. Wir hörten von den reichen Dutweiler Steinkohlengruben, von Eisen- und Maunwerken, ja sogar von einem brennenden Berge, und rüsteten uns, diese Wunder in der Nähe zu beschauen.

Nun zogen wir durch waldige Gebirge, die demjenigen, der
 30 aus einem herrlichen, fruchtbaren Lande kommt, wüst und traurig erscheinen müssen, und die nur durch den innern Gehalt ihres Schoßes uns anziehen können. Kurz hintereinander wurden wir mit einem einfachen und einem komplizierten Maschinenwerke bekannt, mit einer Sensenschmiede und einem Drahtzug. Wenn

¹ Der Fürst Friedrich Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken, gestorben 1768. — ² Fürst Ludwig. — ³ Marg, Freiherr von Gündersode (1730 bis 1777), Wittlieb des Hauses Limpurg in Frankfurt a. M.

man sich an jener schon erfreut, daß sie sich an die Stelle gemeiner Hände setzt, so kann man diesen nicht genug bewundern, indem er in einem höheren organischen Sinne wirkt, von dem Verstand und Bewußtsein kaum zu trennen sind. In der Maanhütte erkundigten wir uns genau nach der Gewinnung und Reinigung dieses so nötigen Materials, und als wir große Haufen eines weißen, fetten, lockeren, erdigen Wesens bemerkten und dessen Nutzen erforschten, antworteten die Arbeiter lächelnd, es sei der Schaum, der sich beim Maanfieden oben auf werfe und den Herr Stauf sammeln lasse, weil er denselben gleichfalls hoffe zu Gute zu machen. — „Lebt Herr Stauf¹ noch?“ rief mein Begleiter² verwundert aus. Man bejahte es und versicherte, daß wir nach unserm Reiseplan nicht weit von seiner einsamen Wohnung vorbeikommen würden.

Unser Weg ging nunmehr an den Rinnen hinauf, in welchen das Maanwasser heruntergeleitet wird, und an dem vornehmsten Stollen vorbei, den sie die „Sandgrube“ nennen, woraus die berühmten Dutweiler Steinkohlen gezogen werden. Sie haben, wenn sie trocken sind, die blaue Farbe eines dunkel angelaufenen Stahls, und die schönste Irisfolge spielt bei jeder Bewegung über die Oberfläche hin. Die finsternen Stollenschlünde zogen uns jedoch um so weniger an, als der Gehalt derselben reichlich um uns her ausgeschüttet lag. Nun gelangten wir zu offenen Gruben, in welchen die gerösteten Maanschiefer ausgelaut werden, und bald darauf überraschte uns, obgleich vorbereitet, ein seltsames Begegnis. Wir traten in eine Klamme und fanden uns in der Region des brennenden Berges. Ein starker Schwefelgeruch umzog uns; die eine Seite der Höhle war nahezu glühend, mit rötlichem, weißgebranntem Stein bedeckt; ein dicker Dampf stieg aus den Klunfen³ hervor, und man fühlte die Hitze des Bodens auch durch die starken Sohlen. Ein so zufälliges Ereignis, denn man weiß nicht, wie diese Strecke sich entzündete, gewährt der Maanfabrikation den großen Vorteil, daß die Schiefer, woraus die Oberfläche des Berges besteht, vollkommen geröstet daliegen

¹ Nach dem Sulzbacher Kirchenbuch hieß er Staubi. — ² Weyland; Engelbach, der in Saarbrücken zu Hause war, war dort geblieben (vgl. auch unten, S. 461, Z. 28). — ³ Spalte. Das Wort ist nur mundartlich erhalten.

- und nur kurz und gut ausgelaugt werden dürfen. Die ganze Klamme war entstanden, daß man nach und nach die calcinirten Schiefer abgeräumt und verbraucht hatte. Wir kletterten aus dieser Tiefe hervor und waren auf dem Gipfel des Berges.
- 5 Ein anmutiger Buchenwald umgab den Platz, der auf die Höhle folgte und sich ihr zu beiden Seiten verbreitete. Mehrere Bäume standen schon verdorrt, andere welkten in der Nähe von andern, die, noch ganz frisch, jene Blut nicht ahneten, welche sich auch ihren Wurzeln bedrohend näherte.
- 10 Auf dem Platze dampften verschiedene Öffnungen, andere hatten schon ausgeraucht, und so glomm dieses Feuer bereits zehn Jahre durch alte verbrochene Stollen und Schächte, mit welchen der Berg unterminirt ist. Es mag sich auch auf Klüften durch frische Kohlenlager durchziehen; denn einige hundert
- 15 Schritte weiter in den Wald gedachte man bedeutende Merkmale von ergiebigen Steinkohlen zu verfolgen; man war aber nicht weit gelangt, als ein starker Dampf den Arbeitern entgegenrang und sie vertrieb. Die Öffnung ward wieder zugeworfen; allein wir fanden die Stelle noch ranchend, als wir
- 20 daran vorbei den Weg zur Residenz unseres einsiedlerischen Chemikers verfolgten. Sie liegt zwischen Bergen und Wäldern; die Thäler nehmen daselbst sehr mannigfaltige und angenehme Krümmungen, ringsumher ist der Boden schwarz und kohlenartig, die Lager gehen häufig zu Tage aus. Ein Kohlenphilosoph — Philosophus per ignem¹, wie man sonst sagte — hätte sich wohl nicht schicklicher ansiedeln können.

Wir traten vor ein kleines, zur Wohnung nicht übel dienliches Haus und fanden Herrn Stauf, der meinen Freund sogleich erkannte und mit Klagen über die neue Regierung empfang.

30 Freilich konnten wir aus seinen Reden vermerken, daß das Mannwerk sowie manche andere wohlgemeinte Anstalt wegen äußerer, vielleicht auch innerer Umstände die Unkosten nicht trage, und was dergleichen mehr war. Er gehörte unter die Chemiker jener Zeit, die, bei einem innigen Gefühl dessen, was mit

35 Naturprodukten alles zu leisten wäre, sich in einer abstrusen Be-

¹ Bezeichnung für den Alchemisten und Chemiker.

trachtung von Kleinigkeiten und Nebensachen gefielen und bei unzulänglichen Kenntnissen nicht fertig genug dasjenige zu leisten verstanden, woraus eigentlich ökonomischer und merkantilischer Vorteil zu ziehen ist. So lag der Nutzen, den er sich von jenem Scham ver sprach, sehr im Weiten; so zeigte er nichts als einen Kuchen Salmiak, den ihm der brennende Berg geliefert hatte. 5

Bereitwillig und froh, seine Klagen einem menschlichen Ohre mitzuteilen, schleppte sich das hagere abgelebte Männchen in einem Schuh und einem Pantoffel mit herabhängenden, vergebens wiederholt von ihm herausgezogenen Strümpfen den Berg hinauf, wo die Harzhütte steht, die er selbst errichtet hat und nun mit großem Leidwesen verfallen sieht. Hier fand sich eine zusammenhangende Ofenreihe, wo Steinkohlen abgeschwefelt und zum Gebrauch bei Eisenwerken tauglich gemacht werden sollten; allein zu gleicher Zeit wollte man Öl und Harz auch zu Gute machen, ja sogar den Ruß nicht missen, und so unterlag den vielfachen Absichten alles zusammen. Bei Lebzeiten des vorigen Fürsten trieb man das Geschäft aus Liebhaberei, auf Hoffnung; jetzt fragte man nach dem unmittelbaren Nutzen, der nicht nachzuweisen war. 10 15 20

Nachdem wir unsern Adepten seiner Einsamkeit überlassen, eilten wir — denn es war schon spät geworden — der Friedrichsthaler Glashütte zu, wo wir eine der wichtigsten und wunderbarsten Werkthätigkeiten des menschlichen Kunstgeschickes im Vorübergehen kennen lernten. 25

Doch fast mehr als diese bedeutenden Erfahrungen interessierten uns junge Bursche einige lustige Abenteuer und bei einbrechender Finsternis unweit Neukirch¹ ein überraschendes Feuerwerk. Denn wie vor einigen Nächten an den Ufern der Saar leuchtende Wolken Johanniswürmer zwischen Fels und Busch um uns schwebten, so spielten uns nun die funkenwerfenden Essen ihr lustiges Feuerwerk entgegen. Wir betraten bei tiefer Nacht die im Thalgrunde liegenden Schmelzhütten und vergnügten uns an dem seltsamen Halbdunkel dieser Bretterhöhlen, die nur durch des glühenden Ofens geringe Öffnung kümmerlich erleuchtet 30 35

¹ Neunkirchen.

werden. Das Geräusch des Wassers und der von ihm getriebenen Blasbälge, das fürchterliche Säusen und Pfeifen des Windstroms, der, in das geschmolzene Erz wüthend, die Ohren betäubt und die Sinne verwirrt, trieb uns endlich hinweg, um in Neukirch einzukehren, das an dem Berg hinaufgebaut ist.

Aber ungeachtet aller Mannigfaltigkeit und Unruhe des Tags konnte ich hier noch keine Rast finden. Ich überließ meinen Freund einem glücklichen Schlafe und suchte das höher gelegene Jagdschloß. Es blickt weit über Berg und Wälder hin, deren Umrisse nur an dem heitern Nachthimmel zu erkennen, deren Seiten und Tiefen aber meinem Blick undurchdringlich waren. So leer als einsam stand das wohlerhaltene Gebäude; kein Kastellan, kein Jäger war zu finden. Ich saß vor den großen Glashüren auf den Stufen, die um die ganze Terrasse hergehn. Hier, mitten im Gebirg, über einer waldbewachsenen finsternen Erde, die gegen den heitern Horizont einer Sommernacht nur noch finsterner erschien, das brennende Sterngewölbe über mir, saß ich an der verlassenem Stätte lange mit mir selbst und glaubte niemals eine solche Einsamkeit empfunden zu haben. Wie lieblich überraschte mich daher aus der Ferne der Ton von einem Paar Waldhörnern, der auf einmal wie ein Balsamduft die ruhige Atmosphäre belebte. Da erwachte in mir das Bild eines holden Wesens¹, das vor den bunten Gestalten dieser Reisetage in den Hintergrund gewichen war, es enthüllte sich immer mehr und mehr und trieb mich von meinem Platze nach der Herberge, wo ich Anstalten traf, mit dem frühsten abzureisen.

Der Rückweg wurde nicht benutzt wie der Hertweg. So eilten wir durch Zweibrücken, das, als eine schöne und merkwürdige Residenz², wohl auch unsere Aufmerksamkeit verdient hätte. Wir warfen einen Blick auf das große einfache Schloß, auf die weitläufigen, regelmäßig mit Lindenstämmen bepflanzen, zum Dresfieren der Parforcepferde wohleingerichteten Esplanaden, auf die großen Ställe, auf die Bürgerhäuser, welche der Fürst baute, um sie auszuspielen³ zu lassen. Alles dieses sowie Kleidung und Betragen der Einwohner, besonders der Frauen und Mädchen,

¹ Friederike Brion in Sesenheim. In Wirklichkeit kannte er sie noch nicht. — ² Von Pfalz-Zweibrücken. — ³ Versteigern.

deutete auf ein Verhältniß in die Ferne und machte den Bezug auf Paris anschaulich, dem alles Oberrheinische seit geraumer Zeit sich nicht entziehen konnte. Wir besuchten auch den vor der Stadt liegenden herzoglichen Keller, der weitläufig ist, mit großen und künstlichen Fässern versehen. Wir zogen weiter und fanden das Land zuletzt wie im Saarbrückischen. Zwischen wilden und rauhen Bergen wenig Dörfer; man verlernt hier, sich nach Getreide umzusehen. Den Hornbach zur Seite stiegen wir nach Bitsch, das an dem bedeutenden Plaze liegt, wo die Gewässer sich scheiden, und ein Teil in die Saar, ein Teil dem Rheine zufällt; diese letztern sollten uns bald nach sich ziehen. Doch konnten wir dem Städtchen Bitsch, das sich sehr malerisch um einen Berg herumschlingt, und der oben liegenden Festung unsere Aufmerksamkeit nicht versagen. Diese ist theils auf Felsen gebaut, theils in Felsen gehauen. Die unterirdischen Räume sind besonders merkwürdig; hier ist nicht allein hinreichender Platz zum Aufenthalt einer Menge Menschen und Vieh, sondern man trifft sogar große Gewölbe zum Exerzieren, eine Mühle, eine Kapelle und was man unter der Erde sonst fordern könnte, wenn die Oberfläche beunruhigt würde.

Den hinabstürzenden Bächen folgten wir nunmehr durchs Bärenthal. Die dicken Wälder auf beiden Höhen sind unbenutzt. Hier faulen Stämme zu Tausenden übereinander, und junge Sprößlinge keimen in Unzahl auf halbvermoderten Vorfahren. Hier kam uns durch Gespräche einiger Fußbegleiter der Name von Dieterich¹ wieder in die Ohren, den wir schon öfter in diesen Waldgegenden ehrenvoll hatten aussprechen hören. Die Thätigkeit und Gewandtheit dieses Mannes, sein Reichthum, die Benutzung und Anwendung desselben, alles erschien im Gleichgewicht; er konnte sich mit Recht des Erworbenen erfreuen, das er vermehrte, und das Verdiente genießen, das er sicherte. Je mehr ich die Welt sah, je mehr erfreute ich mich außer den allgemein berühmten Namen auch besonders an denen, die in einzelnen Gegenden mit Achtung und Liebe genannt wurden; und

¹ Dieterich, alte Straßburger Familie. Dominikus Dieterich (1620—1694) war Ammeister von Straßburg. Der hier genannte hieß Johann von Dieterich.

so erfuhr ich auch hier bei einiger Nachfrage gar leicht, daß von Dieterich früher als andre sich der Gebirgsschätze, des Eisens, der Kohlen und des Holzes, mit gutem Erfolg zu bedienen gewußt und sich zu einem immer wachsenden Wohlhaben herangearbeitet habe.

5 Niederbrunn¹, wohin wir gelangten, war ein neues Zeugnis hiervon. Er hatte diesen kleinen Ort den Grafen von Leiningen und andern Teilbesitzern abgekauft, um in der Gegend bedeutende Eisenwerke einzurichten.

10 Hier in diesen von den Römern schon angelegten Bädern umspülte mich der Geist des Altertums², dessen ehrwürdige Trümmer in Resten von Basreliefs und Inschriften, Säulenknäufen und =Schäften mir aus Bauerhöfen zwischen wirtschaftlichem Wust und Geräte gar wunderbar entgegenleuchteten.

So verehrte ich auch, als wir die nahe gelegene Wasenburg³
 15 bestiegen, an der großen Felsmaße, die den Grund der einen Seite ausmacht, eine gut erhaltene Inschrift⁴, die dem Merkur ein dankbares Gelübb' abstattet. Die Burg selbst liegt auf dem letzten Berge von Bitsch her gegen das Land zu. Es sind die Ruinen eines deutschen, auf römische Reste gebauten Schlosses.
 20 Von dem Turm überfah man abermals das ganze Elsaß, und des Münsters deutliche Spitze bezeichnete die Lage von Straßburg. Zunächst jedoch verbreitete sich der große Hagenauer Forst, und die Türme dieser Stadt ragten dahinter ganz deutlich hervor. Dorthin wurde ich gezogen. Wir ritten durch
 25 Reichshofen, wo von Dieterich ein bedeutendes Schloß erbauen ließ, und nachdem wir von den Hügeln bei Niedermodern den angenehmen Lauf des Modersflüßchens am Hagenauer Wald her betrachtet hatten, ließ ich meinen Freund bei einer lächerlichen Steinkohlengrubenvisitation, die zu Duttweiler freilich etwas
 30 ernsthafter würde gewesen sein, und ritt durch Hagenau, auf Nichtwegen, welche mir die Neigung schon andeutete, nach dem geliebten Seseenheim⁵.

¹ Niederbrunn. — ² Vgl. das Goethische Gedicht „Der Wanderer“ (Vb. 2) und unsere Erläuterung dazu. — ³ Zwischen Nieder- und Oberbrunn. — ⁴ Vgl. die Anmerkung am Schluß dieses Bandes. — ⁵ In Wirklichkeit ritt Goethe damals nicht nach Seseenheim, sondern nach Straßburg zurück. Er hat Seseenheim und Frieberke erst im Oktober 1770 kennen gelernt. Gleich nach der Rückkehr beschäftigte er sich mit seinem Examen. Am 27. September 1770 war es beendet.

Dem jene sämtlichen Ausichten in eine wilde Gebirgs-
 gegend und sodann wieder in ein heiteres, fruchtbares, fröh-
 liches Land konnten meinen innern Blick nicht fesseln, der auf
 einen liebenswürdigen, anziehenden Gegenstand gerichtet war.
 Auch diesmal erschien mir der Herweg reizender als der Hin- 5
 weg, weil er mich wieder in die Nähe eines Frauenzimmers
 brachte, der ich von Herzen ergeben war, und welche so viel
 Achtung als Liebe verdiente. Mir sei jedoch, ehe ich meine
 Freunde zu ihrer ländlichen Wohnung führe, vergönnt, eines
 Umstandes zu erwähnen, der sehr viel beitrug, meine Neigung 10
 und die Zufriedenheit, welche sie mir gewährte, zu beleben und
 zu erhöhen.

Wie sehr ich in der neuern Litteratur zurück sein mußte, läßt
 sich aus der Lebensart schließen, die ich in Frankfurt geführt,
 aus den Studien, denen ich mich gewidmet hatte, und mein 15
 Aufenthalt in Straßburg konnte mich darin nicht fördern. Nun
 kam Herder und brachte neben seinen großen Kenntnissen noch
 manche Hülfsmittel und überdies auch neuere Schriften mit.
 Unter diesen kündigte er uns den „Landpriester von Wakefield“¹
 als ein fürtreffliches Werk an, von dem er uns die deutsche 20
 Uebersetzung durch selbsteigne Vorlesung bekannt machen wollte.

Seine Art zu lesen war ganz eigen; wer ihn predigen ge-
 hört hat, wird sich davon einen Begriff machen können. Er
 trug alles, und so auch diesen Roman, ernst und schlicht vor;
 völlig entfernt von aller dramatisch-mimischen Darstellung, 25
 vermied er sogar jene Mannigfaltigkeit, die bei einem epischen
 Vortrag nicht allein erlaubt ist, sondern wohl gefordert wird:
 eine geringe Abwechslung des Tons, wenn verschiedene Per-
 sonen sprechen, wodurch das, was eine jede sagt, herausgehoben
 und der Handelnde von dem Erzählenden abgefordert wird. 30
 Ohne monoton zu sein, ließ Herder alles in einem Ton hinter-
 einander folgen, eben als wenn nichts gegenwärtig, sondern alles
 nur historisch wäre, als wenn die Schatten dieser poetischen

¹ „The vicar of Wakefield“ von Oliver Goldsmith (1728—74), er-
 schienen 1766 in London. Die erste deutsche Ausgabe des Romans erschien 1767
 unter dem Titel: „Der Landpriester von Wakefield. Ein Märchen, das er selbst
 soll geschrieben haben. Aus dem Englischen“ (Weipzig 1767).

Wesen nicht lebhaft vor ihm wirkten, sondern nur sanft vorübergleiteten. Doch hatte diese Art des Vortrags aus seinem Munde einen unendlichen Reiz: denn weil er alles aufs tiefste empfand und die Mannigfaltigkeit eines solchen Werks hoch zu schätzen wußte, so trat das ganze Verdienst einer Produktion rein und um so deutlicher hervor, als man nicht durch scharf ausgesprochene Einzelheiten gestört und aus der Empfindung gerissen wurde, welche das Ganze gewähren sollte.

Ein protestantischer Landgeistlicher ist vielleicht der schönste Gegenstand einer modernen Idylle; er erscheint, wie Melchisedech¹, als Priester und König in einer Person. An den unschuldigsten Zustand, der sich auf Erden denken läßt, an den des Ackermanns, ist er meistens durch gleiche Beschäftigung sowie durch gleiche Familienverhältnisse geknüpft; er ist Vater, Haus- herr, Landmann und so vollkommen ein Glied der Gemeinde. Auf diesem reinen, schönen, irdischen Grunde ruht sein höherer Beruf; ihm ist übergeben, die Menschen ins Leben zu führen, für ihre geistige Erziehung zu sorgen, sie bei allen Hauptepochen ihres Daseins zu segnen, sie zu belehren, zu kräftigen, zu trösten und, wenn der Trost für die Gegenwart nicht ausreicht, die Hoffnung einer glücklicheren Zukunft heranzurufen und zu verbürgen. Denke man sich einen solchen Mann, mit rein menschlichen Gesinnungen, stark genug, um unter keinen Umständen davon zu weichen, und schon dadurch über die Menge erhaben, von der man Reinheit und Festigkeit nicht erwarten kann; gebe man ihm die zu seinem Amte nötigen Kenntnisse sowie eine heitere gleiche Thätigkeit, welche sogar leidenschaftlich ist, indem sie keinen Augenblick versäumt, das Gute zu wirken — und man wird ihn wohl ausgestattet haben. Zugleich aber füge man die nötige Beschränktheit hinzu, daß er nicht allein in einem kleinen Kreise verharren, sondern auch allenfalls in einen kleineren übergehen möge; man verleihe ihm Gutmütigkeit, Verjöhnlichkeit, Standhaftigkeit und was sonst noch aus einem entschiedenen Charakter Lößliches hervorspringt, und über dies alles eine heitere Nachgiebigkeit und lächelnde Duldung eigner und

¹ Der Priesterkönig von Salem; vgl. 1. Mos. 14, 18.

fremder Fehler: so hat man das Bild unseres trefflichen Wakefield so ziemlich beisammen.

Die Darstellung dieses Charakters auf seinem Lebensgange durch Freuden und Leiden, das immer wachsende Interesse der Fabel, durch Verbindung des ganz Natürlichen mit dem Sonderbaren und Seltsamen, macht diesen Roman zu einem der besten, die je geschrieben worden; der noch überdies den großen Vorzug hat, daß er ganz sittlich, ja im reinen Sinne christlich ist, die Belohnung des guten Willens, des Beharrens bei dem Rechten darstellt, das unbedingte Zutrauen auf Gott bestätigt und den endlichen Triumph des Guten über das Böse beglaubigt, und dies alles ohne eine Spur von Frömmerei oder Pedantismus. Vor beiden hatte den Verfasser der hohe Sinn bewahrt, der sich hier durchgängig als Ironie zeigt, wodurch dieses Werkchen uns ebenso weise als liebenswürdig entgegenkommen muß. Der Verfasser, Doktor Goldsmith, hat ohne Frage große Einsicht in die moralische Welt, in ihren Wert und in ihre Gebrechen; aber zugleich mag er nur dankbar anerkennen, daß er ein Engländer ist, und die Vorteile, die ihm sein Land, seine Nation darbietet, hoch anrechnen. Die Familie, mit deren Schilderung er sich beschäftigt, steht auf einer der letzten Stufen des bürgerlichen Behagens, und doch kommt sie mit dem Höchsten in Berührung; ihr enger Kreis, der sich noch mehr verengt, greift durch den natürlichen und bürgerlichen Lauf der Dinge in die große Welt mit ein; auf der reichen bewegten Woge des englischen Lebens schwimmt dieser kleine Kahn, und in Wohl und Weh hat er Schaden oder Hülfe von der ungeheuern Flotte zu erwarten, die um ihn hersegelt.

Ich kann voraussetzen, daß meine Leser dieses Werk kennen und im Gedächtnis haben; wer es zuerst hier nennen hört so wie der, welcher aufgeregt wird, es wieder zu lesen, beide werden mir danken. Für jene bemerke ich nur im Vorübergehen, daß des Landgeistlichen Hausfrau von der thätigen guten Art ist, die es sich und den Ihrigen an nichts fehlen läßt, aber auch dafür auf sich und die Ihrigen etwas einbildisch ist. Zwei Töchter, Olive, schön und mehr nach außen, Sophie, reizend und mehr nach innen gesinnt; einen fleißigen, dem Vater nach-

eifernden, etwas herben Sohn, Moses, will ich zu nennen nicht unterlassen.

Wenn Herder bei seiner Vorlesung eines Fehlers beschuldigt werden konnte, so war es der Ungeduld; er wartete nicht ab, bis der Zuhörer einen gewissen Teil des Verlaufs vernommen und gefaßt hätte, um richtig dabei empfinden und gehörig denken zu können; voreilig wollte er sogleich Wirkungen sehen, und doch war er auch mit diesen unzufrieden, wenn sie hervortraten. Er tadelte das Übermaß von Gefühl, das bei mir von Schritt zu Schritt mehr überfloß. Ich empfand als Mensch, als junger Mensch; mir war alles lebendig, wahr, gegenwärtig. Er, der bloß Gehalt und Form beachtete, sah freilich wohl, daß ich vom Stoff überwältigt ward, und das wollte er nicht gelten lassen. Peglows¹ Reflexionen zunächst, die nicht von den feinsten waren, wurden noch übler aufgenommen; besonders aber erzürnte er sich über unsern Mangel an Scharfsinn, daß wir die Kontraste, deren sich der Verfasser oft bedient, nicht voraussehen, uns davon rühren und hinreißen ließen, ohne den öfters wiederkehrenden Kunstgriff zu merken. Daß wir aber gleich zu Anfang, wo Burchell, indem er bei einer Erzählung aus der dritten Person in die erste übergeht, sich zu verraten im Begriff ist, daß wir nicht gleich eingesehen oder wenigstens gemutmaßt hatten, daß er der Lord, von dem er spricht, selbst sei, verzieh er uns nicht, und als wir zuletzt bei Entdeckung und Verwandlung des armen kümmerlichen Wanderers in einen reichen, mächtigen Herrn uns kindlich freuten, rief er erst jene Stelle zurück, die wir nach der Absicht des Autors überhört hatten, und hielt über unsern Stumpfsinn eine gewaltige Strafpredigt. Man sieht hieraus, daß er das Werk bloß als Kunstprodukt ansah und von uns das gleiche verlangte, die wir noch in jenen Zuständen wandelten, wo es wohl erlaubt ist, Kunstwerke wie Naturerzeugnisse auf sich wirken zu lassen.

Ich ließ mich durch Herders Invektiven keineswegs irre machen; wie denn junge Leute das Glück oder Unglück haben, daß, wenn einmal etwas auf sie gewirkt hat, diese Wirkung in

¹ Vgl. oben, S. 443.

ihnen selbst verarbeitet werden muß, woraus denn manches Gute sowie manches Unheil entsteht. Gedachtes Werk hatte bei mir einen großen Eindruck zurückgelassen, von dem ich mir selbst nicht Rechenschaft geben konnte; eigentlich fühlte ich mich aber in Übereinstimmung mit jener ironischen Gesinnung, die sich über die Gegenstände, über Glück und Unglück, Gutes und Böses, Tod und Leben erhebt und so zum Besitz einer wahrhaft poetischen Welt gelangt. Freilich konnte dieses nur später bei mir zum Bewußtsein kommen, genug, es machte mir für den Augenblick viel zu schaffen; keineswegs aber hätte ich erwartet, alsobald aus dieser fingierten Welt in eine ähnliche wirkliche veretzt zu werden.

Mein Tischgenosse Weyland, der sein stilles, fleißiges Leben dadurch erheiterte, daß er, aus dem Elsaß gebürtig, bei Freunden und Verwandten in der Gegend von Zeit zu Zeit einsprach, leistete mir auf meinen kleinen Exkursionen manchen Dienst, indem er mich in verschiedenen Ortschaften und Familien theils persönlich, theils durch Empfehlungen einführte. Dieser hatte mir öfters von einem Landgeistlichen gesprochen, der nahe bei Drusenheim, sechs Stunden von Straßburg, im Besitz einer guten Pfarre mit einer verständigen Frau und ein paar liebenswürdigen Töchtern lebe. Die Gastfreiheit und Anmut dieses Hauses ward immer dabei höchlich gerühmt. So viel bedurfte es kaum, um einen jungen Ritter anzureizen, der sich schon angewöhnt hatte, alle abzumüßigenden Tage und Stunden zu Pferde und in freier Luft zuzubringen. Also entschlossen wir uns auch zu dieser Partie¹, wobei mir mein Freund versprechen mußte, daß er bei der Einführung weder Gutes noch Böses von mir sagen, überhaupt aber mich gleichgültig behandeln wolle, sogar erlauben, wo nicht schlecht, doch etwas ärmlich und nachlässig gekleidet zu erscheinen. Er willigte darein und versprach sich selbst einigen Spaß davon.

Es ist eine verzeihliche Grille bedeutender Menschen, ge-

¹ Es ist also ein besonderer Auszug. Widerspruch gegen S. 465, Z. 30 f., und S. 466, Z. 9 ff., wo Goethe sagt, daß er Weyland im Sagenauer Wald zurückgelassen habe, allein nach Eesenheim geritten und diesen Besuch der ihm schon bekannten Familie Brion schildern wolle. Vgl. Anmerkung zu S. 465. Hier schildert er den ersten Besuch, der in Wirklichkeit kurz vor Mitte October 1770 geschah.

legentlich einmal äußere Vorzüge ins Verborgene zu stellen, um den eignen innern menschlichen Gehalt desto reiner wirken zu lassen; deswegen hat das Inkognito der Fürsten und die daraus entspringenden Abenteuer immer etwas höchst Angenehmes: 5 es erscheinen verkleidete Gottheiten, die alles Gute, was man ihrer Persönlichkeit erweist, doppelt hoch anrechnen dürfen und im Fall sind, das Unerfreuliche entweder leicht zu nehmen oder ihm ausweichen zu können. Daß Jupiter bei Philemon und Baucis¹, Heinrich IV. nach einer Jagdpartie unter seinen 10 Bauern² sich in ihrem Inkognito wohlgefallen, ist ganz der Natur gemäß, und man mag es gern; daß aber ein junger Mensch ohne Bedeutung und Namen sich einsallen läßt, aus dem Inkognito einiges Vergnügen zu ziehen, möchte mancher für einen unverzeihlichen Hochmut auslegen. Da aber hier die Rede nicht 15 ist von Gesinnungen und Handlungen, inwiefern sie lobens- oder tadelnswürdig, sondern wiefern sie sich offenbaren und er eignen können, so wollen wir für diesmal, unserer Unterhaltung zuliebe, dem Jüngling seinen Dünkel verzeihen, um so mehr, als ich hier anführen muß, daß von Jugend auf in mir eine Lust, 20 mich zu verkleiden, selbst durch den ernststen Vater erregt worden.

Auch diesmal hatte ich mich, theils durch eigne ältere, theils durch einige geborgte Kleidungsstücke und durch die Art, die Haare zu kämmen, wo nicht entstellte, doch wenigstens so wunderlich zugestutzt, daß mein Freund unterwegs sich des Lachens 25 nicht erwehren konnte, besonders wenn ich Haltung und Gebärde solcher Figuren, wenn sie zu Pferde sitzen, und die man lateinische Reiter³ nennt, vollkommen nachzuahmen wußte. Die schöne Chaussee, das herrlichste Wetter und die Nähe des Rheins gaben uns den besten Humor. In Drusenheim⁴ hielten wir einen 30 Augenblick an, er, um sich nett zu machen, und ich, um mir meine Rolle zurückzurufen, aus der ich gelegentlich zu fallen

¹ Das alte aus Ovids „Metamorphosen“ bekannte Ehepaar in Phrygien, das trotz großer Armut Jupiter und Merkur gastlich aufnahm. — ² Anspielung auf das Lieberspiel von Weiße: „Die Jagd“ (1770), eine Bearbeitung des französischen Lustspiels „Partie de chasse de Henri IV“ von Charles Collé (1700—83). —

³ Wohl nach der italienischen Lebensart „fare il latino a cavallo“, die sich bei Benedetto Varchi findet in der Bedeutung „fare una cosa per forza“, d. h. eine Sache gewaltsam ausführen, man mag können und wollen oder nicht. — ⁴ Fünf Kilometer von Esenheim.

jürchtete. Die Gegend hier hat den Charakter des ganz freien ebenen Elsasses. Wir ritten einen anmutigen Fußpfad über Wiesen, gelangten bald nach Eesenheim¹, ließen unsere Pferde im Wirthshause und gingen gelassen nach dem Pfarrhose. — „Laß dich“, sagte Weyland², indem er mir das Haus von weitem zeigte, „nicht irren, daß es einem alten und schlechten Bauernhause ähnlich sieht; inwendig ist es desto jünger.“ — Wir traten in den Hof; das Ganze gefiel mir wohl, denn es hatte gerade das, was man malerisch nennt, und was mich in der niederländischen Kunst so zauberisch angesprochen hatte. 10 Jene Wirkung war gewaltig sichtbar, welche die Zeit über alles Menschenwerk ausübt. Haus und Scheune und Stall befanden sich in dem Zustande des Verfalls gerade auf dem Punkte, wo man unschlüssig, zwischen Erhalten und Neuaufrichten zweifelhaft, das eine unterläßt, ohne zu dem andern gelangen zu können. 15

Alles war still und menschenleer, wie im Dorfe, so im Hofe. Wir fanden den Vater³, einen kleinen, in sich gefehrten, aber doch freundlichen Mann, ganz allein, denn die Familie war auf dem Felde. Er hieß uns willkommen, bot uns eine Erfrischung an, die wir ablehnten. Mein Freund eilte, die Frauenzimmer aufzuzsuchen, und ich blieb mit unserem Wirt allein. — „Sie wundern sich vielleicht“, sagte er, „daß Sie mich in einem reichen Dorfe und bei einer einträglichem Stelle so schlecht quartiert finden; das kommt aber“, fuhr er fort, „von der Unentschlossenheit. Schon lange ist mir's von der Gemeinde, ja von den oberen 25 Stellen zuge sagt, daß das Haus neu aufgerichtet werden soll; mehrere Risse sind schon gemacht, geprüft, verändert, keiner ganz verworfen und keiner ausgeführt worden. Es hat so viele Jahre gedauert, daß ich mich vor Ungeduld kaum zu fassen weiß.“ — Ich erwiderte ihm, was ich für schicklich hielt, um seine Hoff- 30nung zu nähren und ihn aufzumuntern, daß er die Sache stärker betreiben möchte. Er fuhr darauf fort, mit Vertrauen die Personen zu schildern, von denen solche Sachen abhängen, und

¹ Fünf Meilen nordöstlich von Straßburg, jetzt an der Eisenbahn Straßburg-Lauterburg. — ² Er war ein Verwandter der Frau Orion, s. oben, S. 455, Anmerk. 1. — ³ Johann Jakob Orion (1717—87), stammt aus Straßburg, wo er auch studiert hatte. Nachdem er längere Zeit Hilfsgeistlicher gewesen, wurde er 1743 Pfarrer in Neberröbern und 1760 in Eesenheim.

obgleich er kein sonderlicher Charakterzeichner war, so konnte ich doch recht gut begreifen, wie das ganze Geschäft stocken mußte. Die Vertraulichkeit des Mannes hatte was Cignes; er sprach zu mir, als wenn er mich zehen Jahre gekannt hätte, ohne daß
 5 irgend etwas in seinem Blick gewesen wäre, woraus ich einige Aufmerksamkeit auf mich hätte mutmaßen können. Endlich trat mein Freund mit der Mutter¹ herein. Diese schien mich mit ganz andern Augen anzusehn. Ihr Gesicht war regelmäßig und der Ausdruck desselben verständig; sie mußte in ihrer Ju-
 10 gend schön gewesen sein. Ihre Gestalt war lang und hager, doch nicht mehr, als solchen Jahren geziemt; sie hatte vom Rücken her noch ein ganz jugendliches, angenehmes Ansehen. Die älteste Tochter² kam darauf lebhaft hereingestürmt; sie fragte nach Friedriken³, so wie die andern beiden auch nach ihr ge-
 15 fragt hatten. Der Vater versicherte, sie nicht gesehen zu haben, seitdem alle drei fortgegangen. Die Tochter fuhr wieder zur Thüre hinaus, um die Schwester zu suchen; die Mutter brachte uns einige Erfrischungen, und Weyland setzte mit den beiden Gatten das Gespräch fort, das sich auf lauter bewußte Personen
 20 und Verhältnisse bezog, wie es zu geschehn pflegt, wenn Bekannte nach einiger Zeit zusammenkommen, von den Gliedern eines großen Zirkels Erkundigung einziehen und sich wechselseitig berichten. Ich hörte zu und erfuhr nunmehr, wie viel ich mir von diesem Kreise zu versprechen hatte.

25 Die älteste Tochter kam wieder hastig in die Stube, unruhig, ihre Schwester nicht gefunden zu haben. Man war besorgt um sie und schalt auf diese oder jene böse Gewohnheit; nur der Vater sagte ganz ruhig: „Laßt sie immer gehn, sie kommt schon wieder!“ In diesem Augenblick trat sie wirklich
 30 in die Thür; und da ging fürwahr an diesem ländlichen Himmel ein allerliebster Stern auf. Beide Töchter trugen sich noch deutsch, wie man es zu nennen pflegte, und diese fast verdrängte

¹ Magdalena Salomea, geborne Schöll (1724—86), aus Straßburg, verheiratete sich 1743. — ² Maria Salomea (geboren 1749, verheiratete sich 1782 mit dem Pfarrer Mary in Diersburg), bei Goethe Olivia genannt. Eine ältere Tochter, Katharine Magdalena (1747—72), war seit 1766 in Eichstetten verheiratet. — ³ Friederike Elisabeth (1751 oder 1752—1813). Ihre jüngere Schwester Jakobea Sophie wird von Goethe nicht erwähnt.

Nationaltracht kleidete Friedriken besonders gut. Ein kurzes weißes rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die nettsten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben; ein knappes weißes Mieder und eine schwarze Taffetschürze — so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin. 5
Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Büpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpf- 10
näschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arm, und so hatte ich das Vergnügen, sie beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmut und Lieblichkeit zu sehn und zu erkennen.

Ich fing nun an, meine Rolle mit Mäßigung zu spielen, halb beschämt, so gute Menschen zum besten zu haben, die zu 15
beobachten es mir nicht an Zeit fehlte, denn die Mädchen setzten jenes Gespräch fort und zwar mit Leidenschaft und Laune. Sämtliche Nachbarn und Verwandte wurden abermals vorgeführt, und es erschien meiner Einbildungskraft ein solcher Schwarm von Onkeln und Tanten, Vettern, Basen, Kommen- 20
den, Gehenden, Gevattern und Gästen, daß ich in der belebtesten Welt zu hausen glaubte. Alle Familienglieder hatten einige Worte mit mir gesprochen, die Mutter betrachtete mich jedesmal, so oft sie kam oder ging, aber Friedrike ließ sich zuerst mit mir in ein Gespräch ein, und indem ich umherliegende 25
Noten aufnahm und durchsah, fragte sie, ob ich auch spiele? Als ich es bejahte, ersuchte sie mich, etwas vorzutragen; aber der Vater ließ mich nicht dazu kommen, denn er behauptete, es sei schicklich, dem Gaste zuerst mit irgend einem Musikstück oder einem Liede zu dienen. 30

Sie spielte Verschiedenes mit einiger Fertigkeit, in der Art, wie man es auf dem Lande zu hören pflegt, und zwar auf einem Klavier, das der Schulmeister schon längst hätte stimmen sollen, wenn er Zeit gehabt hätte. Nun sollte sie auch ein Lied 35
singen, ein gewisses zärtlich-trauriges; das gelang ihr nun gar nicht. Sie stand auf und sagte lächelnd, oder vielmehr mit dem auf ihrem Gesicht immerfort ruhenden Zuge von heiterer Freude:

„Wenn ich schlecht finge, so kann ich die Schuld nicht auf das Klavier und den Schulmeister werfen; lassen Sie uns aber nur hinauskommen, dann sollen Sie meine Elssasser- und Schweizerliebchen hören, die klingen schon besser.“

5 Beim Abendessen beschäftigte mich eine Vorstellung, die mich schon früher überfallen hatte, dergestalt, daß ich nachdentlich und stumm wurde, obgleich die Lebhaftigkeit der ältern Schwester und die Anmut der jüngern mich oft genug aus meinen Betrachtungen schüttelten. Meine Bertwunderung war
10 über allen Ausdruck, mich so ganz lebhaftig in der Wakefield'schen Familie zu finden. Der Vater konnte freilich nicht mit jenem trefflichen Manne verglichen werden; allein wo gäbe es auch seinesgleichen! Dagegen stellte sich alle Würde, welche jenem Ehegatten eigen ist, hier in der Gattin dar. Man konnte
15 sie nicht ansehen, ohne sie zugleich zu ehren und zu scheuen. Man bemerkte bei ihr die Folgen einer guten Erziehung; ihr Betragen war ruhig, frei, heiter und einladend.

Hatte die ältere Tochter nicht die gerühmte Schönheit Olivien's¹, so war sie doch wohlgebaut, lebhaft und eher heftig; sie
20 zeigte sich überall thätig und ging der Mutter in allem an Handen. Friedriken an die Stelle von Primrosens Sophie¹ zu setzen, war nicht schwer; denn von jener ist wenig gesagt, man gibt nur zu, daß sie liebenswürdig sei; diese war es wirklich. Wie nun dasselbe Geschäft, derselbe Zustand überall, wo er
25 vorkommen mag, ähnliche, wo nicht gleiche Wirkungen hervorbringt, so kam auch hier manches zur Sprache, es geschah gar manches, was in der Wakefield'schen Familie sich auch schon ereignet hatte. Als nun aber gar zuletzt ein längst angekündigter und von dem Vater mit Ungeduld erwarteter jüngerer Sohn²
30 ins Zimmer sprang und sich dreist zu uns setzte, indem er von den Gästen wenig Notiz nahm, so enthielt ich mich kaum, auszurufen: „Moses¹, bist du auch da!“

Die Unterhaltung bei Tische erweiterte die Ansicht jenes

¹ Olivia, Sophie und Moses, Gestalten aus dem „Landprediger von Wakefield“.

— ² Christian (1763—1817), studierte später Theologie, wurde 1786 Pfarradjunkt in Seseenheim; dann Pfarrer in verschiedenen Orten des Elssasses, zuletzt in Niederbronn und in Barr.

Land- und Familienkreises, indem von mancherlei lustigen Begebenheiten, die bald da, bald dort vorgefallen, die Rede war. Friedrike, die neben mir saß, nahm daher Gelegenheit, mir verschiedene Ortschaften zu beschreiben, die es wohl zu besuchen der Mühe wert sei. Da immer ein Geschichtchen das andere hervorrufte, so konnte ich nun auch mich desto besser in das Gespräch mischen und ähnliche Begebenheiten erzählen, und weil hiebei ein guter Landwein keineswegs geschont wurde, so stand ich in Gefahr, aus meiner Rolle zu fallen, weshalb der vorsichtigere Freund den schönen Mondschein zum Vorwand nahm und auf einen Spaziergang antrug, welcher denn auch sogleich beliebt wurde. Er bot der Ältesten den Arm, ich der Jüngsten, und so zogen wir durch die weiten Fluren, mehr den Himmel über uns zum Gegenstande habend als die Erde, die sich neben uns in der Breite verlor. Friedrikens Reden jedoch hatten nichts Mondscheinhaftes; durch die Klarheit, womit sie sprach, machte sie die Nacht zum Tage, und es war nichts darin, was eine Empfindung angedeutet oder erweckt hätte, nur bezogen sich ihre Äußerungen mehr als bisher auf mich, indem sie sowohl ihren Zustand als die Gegend und ihre Bekannten mir von der Seite vorstellte, wiewfern ich sie würde kennen lernen; denn sie hoffte, setzte sie hinzu, daß ich keine Ausnahme machen und sie wieder besuchen würde, wie jeder Fremde gern gethan, der einmal bei ihnen eingekehrt sei.

Es war mir sehr angenehm, stillschweigend der Schilderung zuzuhören, die sie von der kleinen Welt machte, in der sie sich bewegte, und von denen Menschen, die sie besonders schätzte. Sie brachte mir dadurch einen klaren und zugleich so liebenswürdigen Begriff von ihrem Zustande bei, der sehr wunderbarlich auf mich wirkte; denn ich empfand auf einmal einen tiefen Verdruß, nicht früher mit ihr gelebt zu haben, und zugleich ein recht peinliches neidisches Gefühl gegen alle, welche das Glück gehabt hatten, sie bisher zu umgeben. Ich paßte sogleich, als wenn ich ein Recht dazu gehabt hätte, genau auf alle ihre Schilderungen von Männern, sie mochten unter dem Namen von Nachbarn, Vettern oder Gevattern auftreten, und lenkte bald da, bald dorthin meine Vermutung; allein wie hätte ich

etwas entdecken sollen in der völligen Unbekanntschaft aller Verhältnisse. Sie wurde zuletzt immer redseliger und ich immer stiller. Es hörte sich ihr gar so gut zu, und da ich nur ihre Stimme vernahm, ihre Gesichtsbildung aber sowie die übrige
 5 Welt in Dämmerung schwebte, so war es mir, als ob ich in ihr Herz sähe, das ich höchst rein finden mußte, da es sich in so unbefangener Geschwägigkeit vor mir eröffnete.

Als mein Gefährte mit mir in das für uns zubereitete Gastzimmer gelangte, brach er sogleich mit Selbstgefälligkeit in
 10 behaglichen Scherz aus und that sich viel darauf zu gute, mich mit der Ähnlichkeit der Primrosischen Familie so sehr über-
 rascht zu haben. Ich stimmte mit ein, indem ich mich dankbar erwieß. — „Fürwahr“, rief er aus, „das Märchen ist ganz bei-
 15 sammen. Diese Familie vergleicht sich jener sehr gut, und der verkappte Herr da mag sich die Ehre anthun, für Herrn Burchell gelten zu wollen; ferner, weil wir im gemeinen Leben die Bösewichter nicht so nötig haben als in Romanen, so will ich für diesmal die Rolle des Neffen übernehmen, und mich besser
 20 aufführen als er.“ Ich verließ jedoch sogleich dieses Gespräch, so angenehm es mir auch sein mochte, und fragte ihn vor allen Dingen auf sein Gewissen, ob er mich wirklich nicht verraten habe. Er beteuerte nein! und ich durfte ihm glauben. „Sie hätten sich vielmehr“, sagte er, „nach dem lustigen Tischgesellen erkundigt, der in Straßburg mit ihm in einer Pension speise,
 25 und von dem man ihnen allerlei verkehrtes Zeug erzählt habe.“ Ich schritt nun zu andern Fragen: ob sie geliebt habe? ob sie liebe? ob sie versprochen sei? Er verneinte das alles. — „Fürwahr“, versetzte ich, „eine solche Heiterkeit von Natur aus ist mir unbegreiflich. Hätte sie geliebt und verloren und sich wieder
 30 gefaßt, oder wäre sie Braut, in beiden Fällen wollte ich es gelten lassen.“

So schwatzen wir zusammen tief in die Nacht, und ich war schon wieder munter, als es tagte. Das Verlangen, sie wieder-
 35 zusehen, schien unüberwindlich; allein indem ich mich anzog, erschrak ich über die verwünschte Garderobe, die ich mir so freventlich ausgesucht hatte. Je weiter ich kam, meine Kleidungsstücke anzulegen, desto niederträchtiger erschien ich mir; denn

alles war ja auf diesen Effekt berechnet. Mit meinen Haaren wär' ich allenfalls noch fertig geworden; aber wie ich mich zu-
legt in den geborgten, abgetragenen grauen Rock einzwängte
und die kurzen Ärmel mir das abgeschmackteste Ansehen gaben,
fiel ich desto entschiedener in Verzweiflung, als ich mich in einem
kleinen Spiegel nur teilweise betrachten konnte; da denn immer
ein Teil lächerlicher aussah als der andre. 5

Über dieser Toilette war mein Freund aufgewacht und
blickte mit der Zufriedenheit eines guten Gewissens und im Ge-
fühl einer freudigen Hoffnung für den Tag aus der gestopften
seidenen Decke. Ich hatte schon seine hübschen Kleider, wie sie
über den Stuhl hingen, längst beneidet, und wär' er von meiner
Taille gewesen, ich hätte sie ihm vor den Augen weggetragen,
mich draußen umgezogen und ihm meine verwünschte Hülle,
in den Garten eilend, zurückgelassen; er hätte guten Humor ge-
nug gehabt, sich in meine Kleider zu stecken, und das Märchen
wäre bei frühem Morgen zu einem lustigen Ende gelangt.
Daran war aber nun gar nicht zu denken, so wenig als wie an
irgend eine schickliche Vermittelung. In der Figur, in der mich
mein Freund für einen zwar fleißigen und geschickten, aber armen
Studiosen der Theologie ausgeben konnte, wieder vor Friedrichen
hinzutreten, die gestern abend an mein verkleidetes Selbst so
freundlich gesprochen hatte, das war mir ganz unmöglich.
Ärgerlich und sinnend stand ich da und bot all mein Erfindungs-
vermögen auf; allein es verließ mich. Als nun aber gar der
behaglich Ausgestreckte, nachdem er mich eine Weile fixiert hatte,
auf einmal in ein lautes Lachen ausbrach und ausrief: „Nein!
es ist wahr, du siehst ganz verwünscht aus!“ versetzte ich heftig:
„Und ich weiß, was ich thue, leb' wohl und entschuldige mich!“
— „Bist du toll!“ rief er, indem er aus dem Bette sprang und
mich aufhalten wollte. Ich war aber schon zur Thüre hinaus, die
Treppe hinunter, aus Haus und Hof, nach der Schenke; im Au
war mein Pferd gesattelt, und ich eilte in rasendem Unmut galop-
pierend nach Drusenheim, den Ort hindurch und immer weiter. 30

Da ich mich nun in Sicherheit glaubte, ritt ich langsamer
und fühlte nun erst, wie unendlich ungern ich mich entfernte.
Ich ergab mich aber in mein Schicksal, vergegenwärtigte mir 35

den Spaziergang von gestern abend mit der größten Ruhe und nährte die stille Hoffnung, sie bald wieder zu sehn. Doch verwandelte sich dieses stille Gefühl bald wieder in Ungeduld, und nun beschloß ich, schnell in die Stadt zu reiten, mich umzuziehen, ein gutes frisches Pferd zu nehmen; da ich denn wohl allenfalls, wie mir die Leidenschaft vorpiegelte, noch vor Tische oder, wie es wahrscheinlicher war, zum Nachtsche oder gegen Abend gewiß wieder eintreffen und meine Vergebung erbitten konnte.

Eben wollte ich meinem Pferde die Sporen geben, um diesen Vorsatz auszuführen, als mir ein anderer und, wie mich denckte, sehr glücklicher Gedanke durch den Geist fuhr. Schon gestern hatte ich im Gasthose zu Drusenheim einen sehr sauber gekleideten Wirtzsohn bemerkt, der auch heute früh, mit ländlichen Anordnungen beschäftigt, mich aus seinem Hofe begrüßte. Er war von meiner Gestalt und hatte mich flüchtig an mich selbst erinnert. Gedacht, gethan! Mein Pferd war kaum umgewendet, so befand ich mich in Drusenheim; ich brachte es in den Stall und machte dem Burschen kurz und gut den Vortrag: er solle mir seine Kleider borgen, weil ich in Sesenheim etwas Lustiges vorhabe. Da brauchte ich nicht auszureden; er nahm den Vorschlag mit Freuden an und lobte mich, daß ich den Mamsjells einen Spaß machen wolle; sie wären so brav und gut, besonders Mamsjell Riekchen, und auch die Eltern sähen gerne, daß es immer lustig und vergnügt zuginge. Er betrachtete mich aufmerksam, und da er mich nach meinem Aufzug für einen armen Schlucker halten mochte, so sagte er: „Wenn Sie sich insinuierten wollen, so ist das der rechte Weg.“ Wir waren indessen schon weit in unserer Umkleidung gekommen, und eigentlich sollte er mir seine Festtagskleider gegen die meinigen nicht anvertrauen; doch er war treuherzig und hatte ja mein Pferd im Stalle. Ich stand bald und recht schmucl da, warf mich in die Brust, und mein Freund schien sein Ebenbild mit Behaglichkeit zu betrachten. — „Topp, Herr Bruder!“ sagte er, indem er mir die Hand hinreichte, in die ich wacker einschlug, „komme Er meinem Mädcl nicht zu nah, sie möchte sich vergreifen.“

Meine Haare, die nummehr wieder ihren völligen Wuchs hatten, konnte ich ungefähr wie die seinigen scheiteln, und da ich

ihn wiederholt betrachtete, so fand ich's lustig, seine dichterischen Augenbrauen mit einem gebrannten Rorkstöpffel mäßig nachzunehmen und sie in der Mitte näher zusammenzuziehen, um mich bei meinem räthselhaften Vornehmen auch äußerlich zum Näzel¹ zu bilden. „Habt Ihr nun“, sagte ich, als er mir den bebänderten Hut reichte, „nicht irgend etwas in der Pfarre auszurichten, daß ich mich auf eine natürliche Weise dort anmelden könnte?“ — „Gut!“ versetzte er, „aber da müssen Sie noch zwei Stunden warten. Bei uns ist eine Wöchnerin; ich will mich erlauben, den Kuchen² der Frau Pfarrin zu bringen, den mögen Sie dann hinübertragen. Hoffart muß Not leiden, und der Spaß denn auch.“ — Ich entschloß mich, zu warten; aber diese zwei Stunden wurden mir unendlich lang, und ich verging vor Ungeduld, als die dritte verfloss, ehe der Kuchen aus dem Ofen kam. Ich empfing ihn endlich ganz warm und eilte bei dem schönsten Sonnenschein mit meinem Creditiv davon, noch eine Strecke von meinem Ebenbild begleitet, welches gegen abend nachzukommen und mir meine Kleider zu bringen versprach, die ich aber lebhaft ablehnte und mir vorbehielt, ihm die seinigen wieder zuzustellen.

Ich war nicht weit mit meiner Gabe gesprungen, die ich in einer sauberen zusammengeknüpften Serviette trug, als ich in der Ferne meinen Freund mit den beiden Frauenzimmern mir entgegenkommen sah. Mein Herz war beklommen, wie sich's eigentlich unter dieser Jacke nicht ziemte. Ich blieb stehen, holte Atem und suchte zu überlegen, was ich beginnen sollte; und nun bemerkte ich erst, daß das Terrain mir sehr zu statten kam, denn sie gingen auf der andern Seite des Baches, der, so wie die Wiesenstreifen, durch die er hinlief, zwei Fußpfade ziemlich auseinander hielt. Als sie gegen mir über waren, rief Friedrike, die mich schon lange gewahrt hatte: „George, was bringst du?“ Ich war klug genug, das Gesicht mit dem Hute, den ich abnahm, zu bedecken, indem ich die beladene Serviette hoch in die Höhe hielt. — „Ein Kindtaustuchen!“ rief sie dagegen; „wie geht's der Schwester?“ — „Guet“, sagte ich, indem ich, wo nicht

¹ Vgl. oben, S. 395. — ² Diese Episode ist erfunden. Drusenhelm war ganz katholisch; ein protestantisches Kind ist dort 1770 nicht geboren worden.

elassisch, doch fremd zu reden suchte. — „Trag' ihn nach Hause!“ sagte die Älteste, „und wenn du die Mutter nicht findest, gib ihn der Magd; aber wart' auf uns, wir kommen bald wieder, hörst du!“ — Ich eilte meinen Pfad hin, im Frohgefühl der besten Hoffnung, daß alles gut ablaufen müsse, da der Anfang glücklich war, und hatte bald die Pfarrwohnung erreicht. Ich fand niemand, weder im Haus, noch in der Küche; den Herrn, den ich beschäftigt in der Studierstube vermuten konnte, wollte ich nicht aufregen; ich setzte mich deshalb auf die Bank vor der Thür, den Kuchen neben mich und drückte den Hut ins Gesicht.

Ich erinnere mich nicht leicht einer angenehmern Empfindung. Hier an dieser Schwelle wieder zu sitzen, über die ich vor kurzem in Verzweiflung hinausgestolpert war; sie schon wieder gesehen, ihre liebe Stimme schon wieder gehört zu haben, kurz nachdem mein Unmut mir eine lange Trennung vorgespiegelt hatte; jeden Augenblick sie selbst und eine Entdeckung zu erwarten, vor der mir das Herz klopfte, und doch in diesem zweideutigen Falle eine Entdeckung ohne Beschämung; dann gleich zum Eintritt einen so lustigen Streich, als keiner derjenigen, die gestern belacht worden waren! Liebe und Not sind doch die besten Meister, hier wirkten sie zusammen, und der Lehrling war ihrer nicht unwert geblieben.

Die Magd kam aber aus der Scheune getreten. — „Nun! sind die Kuchen geraten?“ rief sie mich an; „wie geht's der Schwester?“ — „Alles guet“, sagte ich und deutete auf den Kuchen, ohne aufzusehen. Sie saßte die Serviette und murrte: „Nun, was hast du heute wieder? Hat Bärbchen wieder einmal einen andern angesehen? Laß es uns nicht entgelten! Das wird eine saubere Ehe werden, wenn's so fort geht.“ Da sie ziemlich laut sprach, kam der Pfarrer ans Fenster und fragte, was es gebe? Sie bedeutete ihn; ich stand auf und kehrte mich nach ihm zu, doch hielt ich den Hut wieder übers Gesicht. Als er etwas Freundliches gesprochen und mich zu bleiben heißen hatte, ging ich nach dem Garten und wollte eben hineintreten, als die Pfarrin, die zum Hofthore hereinkam, mich anrief. Da mir die Sonne gerade ins Gesicht schien, so bediente ich mich abermals des Vorteils, den mir der Hut gewährte, grüßte sie mit einem

Scharrfuß, sie aber ging in das Haus, nachdem sie mir zugesprochen hatte, ich möchte nicht weggehen, ohne etwas genossen zu haben. Ich ging nunmehr in dem Garten auf und ab; alles hatte bisher den besten Erfolg gehabt, doch holte ich tief Atem, wenn ich dachte, daß die jungen Leute nun bald herankommen würden. Aber unvermuthet trat die Mutter zu mir und wollte eben eine Frage an mich thun, als sie mir ins Gesicht sah, das ich nicht mehr verbergen konnte, und ihr das Wort im Munde stockte. — „Ich suchte Georgen“, sagte sie nach einer Pause, „und wen finde ich! Sind Sie es, junger Herr? wieviel Gestalten haben Sie denn?“ — „Im Ernst nur ein“, versetzte ich, „zum Scherz, soviel Sie wollen.“ — „Den will ich nicht verderben“, lächelte sie; „gehen Sie hinten zum Garten hinaus und auf der Wiese hin, bis es Mittag schlägt, dann kehren Sie zurück, und ich will den Spaß schon eingeleitet haben.“ Ich that's; allein da ich aus den Hecken der Vorgärten heraus war und die Wiesen hingehen wollte, kamen gerade einige Landleute den Fußpfad her, die mich in Verlegenheit setzten. Ich lenkte deshalb nach einem Wäldchen¹, das ganz nah' eine Erderhöhung bekrönte, um mich darin bis zur bestimmten Zeit zu verbergen. Doch wie wunderbar ward mir zu Mute, als ich hineintrat: denn es zeigte sich mir ein reinlicher Platz mit Bänken, von deren jeder man eine hübsche Aussicht in die Gegend gewann. Hier war das Dorf und der Kirchturm, hier Drusenheim und dahinter die waldigen Rheininseln, gegenüber die Vogesischen Gebirge und zuletzt der Straßburger Münster. Diese verschiedenen himmelhellen Gemälde waren durch buschige Rahmen eingesaßt, so daß man nichts Erfreulicheres und Angenehmeres sehen konnte. Ich setzte mich auf eine der Bänke und bemerkte an dem stärksten Baum ein kleines längliches Brett mit der Inschrift: „Friedrikens Ruhe.“ Es fiel mir nicht ein, daß ich gekommen sein könnte, diese Ruhe zu stören; denn eine aufkeimende Leidenschaft hat das Schöne, daß, wie sie sich ihres Ursprungs unbewußt ist, sie auch keinen Gedanken eines Endes haben, und wie sie sich froh und heiter fühlt, nicht ahnen kann, daß sie wohl auch Unheil stiften dürfte.

¹ Das Nachtigallenwäldchen, ganz in der Nähe von Esenheim.

Raum hatte ich Zeit gehabt, mich umzusehen, und verlor mich eben in süße Träumereien, als ich jemand kommen hörte; es war Friedrike selbst. — „George, was machst du hier?“ rief sie von weitem. — „Nicht George!“ rief ich, indem ich ihr entgegenlief; „aber einer, der tausendmal um Verzeihung bittet.“ Sie betrachtete mich mit Erstaunen, nahm sich aber gleich zusammen und sagte nach einem tieferen Atemholen: „Garstiger Mensch, wie erschrecken Sie mich!“ — „Die erste Maske hat mich in die zweite getrieben“, rief ich aus; „jene wäre unverzeihlich gewesen, wenn ich nur einigermaßen gewußt hätte, zu wem ich ging, diese vergeben Sie gewiß, denn es ist die Gestalt von Menschen, denen Sie so freundlich begegnen.“ — Ihre bläulichen Wangen hatten sich mit dem schönsten Rosenrote gefärbt. — „Schlimmer sollen Sie's wenigstens nicht haben als George! Über lassen Sie uns sitzen! Ich gestehe es, der Schreck ist mir in die Glieder gefahren.“ — Ich setzte mich zu ihr, äußerst bewegt. — „Wir wissen alles bis heute früh durch Ihren Freund“, sagte sie, „nun erzählen Sie mir das Weitere.“ Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, sondern beschrieb ihr meinen Abscheu vor der gestrigen Figur, mein Fortstürmen aus dem Hause so komisch, daß sie herzlich und amutig lachte; dann ließ ich das Übrige folgen, mit aller Bescheidenheit zwar, doch leidenschaftlich genug, daß es gar wohl für eine Liebeserklärung in historischer Form hätte gelten können. Das Vergnügen, sie wieder zu finden, feierte ich zulezt mit einem Kusse auf ihre Hand, die sie in den meinigen ließ. Hatte sie bei dem gestrigen Mondscheingang die Unkosten des Gesprächs übernommen, so erstattete ich die Schuld nun reichlich von meiner Seite. Das Vergnügen, sie wiederzusehen und ihr alles sagen zu können, was ich gestern zurückhielt, war so groß, daß ich in meiner Nebseligkeit nicht bemerkte, wie sie selbst nachdenkend und schweigend war. Sie holte einigemal tief Atem, und ich bat sie aber- und abermal um Verzeihung wegen des Schrecks, den ich ihr verursacht hatte. Wie lange wir müßgen geseßen haben, weiß ich nicht; aber auf einmal hörten wir „Klischen! Klischen!“ rufen. Es war die Stimme der Schwester. — „Das wird eine schöne Geschichte geben“, sagte das liebe Mädchen, zu ihrer völligen Heiterkeit

wiederhergestellt. „Sie kommt an meiner Seite her“, fügte sie hinzu, indem sie sich vorbog, mich halb zu verbergen: „Wenden Sie sich weg, damit man Sie nicht gleich erkennt.“ Die Schwester trat in den Platz, aber nicht allein, Weyland ging mit ihr, und beide, da sie uns erblickten, blieben wie versteinert. 5

Wenn wir auf einmal aus einem ruhigen Dache eine Flamme gewaltfam ausbrechen sähen, oder einem Ungeheuer begegneten, dessen Mißgestalt zugleich empörend und fürchterlich wäre, so würden wir von keinem so grimmigen Entsetzen befallen werden, als dasjenige ist, das uns ergreift, wenn wir etwas 10 unerwartet mit Augen sehen, das wir moralisch unmöglich glaubten. — „Was heißt das?“ rief jene mit der Hastigkeit eines Erschrockenen; „was ist das? du mit Georgen! Hand in Hand! Wie begreiß ich das?“ — „Liebe Schwester“, versetzte Friedrike ganz bedenklich, „der arme Mensch, er bittet mir was 15 ab, er hat dir auch was abzubitten, du mußt ihm aber zum voraus verzeihen.“ — „Ich verstehe nicht, ich begreife nicht“, jagte die Schwester, indem sie den Kopf schüttelte und Weyland anjah, der, nach seiner stillen Art, ganz ruhig dastand und die Szene ohne irgend eine Äußerung betrachtete. Friedrike stand 20 auf und zog mich nach sich. „Nicht gezaudert!“ rief sie, „Pardon gebeten und gegeben!“ — „Nun ja!“ sagte ich, indem ich der ältesten ziemlich nahe trat; „Pardon habe ich von nöten!“ Sie fuhr zurück, that einen lauten Schrei und wurde rot über und über; dann warf sie sich aufs Gras, lachte überlaut und wollte 25 sich gar nicht zufrieden geben. Weyland lächelte behaglich und rief: „Du bist ein exzellenter Junge!“ Dann schüttelte er meine Hand in der seinigen. Gewöhnlich war er mit Liebkosungen nicht freigebig, aber sein Händedruck hatte etwas Herzliches und Belebendes; doch war er auch mit diesem sparsam. 30

Nach einiger Erholung und Sammlung traten wir unsern Rückweg nach dem Dorfe an. Unterwegs erfuhr ich, wie dieses wunderbare Zusammentreffen veranlaßt worden. Friedrike hatte sich von dem Spaziergange zuletzt abgesondert, um auf ihrem Plätzchen noch einen Augenblick vor Tische zu ruhen, und als jene 35 beiden nach Hause gekommen, hatte die Mutter sie abgeschickt, Friedriken eiligst zu holen, weil das Mittagessen bereit sei. 1

Die Schwester zeigte den ausgelassensten Humor, und als sie erfuhr, daß die Mutter das Geheimnis schon entdeckt habe, rief sie aus: „Nun ist noch übrig, daß Vater, Bruder, Knecht und Magd gleichfalls angeführt werden.“ Als wir uns an dem Gartenzaun befanden, mußte Friedrike mit dem Freund voraus nach dem Hause gehen. Die Magd war im Hausgarten beschäftigt, und Olivie (so mag auch hier die ältere Schwester heißen) rief ihr zu: „Warte, ich habe dir was zu sagen!“ Mich ließ sie an der Hecke stehen und ging zu dem Mädchen. Ich sah, daß sie sehr ernsthaft sprachen. Olivie bildete ihr ein, George habe sich mit Bärben übertorfen und schiene Lust zu haben, sie zu heiraten. Das gefiel der Dirne nicht übel; nun ward ich gerufen und sollte das Gesagte bekräftigen. Das hübsche derbe Kind senkte die Augen nieder und blieb so, bis ich ganz nahe vor ihr stand. Als sie aber auf einmal das fremde Gesicht erblickte, that auch sie einen lauten Schrei und lief davon. Olivie hieß mich ihr nachlaufen und sie festhalten, daß sie nicht ins Haus geriet und Lärm machte; sie aber wolle selbst hingehen und sehen, wie es mit dem Vater stehe. Unterwegs traf Olivie auf den Knecht, welcher der Magd gut war; ich hatte indessen das Mädchen ereilt und hielt sie fest. — „Denk' einmal! welch ein Glück“, rief Olivie, „mit Bärben ist's aus, und George heiratet Liesen.“ — „Das habe ich lange gedacht“, sagte der gute Kerl und blieb verdrießlich stehen.

Ich hatte dem Mädchen begreiflich gemacht, daß es nur darauf ankomme, den Papa anzuführen. Wir gingen auf den Burschen los, der sich umkehrte und sich zu entfernen suchte; aber Liese holte ihn herbei, und auch er machte, indem er enttäuscht ward, die wunderbarlichsten Gebärden. Wir gingen zusammen nach dem Hause. Der Tisch war gedeckt und der Vater schon im Zimmer. Olivie, die mich hinter sich hielt, trat an die Schwelle und sagte: „Vater, es ist dir doch recht, daß George heute mit uns ist? Du mußt ihm aber erlauben, daß er den Hut behält.“ — „Meinetwegen!“ jagte der Alte, „aber warum so was Ungewöhnliches? Hat er sich beschädigt?“ Sie zog mich vor wie ich stand und den Hut auf hatte. „Nein!“ sagte sie, indem sie mich in die Stube führte, „aber er hat eine Vogelhecke

darunter, die möchten hervorfiegen und einen verteufelten Spud machen; denn es sind lauter lose Vögel. Der Vater ließ sich den Scherz gefallen, ohne daß er recht wußte, was es heißen sollte. In dem Augenblick nahm sie mir den Hut ab, machte einen Scharfsuß und verlangte von mir das gleiche. Der Alte 5 sah mich an, erkannte mich, kam aber nicht aus seiner priesterlichen Fassung. „Ei, ei! Herr Kandidat!“ rief er aus, indem er einen drohenden Finger aufhob; „Sie haben geschwind umgefattelt, und ich verliere über Nacht einen Gehülfsen, der mir erst gestern so treulich zusagte, manchmal die Wochenkanzel für mich 10 zu besteigen.“ Darauf lachte er von Herzen, hieß mich willkommen, und wir setzten uns zu Tische. Moses kam um vieles später; denn er hatte sich, als der verzogene Jüngste, angewöhnt, die Mittagsglocke zu verhören. Außerdem gab er wenig acht auf die Gesellschaft, auch kaum, wenn er widersprach. Man hatte 15 mich, um ihn sicherer zu machen, nicht zwischen die Schwestern, sondern an das Ende des Tisches gesetzt, wo George manchmal zu sitzen pflegte. Als er, mir im Rücken, zur Thür hereingekommen war, schlug er mir derb auf die Achsel und sagte: „George, geeignete Mahlzeit!“ — „Schönen Dank, Junker!“ erwiderte 20 ich. — Die fremde Stimme, das fremde Gesicht erschreckten ihn. — „Was sagst du?“ rief Olivia, „sieht er seinem Bruder nicht recht ähnlich?“ — „Jawohl, von hinten“, versetzte Moses, der sich gleich wieder zu fassen wußte, „wie allen Leuten.“ Er sah mich gar nicht wieder an und beschäftigte sich bloß, die Gerichte, 25 die er nachzuholen hatte, eifrig hinunterzuschlingen. Dann beliebte es ihm auch, gelegentlich aufzustehen und sich in Hof und Garten etwas zu schaffen zu machen. Zum Nachtsche trat der wahrhafte George herein und belebte die ganze Szene noch mehr. Man wollte ihn wegen seiner Eifersucht aufziehen und nicht 30 billigen, daß er sich an mir einen Rival geschaffen hätte; allein er war bescheiden und gewandt genug und mischte auf eine halb dusselige Weise sich, seine Braut, sein Ebenbild und die Mansjells dergestalt durcheinander, daß man zuletzt nicht mehr wußte, von wem die Rede war, und daß man ihn das Glas 35 Wein und ein Stück von seinem eignen Kuchen in Ruhe gar zu gern verzehren ließ.

Nach Tische war die Rede, daß man spazieren gehen wolle, welches doch in meinen Bauerkleidern nicht wohl anging. Die Frauenzimmer aber hatten schon heute früh, als sie erfuhren, wer so übereilt fortgelaufen war, sich erinnert, daß eine schöne
 5 Bekesche eines Bettern im Schrank hänge, mit der er bei seinem Hiersein auf die Jagd zu gehen pflege. Allein ich lehnte es ab, äußerlich zwar mit allerlei Späßen, aber innerlich mit dem eitlem Gefühl, daß ich den guten Eindruck, den ich als Bauer gemacht, nicht wieder durch den Better zerstören wolle. Der
 10 Vater hatte sich entfernt, sein Mittagsschläfchen zu halten, die Mutter war in der Haushaltung beschäftigt wie immer. Der Freund aber that den Vorschlag, ich solle etwas erzählen, worin ich sogleich willigte. Wir begaben uns in eine geräumige Laube, und ich trug ein Märchen vor, das ich hernach unter
 15 dem Titel „Die neue Melusine“ aufgeschrieben habe. Es verhält sich zum „Neuen Paris“ wie ungefähr der Jüngling zum Knaben, und ich würde es hier einrücken, wenn ich nicht der ländlichen Wirklichkeit und Einfalt, die uns hier gefällig umgibt, durch wunderliche Spiele der Phantasie zu schaden fürchtete. Genug,
 20 mir gelang, was den Erfinder und Erzähler solcher Produktionen belohnt, die Neugierde zu erregen, die Aufmerksamkeit zu fesseln, zu voreiliger Auflösung undurchdringlicher Rätsel zu reizen, die Erwartungen zu täuschen, durch das Seltsamere, das an die Stelle des Seltsamen tritt, zu verwirren, Mitleid und
 25 Furcht zu erregen, besorgt zu machen, zu rühren und endlich durch Umtwendung eines scheinbaren Ernstes in geistreichen und heitern Scherz das Gemüt zu befriedigen, der Einbildungskraft Stoff zu neuen Bildern und dem Verstande zu fernerm Nachdenken zu hinterlassen.

30 Sollte jemand künftig dieses Märchen gedruckt¹ lesen und zweifeln, ob es eine solche Wirkung habe hervorbringen können, so bedenke derselbe, daß der Mensch eigentlich nur berufen ist, in der Gegenwart zu wirken. Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache, stille für sich lesen ein trauriges Surrogat der Rede.
 35 Der Mensch wirkt alles, was er vermag, auf den Menschen

¹ Abgedruckt in „Wilhelm Meisters Wanderjahre“, 3. Buch, 6. Kapitel.

durch seine Persönlichkeit, die Jugend am stärksten auf die Jugend, und hier entspringen auch die reinsten Wirkungen. Diese sind es, welche die Welt beleben und weder moralisch noch physisch aussterben lassen. Mir war von meinem Vater eine gewisse lehrhafte Redseligkeit angeerbt; von meiner Mutter die Gabe, alles, was die Einbildungskraft hervorbringen, fassen kann, heiter und kräftig darzustellen, bekannte Märchen aufzufrischen, andere zu erfinden und zu erzählen, ja im Erzählen zu erfinden. Durch jene väterliche Mitgift wurde ich der Gesellschaft mehrtheils unbequem; denn wer mag gern die Meinungen und Gefinnungen des andern hören, besonders eines Jünglings, dessen Urtheil bei lückenhafter Erfahrung immer unzulänglich erscheint. Meine Mutter hingegen hatte mich zur gesellschaftlichen Unterhaltung eigentlich recht ausgestattet. Das leerste Märchen hat für die Einbildungskraft schon einen hohen Reiz, und der geringste Gehalt wird vom Verstande dankbar aufgenommen.

Durch solche Darstellungen, die mich gar nichts kosteten, machte ich mich bei Kindern beliebt, erregte und ergözte die Jugend und zog die Aufmerksamkeit älterer Personen auf mich. Nur mußte ich in der Societät, wie sie gewöhnlich ist, solche Übungen gar bald einstellen, und ich habe nur zu sehr an Lebensgenuß und freier Geistesförderung dadurch verloren; doch begleiteten mich jene beiden elterlichen Gaben durchs ganze Leben, mit einer dritten verbunden, mit dem Bedürfnis, mich figürlich und gleichnißweise auszudrücken. In Rücksicht dieser Eigenschaften, welche der so einsichtige als geistreiche Doktor Gall¹ nach seiner Lehre an mir anerkannte, betenerte derselbe, ich sei eigentlich zum Volksredner geboren. Über diese Eröffnung erschraf ich nicht wenig; denn hätte sie wirklich Grund, so wäre, da sich bei meiner Nation nichts zu reden fand, alles übrige, was ich vornehmen konnte, leider ein verfehelter Beruf gewesen.

¹ Franz Joseph Gall (1758—1828), der bekannte Phrenolog, der aus der Gehirnelform des Menschen seine geistigen Fähigkeiten zu erklären versuchte.



Anmerkungen des Herausgebers.

Vorbemerkung.

Der vorliegenden Ausgabe von Goethes „Dichtung und Wahrheit“, Teil 1 u. 2, wurde zu Grunde gelegt:

C = Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1827—30 (40 Bde. 8^o). In Bd. 24 (1830), S. 1—324: *Auß meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Erster Theil.* In Bd. 25 (1830), S. 1—371: *Zweyter Theil.* Ihr zur Seite steht:

*C*¹ = Dieselbe Ausgabe in 16^o (1829).

Zur Vergleichung herangezogen wurden:

E = *Auß meinem Leben. Dichtung und Wahrheit.* Von Goethe. Erster Theil. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1811. — Zweyter Theil daselbst 1812.

B = Goethe's Werke. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1815—1819 (20 Bde. 8^o). In Bd. 17 u. 18 (1818) unser Werk.

W = Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen (Weimar 1887 ff.). Bd. 26 und 27 (1889) entsprechen dem vorliegenden Bande.

Abweichungen von *C* und von *C*¹ werden in den nachfolgenden Anmerkungen begründet.

Wir vermerken noch folgende Abkürzungen oft angeführter Werke:

Alt = Carl Alt, Studien zur Entstehungsgeschichte von Goethes Dichtung und Wahrheit (Münc. 1898).

Archiv = Archiv für Literaturgeschichte (Leipz. 1870—87, 15 Bde.).

Belli = Leben in Frankfurt a. M. Auszüge der Frage und Anzeigungsnachrichten 1722—1821. Gesammelt von Maria Belli, geb. Gontard (Frankf. a. M. 1850, 10 Bde.).

Biedermann = Frh. W. v. Biedermann, Goethe und Leipzig (Leipz. 1865, 2 Teile).

„Diarien“ = Ausführliche Diarien, wie sowohl der Kurfürstliche Collegialtag als auch die Wahl und Krönung Ihro Römischen Königlichen Majestät Joseph des Anderen in dem Jahr 1764 vollzogen

- worden. Erster Abschnitt (Mainz 1767). Zweiter Abschnitt (Mainz 1770). Dritter Abschnitt (Mainz 1771).
- Düntzer = Deutsche Nationallitteratur. Herausg. von J. Kürschner. Bd. 98—101: Goethe, Wahrheit und Dichtung. Herausg. von H. Düntzer (Stuttg. o. J.).
- Düntzer, „Frauenbilder“ = H. Düntzer, Frauenbilder aus Goethes Jugendzeit (Stuttg. u. Tüb. 1852).
- „Festgrüße“ = Weimars Festgrüße zum 28. August 1899 (Weim. 1899).
- „Festschrift“ = Festschrift zu Goethes 150. Geburtstagsfeier, dargebracht vom Freien Deutschen Hochstift (Frankf. a. M. 1899).
- „Gespräche“ = Goethes Gespräche. Herausgeber Woldemar Freiherr von Biedermann (Leipz. 1889—1896, 10 Bde.).
- Goedeke = Karl Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen. (2. Aufl., Dresd. 1884 ff.).
- „Goethes Mutter“ = Karl Heinemann, Goethes Mutter. Ein Lebensbild nach den Quellen. (6. verb. Aufl., Leipz. u. Berl. 1900).
- Haym = R. Haym, Herder nach seinem Leben und seinen Werken. (Berl. 1880—85, 2 Bde.).
- „Haushaltungsbuch“ = C. Ruland, Des Herrn Rat Haushaltungsbuch (in „Weimars Festgrüßen zum 28. August 1899“, S. 55—92, Weim. 1899).
- Heinemann² = Karl Heinemann, Goethe (2. Aufl., Leipz. 1899).
- „Hochstiftsb.“ = Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M. (Neue Folge, Frankf. a. M. 1885 ff.).
- Jahn = Goethes Briefe an Leipziger Freunde. Herausg. von Otto Jahn (Leipz. 1849; 2. Aufl., Leipz. 1867).
- „Jahrbuch“ = Goethe-Jahrbuch. Herausg. von Ludwig Geiger, Bd. 1—21 (Frankf. a. M. 1880—1900).
- Justi = Carl Justi, Winkelmann. Sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen (Leipz. 1866—72, 2 Bde.).
- Kriegk, „Frankfurt“ = G. L. Kriegk, Geschichte von Frankfurt a. M. in ausgewählten Darstellungen (Frankf. 1871).
- Kriegk, „Senckenberg“ = G. L. Kriegk, Die Brüder Senckenberg. Nebst einem Anhang über Goethes Jugendzeit (Frankf. a. M. 1869).
- Leyser = J. Leyser, Goethe zu Straßburg (Neustadt a. d. Haardt 1871).
- Loeper = Goethes Werke, Bd. 20—23: Dichtung und Wahrheit. Mit Einleitung und Anmerkungen von G. v. Loeper (Berl., Hempel, o. J.).
- Reiffenstein = Carl Theodor Reiffenstein, Bilder zu Goethes Dichtung und Wahrheit. Nach eigenen Forschungen dargestellt. (4. Aufl., Frankf. a. M. 1893).
- Riemer = F. W. Riemer, Mitteilungen über Goethe (Berl. 1841, 2 Bde.).
- Schubart = Martin Schubart, François de Théas Comte de Thorane, Goethes Königsleutenant (Münch. 1896).
- Strieker = W. Strieker, Goethe und Frankfurt a. M. (Berl. 1876).

- Strickers „Frankfurt“ = W. Stricker, Geschichte von Frankfurt a. Main (Frankf. a. M. 1876).
Vogel = Julius Vogel, Goethes Leipziger Studentenjahre (Leipz. 1899).
Volger = Volger, Goethes Vaterhaus (2. Aufl., Frankf. a. M. 1863).
W = Goethes Werke. Herausg. im Antrage der Großherzogin Sophie von Sachsen (Weim. 1887 ff.).
W II = Dieselbe Ausgabe, 2. Abteilung: Goethes Naturwissenschaftliche Schriften (das. 1890 ff.).
W III = Dieselbe Ausg., 3. Abt.: Goethes Tagebücher (das. 1887 ff.).
W IV = Dieselbe Ausg., 4. Abt.: Goethes Briefe (das. 1887 ff.).
Wustmann = Gustav Wustmann, Aus Leipzigs Vergangenheit (Leipz. 1885).

Erster Teil (S. 5—240).

S. 5, Z. 4. Das Motto stammt von dem Dichter der griechischen sogen. neuen Komödie Menander aus Athen (342—290 v. Chr.). Vgl. „Fragmenta comicorum graecorum“ ed. Meineke, Bd. 4, S. 352, Nr. 422 (Berl. 1841).

Einleitung des Herausgebers (S. 7—14).

- S. 7, Z. 2. Das Motto steht *W*, Bd. 28, S. 358.
Z. 12 ff. Vgl. „Gespräche“, Bd. 2, S. 97.
Z. 26. Vgl. „Gespräche“, Bd. 5, S. 120.
Z. 29. Vgl. Brief an Reinhard vom 22. Juli 1810.
S. 8, Z. 5. Brief an Merck vom 7. April 1780 und an Lavater vom 5. Juni 1780.
S. 9, Z. 21 f. Vgl. *W*, Bd. 36, S. 62 f.
S. 10, Z. 3 ff. Vgl. *W*, Bd. 28, S. 357.
Z. 16 ff. Vgl. *W*, Bd. 28, S. 356.
Z. 27 ff. Vgl. *W*, Bd. 36, S. 62.
Z. 32. Riemer, Bd. 2, S. 611; Deutsche Revue, Jahrg. 11, Bd. 4, S. 32 (Oktober 1886).
S. 11, Z. 10 ff. Aus dieser bald vor-, bald zurückgreifenden Arbeitsweise erklären sich manche Unebenheiten der Komposition, kleine Widersprüche, Wiederholungen, Beziehungen auf Personen und Dinge, die noch nicht erwähnt sind. Vgl. Alt, S. 84 ff.
S. 12, Z. 23 f. Vgl. Tagebuch vom 4. April und 27 ff. August 1813.
Z. 27 f. Vgl. *W*, Bd. 28, S. 357.
Z. 33 f. Vgl. Alt, S. 75 ff.
S. 13, Z. 12 f. Vgl. Riemer, Bd. 1, S. 397.
S. 14, Z. 5 ff. Vgl. „Gespräche“, Bd. 8, S. 71.
Z. 20 ff. Vgl. Heinemann², S. 638.
Über die Quellen, die Goethe bei Abfassung seiner Lebensgeschichte benutzt hat, sind wir jetzt ziemlich genau unterrichtet. Wir beschränken uns darauf, hier auf diejenigen zu verweisen, die zur Er-

läuterung des Textes dienen, da die kleine, leicht zugängliche Schrift von Alt (s. o.) in dem Kapitel „Goethes Quellen zu Dichtung und Wahrheit“, und in dem Anhang „Verzeichnis der von Goethe aus der Großherzoglichen Bibliothek für Dichtung und Wahrheit entliehenen Bücher“ vortrefflich über diese Frage unterrichtet.

S. 15, Z. 6 (Anm. 1); fingiert: vgl. Tagebuch vom 8. und 19. Sept. 1811 und *W*, Bd. 26, S. 365.

S. 17, Z. 37. *S*ahr *CC*¹.

Erstes Buch (S. 19—58).

S. 19, Z. 2. Nach dem Taufbuche vom 29. August wurde Goethe „gestrigen Donnerstags zwischen 12 und 1 Uhr“ geboren und vom Dr. und Senior Fresen (Fresenius) getauft. Einziger Pate war der Großvater Stadtschultheiß Textor (Loeper). Die Taufanzeige (Freitag, den 29. August) in den „Ordentlichen wochentlichen Franckfurter Frag- und Anzeigungsnachrichten“ vom 2. Sept. 1749 abgedruckt bei Heinemann², S. 1; vgl. „Chronik des Wiener Goethevereins“, Bd. 13, N. 9 (Wien 1899).

Z. 15. Vgl. „Aristeia der Mutter“, Bd. 13 unserer Ausgabe und „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“, 4. November 1810, S. 352 (3. Aufl., Berl. 1881).

S. 21, Z. 18 (Anm. 1). Über Friedrich Georg Goethe vgl. „Festschrift“, S. 209 ff. Über Cornelia, geb. Walter, vgl. H. Düntzer, Goethes Stammänne (Gotha 1894).

Z. 27. Vgl. Volger, S. 12.

S. 22, Z. 5 zu *C*; zur *E*.

Z. 27 ff. Vgl. Volger, S. 49 f. Ein Bild von dieser jetzt verbauten Ansicht bei Reiffenstein.

S. 23, Z. 17. doppelt *S*ürchtbare² *CC*¹; wir folgen *E*.

Z. 29. Ein Bild von diesem Prospekt (Piazza del Popolo) bei Heinemann², S. 36.

S. 24, Z. 4 ff. Die Reisebeschreibung ist zum Teil erhalten (in Weimar, Goethearchiv). Die Überschrift lautet „Viaggio per Italia fatto nel anno 1740 descritto d. J. C. G.“. Auszüge daraus sind abgedruckt in dem Aufsatz „Johann Caspar Goethe“ von P. v. Bojanowski („Festgrüße“, S. 3—54).

Z. 6 f. Über Giovanazzi vgl. „Haushaltungsbuch“ in den Jahren 1760—62.

Z. 10. Die Strophe lautete vollständig:

Solitario, o bosco ombroso
A te vien l'afflitto cor
Per trovar qualche riposo
Nel silenzio e nell'orror.

Komponiert von dem italienischen Komponisten Corri, abgedruckt in Corris „Works“, Vol. III (Edinburgh o. J.) (Loeper).

- S. 24, Z. 23 ff. Vgl. „Wilhelm Meisters Lehrjahre“, *W*, Bd. 21, S. 8 ff., 14 ff., 49 ff. und Brief von Goethes Mutter an ihren Sohn vom 19. Jan. 1795 (abgedruckt in den „Schriften der Goethesgesellschaft“, Bd. 4, Weim. 1889). Ein Bild des Puppentheaters bei Heinemann², S. 32.
- S. 25, Z. 27 ff. Vgl. Volger, S. 54 ff., 57 und 87. Bilder des Hanses vor und nach dem Umbau in „Goethes Mutter“, S. 18—29.
- S. 26, Z. 19. Kosten für den Besuch der Schule im „Haushaltungsbuch“, S. 82 notiert vom 23. Juli 1755 bis 3. Jan. 1756.
- S. 27, Z. 5. Vgl. Strickers „Frankfurt“, S. 442.
- Z. 23. Ein Bild vom Pfarreisen bei Heinemann², S. 22. Über diese Frankfurter Häuser vgl. Stricker, S. 17 ff.
- S. 28, Z. 23 (Anm. 5). Vgl. Gwinner, Kunst und Künstler in Frankfurt a. M., S. 68 (Frankf. 1862).
- S. 30, Z. 9. Bürgermeisterlichen *CC*¹; wir folgen *E*.
- Z. 15. Vgl. Strickers „Frankfurt“, S. 197 ff.
- Z. 16. Ählerstüde *CC*¹ (Druckfehler).
- S. 32, Z. 1. Vgl. Strickers „Frankfurt“, S. 137.
- Z. 19f. Vgl. „Aristeia“, Bd. 13 unserer Ausgabe und „Goethes Mutter“, S. 10 ff.
- S. 35, Z. 1. Über Musik und Geschenke beim Pfeifergericht vgl. Heinemann, Goethe, Bd. 1, S. 34 (1. Aufl., Leipz. 1895).
- S. 38, Z. 13. lustig *CC*¹, *E* (offenbar Druckfehler, vgl. dagegen *W*, S. 367).
- Z. 17 ff. Über die Bibliothek des Herrn Rat sind wir durch den Katalog der Versteigerung und durch das „Haushaltungsbuch“ genauer unterrichtet. Vgl. „Festgrüße“, S. 74 ff.
- Z. 28. In der Beschreibung seiner italienischen Reise erwähnt Goethes Vater Nemeitz’ „Inscriptionum singularium maximam partem novissimarum fasciculus“ (Lips. 1726), die er in Italien berichtigt und verbessert habe. Vgl. „Festgrüße“, S. 8.
- S. 39, Z. 32 ff. Von Gemälden Frankfurter Meister werden in dem „Haushaltungsbuch“, S. 77, als angekauft angegeben: Von Justus Junker 6; von C. G. Schütz 4; von J. B. Nothnagel 4; von J. C. Seekatz circa 15; von J. G. Trautmann 4; von Ch. Stöcklin 3; von J. S. E. Morgenstern 4 Gemälde. Hirt ist nicht vertreten.
- S. 40, Z. 8. Endtlebens *CC*¹.
- Z. 14. Über des Malers freundschaftliche Beziehungen zur Familie Goethe und über das von ihm gemalte, zuerst in „Goethes Mutter“ veröffentlichte Familienbild vgl. „Zeitschrift für bildende Kunst“, N. F., Bd. 3, S. 62 (1892) und „Hochstiftsb.“, N. F., Bd. 5, S. 257 ff. (1889), und Bd. 9, S. 53 ff. (1895).
- S. 41, Z. 5 ff. Die Quelle Goethes „Beschreibung des Erdbebens, welches die Hauptstadt Lissabon und viele andere Städte in Portugal und Spanien teils ganz umgeworfen, teils sehr beschädigt hat“, Erstes Stück (Danzig 1756) berichtet, daß die Zahl der umgekommenen Menschen bald auf 60,000, bald auf 100,000 angegeben wird. Vgl. Alt, S. 23 und S. 90.

S. 43, Z. 3 ff. Vgl. H. Düntzer, Goethes Stammbäume, S. 113 (Gotha 1894); F. Ewart, Goethes Vater (Hamb. u. Leipz. 1899); „Hochstiftsb.“ N. F., Bd. 10, S. 72 ff. (1894); J. Froitzheim in der „Straßburger Post“ vom 23. Juni 1895.

Z. 13 ff. Vgl. „Haushaltungsbuch“, S. 81 ff.

S. 44, Z. 6. Vgl. „Haushaltungsbuch“, S. 82 ff. —

S. 45, Z. 16 ff. Was von Übersetzungen Wolfgangs erhalten ist, ist abgedruckt bei Weismann, Aus Goethes Knabenzeit 1757—1759 (Frankf. a. M. 1846) und *W.*, Bd. 38, S. 200 ff.

S. 49, Z. 7. Vor Januar 1759, in welchem Monat Goethes Bruder starb.

S. 50, Z. 6. Über Hermann Jakob Goethe vgl. Belli, Bd. 4, S. 21 und „Haushaltungsbuch“, S. 73; weiterhin: „Aristeia“ (Bd. 13 unserer Ausgabe).

Z. 11. 1) Katharina Elisabeth, geb. 9. Sept. 1754, gest. Mitte Dez. 1755 (vgl. Belli, S. 58). 2) Am 29. März 1756 ein totgebornes Kind; 3) Johanna Maria, geb. März 1757, gest. August 1759; 4) Georg Adolph, geb. Juli 1760, gest. 18. Febr. 1761 (vgl. „Haushaltungsbuch“, S. 72 ff.).

Z. 25. Über den Stadtschultheiß und seine Aufzeichnungen vgl. „Hochstiftsb.“, N. F., Bd. 7, S. 199 (1891). Über seine Gattin vgl. „Goethes Mutter“, S. 7 ff. Bilder von beiden bei Heinemann², S. 8 und 9.

Z. 25. Bild von dem Hause (1755) bei Reiffenstein, Blatt VII.

S. 52, Z. 6 so fehlt *CC*¹.

Z. 17. Vgl. „Aristeia“ (Bd. 13 unserer Ausgabe und *W.*, Bd. 29, S. 232): fast wörtlich benutzt ist die Notiz von Goethes Tante Frau Melber (abgedruckt *W.*, Bd. 26, S. 365 f.).

S. 53, Z. 32 ff. Dagegen vgl. „Aristeia“ (Bd. 13 unserer Ausgabe und *W.*, Bd. 29, S. 232).

Zweites Buch (S. 59—97).

S. 60, Z. 5 f. Das Bittgesuch an den Kaiser Karl VII. um Verleihung dieses Titels sowie die kaiserliche Bestätigung vom 16. Mai 1742 gegen die Gebühr von 313 Gulden 30 Kreuzer befindet sich im Goethearchiv. Goethes Großvater Textor erhielt übrigens von demselben Kaiser und zwar ein Jahr später dieselbe Würde.

S. 65, Z. 1. Nach dem Tagebuch am 3. Juli 1811 in Jena diktiert. Über das Märchen vgl. Meyer von Waldeck, Goethes Märchendichtungen, S. 23 ff. (Heidelb., 1879).

Z. 9, Anm. 1. Nach Larousse.

Z. 9, Anm. 2. Nach Grimm.

S. 66, Anm. 2. Vgl. Stricker, S. 20.

S. 68, Z. 2. großen beschatteten fehlt *CC*¹; wir folgen *E*.

S. 74, Z. 12. hatte *CC*¹; wir folgen *E*.

- S. 79, Z. 26f. Vgl. „Aristeia“ (Bd. 13 dieser Ausgabe).
 S. 80, Z. 3, Anm. Vgl. *W*, Bd. 38, S. 202ff., und Weismann, Aus Goethes Knabenzeit 1757—1759 (Frankf. a. M. 1846).
 Z. 5 ff. Ausführlich bezeugt dem zweifelnden Freunde Zelter gegenüber in dem Briefe vom 15. Febr. 1830.
 S. 83, Z. 6 ff. Vgl. „Festschrift“, S. 209—251.
 Anm. 2 und S. 84, Anm. Vgl. „Festschrift“, S. 250.
 S. 85, Z. 9 ff. Vgl. „Hochstiftsb.“, N. F., Bd. 6, S. 314 (1890) und Bd. 10, S. 72 (1894).
 S. 87, Z. 22 ff. Über die religiösen Verhältnisse vgl. Heinemann³, S. 26 ff.
 Z. 31 f. Vgl. „Festgrüsse“, S. 5 ff.
 S. 88, Z. 16 f. Vgl. H. Düntzer, Goethes Stammbäume, S. 118 (Gotha 1894).
 Z. 26. Vgl. Goedeke Bd. 3, S. 357.
 S. 89, Z. 3 ff. Vgl. Kriegk, „Senckenberg“, S. 356 ff.
 Z. 21 ff. Vgl. Goedeke, Bd. 3, S. 348, und *W*, Bd. 26, S. 368.
 S. 90, Anm. 1. Vgl. Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten, Bd. 4, S. 173 ff. (Leipz. 1859).
 S. 91, Z. 5. Vgl. Kriegk, „Senckenberg“, S. 364.
 Z. 9. Vgl. Kriegk, „Senckenberg“, S. 350 ff., wo ausführlich über die drei Brüder berichtet wird.
 S. 93, Z. 11. Äußeres *CC*¹; wir folgen *E*.
 S. 94, Z. 3 ff. Vgl. Ledderhose, Aus dem Leben und Schriften Fr. K. von Mosers (Heidelb. 1871).
 S. 95, Z. 7 ff. Vgl. „Haushaltungsbuch“, S. 75.
 Z. 13. Stoppen⁸ *CC*¹ *E* Druckfehler. Der Name lautet weder Koppen, noch Koppe, sondern Kopp, wie sich aus des Verfassers Widmung seiner Übersetzung von Voltaire's Trauerspielen (Dresd. 1738) ergibt.

Drittes Buch (S. 98—132).

- S. 99, Z. 3 ff. Vgl. Kriegk, „Senckenberg“, ferner Stricker, in der Zeitschrift „Im Neuen Reich“ 1873, N. 27, und den Bericht des Stadtkommandanten von Pappenheim, abgedruckt bei Schubart, S. 45 ff. Hier ist auch der Bericht des Comte de Thoranc selbst wiedergegeben, der, nachdem er vorher die Wälle, Thore, Arsene, Posten besichtigt hatte, an der Spitze des ersten Bataillons einmarschiert war.
 S. 100, Z. 5. Ausführlicheres über den Namen bei Schubart, S. 27 ff.
 Z. 7. Vgl. Schubart, S. 34.
 Z. 10 ff. Übrigens kommt eine Erwähnung der Familie Goethe nirgends in Thorancs Aufzeichnungen vor; vgl. Schubart, S. 36 f.
 S. 101, Z. 12 ff. Vgl. Stricker, S. 27, und Schubart, S. 146.
 Z. 25. Schubart, S. 59 und 76, und „Haushaltungsb.“, S. 67.
 S. 102, Z. 8 ff. Vgl. Schubart, S. 57.

S. 104, Z. 13. Weit über 100 dieser Bilder hat Schubart vorgefunden in Grasse in dem Hause, das ursprünglich dem Bruder Thoranes gehört hatte, und in dem Hause, das der Graf selbst später bewohnt hat, andere, darunter die Josephbilder (von Schubart käuflich erworben) in dem Schlosse des Großneffen Thoranes, eines Grafen Sartoux in Mouans bei Cannes. Hier fand Schubart auch das Porträt des Grafen, das jetzt als Titelbild sein oben genanntes Buch schmückt, danach bei Heinemann², S. 42.

Z. 20. Von Seekatz hat Schubart u. a. vorgefunden 12 Thürstücke, „die vier Elemente in Kindern und Knaben dargestellt“, ferner Darstellungen aus dem Homerischen Sagenkreise und zwei Iphigenienbilder. Ein Bild von ihm, „Joseph und die Frau des Potiphar“, wiedergegeben bei Schubart.

Z. 32. Eine Landschaft von Schütz bei Schubart, aber nicht aus Thoranes Nachlaß, s. Schubart, S. 135.

S. 105, Z. 3. Ein Bild „Der Dorfbrand“ und ein anderes „Aufweckung des Lazarus“ bei Schubart.

Z. 8. Ein Blumenstück von Junker bei Schubart.

Z. 12. Unter den Malern fehlt Johann Christian Fiedler, Hofmaler in Darmstadt, von dem wahrscheinlich das Porträt Thoranes stammt. Er wird als Lehrer Goethes genannt in der Widmung zu dem Selbstporträt Fiedlers, das Goethe zum Jubiläum am 7. Nov. 1825 erhielt, vgl. „Gespräche“, Bd. 5, S. 293. Ausführliches bei Schubart, S. 113. Das Bild Fiedlers ist veröffentlicht bei Heinemann, Bd. 1, S. 57 (erste Aufl. 1895).

Z. 30. Josephbilder, wahrscheinlich von Trautmann, bei Schubart. Zu dem Knaben Joseph auf dem Bilde „Der Verkauf Josephs an die Midianiter“ hat höchst wahrscheinlich Wolfgang Modell gestanden, vgl. Schubart, S. 140 ff.

S. 106, Z. 20. wär' CC¹; wir folgen E.

Z. 34. Ausführliche Darstellung bei E. Mentzel, Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M. (Frankf. 1882); in dem Abschnitt: „Die französische und deutsche Komödie von 1759—1763 und ihr Einfluß auf den jungen Goethe“, ferner „Festschrift“, S. 141 ff.

S. 109, Anm. Vgl. „Festschrift“, S. 141 ff.

S. 111, Anm. 1. Vgl. Heinemann, Vorhang und Drama (in den „Grenzboten“, Bd. 49, Nr. 10 und 11, Leipz. 1890).

Z. 31. Anm. 2. Vgl. Lessings „Hamburgische Dramaturgie“, Stück 84.

Z. 32, Anm. 3. Vgl. Lessings „Hamburgische Dramaturgie“, Stück 86, und Goethes Anmerkungen zu seiner Übersetzung von „Rancaus Neffen“ (W, Bd. 45, S. 189 ff.). Aufgeführt wurde das Stück in Frankfurt Mitte Juli 1760, vgl. E. Mentzel a. a. O., S. 255.

S. 113, Z. 9 nachl fehlt CC¹; wir folgen E.

Z. 11 noch fehlt CC¹; wir folgen E.

- S. 116, Z. 7. Die *CC*¹; wir folgen *E*.
 Z. 13. Vgl. Reiffenstein.
 Z. 32. Vgl. „Jahrbuch“, Bd. 7, S. 138 (1886), und „Goethes Mutter“, S. 57.
 S. 121, Anm. Z. B. „Faust“, V. 1053, 8355.
 S. 124, Anm. 2. Vgl. Goedeke, Bd. 3, S. 369 (wo immer noch der Druckfehler *Tillo* steht).
 Z. 18, Anm. 4. Vgl. „Haushaltungsb.“, S. 82 ff., und das Xenion:
 Anders lesen Knaben den Terenz,
 Anders Grotius.
 Mich Knaben ärgerte die Sentenz,
 Die ich nun gelten lassen muß.
 Z. 23. Ausführlich handelt Goethe über Piron in den Anmerkungen zur Übersetzung von „Rameaus Neffen“ *W*, Bd. 45, S. 197 ff.
 S. 125, Anm. 1. Vgl. Loeper.
 S. 126, Anm. 3. Vgl. Corneille, Oeuvres, herausg. von Marty-Lavaux, Bd. 1, S. 98 f. (Par. 1862).
 Z. 25 ff. Vgl. Lotheißen, Geschichte der französischen Litteratur im 17. Jahrhundert, Bd. 1, S. 376 ff. (2. Aufl., Wien 1897).
 S. 127, Z. 4 abjolut. fehlt *CC*¹; wir folgen *E*.
 S. 128, Z. 2. sein *CC*¹; wir folgen *E*.
 Anm. 2. Vgl. Schubart, S. 132.
 S. 129, Anm. Vgl. den Brief von Goethes Vater an Seekatz vom 25. Sept. 1763: „Hochstiftsb.“ N. F., B. 5, S. 257 ff. (1889).
 Z. 7. bearbeiteten *CC*¹; wir folgen *E*.
 S. 130, Z. 6 f. Von Schubart in Grasse vorgefunden, vgl. Schubart, S. 18 und 118 ff.
 Z. 24. Anfang 1760 beschwerte sich Goethes Vater beim Schultheiß, „daß Thoranc ihm mit Gemälden alle Zimmer wegnehme“. Vgl. Kriegk, „Senckenberg“, S. 136.
 S. 131, Z. 10. zusammentretend *CC*¹; wir folgen *E*.
 Z. 20 ff. Im „Haushaltungsbuch“ (S. 67) sind die Bau- und Reparationskosten, die durch die Einquartierung verursacht worden waren (mit 129 Gulden 46 Kr.), im Mai 1761 und den folgenden Monaten angegeben. Im Juni 1761 ging Thoranc auf Urlaub über Paris nach Grasse, nachdem er kurz vorher die Bilder denselben Weg gesandt hatte. Nach seiner Rückkehr, im Herbst 1761, zog er in die Rothofstraße. Vgl. Schubart, S. 59, 76, 144.
 Anm. 3. Vgl. Schubart, S. 62 ff.
 S. 132, Anm. Vgl. Schubart, S. 27 ff.

Viertes Buch (S. 133—185).

- S. 133, Z. 10. Vgl. Belli, Bd. 5, S. 142.
 Z. 10 ff. und Anm. 2. Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer, herausg. von Th. Creizenach, S. 24 (2. Aufl., Stuttgart 1878).

S. 134, Anm. 1. Vgl. „Haushaltungsbuch“, S. 83.

S. 135, Z. 2. Vgl. „Italienische Reise“, 27. Sept. 1786.

Anm. 2. Vgl. den Katalog der Sammlung der Kupferstiche und Handzeichnungen von Sternburg-Manderscheid, Bd. 1, Nr. 7012 (Dresd. 1836).

S. 136, Anm. 1. Vgl. „Haushaltungsbuch“, S. 83.

S. 139, Z. 5. Vgl. „Jahrbuch“, Bd. 7, S. 121 und S. 45 (1886), wo auch ein französisches Gedicht Wolfgangs an Pfeil abgedruckt ist.

S. 142, Z. 15. Vgl. Schuchardt, Goethes Kunstsammlungen, Bd. 1, S. 221 (Jena 1848).

Z. 18. Vgl. „Haushaltungsbuch“, S. 84.

S. 144, Anm. 1. Wolfgang's Übung im Jüdendeutsch ist abgedruckt in den „Labores juveniles“, *W*, Bd. 38, S. 201. Im „Haushaltungsbuch“ (S. 84) befindet sich ein Eintrag vom 6. Juni 1761: „Christ amico pro inform. Germanico Heb. ling. 1 fl. 30 Kr.“

Anm. 2. Wolfgang erwähnt Albrecht in mehreren Briefen, vgl. *WIV*, Bd. 1, S. 11₁, S. 238₁₀ und S. 239₂₁. Nach dem „Haushaltungsbuch“ (S. 84) erhielt Rektor Albrecht am 7. Sept. 1764 ein honorarium von 30 fl. 40 Kr.

S. 148, Anm. 1 und 2. Vgl. Loeper.

S. 149, Z. 5. Anmerkung *CC*¹; wir folgen *E*.

S. 155, Z. 13. [djien *CC*¹; wir folgen *E*.

S. 159, Z. 8. jebes] dieses *CC*¹; richtig in *E*.

S. 161, Anm. 2. In den spätern Angaben über den „Joseph“ schwankt Goethe in der Datierung. In dem Briefe an die Schwester vom 11. Mai 1767 versetzt er ihn in das Jahr 1762, in dem vom 12. bis 14. Okt. 1767 in das Jahr darauf.

Anm. 3. Über Clauer vgl. Kriegk, „Senckenberg“, S. 320. „Festschrift“, S. 236 ff. und S. 52 ff.

Z. 31. Vgl. Brief an Cornelia vom 11. Mai 1767: Ich habe von meinem zehnten Jahr angefangen, Verse zu schreiben. Neujahrsgedichte von 1757 und 1762 für die Großeltern sind erhalten, abgedruckt *W*, Bd. 37, S. 1 ff.

S. 163, Z. 8. Das Gedicht erschien 1766 in der Frankfurter Zeitung „Die Sichtbaren“ mit dem Zusatz: „Auf Verlangen entworfen von J. W. G.“ ohne Goethes Wissen und zu seinem Ärger (vgl. Brief an Cornelia vom 12.—14. Oktober 1767). Februar 1826 kam es durch Eckermann wieder Goethe vor Augen, der die Vermutung aussprach, daß Frl. v. Klettenberg ihn dazu veranlaßt habe (vgl. Gespräche mit Eckermann vom 16. Febr. 1826, und mit Soret vom 17. März 1830).

Z. 19 f. Erhalten ist (in der Hirzelschen Sammlung der Universitätsbibliothek in Leipzig) ein künstlerisch ausgeschmücktes Vorschriftenbuch mit dem Titel „Vorschriften vor Herrn Joh. Wolfg. Goethe. Geschrieben von Joh. Henr. Thym im Jahre 1760“. Es sind 24 Vorschriften mit biblischem Text. Eine Seite ist wiedergegeben in der „Festschrift“, S. 258.

Z. 25. An Cornelia schreibt Goethe im August 1767: „Tu sais

que tous les ans au Mois d'Aout j'ai compilé un Volume de mes œuvres annuaires de 500 pages in quarto magiore“ (vgl. *WIV*, Bd. 1, S. 97).

S. 164, Z. 1, Anm. 2. Vgl. „Jahrbuch“, Bd. 11, S. 159 ff. (1890).

Z. 9, Anm. Vgl. Stricker, S. 28.

Z. 14. wollte *CC*¹; wir folgen *E*.

S. 165, Z. 30. Vgl. über das Buch Schillers Urteil in dem Brief an Goethe vom 10. März 1802.

S. 166, Z. 31, Anm. Vgl. „Haushaltungsbuch“, S. 84.

S. 168, Z. 6, Anm. Vgl. „Haushaltungsbuch“, S. 84.

S. 169, Z. 26 ff. Vgl. Kriegk, „Senckenberg“, S. 136 ff., und Kriegk, „Frankfurt“, S. 237—417.

S. 170, Z. 17, Anm. Vgl. Stricker, „Frankfurt“, S. 459—479.

S. 171, Z. 2, Anm. Vgl. Stricker, S. 9, und Alt, S. 27 ff.

S. 173, Anm. 1. Vgl. „Haushaltungsbuch“, S. 71.

Z. 2 f. Vgl. „Haushaltungsbuch“, S. 69 und 75 ff.

Z. 16 f. teiß an den Blumen fehlt *CC*¹; wir folgen *E*.

Z. 21. geistreiche fehlt *CC*¹; wir folgen *E*.

S. 176, Anm. Vgl. „Festschrift“, S. 180 ff., wo auch die Bilder wiedergegeben sind.

Z. 35. Über Nothnagel vgl. Hüsgen, Nachrichten von Frankfurter Künstlern, S. 326 (2. Aufl., Frankf. 1780). Über seine späteren Beziehungen zu Goethe vgl. Heinemann², S. 161, und Geiger, Goethe in Frankfurt 1797, S. 109 (Frankf. a. M. 1899).

S. 177, Z. 1 f. wohl durch *CC*¹; wir folgen *E*.

Z. 2. durch sein Talent als fehlt *CC*¹; wir folgen *E*.

Z. 34. Vgl. „Haushaltungsbuch“, z. B. S. 68.

S. 178, Z. 3. Der Weinberg wurde 1758 mit einem Aufwand von 115 fl. in stand gesetzt. Zur Zeit der französischen Einquartierung wird im „Haushaltungsbuch“ mit 1 fl. 16 Kr. gebucht: „Damnum in horto a Gallis factum“.

Z. 34. Olenschlager ist der Verlobte der schönen Seele in den „Bekanntnissen“ (Narciss, vgl. Kriegk, „Senckenberg“, S. 365, Stricker, S. 41 ff. Ein Bild von ihm in der „Festschrift“, S. 149.

S. 180, Z. 2. [Stritße] Elfride *CC*¹ *E*, vgl. Loeper (Textrevision).

Z. 2. Vgl. Stricker, S. 41.

Z. 15. Über die Entführung einer Tochter Reinecks, nicht der einzigen, (1753) vgl. Kriegk, „Senckenberg“, S. 369 ff. Wolfgang schreibt darüber aus Leipzig Dezember 1765 ein Scherzgedicht.

S. 181, Z. 21. Vgl. Stricker, S. 30.

S. 183, Z. 18. Über Hüsgen ausführlicher Geiger, Goethe in Frankfurt 1797, S. 107 (Frankf. a. M. 1899). Er ist der Verfasser der „Nachrichten von Frankfurter Künstlern“, 2. Aufl., Frankf. 1780. Sein Werk: „Artistisches Magazin“ (1790) widmet er „seinem Jugendfreund Goethe“.

Fünftes Buch (S. 186—240).

S. 186, Z. 16. id̄ CC¹; ſid̄ richtig in *E*.

S. 188, Z. 20. und CC¹; ober *E*.

S. 189, Z. 12, Anm. 2. Vgl. R. Wülker im „Archiv für das Studium der neuern Sprachen und Litteratur“, Bd. 88, Heft 2 (1892). Bettina („Briefwechsel Goethes mit einem Kinde“, S. 363, 3. Aufl., Berl. 1881) spricht von einem Wirtshause „Zur Rose“ in Offenbach. Passavant („Frankfurter Didaskalia“ 1874, Nr. 309) hat die Wohnung Gretchens bestimmt als in der Nähe der Peterskirche gelegen angegeben; vgl. Düntzer, Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken (Bd. 1, S. 35 ff., Leipz. 1885).

S. 192, Z. 36 f. zu einem beßern fehlt CC¹; wir folgen *E*.

S. 201, Z. 6, Anm. 2. Vgl. „Diarien“, Bd. 1, S. 11 ff.

S. 203, Z. 17, Anm. 1. Vgl. „Diarien“, Bd. 1, S. 18.

Z. 21, Anm. 2. Vgl. „Diarien“, Bd. 1, S. 26.

Z. 21, Anm. 3. Vgl. „Diarien“, Bd. 1, S. 27.

S. 205, Z. 10 ff. Vgl. Preuss, Friedrich der Große, Bd. 2, S. 397 ff. (Berl. 1832).

Z. 19. C¹; richtig in *E*.

S. 207, Z. 24. gefährlichen CC¹; richtig in *E*.

S. 208. Z. 9, Anm. 2. Vgl. Fr. Muncker, Johann Kaspar Lavater, S. 9 ff. (Stuttg. 1883).

Z. 17, Anm. 3. Vgl. Loeper.

S. 211, Z. 8. Vgl. „Diarien“, Bd. 2, S. 144 ff.

Z. 18. Vgl. „Diarien“, Bd. 2, S. 162—165.

Z. 33. Über Saldrappe vgl. Loeper, S. 223.

S. 213, Z. 32. Vgl. „Diarien“, Bd. 3, S. 16.

S. 221, Z. 1. Lampe CC¹ (Versehen?); wir folgen *E*.

S. 222, Z. 33. Haber C¹ *E*.

S. 225, Z. 21 ff. Vgl. „Diarien“, Bd. 3, S. 23 ff. Über Goethes engen Anschluss an die Schilderung in den „Diarien“ vgl. Alt, S. 31 f.

S. 229, Anm. 1. Vgl. „Diarien“, Bd. 3, S. 56.

S. 227, Anm. 2. Vgl. Stricker, in der Zeitschrift „Im Neuen Reich“, 3. Jahrg., Bd. 2, S. 195 (Leipz. 1873).

Z. 11 ff. Über die Reichsinsignien vgl. Beck, Die Kleinodien des heil. röm. Reiches (Wien 1860).

Z. 16 ff. Vgl. „Diarien“, Bd. 3, S. 156; unsere Anm. 3 ist wörtlich aus den „Diarien“ entnommen.

S. 228, Z. 12 ff. Vgl. „Diarien“, Fourierliste, S. 59.

S. 229, Anm. 1. Vgl. „Diarien“, Bd. 3, S. 143.

S. 233, Z. 22 ff. Dasselbe Bild aus Lukianos gebraucht Goethe von dem Apelschen Garten in Leipzig im Brief an Cornelia vom 12. Dezember 1765.

S. 234, Z. 2. nicht *C*; das Richtige ſeid̄t in C¹ *E*.

Z. 30. Kriegk, „Senckenberg“ (S. 326) hat in den Kriminalakten joner Zeit (vom 14. Mai 1764) gefunden: Eine Untersuchung gegen den

Gerichtssubstituten Johann Adolf Wagner und den Oberstrichter Raab wegen einiger Unterschleife in der Gerichtskanzlei. Beide Beklagten wurden in die Kosten des Verfahrens und in den Empfang eines ernstlichen Verweises verurteilt. Wagner war ein oder zwei Jahre vorher angestellt. Vgl. auch W. Scherer, Aufsätze über Goethe, S. 31 ff. (Berl. 1886).

S. 239, Z. 4. weiter fehlt *CC*¹; das Richtige in *E*.

Z. 18. Vgl. „Diarien“, Bd. 3, S. 196.

Z. 20. Vgl. „Diarien“, Bd. 3, S. 215.

S. 240, Z. 27. Ursprünglich sollte hier ein Auszug aus dem Roman von Prevost „Manon Lescaut“ folgen. Dieser später unterdrückte Auszug mit der Überschrift: Ritter Degriev u. Manon Lescot. ist abgedruckt in *W*, Bd. 26, S. 376 ff. Vgl. Alt, S. 46.

Zweiter Teil.

Sechstes Buch (S. 243—286).

S. 243, Z. 16. Der „Aufseher“ war vielleicht der in den Briefen an Cornelia und Augustin Trapp genannte Freund Namens Müller; vgl. *W IV*, Bd. 1, S. 30_a; S. 55_{a1}; S. 57_a.

S. 245, Z. 29. und fehlt *C*; das Richtige in *C*¹ und *E*.

Z. 35. ihr Hilf! fehlt *C*; das Richtige in *C*¹ und *E*.

S. 247, Z. 29. Bruckers „Geschichte der Philosophie“ erwähnt Goethe auch in dem Aufsatz „Einwirkung der neuern Philosophie“ in seinen naturwissenschaftlichen Schriften: *W II*, Bd. 11, S. 47.

S. 248, Z. 6. In der ursprünglichen Fassung (vgl. *W*, Bd. 27, S. 382) wird vom Studium des Neuplatonikers Plotin berichtet, den Goethe aber erst 1805 kennen gelernt hat; vgl. Goethes Briefe an Friedrich August Wolf vom 22. Aug. 1805 und an Zelter und Wolf vom 1. Sept. 1805; ferner Goethes Briefwechsel mit Friedrich August Wolf, herausg. von Michael Bernays, S. 67, 101 und 103, Anm. (Berl. 1868).

S. 249, Z. 13. Vgl. die Notiz in *W*, Bd. 27, S. 380.

S. 252, Z. 28. Vgl. Brief an Cornelia vom 21. Juni 1765.

S. 254, Z. 32. sie, indem sie sich einander mehr nähern, ins flare treten wollten *CC*¹ *E W*; wir folgen Düntzer.

S. 255, Z. 30. — Äusserungen über ihr Gesicht von Cornelia selbst sind erhalten in ihrem Tagebuch und in Briefen an Charlotte Buff u. a.; abgedruckt bei O. Jahn, Goethes Briefe an Leipziger Freunde, S. 235 ff. (Leipz. 1849); Kestner, Goethe und Werther, S. 127 (Stuttg. 1855) und bei Heinemann², S. 96. Die Litteratur über Cornelia ist angegeben bei Geiger, Dichter und Frauen, S. 377 (Berl. 1896). Vgl. auch die Notiz in *W*, Bd. 27, S. 380. Corneliens Bild von Goethe ist häufig reproduziert worden (u. a. bei Heinemann², S. 95).

S. 257, Anm. 1. Vgl. Düntzer, „Frauenbilder“, S. 138 ff.

S. 258, Anm. 1. Vgl. Düntzer, „Frauenbilder“, S. 139 ff. und „Goethes Mutter“, S. 123 ff.

Z. 13. ein fehlt *CC*¹; wir folgen *E*.

S. 263, Anm. 2. Horns Bild, abgedruckt im Anstellungskatalog des Neuen Freien Hochstifts in Frankfurt a. Main von 1895; danach bei Heinemann², S. 52, und in „Goethes Mutter“, S. 44.

S. 264, Z. 9. Vgl. Gespräch mit Eckermann vom 11. April 1829. Die dort erwähnten Briefe Goethes an Horn haben sich nicht gefunden.

Z. 21. In der ersten Fassung dieser Stelle ist Goethe selbst, nicht Horn, der Verfasser des Gedichts; vgl. *W*, Bd. 27, S. 383₁₈ ff.

Z. 37 f. Vgl. das Gedicht in dem Brief an Riese vom 28. April 1766: *W IV*, Bd. 1, S. 45₁₈ ff. und *W*, Bd. 27, S. 384₁₇ ff.

S. 270, Z. 3. mir fehlt *C*¹.

S. 271, Z. 3. mittlere fehlt *C C*¹; wir folgen *E*.

S. 272, Z. 4. nur fehlt *C C*¹; wir folgen *E*.

S. 273, Z. 5. Vgl. Vogel, S. 11, und Mangner, Goethes Studentenwohnung in der Grossen Feuerkugel (im „Leipziger Tageblatt“ vom 28. Aug. 1899, Nr. 436, Morgen-Ausg., Hauptblatt, und Nachtrag dazu in demselben Blatt vom 3. Sept. 1899, 3. Beilage).

Anm. 4. Vgl. den Brief des Buchhändlers Kummer aus Leipzig vom 19. Dez. 1812 an Goethe, *W*, Bd. 27, S. 381, und Goethes Brief an Limprecht vom 13. April 1770.

Anm. 5. Vgl. Biedermann, Bd. 1, S. 8.

Anm. 7. Über Maskov vgl. „Leipziger Tageblatt“ vom 12. Dez. 1898, Hauptblatt der Morgenausgabe.

S. 273, Z. 18. Vgl. Biedermann, Bd. 1, S. 13. Ein Bild von Böhme sowie von den meisten hier genannten Leipziger Persönlichkeiten und Örtlichkeiten bei Vogel, a. a. O., und zum Teil bei Heinemann², S. 56 ff.

Z. 21. Maria Rosina Böhme wird in den Briefen Goethes an die Schwester oft erwähnt, z. B. 12. Okt. und 12. Dez. 1765.

S. 275, Z. 18. Vgl. Biedermann, Bd. 1, S. 19.

Z. 24. Einen feinen Mund *CC*¹ *E*; vgl. *W*, Bd. 27, S. 385.

S. 276, Z. 8. Vgl. Biedermann, Bd. 1, S. 19, und Goethes „Geschichte der Farbenlehre“, *W II*, Bd. 4, S. 292.

S. 277, Z. 34 ff. Dem gegenüber fallen die großen Ausgaben für Kleider, die im Haushaltungsbuch (vgl. S. 86) notiert sind, auf.

S. 278, Z. 29 ff. Von dem Aufwand Wolfgangs und seinen schönen Kleidern von närrischem goût schreibt Horn im April des Jahres 1766, vgl. Jahn, S. 63, und Goethes Brief an Riese vom 21. Okt. 1765: *W IV*, Bd. 1, S. 14₂₂. Wolfgangs Wechsel war sehr bedeutend. Der Vater berechnet die Ausgaben des Aufenthaltes in Leipzig (36 Monate) mit 3600 Gulden; vgl. „Haushaltungsbuch“, S. 87. Dagegen glaubte Goethe anfangs mit 300 Thalern jährlich auskommen zu können; vgl. Brief an Riese 21. Okt. 1765.

S. 279, Z. 4. auftreten *CC*¹; das Richtige hat *E*.

- S. 281, Z. 30. Vgl. Gustav Wustmann, Leipzig durch drei Jahrhunderte, S. 21 (Leipz. 1891).
- S. 282, Z. 22. Vgl. Goethes Brief vom 18. Okt. 1766.
- Z. 29. Vgl. Biedermann, Bd. 1, S. 205.
- S. 283, Anm. Vgl. „Jahrbuch“, Bd. 7, S. 136 (1886).
- S. 284, Z. 3f. Vgl. Brief an die Schwester vom 6. Okt. 1765 und Brief an Oeser vom 9. Nov. 1768.
- Z. 15. Vgl. Biedermann, Bd. 1, S. 66, und Brief vom 6. Dez. 1765.
- Z. 27. Vgl. Brief vom 6. Dez. 1765.
- S. 284, Z. 28. Vgl. Brief an die Schwester vom 11. Mai 1767.
- S. 285, Z. 10. ber fehlt *CC*; das Richtige in *E*.
- Anm. Vgl. Brief an Riese vom 21. Okt. 1765.
- S. 286, Z. 27f. Vgl. Brief an die Schwester vom 12.—14. Okt. 1767.
- In dem Brief an Riese vom 28. April 1766 spricht Goethe sich ähnlich über seine früheren Gedichte aus. Vielleicht hat damals das Autodafé stattgefunden.

Siebentes Buch.

- Über ältere Fassungen einzelner Stellen, erhaltene Schemata und Notizen vgl. *W*, Bd. 27, S. 386—396. Über die Quellen vgl. *Alt*, S. 41 ff.
- S. 288, Z. 33. „Briantes der Jüngere, oder Lobrede auf den Herrn Dr. Joh. Ernst Philippi“ (Professor in Halle; 1732). Ebenso gegen Heinrich Jacob Sivers aus Lübeck in dem „Hamburger Correspondenten“ (1732) und in der Schrift: „Der sich selbst entdeckende X. Y. Z.“ (1733). 1734 erschien seine Schrift: „Die Vortrefflichkeit und Notwendigkeit der elenden Scribenten gründlich erwiesen“; vgl. B. Litzmann, Lissow in seiner litterarischen Laufbahn, S. 38 ff. (Hamb. 1883).
- S. 289, Z. 18 ff. Vgl. Rabeners „Sammlung satirischer Schriften“ (Leipz. 1751—55, 4 Bde.) und Goethes Aufsatz: „Wirkungen in Deutschland in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts“ (in den Aufsätzen zur Litteratur).
- S. 290, Z. 22. Vgl. Gottlieb Wilhelm Rabeners „Briefe, von ihm selbst gesammelt“ u. s. w., herausgegeben von C. F. Weisse (Leipz. 1772). Vgl. über Rabener auch *W*, Bd. 27, S. 390 ff.
- Z. 24. Vom 12. Aug. 1760 an den Kabinettssekretär Ferber in Warschau; s. obengenannte Ausgabe der Briefe, S. 291.
- Z. 29. Vom Herbst 1767 an Weisse; abgedruckt bei Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, Bd. 4, S. 242 (Leipz. 1809).
- S. 294, Z. 5. Vgl. O. Roquette, Leben und Dichtungen Johann Christian Günthers (Stuttg. 1860); B. Litzmann, Zur Biographie und Charakteristik J. Chr. Günthers („Im neuen Reich“, 1879, Bd. 2, S. 517—531).
- S. 295, Z. 26. Goethe hatte geschrieben Ludwig; seit 1837 ist das korrigiert.
- Anm. 3. Vgl. Rousseaus Werke, Bd. 12, S. 145 (1782) und *W*, Bd. 27, S. 394₁₂ ff.

S. 296, Anm. 1. Vgl. Wustmann, S. 269.

Anm. 4. Vgl. auch den Brief Goethes vom 23. Dez. 1765.

S. 297, Anm. 2. Der „Antipope“ ist erst 1776 erschienen, aber schon 10 Jahre vorher geschrieben; vgl. Archiv, Bd. 8, S. 113 (1879).

Z. 11. Vgl. Brief an die Schwester vom 11. Mai 1766.

Z. 23. Vgl. Biedermann, S. 223, und Jahn, S. 26 (2. Aufl., Leipz. 1867).

Z. 29. macht *C*; das Richtige *C¹ E*.

S. 298, Z. 20. Daß der obengenannte Pfeil von Goethe mit Recht als Verfasser des „Grafen von P.“ bezeichnet wird, was Loeper und Düntzer bezweifelt hatten, ist von Goedcke erwiesen worden; vgl. Archiv, Bd. 7, S. 524 ff. (1878), und Bd. 8, S. 223 ff. (1879).

Anm. 7. Vgl. Biedermann, S. 221.

S. 301, Z. 30 ff. Vgl. Allgemeine deutsche Bibliothek, Bd. 1, (1765), S. 97—107 (Rezension über „Don Sylvio von Rosalva“), und S. 215—227 (Rezension der „Comischen Erzählungen“), rezensiert unter Chiffre H.

S. 302, Z. 14 f. Vgl. Bd. 1, S. 300, von Nicolai.

S. 303, Z. 19 ff. Vgl. Gottsched, Versuch einer Critischen Dichtkunst vor die Deutschen, S. 517, 459, 465 (Leipz. 1730).

S. 304, Z. 27. diesen Weget *C*; das Richtige *C¹ E*.

S. 305, Z. 27. soll *CC*; das Richtige hat *E*.

S. 307, Anm. 5—7. Vgl. Hirsch, Lexikon der Ärzte (Wien und Leipz. 1884 ff.).

S. 309, Anm. 4. Vgl. Wustmann, S. 384.

S. 310, Anm. 1. Vgl. Alt, S. 84.

S. 311, Z. 2. Menschlichjsten *CC*; vgl. *W*, Bd. 27, S. 394.

S. 312, Anm. 1. Vgl. B. Suphan, Friedrichs des Großen Schrift über die deutsche Litteratur (Berl. 1888).

Anm. 2. Vgl. Wustmann, S. 285 und „Jahrbuch“, Bd. 11, S. 185 ff. (1888); Brief an Behrlich vom 21. Nov. 1767.

S. 314, Anm. 2. Vgl. A. Strack, Goethes Leipziger Liederbuch (Gießen 1893); „Jahrbuch“, Bd. 7, S. 146 ff. (1886).

S. 315, Anm. 1. Vgl. Brief an Behrlich vom 26. April 1768 und die Briefe aus dem November 1767. Schilderung Käthchens im Brief an Moors vom 3. Okt. 1766 und in den Briefen an Cornelia vom 12.—14. Okt. 1767. Über Goethes Beziehung zur Familie Schönkopf vgl. die Briefe aus Frankfurt vom 1. Okt. 1768 ff.

Z. 16. Vgl. Lessings „Hamburgische Dramaturgie“, Stück 83. Goethe spielte selbst den Knecht Michel (vgl. Brief an Behrlich vom 24. Okt. 1767 und an Käthchen Schönkopf vom Sept. 1768). Auch wurde „Minna von Barnhelm“ aufgeführt. Goethe übernahm den Wachtmeister, Konstanze Breitkopf die Franziska und Horn den Just (vgl. Brief vom 1. Nov. 1768 und Briefe an Behrlich vom 10. Okt. 1767, 27. Nov. und Ende Dez. 1767).

S. 316, Z. 23. hier nicht *CC*; wir folgen *E*.

Z. 34. „Die Laune des Verliebten“ begonnen im März 1767, vgl.

Brief an die Schwester vom 12. Okt. 1767, an Behrisch gesandt am 26. April 1768 (ohne den siebenten Auftritt), vgl. „Jahrbuch“, Bd. 7, S. 149 (1886).

Anm. 1. Vgl. Biedermann, Bd. 1, S. 284 und Briefe Goethes an Käthchen vom 1. Juni 1769 und 23. Jan. 1770.

S. 317, Z. 27. Erwähnt werden in den Briefen an Cornelia und Behrisch aus Leipzig der Plan eines Dramas „Inkle und Yariko“ (13. Okt. 1766), ferner: „Der Thronfolger Pharaos“ (13. Okt. 1766 und 11. Mai 1767), „Der Tugendspiegel“ (Erster Auftritt im Briefe vom 27. Nov. 1767), ein Plan von „Romeo“ (17. Okt. 1767) und der „Belsazar“, Trauerspiel (vgl. Brief vom 7. Dez. 1765, worin Fragment des ersten Auftritts, und Brief vom 11. Mai 1767). „Belsazar“, „Ruth“, „Selima“ etc. wurden verbrannt (vgl. Brief an Cornelia vom 12.—14. Okt. 1767). Das „Lustspiel in Leipzig“ (vgl. Biedermann, Bd. 1, S. 151) gehört in die Frankfurter Zeit (vgl. Brief vom 13. Febr. 1769).

S. 322, Z. 11. *Меншѣ CC¹*; das Richtige in *E*.

S. 324, Anm. 1. Vgl. „Jahrbuch“, Bd. 11, S. 159 ff. (1890).

S. 327, Z. 35 ff. Vgl. Biedermann, Bd. 1, S. 34, und Loeper.

S. 328, Anm. 2. Vgl. E. Kroker in den „Quellen zur Geschichte Leipzigs“, Bd. 2 (Leipz. 1895).

S. 329, Z. 20 ff. Vgl. Hosäus, Ernst Wolfgang Behrisch (Dessau 1883) und „Grenzboten“, Bd. 40, Nr. 14—17 (1881), sowie Goethes Briefe an Behrisch vom Oktober 1766 bis Mai 1768.

S. 330, Z. 30 ff. Das Liederbuch „Annette“ (vgl. den Brief an die Schwester vom August 1767, *W IV*, Bd. 1, S. 96) besteht aus 50 Blättern, vollendet Anfang Oktober 1767 (vgl. Brief vom 12. Okt. 1767). Es ist 1894 wieder aufgefunden worden im Nachlaß Luisens v. Göchhausen und jetzt im Besitze des Goethearchivs (vgl. Suphan in der „Deutschen Rundschau“, Bd. 84, S. 139—145, Juli 1895; abgedruckt ist es in *W*, Bd. 37, dazu Lesarten Bd. 38, S. 216 ff.; ein Faksimile von zwei Seiten bei Heinemann², S. 78).

S. 331, Z. 21. *баъ Роше CC¹*; wir folgen *E*.

Anm. 1. Vgl. die Briefe vom 16. Okt. 1767 und 2. Nov. 1767 an Behrisch und 18. Okt. 1766 an die Schwester: Wir (Behrisch und Goethe) tröstet uns mit einander, indem wir in unserm Auerbach's Hofe, dem Besitztume des Grafen wie in einer Burg, von allen Menschen abgefordert sitzen, u. s. w.

S. 333, Z. 8. Über Gellert vgl. die Kritik von Mauvillons und Unzers Schrift „Über den Werth einiger deutschen Dichter“ etc., aus den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ vom 21. Febr. 1772, verfaßt von Merck und Goethe: *W*, Bd. 37, S. 197 ff., Bd. 38, S. 314 ff.

Z. 23. Vgl. Biedermann, Bd. 1, S. 76.

Anm. 3. Vgl. Düntzer, Goethes Stammbäume, S. 37 (Gotha 1894).

S. 334, Z. 6 ff. Vgl. den Brief an die Schwester vom 11. Mai 1767: Vorm Jahre, als ich die scharfe Critik von Clodiusen über mein Hochzeitgedichte laß, entfiel mir aller Müht . . . Übrigens war Clodius nicht Gegner der Verwendung mythologischer Gestalten in der Dichtung, auch

begegnen noch nach dieser Zeit mythologische Figuren in der Goethischen Lyrik, vgl. „Jahrbuch“, Bd. 21, S. 271 (1900).

S. 335, Anm. 2. Clodius' „Prolog“ ist abgedruckt bei Biedermann, Bd. 1, S. 79 ff. Vgl. auch Goethes Brief an Friederike Öser vom 13. Febr. 1769 (*W IV*, Bd. 1, S. 197, ff.). Die „Rede am Friedrichstage“ von Minor mitgeteilt im „Jahrbuch“, Bd. 8, S. 225 (1887).

Z. 21 ff. Vgl. Biedermann, Bd. 1, S. 82.

S. 336, Z. 11. Vgl. Brief Goethes vom 27. Nov. 1767.

Z. 13. Vgl. „Jahrbuch“, Bd. 11, S. 192 (1890).

S. 337, Z. 1. Horns Fassung abgedruckt bei Loeper, Bd. 2, S. 225.

S. 338, Anm. 1 und 2. Vgl. „Grenzboten“, Bd. 40, Nr. 14 (1881) und Brief Goethes vom 16. Okt. 1767.

S. 340, Z. 7 ff. Vgl. den Brief an Käthchen Schönkopf vom 31. Jan. 1769 (*W IV*, Bd. 1, S. 186), „Wissenschaftl. Beilage der Leipziger Zeitung“ vom 29. März 1894 und Alt, S. 81.

Achtes Buch (S. 342—389).

S. 342, Z. 4. Vgl. A. Dürr, Adam Friedrich Öser (Leipzig 1879).

Z. 12. Vgl. Brief an Cornelia vom 12. Dez. 1765.

Z. 23 ff. Vgl. Briefe an Öser und seine Tochter (*W IV*, Bd. 1, S. 200, 208—229).

S. 343, Z. 27 ff. Vgl. Vogel, S. 64.

S. 344, Z. 16. Das Dekorationsbild existiert nicht mehr. Vgl. dazu und zu dem ganzen Abschnitt Justi, Bd. 1, S. 343 ff.

Z. 22 ff. Das Neue Komödienhaus (das jetzige Alte Theater) auf der Ranstädter Bastei; von Privatpersonen, dem Oberst Fäsch und dem Kaufmann Zehmich, errichtet, eröffnet am 10. Okt. 1766. Vgl. Brief an Cornelia vom 18. Okt. 1766 und Wustmann, S. 276. Der Theaterzettel von diesem Tage ist abgedruckt bei Heinemann, 1. Aufl., S. 81 (Leipz. 1895). Aufgeführt wurde „Hermann“, Tragödie in fünf Akten von Johann Elias Schlegel mit einem Prolog von Claudius, ferner das Ballett „Von vergnügten Schäfern“ und eine Komödie „Die unvermutete Wiederkunft“ von Regnard in einem Akte. Über das Leipziger Theater während Goethes Aufenthalt vgl. den Aufsatz Goethes „Leipziger Theater“ (in Bd. 26 unserer Ausgabe), Wustmann, S. 284 f. und „Jahrbuch“, Bd. 11, S. 185 f.

Z. 23 ff. Eine kleine Kopie des Vorhangs befindet sich in der Leipziger Stadtbibliothek; nachgebildet unter anderem bei Vogel, S. 56, und bei Heinemann², S. 84. Eine ausführliche Beschreibung (von Kreuchauf) ist abgedruckt in Wustmanns „Leipziger Neudruck“, Bd. 2, S. 32 ff. (Leipz. 1899). Danach ist in dem Vorhofs nicht der Tempel des Ruhms, sondern der der Wahrheit dargestellt, und außer „den neuern Schauspieldichtern“ sind auch die des Altertums dargestellt.

S. 345, Anm. Vgl. Wustmann, S. 281 ff.

S. 345, Z. 25. Lob Ösers über Goethes Zeichnung im Brief Goethes an Behrlich vom 24. Okt. 1767.

S. 346, Z. 18. Vgl. dazu die Urteile Goethes aus seiner Frankfurter Zeit (*W IV*, S. 200, 208—229) in den Briefen an Öser und seine Tochter.

S. 347, Z. 17. Vgl. *Justi*, Bd. 1, S. 374 ff.

Z. 19. Vgl. *Justi*, Bd. 1, S. 290 ff.

Z. 23. Vgl. *Justi*, Bd. 1, S. 434 ff.

Z. 24. Vgl. *Justi*, Bd. 1, S. 361 ff.

S. 348, Z. 25 f. Vgl. Biedermann, Bd. 1, S. 188; er übersetzte Geßners Dichtungen ins Französische (Loeper).

Z. 29 ff. Vgl. J. Vogel, *Das Museum zu Leipzig*, S. 14 ff. (Leipzig 1892). Kreuchaufs Schriften zur Leipziger Kunst sind neu herausgegeben in den „Leipziger Neudrucken“ von Wustmann, Bd. 2 (Leipzig 1899).

Z. 30. Eine solche Societät ist für das Jahr 1763 bezeugt. Sie kam wöchentlich zusammen, vgl. J. Vogel, *Das Museum zu Leipzig*, S. 15 (Leipzig 1892) und Kreuchauf, *Schriften zur Leipziger Kunst* (in den „Leipziger Neudrucken“, Bd. 2, S. 13, Leipzig 1899).

S. 349, Z. 1. Katalog der Wincklerschen Sammlung, von Kreuchauf verfaßt 1768, vgl. Wustmanns „Leipziger Neudrucke“, Bd. 2, S. 115 (Leipzig 1899); außerdem gab es noch zwei große Richtersche Sammlungen (Thomaskirchhof, jetzt Nr. 2, und auf der Reichs-, später Hainstraße). Ferner ist noch zu erwähnen die Kunsthandlung von Ch. Heinrich Rost auf der Katharinenstraße und die Handlung von Peter Schenk in Hohmanns Hof. Vgl. Vogel, *Das Museum zu Leipzig*, S. 1—15 (Leipzig 1892).

S. 353, Anm. 1. Vgl. Brief an Behrisch aus dem März 1768 (*W IV*, Bd. 1, S. 156, ff.).

S. 354, Z. 14 ff. Vgl. Woermann, *Goethe in der Dresdener Galerie* (in der „Kunst für Alle“, Heft 14—16, Münch. 1899).

Anm. 2. Vgl. Woermann a. a. O., S. 230.

S. 355, Z. 8. hätte fehlt *CC1*; das Richtige in *E*.

Z. 24 ff. Vgl. W. Frh. v. Biedermann, *Goethe in Dresden*, S. 2 u. 131 ff. (Leipzig 1875).

S. 357, Anm. 2. Vgl. Joh. Winckelmann, *Von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen*, S. 20 (Dresd. 1763): „Die besten Sachen standen in einem Schuppen von Brettern wie Häringe gepackt“.

S. 359, Anm. 2. Vgl. Wustmann, S. 268.

Anm. 4. Vgl. Biedermann, S. 203.

Z. 24 f. und 27 f. Vgl. Biedermann, S. 207.

Z. 29. Über Konstanze Breitkopf vgl. Goethes Briefe an Cornelia vom 11. Mai und 12. Okt. 1767 sowie an Behrisch vom 10. Okt. und 20. Nov. 1767.

S. 360, Z. 25 f. Vgl. „Gespräche“, Bd. 1, S. 8 ff.

S. 361, Z. 18 ff. Zwei dieser Radierungen Goethes befinden sich in der Leipziger Stadtbibliothek, die eine ist Dr. Herrmann, die andere Goethes Vater gewidmet, veröffentlicht in der „Zeitschrift für bildende Kunst“, N. F., Bd. 4, S. 97 (1893). Danach eine davon bei Heine-

mann³ hinter S. 84. Eine andere sandte Goethe an Behrlich; vgl. Brief an Behrlich vom 26. April 1768: Da hast du eine Landtschaft, das erste Denkmahl meines Namens, und der erste Versuch in dieser Kunst.

S. 362, Z. 3 ff. Über Weißes Trauer- und Singspiele vgl. Minor, Ch. F. Weiße (Innsbr. 1880). Sein Drama „Romeo und Julia“, bekannt aus Lessings „Hamburgischer Dramaturgie“, wurde am 6. Mai 1767 aufgeführt, vgl. Brief an Behrlich vom 17. Okt. 1767 und „Jahrbuch“, Bd. 7, S. 143.

Z. 7 f. Vgl. Goethes Aufsatz „Für Freunde der Tonkunst, von Friedrich Rochlitz“ (unter den Aufsätzen über das Theater), der zuerst 1824 in Bd. 5 von „Kunst und Altertum“ erschien.

Z. 8 ff. Vgl. Wustmann, S. 284.

Z. 15. außerordentlicher *C C*¹: das Richtige in *E*.

S. 363, Z. 25 ff. Vgl. Goethe, Winckelmann und sein Jahrhundert (*W*, Bd. 46, S. 67 ff.).

Anm. 4. Vgl. Justi, Bd. 3, S. 283. Über Petronella vgl. Rosenbaum in den „Preuss. Jahrbüchern“, Bd. 87, S. 298 ff. (1897).

Anm. 6. Vgl. Rode, Leben Fr. W. Erdmannsdorfs (Dessau 1801).

S. 364, Anm. 1. Vgl. Justi, Bd. 2, S. 421 ff.

S. 365, Anm. 2. Vgl. den Brief an Behrlich vom 2. Nov. 1767.

Z. 29. Vgl. den Brief an Käthchen vom 31. Jan. 1769 (*W IV*, Bd. 1, S. 186₂₄). Über diesen „unbegreiflichen Blutsturz“ vgl. Möbius, Über das Pathologische bei Goethe, S. 145 ff. (Leipz. 1898).

Z. 35. ein Geschwulst *C C*¹ *E*, vgl. jedoch S. 376₁₁: mit der Geschwulst

S. 366, Z. 13. Vgl. Brief an Limprecht, Goethes Stubennachbar, der ihm in der Krankheit beigestanden, vom 13. April 1770.

Anm. 2. Vgl. Brief an die Schwester vom 11. Mai 1767 und „Jahrbuch“, Bd. 7, S. 135.

S. 367, Anm. 1, Z. 1. Vgl. Biedermann, Bd. 1, S. 190.

Anm. 2. Vgl. Biedermann, Bd. 1, S. 170.

S. 368, Z. 15 ff. Vgl. P. Zimmermann, E. Th. Langer (Wolfenbüttel 1883).

Z. 26 f. Vgl. Brief an Behrlich vom 17. Okt. 1767: Da sagt ich ihm, es wären einige Umstände in der Hauptstadt die es ausdrücklich verböten, weiter mit dieser Familie (des Grafen) in Gemeinschaft zu leben... (*W IV*, Bd. 1, S. 122₁₂). Goethe und Langer trafen sich auf der Kunstakademie, Goethe war ihm zuerst abgeneigt (vgl. die Briefe vom 24. Okt. und 3. Nov. 1767); Goethe besuchte ihn Anfang Dezember 1767 (vgl. den Brief vom 15. Dez. 1767).

S. 369, Z. 9. zuletzt *C C*¹; das Richtige in *E*.

S. 370, Z. 29. mir *C*; das Richtige in *C*¹ *E*.

S. 371, Z. 1. Seelenoungert *C C*¹; das Richtige in *E*.

Z. 2. bestimmt *C C*¹; das Richtige in *E*.

Z. 32. Doch ließ die kurfürstliche Kommission 69 Studenten in der Pleißenburg festsetzen; 11 davon wurden von einem bis zu drei Monaten Kurzer verurteilt, doch schon am 14. Nov. 1768 begna-

dig. Über den Sachverhalt vgl. Witkowski im „Jahrbuch“, Bd. 15, S. 206 ff. (1894), und O. Günther, Zur Geschichte des Leipziger Musenkrieges (Leipz. 1894). Nach Günthers Nachforschungen waren die Forderungen der Studenten nicht unberechtigt. Eine von ihnen richtete sich gegen das Theaterverbot, das die Aufführungen auf 2 Tage in der Woche beschränkte.

S. 372, Anm. 1. Vgl. Brief an Käthchen vom 31. Jan. 1769 (*W IV*, Bd. 1, S. 186).

Anm. 5. Vgl. Heinemann², S. 318.

Anm. 6. Vgl. Brief an Öser vom 13. Sept. 1768.

Anm. 7. Vgl. Jahn, 2. Aufl., S. 293 ff.

S. 373, Z. 5f. Vgl. den Brief vom 12. Okt. 1767 an Cornelia.

Z. 11 ff. Die Briefe und Tagebücher schweigen völlig über die Eltern. Über das Verhältnis zur Mutter vgl. „Goethes Mutter“, S. 48, ferner *W*, Bd. 27, S. 380.

Z. 35. Auszüge aus der Reisebeschreibung in den „Festgrüssen“, S. 3—54 und S. 83.

S. 374, Z. 15. Vgl. hierüber und über das adelige Sonntagskränzchen des Pfarrers Claudi und den Herrnhutianismus in Frankfurt „Goethes Mutter“, S. 54 ff.

Z. 17 ff. Über Fräulein v. Klettenberg, ihre Beziehungen zur Goethischen Familie, ihre Selbstbiographie, von Goethe „Die Bekenntnisse einer schönen Seele“ genannt, vgl. H. Dechent, Goethes Schöne Seele (Gotha 1896). Fräulein v. Klettenberg und Frau Rat hatten eine gemeinsame Tante, die Frau des Stadtkommandanten Johann Nikolaus Textor, eine geborne v. Klettenberg.

S. 375, Z. 10. ber anstatt zur *C C*¹; das Richtige in *E*.

Z. 16 ff. Fräulein v. Klettenberg neigte sich zu dieser Richtung seit 1754, vgl. Dechent a. a. O., S. 217. Wie nahe Goethe den Herrnhutern stand, zeigt sich auch durch seinen Besuch der Brüdergemeinde zu Marienborn im Darmstädtischen am 22. Sept. 1769; vgl. „Haushaltungsbuch“, S. 88, wo der Vater 2 Fl. 13 Kr. dafür notiert.

Anm. 1. Vgl. Dechent a. a. O., S. 79.

Anm. 3. Vgl. Lappenberg, Reliquien des Fräuleins von Klettenberg, S. 280 (Hamb. 1849).

S. 376, Anm. 2. Vgl. „Haushaltungsbuch“, S. 88; er erhielt am 21. Jan. 1769 96 Fl.

Anm. 3. Er erhielt am 21. Jan. 1769 78 Fl. 48 Kr. (vgl. „Haushaltungsbuch“, S. 88). Über den krankhaften Zustand Goethes, der, abgesehen von zeitweiligen Besserungen, bis zu Beginn des Jahres 1770 währte, handelt unter Berücksichtigung der Briefe aus dieser Zeit: Möbius, Das Pathologische bei Goethe, S. 149 ff. (Leipz. 1898). Die Briefstellen darüber *W IV* 161²⁰, 165¹⁸, 170¹⁰, 178², 183⁸ f., 186⁸, 188¹⁰, 189¹⁰, 196⁴, 203⁸, 219⁸ f.

S. 377, Anm. 1. Vgl. Loeper.

S. 378, Anm. 4. Vgl. Düntzer.

Anm. 6. Am 7. Dez. 1768 nach Corneliens Tagebuch (vgl. Jahn,

S. 277 f.) und *W IV*, Bd. 1, S. 183; vgl. „Goethes Mutter“, S. 57, ferner Möbius, *Das Pathologische bei Goethe*, S. 152 (Leipz. 1898), und „Haushaltungsbuch“, S. 88.

S. 379, Anm. 1. Vgl. Dechent, *Goethes Schöne Seele*, S. 81 (Gotha 1896).

S. 383, Z. 24. Vielleicht gehört in diese Zeit die Zeichnung von Goethes Zimmer, die Ruland in der Schrift „Aus dem Goethe-National-Museum“, (Weimar 1895) veröffentlicht hat (danach bei Heinemann², S. 174).

Z. 35. Vgl. „Haushaltungsbuch“, S. 79, und Gwinner, *Kunst und Künstler in Frankfurt a. M.* (Frankf. 1862).

S. 384, Z. 20 ff. Davon schreibt Goethe schon am 6. Nov. 1768 an Friederike Öser, während die Krisis der zuerst geschilderten Krankheit am 7. Dez. 1768 stattfand.

S. 385, Z. 5. Cite fehlt *CC¹E*; ergänzt in der Cottaschen Ausgabe von 1851.

Z. 29 f. Vgl. z. B. die Kritik des Briefes von Cornelia im Brief vom 21. Nov. 1765 und des Briefes vom 6. Dez. 1765 und folgende.

Z. 31. genug fehlt *CC¹*; das Richtige in *E*.

S. 386, Z. 14 f. Die erhaltenen Manuskripte der „Mitschuldigen“ sind beide aus dem Jahre 1769.

Z. 22. Von Reisen in dieser Zeit werden im „Haushaltungsbuch“ erwähnt: Ausflug nach Marienborn zur Synode der Herrnhuter 22. Sept. 1769, Ausflug nach Mannheim und nach Worms. Während des Frankfurter Aufenthalts wird im „Haushaltungsbuch“ ein monatliches Taschengeld von 6 Fl. und die Gesamtausgabe vom September 1768 bis Ende März 1770 mit 593 Fl. vermerkt.

S. 388, Z. 9. mittelbar *CC¹*; das Richtige in *E*.

Neuntes Buch (S. 390—434).

S. 391, Z. 11. Goethe schwebt hier die Stelle aus Wielands „Agathon“ (1767, Bd. 2, S. 104 f.) vor: „Im Himmel und auf Erden sind eine Menge Dinge, wovon kein Wort in unserem Compendio steht — sagt der Shakespearsche Hamlet“ (vgl. Seuffert, *Der junge Goethe und Wieland*, in der „Zeitschrift für deutsches Altertum“, Bd. 26, S. 253, Berl. 1882).

Z. 24. Der Vater hatte in Straßburg nach seiner Rückkehr von der großen Reise Vorlesungen gehört; vgl. oben, S. 43.

Z. 24. Zuerst wird diese Absicht erwähnt im Brief an G. Breitung, August 1769; dann an Käthchen vom 23. Jan. 1770: Von Straßburg ziehe ich nach Paris (vgl. Brief an Dr. Herrmann vom 6. Febr. 1770).

S. 393, Anm. 1. Am 2. April, einem Montage, reiste er ab und traf am 4. in Straßburg ein. Vgl. den Brief an Limplrecht vom 19. April 1770: Funfzehn Tage bin ich nun hier.

S. 934, Anm. Am Alten Fischmarkt (jetzt Nr. 36) bei einem

Frankfurter, dem Kürschner Schlag; vgl. Froitzheim, Lenz, Goethe und Cl. Fibich, S. 88 ff. (Straßb. 1888). Goethes eigenhändiger Eintrag in die Matrikel vom 18. Aprilis (vgl. Froitzheim, Zu Straßburgs Sturm- und Drangperiode, S. 8, Straßb. 1888) ist faksimiliert in der „Festschrift zur Eröffnung der Straßburger Universität 1872“ von A. Stricker.

Z. 32. Vgl. Goethes Brief an Fräulein v. Klettenberg vom 26. Aug. 1770, ferner die Briefe an Limprecht vom 13. und 19. April 1770, die von seiner damaligen streng kirchlichen Richtung Zeugnis ablegen.

S. 395, Anm. 1. Vgl. Froitzheim, Zu Straßburgs Sturm- und Drangperiode, S. 16 (Straßb. 1888).

Anm. 2. Vgl. Froitzheim in der „Straßb. Post“, 1891, Nr. 18.

Z. 18. Das Wort „Räzel“ wird verschieden erklärt, nach Düntzer von Rad, nach Paul von raten, vgl. Sanders' „Deutsches Wörterbuch“ und „Zeitschrift für deutsche Sprache“, Bd. 8, S. 336 (1895).

S. 396, Z. 1. Vgl. „Jahrbuch“, Bd. 11, S. 176.

Z. 5 ff. Vgl. A. Stöber, Der Aktuar Salzmann, S. 18 ff. (Frankf. a. M. 1855), und Düntzer, Der Aktuar Salzmann, Goethes Straßburger Mentor (in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“, Bd. 8, S. 286—343, Leipz. 1894).

S. 397, Anm. Vgl. unten, S. 465, Anm. 5, und Brief an Engelbach vom 30. Sept. 1770.

Z. 16, *ſ*iechen fehlt *CC*¹; das Richtige in *E*.

Z. 17. nicht fehlt *CC*¹; das Richtige in *E*.

S. 398, Anm. 1. Vgl. Jung-Stillings „Lebensgeschichte“, S. 270 (Stuttg. 1835).

Anm. 3 und S. 399, Anm. 1. Vgl. Hirsch, Lexikon der Ärzte (Wien und Leipz. 1886 ff.).

S. 399, Anm. 2. Vgl. Loeper.

S. 400, Z. 7 ff. Die Glaubwürdigkeit dieses Berichts ist mit Unrecht angezweifelt worden von Froitzheim, Goethe und Heinrich Leopold Wagner (Straßburg 1889); vgl. Kochendörffer in den „Preußischen Jahrbüchern“, Bd. 66, S. 543 ff. (1890).

S. 401, Anm. Das dafür bei Pfeiffer, Goethes Friederike, S. 13 (Leipz. 1841), ausgegebene Gedicht ist nicht von Goethe, wie Loeper nachgewiesen hat.

Z. 27 f. etelshafte *C*¹; das Richtige in *CE*.

S. 405, Z. 28 Gesellschaft *CC*¹; das Richtige in *E*.

S. 407, Z. 12 ff. Vgl. „Heinrich Stillings Wanderschaft“, S. 158 ff. (Berl. u. Leipz. 1778). Stilling und Troost kamen im September 1770 nach Straßburg; vgl. Erich Schmidt, Charakteristiken, S. 286 (Berl. 1886).

S. 409, Z. 24. ehrliche tüchtige *C*¹.

Z. 26. Vgl. Leyser, S. 33; auch Goethes „Tag- und Jahreshefte“ von 1797 (*W*, Bd. 35, S. 72^{2a}). Immatrikuliert wurde Lerse am 8. Juni 1770; vgl. Erich Schmidt, Charakteristiken, S. 286 (Berl. 1886).

S. 410, Z. 4. tiefen *C*¹.

S. 412, Anm. 1 u. 2. Vgl. Hirsch, Biographisches Lexikon der Ärzte (Wien und Leipz. 1885 ff.).

S. 413, Anm. Vgl. Loeper.

S. 415, Anm. 1. Vgl. Paul Beck, Joseph Klinglin (1752) und Silbermann, Zur Lokalgeschichte der Stadt Straßburg (Loeper).

S. 420, Z. 11 ff. Man vgl. zu dem Folgenden Goethes Schriften: „Von deutscher Baukunst“ (1772) und „Dritte Wallfahrt zu Erwins Grabe“.

S. 422, Z. 4 ff. himmelhoher *CC*¹; das Richtige in *E*.

S. 423, Z. 24. vaterländische *CC*¹.

S. 425, Z. 28. Über Boisserée vgl. dessen Selbstbiographie und Briefe, herausg. v. seiner Witwe unter dem Titel „Sulpiz Boisserée“ (Stuttg. 1862, 2 Bde.), ferner „Gespräche“, Bd. 3, S. 11 ff., den Brief an Reinhard vom 4. Juni 1811 und Goethes Schrift „Von deutscher Baukunst, 1823“. Unsere Stelle enthält Goethes Dank und seine erste öffentliche Anerkennung der Verdienste Boisserées.

S. 427, Z. 35. Reife *CC*¹; das Richtige in *E*.

S. 428, Z. 13f. Biedermanns Vermutung, daß der Tanzmeister Sauvour am Broglieplatz (vgl. „Goetheforschungen“ N. F., S. 339 f., Leipz. 1886, und „Jahrbuch“, Bd. 3, S. 347) damit gemeint sei, ist widerlegt worden von Froitzheim, Goethe und Heinrich Leopold Wagner, S. 37 ff. (Straßb. 1889).

S. 429, Z. 1. ganz fehlt *CC*¹; das Richtige in *E*.

S. 430, Z. 1. Daß hier ein Erlebnis Goethes vorliegt, hat Erich Schmidt wahrscheinlich gemacht durch den Hinweis auf den ersten Brief Werthers in „Werthers Leiden“, wo Lucinde unter dem Namen Leonore vorkommt. Vgl. Erich Schmidt, Charakteristiken, S. 276f. (Berl. 1836).

Zehntes Buch (S. 435—488).

S. 437, Anm. 1. Vgl. Briefe von Goethes Mutter an Anna Amalie, herausg. von K. Heinemann, S. 152 (Leipz. 1889).

S. 438, Z. 28. Vgl. Goethes „Tag- und Jahreshefte“ von 1805 und *W*, Bd. 27, S. 389: Bodmer wie später Gleim. Eine Genne für Talente.

Anm. 2. Vgl. A. Koberstein, Grundriß der Geschichte der Deutschen Nationallitteratur, Bd. 3, S. 83 (5. Aufl., Leipz. 1872).

S. 440, Z. 27. Herder wohnte im Hôtel zum Geist bis zum 12. Sept. 1770, darauf für kurze Zeit im Quartier des Prinzen, dann in der Nähe des Louvre, Auberge zum Louvre garni (jetzt Salzmannngasse Nr. 7); vgl. Erich Schmidt, Charakteristiken, S. 287 (Berl. 1886), Haym, Bd. 1, S. 388, Anm., und Froitzheim in der „Straßburger Post“, 1889, Nr. 186.

Z. 28. wald *CC*¹; das Richtige in *E*.

Anm. 3. Vgl. Haym, Bd. 1, S. 379.

Anm. 5. Vgl. Haym, Bd. 1, S. 393.

- S. 442, Z. 24. Vgl. Haym, Bd. 1, S. 387.
 Z. 26. Ausführliches über die Operation bei Haym, Bd. 1, S. 388 ff.
 S. 443, Z. 2. Vgl. Erich Schmidt, Charakteristiken, S. 286 (Berl. 1886), und Haym, Bd. 1, S. 391.
 S. 444, Z. 16. neuem *C*; das Richtige in *CC*¹.
 S. 445, Z. 16. *Сілбершлаг*,] *Сілбершлаг*, *CC*¹ *E*; erst in der Ausgabe von 1837 verbessert.
 S. 446, Z. 32. In Dresden sind von ihm acht Gleichnisse Christi gemalt; vgl. Woermann, Goethe in der Dresdner Galerie („Kunst für Alle“, München 1898/99, S. 250 ff.).
 S. 447, Anm. 2. Vgl. Brief an Herder vom Herbst 1770 (*W IV*, Bd. 2, S. 2).
 S. 448, Z. 4 ff. Eingehendere Darstellung des Einflusses Herders bei Heinemann², S. 112—128.
 Z. 13 ff. Vgl. J. Minor, Hamann in seiner Bedeutung für die Sturm- und Drangperiode (Frankf. a. M. 1881).
 Z. 22. Genauere Darstellung der Kur in Herders Briefen und danach bei Haym, Bd. 1, S. 389. Die Kur war erst im Frühjahr 1771 beendet, vgl. den Brief Herders an Ring (Haym, a. a. O.): „Aus drei Wochen sind nicht nur zweimal 3 Monate, sondern aus einem Schnitt und einer Nasenbohrung sind wohl zwanzig Schnitte und zweihundert Sondierungen u. s. w. geworden . . . Mein Auge ist ärger, als es war.“
 S. 449, Anm. 1. Vgl. Haym, Bd. 1, S. 368.
 Anm. 2. Vgl. Haym, Bd. 1, S. 455.
 S. 453, Z. 4 f. Über Faustaufführungen in der Marionettenhütte auf dem Liebfrauenberg in Goethes Kindheit vgl. „Festschrift“, S. 115 ff.
 Z. 19. *allen C*¹.
 Anm. Vgl. Heinemann², S. 172.
 S. 454, Anm. und 455, Anm. 2. Vgl. Froitzheim, Zu Straßburgs Sturm- und Drangperiode, S. 6 ff. (Straßb. 1888).
 S. 455, Z. 8 und 9. ein kleiner zusammengefallener Mann *C*¹.
 Anm. 1. Vgl. Phil. Ferd. Lucius, Friederike Brion, S. 68 (Straßb. 1877).
 S. 458, Anm. 5. Vgl. den Brief aus Saarbrücken vom 27. Juni 1770 (*W IV*, Bd. 1, S. 235).
 S. 460, Anm. 1. Vgl. „Jahrbuch“, Bd. 11, S. 174 ff.
 S. 461, Anm. 1. „Qui philosophos se per ignem profitebantur neque splendidiore titulo se ornari posse crediderunt.“ (Boerhave, *Elementa chemiae* 1732, Bd. 1, S. 126); vgl. „Jahrbuch“, Bd. 11, S. 174.
 S. 464, Anm. Loeper nach Spach, *Ceuvres choisies*, Tome I: „Biographies alsaciennes“ (1866).
 S. 465, Z. 16. 1583 entdeckt: „Deo Mercurio attegiam teguliciam compositam Severinius Satullinus C. F. (Caji filius) ex voto posuit l. i. m. (laeta lubente mente)“. Vgl. Loeper nach A. Dupuy, *Souvenirs de Niederbronn* (1854).
 Anm. 5. Vgl. Froitzheim, Zu Straßburgs Sturm- und Drangperiode, S. 8 ff. (Straßb. 1888).

S. 466, Z. 19 ff. Vgl. M. Ziegert, Goldsmiths Landprediger in Deutschland („Hochstiftsb.“, N. F., Bd. 10, S. 509 ff., Frankf. 1894).

S. 470, Z. 27 ff. Vgl. den Brief an Friederike Brion vom 15. Okt. und an Katharina Fabricius (?) vom 14. Okt. 1770.

S. 472, Z. 5 ff. Goethes Zeichnung des Hauses ist öfter reproduziert worden, z. B. bei Heinemann³, S. 129.

Z. 17. Bild von ihm bei Heinemann, Goethe, Bd. 1, S. 169 (1. Aufl., Leipz. 1895). Ausführlicheres über die Familie Brion bei Phil. Ferd. Lucius, Friederike Brion (Straßb. 1877).

S. 480, Anm. 2. Vgl. Phil. Ferd. Lucius, Friederike Brion, S. 73 (Straßb. 1877).

S. 482, Anm. Vgl. Erich Schmidt, Charakteristiken, S. 274, Anm. (Berl. 1886).

S. 487, Anm. Das Märchen erschien zuerst in dem „Cottaschen Taschenbuch für Damen“ (Jahrgang 1817 u. 1819); vgl. *W*, Bd. 27, S. 404.

S. 488, Anm. Vgl. „Tag- und Jahreshefte“ von 1805: *W*, Bd. 35, S. 204.



Inhalt.

	Seite
Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit	5
Erster Teil:	
Einleitung des Herausgebers	7
Erstes Buch	19
Zweites Buch	59
Drittes Buch	98
Viertes Buch	133
Fünftes Buch	186
Zweiter Teil:	
Sechstes Buch	243
Siebentes Buch	287
Achtes Buch	342
Neuntes Buch	390
Zehntes Buch	435
Anmerkungen des Herausgebers	489



Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

PT
1891
COO

Goethe, Johann Wolfgang von
Werke

Bd.12

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

